3 1761 08145191 6

PUBLISHERS of LAW BOOKS
PRINTERS and BOOKBINDERS
The Carswell Company
LIMITED
145-149 ADELAIDE STREET WEST
TORONTO

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/werkecha00cham

2856. A

Deutsche

National-Litteratur

1

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. K. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger Prof. Dr. H. Blumner, Dr. F. Bobertag, Dr. K. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. K. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker Dr. P. Merrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, K. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

148. Band

Chamissos Werke

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

LG
C4485W

Chamissos Werke

Gedichte erste und zweite Abteilung. Gelegenheits-Gedichte. In dramatischer Form. Übersetzungen. Peter Schlemihls wundersame Geschichte

herausgegeben

von

Dr. Oskar F. Walzel

38407
19/11/97

Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Alle Rechte vorbehalten

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

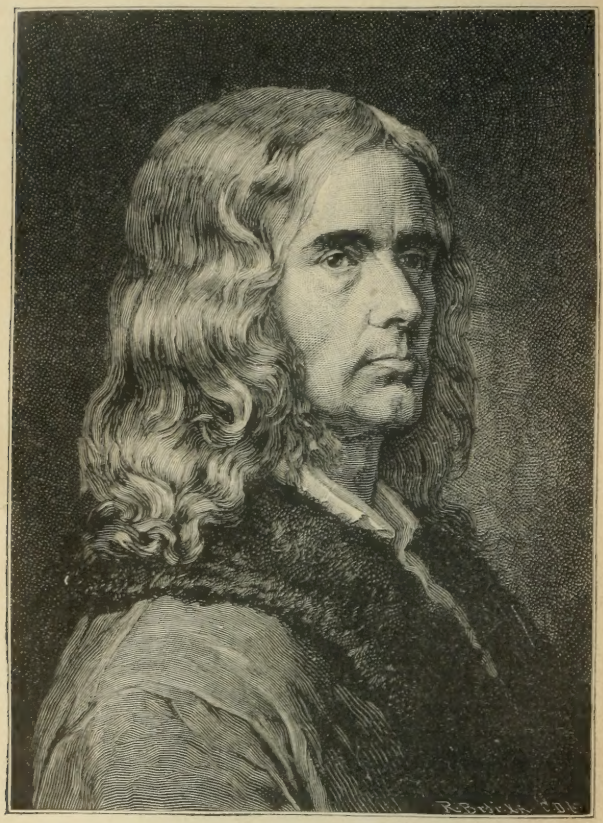
Einleitung.

I. Jugendjahre (1781—1805).

In den waldigen Gefilden des heutigen Departements Marne prangte bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit Türmen und Zinnen, mit steinerner Brücke und Thor das schimmernde Schloß Boncourt. Die erbgesessenen altadligen Grafen von Chamisso, durch treue Dienste dem königlichen Hause Frankreich enge verbunden, hatten um die Mitte des Jahrhunderts das Stammschloß im prunkvollen Stile der Zeit erneuern lassen, um dem Range und dem Reichtum der Familie gebührend Ausdruck zu geben. Aristokratisch-gutsherrliche Gewalt schien da auf untrüglicher Grundlage aufgebaut zu sein; die durch Jahrhunderte sich hinziehende Tradition unerschütterter Größe und Macht rechtfertigte ein felsenfestes Vertrauen auf fernere Dauer gleicher Verhältnisse. Auf Boncourt wurde dem Grafen Louis Marie de Chamisso den 30. Januar 1781*) von seiner Gattin Marie Anne, geborener Gargano, ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Louis Charles Adelaide erhielt.

*) Über den Tag der Geburt vgl. Hofmeister S. 30 Anm. 1.

Seine Brüder und seine Schwester sind nach den mannigfachen Wechselfällen der französischen Revolutionsjahre glücklich wieder ins Vaterland



Adelbert v. Chamisso

zurückgekehrt, um dort als unverfälschte Franzosen das alte Grafenhaus fortzupflanzen; dem jüngsten war es beschieden, in Deutschland feste Wurzeln zu schlagen, sich hier zu einer typischen Erscheinung deutschen

Gelehrtenlebens und Gelehrtenfleißes auszubilden, noch mehr: in einer lyrischem Schaffen mit Vorliebe zugewandten Zeit neben Goethe, Uhland, Heine zu den beliebtesten und glücklichsten Liedersängern sich zu gesellen. Adelbert von Chamisso — denn mit diesem Namen ist er in die Unsterblichkeit eingegangen — gilt uns heute als einer der unzweideutigsten Vertreter deutschen Geisteslebens in Wissenschaft und Dichtkunst. „Ein Fremdling warst du unsrem deutschen Norden, In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn, Und wer ist heimischer als du ihm worden?" ruft Dingelstedt dem deutschen Dichter ins Grab nach*) . . . Wer sich heute dem Genusse seiner von den edelsten Tönen getragenen Liedercyklen hingiebt, fühlt sich nichts weniger denn französisch angemutet. Gerade die Liedercyklen, „Frauen-Liebe und Leben", „Lebens-Lieder und Bilder", hat er mit Bewußtsein als Deutscher für Deutsche gesungen. Chamisso bemerkt einmal: „In der höheren Litteratur besingt der Franzos les faveurs de Glycère und sa belle maîtresse, wo der ehrbare Deutsche in der Regel seine Liebe, seine Braut, seine Frau und seine Kinder meint." **) Chamissos Dichtung weiß nichts von Glycère, nichts von der belle maîtresse; die Form der Liebesempfindung, die in jenen Liedercyklen gefeiert wird, konnte nur auf deutschem Boden Wiederhall finden. Daß sie ihn gefunden, daß jene Dichtungen tief ins Volk gedrungen sind, beweist ihren deutschen Charakter. Populärer, im besten Sinne volkstümlicher sind nur wenige der glücklichsten Würfe Goethes oder Heines.

Eine gewisse Verwandtschaft mit germanischem Wesen dankt Chamisso allerdings seiner Geburtsstätte. Boncourt liegt in der Champagne, die Grafen von Chamisso waren Champenois. Unverkennbar sind heute noch die Spuren germanischer Abkunft in dem Bewohner des weinfrohen Landes. Stark, kühn, kriegerisch, dabei aber schwerfällig und rauh ist gerade der Champenois alles dessen bar, was im Auge des fernerstehenden, aber auch für den echten Franzosen, sei's nun für den Pariser Boulevardier oder für den Sohn des heißblütigen, phantasievollen Südens, das Wesentliche französischen Nationalcharakters ausmacht. Wenn der Franzose von der „naïveté champenoise" spricht, so meint er die eigentümliche Mischung germanischer und romanischer Elemente, die im Charakter der Bewohner der Champagne ausgedrückt ist. Joinville und La Fontaine werden gern als ihre typischen Vertreter genannt. Grade bei Chamisso sind die charakteristischen Eigenschaften seiner engeren Landsleute immer so klar und unverhüllbar hervorgetreten, daß sie nicht nur am Hofe der Frau von Staël, auch in den formloseren Berliner Gelehrtenkreisen Anstoß erregten. Chamisso, innerlich feinfühlig und feinnervig, hat sein ganzes Leben nach gewinnender äußerer Form umsonst gerungen. Naiv bis ins höchste Alter war und blieb er ein Verächter aller Konvention. Nicht nur die verwahrloste

*) In dem Gedicht „Einem Toten". Chamissos „Werke" 6¹, 158.
**) Koch 2, 203.

äußere Erscheinung, nicht nur seine treueste Begleiterin, die Pfeife, setzten ihn zu den weltläufigeren Genossen diesseits und jenseits des Rheins in Gegensatz, auch im engeren freundschaftlichen Verkehr hat er nur durch offenste Biederkeit, nie durch gewinnende und fesselnde gesellschaftliche Liebenswürdigkeit gewirkt. Noch stärker trat die Verachtung aller äußeren Form durch seine echt französische feurige Impetuosität hervor. Derselbe Mann, der eine klassisch abgeklärte Prosa schrieb, der in entsagungsreichster wissenschaftlicher Arbeit Stunden um Stunden am Schreibtische wie angepfählt sitzen konnte, derselbe Mann war des überströmendsten Enthusiasmus fähig. Noch als angesehener Gelehrter und würdiger Hausvater ließ er sich durch die Nachricht von der französischen Julirevolution derart hinreißen, daß er im größten Negligé ohne Hut und in Pantoffeln durch Berlin zu seinem Freunde Hitzig eilte.*) Und doch hat dieser ungelenke, oft rüde Deutschfranzose über eine Feinheit und Delikatesse der Empfindung geboten, die auf den sandigen Fluren der Mark nicht gang und gäbe ist. Kein zweiter deutscher Dichter hat, wie er, dem Weibe die geheimsten und innigsten Gedanken abgelauscht und sie dichterisch verklärt. Auch jetzt sind die zartfingrigsten Analysten des weiblichen Herzens nicht in germanischen Ländern zu Hause. Vielleicht darf auch Chamissos seltene Beherrschung metrischer Form — ich erinnere nur an die Terzine — mit dem romanischen Blute in Beziehung gesetzt werden, das in seinen Adern rollte. Dankten ja auch Wilhelm Schlegel oder Paul Heyse oder Gildemeister nur dem eindringlichsten Einleben in romanische Dichtung die blendende Form ihrer metrischen Gestaltungen.

Noch einen Charakterzug der Muse Chamissos möchte ich auf französische Rechnung setzen. Chamisso ist, insbesondere in den meisten seiner Terzinendichtungen, Naturalist im modernen Sinne. Er scheut nicht vor krassen Effekten, vor nervenerschütternden Wirkungen zurück. Vergesse man nicht, daß, lange ehe Viktor Hugos Vorrede zum „Cromwell" das Programm der französischen Romantik ausgesprochen hat, in Frankreich gesunder Realismus den steifen Klassikern gegenüber sich geltend macht. Wenn Schiller realistische Effekte erzielen will, wendet er sich an Diderot und studiert dessen „Jacques le fataliste" oder er entwirft Dramen, die auf französischem Boden in der Gegenwart spielen. Auch der Sturm und Drang hat seine naturalistischen Tendenzen nicht allein aus Shakespeare geholt; das gleichzeitige französische Drama ist ihm nicht fremd geblieben.

Und letztlich folgt Chamissos naturhistorische Thätigkeit in der empirischen Art ihres Betriebes weniger deutschen als französischen Anregungen. Nicht in dem unter dem Banne aprioristischer, philosophischer Systeme befindlichen Deutschland, nicht im Lande der Naturphilosophen und des Hegelianismus wurde damals gerne empirische Naturforschung

*) Vgl. auch Schöll bei Klüpfel, „Gustav Schwab, sein Leben und Wirken" (Leipzig 1858). S. 253.

betrieben. In Frankreich trug man zu jener Zeit die ersten Steine zu dem großartigen Gebäude der modernen Naturlehre zusammen. Saß ja auch der deutsche Gelehrte viel zu fest auf der Scholle, um eine Weltumseglung zu wagen, wie Chamisso es gethan hat In ihm ist der Auswanderungstrieb zur Geltung gekommen, welcher seine französischen Zeit- und Standesgenossen nach Amerika hat emigrieren lassen, eben jene Adligen, die dann in Charles Sealsfield den trefflichsten Porträtisten ihrer guten Seiten und ihrer Schwächen gefunden haben. Alexander von Humboldt, eine Ausnahmserscheinung in Deutschland, hat aus guten Gründen sein Reisewerk in französischer Sprache verfaßt. — Wie freilich dann bei Chamisso nach der Rückkehr die deutsche Neigung zur Seßhaftigkeit zum Durchbruch gekommen ist, wird später zu zeigen sein.

Die anspruchslose Gelehrtenexistenz in Berlin wäre Chamisso nicht so leicht angekommen, hätte er nicht die echt deutsche Gabe eines glücklichen, trockenen Humors besessen. Fern sei es von mir, irgend welche seelische oder geistige Eigenschaften auf bestimmte Nationen einschränken zu wollen. Allein fraglos liegt dem Franzosen jede Form des Witzes näher als der Humor; für den deutschen Humor von Stindes „Buchholtzens" hat der Franzose kein Organ. Chamisso, der ernste, stille Forscher, der scharfsinnige Kenner der Frauenseele, hat bei einer starken Dosis scharfen Witzes genug Gemüt besessen, um menschliche Thorheit mit harmloser Ironie darzustellen. Seinen „Hans im Glücke", sein „Urteil des Schemjáka" wird ein Franzose kaum bis ins Letzte verstehen.

Dichterisch anregend, eine glückliche Vorbereitung auf die Tendenzen der Romantik, denen Chamisso in Deutschland zunächst begegnen sollte, war sein Jugendleben. Schloßromantik auf der Burg seiner Väter, Waldesromantik in den rings umher sich erstreckenden Wäldern, eine große, weite, einsame Natur bot sich dem Heranwachsenden dar. Gern schweifte der stille, verschlossene Knabe durch Wald und Feld. Damals bereits hat der künftige Botaniker, der schöpferische Naturhistoriker ein außergewöhnliches Interesse an dem Gegenstande seiner späteren Studien bezeugt. Schon 1805, lange ehe er seinen Beruf gefunden hat, generalisiert er dem Freunde de la Foye seine eignen Jugenderfahrungen zu pädagogischen Ratschlägen: „Kinder auf dem Lande werden gewöhnlich mächtig von der Natur angezogen, Blumen, Insekten, alles was da ist, blühet, sich reget, und die größeren Massen, die geheimnisvollen Berge, die Gewässer, die Erscheinungen der Luft, haben einen unsäglichen Reiz für ihre Seele. So war wenigstens ich, und ich weiß noch, wie ich die Insekten erspähte, neue Pflanzen fand, die Gewitternächte anschauend und sinnend an meinem offenen Fenster durchwachte, wie alle meine Spiele, mein Schaffen und Zerstören auf physikalische Experimente und nach Forschen der Gesetze der Natur ausging, weiß, daß, damals geleitet, ich vielleicht jetzt ein Buffon mit unendlichen Kenntnissen ausgerüstet dastehen würde, und dem

höheren Blick sicher reifend, zu dem diese Epoche mich gereift hat.“*) Das war 1805.

Der Knabe Chamisso war ein durchaus innerliches Naturell; scheinbar langsam entwickelte er sich, weil er lange Zeit brauchte, ehe er die Schätze seines Inneren anderen erschließen konnte; Menschen seiner Art legen sich allmählich und sachte, aber tief und gründlich eine geschlossene Herzens- und Geistesbildung an, um dann, wenn sie endlich reif geworden, selbst über die Wirkung zu staunen, die sie ausüben. Chamisso glaubt, fast vierzig Jahre alt, am Anfange seiner Laufbahn zu stehen, und über Nacht sieht er sich zu einem berühmten Gelehrten, zu einem noch berühmteren Dichter erhoben. Kaum läßt sich Goethes Wort bei einem zweiten gleich glücklich anwenden: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter in Fülle.“ Es ist auch der Lieblingsrefrain in den Briefen des alternden Chamisso geworden.**)

Begreiflicherweise war der neunjährige Grafensohn, der später in dem langsamen Aufblühen seiner Söhne ein Bild seiner eigenen Entwicklung wiederfand, noch völlig unreif und unfertig, als mit der französischen Revolution das Verhängnis über das Haus seiner Väter hereinbrach. Die Familie floh mit ihm in die Niederlande, um 1795 in Lüttich festen Fuß zu fassen. Boncourt fiel der Zerstörungswut der aufgewiegelten Massen zum Opfer. Was Chamisso durch die Flucht und durch die Zerstörung der Heimstätte verloren, was die französische Revolution für ihn bedeutet hat, ist in unvergänglichen Versen von ihm zum Ausdruck gebracht worden; seinem Knaben ruft er zu:

„Als ich so schrie, wie du nun schreist, die Zeiten waren
Nicht so wie sie geworden sind.

— — — — — — — — — — — —

Da legten sie, mit gläub'gem Sinn, zu mir dem Knaben
Des Vaters Wappenschild und Schwert.
Mein Erbe war's und hatte noch und sollte haben
Auf alle Zeiten guten Wert.“***)

„Mein Erb' ist worden eitel Rauch,“ klagt er, „ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen.“ Und die Seelengröße dieses selbstlos edlen Menschen tritt vielleicht nirgends schöner hervor als in den Worten, die er fast vier Decennien nach der Flucht an das Schloß Boncourt richtet:

„Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.“†) —

*) Werke 5³, 60 f.
**) Vgl. Werke 6¹, 224 u. öfter.
***) „Der Klappenstorch“ 3: siehe unten S. 43.
†) „Das Schloß Boncourt“; siehe unten S. 79.

Die rasch aufeinander folgenden Ereignisse gönnten der Emigrantenfamilie in Lüttich keine Ruhe. Man wanderte weiter nach Würzburg und von da nach Baireuth. Um für sich und seine Familie das liebe tägliche Brot zu verdienen, wendet der jugendliche Abkömmling eines mächtigen Geschlechtes seinen Fleiß auf Miniaturmalerei von Blumen, ohne zu ahnen, wie wichtig diese Kunst für seinen späteren Lebensberuf, für seine botanischen Arbeiten werden sollte. Doch schon 1796 im Mai folgt er zwei Brüdern, die nach Berlin vorangegangen waren. Er wird Page der Königin Luise, eine Stellung, die dem steifen, verlegenen, schüchternen Knaben wenig zugesagt haben mag. Die Königin läßt ihn sorgfältig unterrichten, so daß er schon im März 1798 zum Fähndrich, im Januar 1801 zum Lieutenant im Regiment von Goetze ernannt werden konnte. Schiller als Feldscher des Regiments Auge und Chamisso als Lieutenant bei Goetze treten zwanglos in Parallele; bei beiden litt die Strenge des militärischen Dienstes unter den zerstreuenden Anforderungen eines überreichen Innenlebens. Chamisso hat sich überdies erst als Offizier des deutschen Idioms bemeistert, wenn nicht in der Sprache, doch in der Schrift; ganz mundgerecht ist's ihm ja nie geworden. Auf der Wachtstube hat er weiter sein Griechisch gelernt. Doch die Sprachstudien hemmten nicht allein seine militärischen Erfolge. Die Hand des Dichters der „Räuber" soll zuweilen schwer auf seinen militärischen Patienten geruht haben; und auch unter der Uniform des Lieutenants Chamisso kam der zerstreute Gelehrte mehr denn einmal zum Vorschein. Noch viele Jahre später sind seine Träume von unfreundlichen Reminiscenzen aus der Zeit seines Gamaschendienstes gestört worden.*) „Der Wirbel schlug, ich kam herbeigelaufen, und zwischen mich und meiner Kompanie stellte sich mein alter Obrist und schrie: 'Aber Herr Lieutenant, in drei Teufels Namen'. — O dieser Oberst! Er hat mich, ein schreckender Popanz, durch die Meere aller fünf Weltteile, wann ich meine Kompanie nicht finden konnte, wann ich ohne Degen auf die Parade kam, wann — was weiß ich, unablässig verfolgt; und immer der fürchterliche Ruf: 'Aber Herr Lieutenant, aber Herr Lieutenant!'" Der Obrist war im Grunde genommen ein ehrlicher Degenknopf und ein guter Mann; als echter Zögling der abgelaufenen Zeit glaubte er indes, Grobsein gehöre notwendig zur Sache. Und doch war Chamisso nicht ohne Ehrgeiz und ohne Eifer an den Militärstand herangetreten. Schon im Jahre 1798 überreichte er dem König Friedrich Wilhelm III. einen militärwissenschaftlichen Aufsatz, der beifällig aufgenommen wurde. Nach Verlauf eines Jahres folgte ein zweiter. Man sieht, seinem Naturell war es nicht gegeben, mit frivoler Gleichgiltigkeit eine Aufgabe anzufassen.**) Dennoch verlor sich das Interesse bald. Allerdings war zur Zeit, da Chamisso in die preußische Armee trat, der Dienst nach allen

*) Koch 3, 118.
**) Werke 5', 10f.

Seiten unerquicklich. Der Geist der großen fridericianischen Epoche war bald nach dem Tode ihres genialen Schöpfers verschwunden; die steifen Formen waren geblieben. Anmaßung und Schroffheit, pochend auf die Verdienste früherer Generationen, konnte die innere Schwäche nicht verdecken. Das Militär hielt sich nicht nur für einen privilegierten Stand im Staate, es glaubte die alleinseligmachenden Geheimnisse der Kriegskunst zu besitzen. Ebendieselben Prahlhanse, die vor der Schlacht von Jena den sieggekrönten französischen Heerführern den Generalstitel nicht gönnen wollten, haben nicht genug Disciplin und Energie besessen, um nach einer unglücklichen Schlacht noch einen Schwertstreich für König und Vaterland zu thun.

Erschwert wurde Chamissos Leben, er selbst noch mehr im fremden Lande vereinsamt, als die Eltern dank einer vom Konsul Bonaparte erlangten Erlaubnis nach Frankreich zurückkehrten. Als Chamisso dann den erkrankten Bruder Eugen 1802 zu den Eltern begleitete, wurde ihm der neue Abschied von der alten Heimat schwer; nur pekuniäre Sorgen ließen ihn am Militärdienste festhalten. War ja doch sein Temperament nicht angethan, den Vorteil auszunutzen, in Königin Luise eine warme Gönnerin zu haben. Seine brüske Naivität hat grade hier viel verdorben. Er ist auf einem Hofballe eingeladen. Die Königin Mutter erkennt ihn und würdigt ihn seiner Ansprache: „Sie tanzen nicht? O, Sie müssen tanzen!" Chamisso repliziert: „Ew. Majestät meine Aufwartung zu machen, war mein einziger Wunsch, da ich gar nicht tanze, und auch keine Lust dazu habe; denn man muß sein Talent zu nichts zwingen, wozu man kein Geschick hat." *) . . . Auch die kärgliche Besoldung ließ einen sorgenlosen Lebensgenuß nicht aufkommen. Dennoch gelang ein allmähliches Einleben in die deutschen Verhältnisse. Behaglicher gestaltete sich Chamissos Dasein durch den Eintritt in einen Kreis von Gesinnungsgenossen, an die ein enger Anschluß bald möglich wurde. Chamissos ältester Freund war sein Landsmann und Regimentskamerad Louis de la Foye, ein treuer, anhänglicher Charakter, der auch nach jahrelanger Trennung (schon 1804 kehrte er nach Caën zurück) fest an dem Jugendgenossen hielt. Wenn ihre Lage schon des Gemeinsamen, der Anknüpfungspunkte viel bot, so kettete sie noch fester aneinander das ehrliche Streben, der deutschen Bildung sich zu bemächtigen. Durch gleiche Anhänglichkeit hat sich der treueste der Treuen, der damalige Referendar beim Kammergericht Julius Eduard Hitzig um Chamisso das größte Verdienst erworben. Bei wenig erfolgreichen dichterischen Bemühungen hat Hitzig immer treffliche mäcenatische Anlagen verraten. Der Mittel bar, seine Schützlinge und Freunde materiell ausgiebig zu unterstützen, bot er in selbstloser Aufopferungsfähigkeit einen zuverlässigen Zufluchtsort dem Anfänger wie dem reifen Dichter; er war auch ein unerschöpflicher Anreger, der in späteren Jahren dem begabteren

*) Fulda S. 42.

Freunde in reicher Fülle die gesuchten Stoffe für seine Dichtung herbeischaffte.*) Sein Organisationstalent, seine praktische Gewandtheit machten ihn zu einer unentbehrlichen Stütze für den kindlich unbeholfenen, den kleinlichen Nöten des täglichen Lebens erliegenden Chamisso. Ältester Biograph von Zacharias Werner und von E. T. A. Hoffmann hat Hitzig nach dem Tode Chamissos auch dessen Erdenwallen im Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten gesorgt. Seinen charakteristischen Stempel erhielt der Kreis durch den Hinzutritt des Freundespaares Varnhagen und Wilhelm Neumann.**) Beide hatten sich kurz vorher im Cohenschen Hause gefunden, an das sie in gleicher Weise als Privatlehrer gefesselt waren. Varnhagen, erst achtzehn Jahre alt, kränkelnd an einer überhasteten Jugendbildung, ließ seine nächste Aufgabe, medizinische Studien, um derentwillen er nach Berlin gekommen war, durch schöngeistige Bethätigung gern überwuchern. Wenn Wilhelm Neumann, still und in sich gekehrt, seine geistigen Interessen nicht zu Markte trug, war Varnhagen gerade darauf bedacht, Anschluß und Freundschaft zu gewinnen, um durch gesellschaftliches dichterisches Wirken größere Resultate zu erreichen, als ihm seine eigenen Versuche allein versprachen. Er war voll Verehrung der Klopstock, Voß, Wieland, der Hölty und Salis nach Berlin gekommen. Bald wurde er sich bewußt, daß er mit solchen Idealen nicht auf der Höhe der Zeit stehe. Die Romantik mit ihrer Bewunderung Goethes war in Berlin allgewaltig; Varnhagen, der fast ausschließlich in den hoch gebildeten jüdischen Häusern sich bewegte, durfte nicht lange zögern, ob er mit den Schlegel, mit Schleiermacher, mit Fichte gehen, oder ob er durch seine Verehrung der sinkenden Größen der Gefahr sich aussetzen solle, zur befehdeten Schule des alten „Kaliforniers" Nikolai gezählt zu werden. Durch Varnhagen bekam der ganze Bund einen ins Romantische schielenden Anstrich, und mit Recht erblickten die Schlegel treue Schildknappen in Varnhagen, Chamisso, Neumann und ihren Genossen.

Der Kreis erweiterte sich bald; der edle und zartsinnige, aber auch wirrköpfige und abschweifende Graf Alexander zur Lippe, Hausfreund bei Cohens, kam durch Varnhagen hinzu. Weiter Ludwig Robert, der Bruder Rahel Levins, der kleinen Levy, der durch eine verfehlte Bearbeitung von Molières „Précieuses ridicules" bald zur Romantik in eine schiefe Stellung kommen sollte; dann der junge Theologe Theremin, nachmaliger Übersetzer aus Cervantes, von dessen Verhältnis zur Buchhändlersgattin Sophie Sander Varnhagen viel Klatsch zu erzählen weiß; der Breslauer Mediziner Koreff, dem nach dem Wiener Kongreß durch seine Beziehungen zum Fürsten von Hardenberg noch eine wichtige Rolle zugedacht war; der Buchhändler Georg Reimer; endlich der behäbige Bernhardi, als Schwager Tiecks und Mitarbeiter am „Athenäum" der

*) Werke 6², 265 f.

**) Seine Berliner Jugendzeit von 1800 ab schildert Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten" 1³, 191 ff. Über Neumann vgl. ebenda 231 f.

Brüder Schlegel unzweideutigster Vertreter der romantischen Doktrin; freilich kam er bald durch seine treulose Gemahlin in Konflikt mit Wilhelm Schlegel, ihrem Liebhaber, und mit Tieck, ihrem Bruder, da ihm dann die einstigen Genossen perfide genug mitspielten. An die Genannten reihte sich Paul Erman, der berühmte Physiker; er war einst Lehrer des Pagen Chamisso gewesen. Auch Klaproths irrlichternde Erscheinung wäre zu nennen. Er hat nachmals sich als Ethnographen und Sprachforscher von mehr als gewöhnlichem Talente bewiesen; dennoch brachte er durch geographische Fälschungen sich um allen Kredit. Schon in Varnhagens Schilderung des Jugendfreundes sind die widersprechenden Züge seines Charakters zu erkennen, seltene Begabung und mangelnde Gewissenhaftigkeit.*)

Meist traf man sich bei Chamisso auf der Wache. Zwischen militärischen Unterbrechungen wurden am Potsdamer und am Brandenburger Thore halbe und ganze Nächte verbracht. Die Freunde fühlten sich als Angehörige eines Bundes. Als Symbol des Bundes wurde der Polarstern gewählt; die Vereinigten nannten sich Polarstern- oder Nordsternbund, und neben der Unterschrift der Mitglieder erscheint fortab gleich einem freimaurerischen Zeichen das geheimnisvolle τ. τ. π. α. τὸ τοῦ πόλου ἄστρον. Die Veranlassung der Namenwahl war eine echt romantisch-mystische Idee, für deren Verbreitung W. Schlegel in Berlin gewirkt hatte. Der Naturphilosoph Baader glaubte die vier Weltgegenden mit Religion, Sittlichkeit, Poesie und Wissenschaft verknüpfen zu können; seine Schrift: „Über das pythagoräische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden" (Tübingen 1798) vertrat diese Hypothese und wirkte durch Schelling auf die Romantik ein. Der Norden sollte der Wissenschaft entsprechen. Die Wissenschaft aber war die höchste Aufgabe der Genossen.**)

Chamisso wurde durch den neuen Bund mannigfach gefördert; er dankte ihm zunächst die Bekanntschaft mit Johannes v. Müller und mit Friedrich Heinrich Jacobi. Bald wurde der Bund auch seinen poetischen Versuchen dienstbar.

Eine wichtige Rolle in Chamissos ersten dichterischen Versuchen spielt seine Beziehung zu Cérès Duvernay.***) Über der interessanten Witwe schwebte ein nicht zu lüftendes Dunkel; unglückliche Verwicklungen, denen sich's nicht auf den Grund kommen ließ, verschlugen sie mit ihrem

*) Vgl. Varnhagen, „Denkwürdigkeiten" 1^3, 272 f.

**) Über den Polarsternbund und seinen Namen vgl. neben Werke 5^2, 33 auch Varnhagen „Denkw." 1^1, 265. Die Stelle seiner Berliner Vorlesungen, an der Schlegel über Baaders pythagoräisches Quadrat sprach, vermute ich in Minors Ausgabe (Seufferts Neudrucke 18) 2, 57, 16, wo natürlich Baader und Novalis für Bader und Noralis zu lesen ist.

***) Über Cérès Duvernay vgl. außer Werke 5^1, 20—26 auch Varnhagen „Denkw." 1^1, 253. Ihr Briefwechsel mit Chamisso ist abgedruckt in dem Buche: „Aus dem Nachlasse Varnhagens von Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau 2c. Leipzig 1867". 1, 135 ff. Die an sie gerichteten Gedichte findet man bequem beisammen bei Koch 1, 68—93.

Knaben in das der Cohenschen Familie verwandte Edelingsche Haus nach Charlottenburg; sie bekleidete die Stelle einer Erzieherin. Seltene Schönheit und tiefe Bildung hoben sie über den Durchschnitt ihrer Gefährtinnen hoch empor. Englisch und Italienisch waren ihr gleich geläufig, Shakespeare und Tasso ihr so bekannt, wie Racine. Chamisso fand nicht nur an ihrer geistigen Bedeutung Gefallen. Schüchterne, weltungewandte Naturen fühlen sich durch eine blendende Erscheinung immer rasch angezogen und gefesselt. Der ungelenke Champenois, dem bald seine langen Beine, bald die knappe Uniform, der Hut, der Degen, der Zopf, der Stab, die Handschuhe unvermutet Ärgernis bereiteten, vermochte den Blick von der ihrer Wirkung bewußten Weltdame nicht zu wenden. Was ihm fehlte, was er schmerzlich vermißte, Leichtigkeit und Anmut der persönlichen Erscheinung, fand er bei ihr in höchster Vollendung. Gelegentliche Auszeichnung durch Cérés scheint Chamissos Empfindung gesteigert zu haben. Eine „Elegie" feiert den neuen Freundschaftsbund in pathetischen Wendungen: „Hab' ich dich, Göttergleiche, gefunden, Dich endlich gefunden". Bald genügt dem kühneren Freier Freundschaft allein nicht mehr. Trotz dem großen Gegensatze der Charaktere, trotz der Schwierigkeiten der äußeren Existenz, die durch eine Verbindung herbeigeführt worden wären, will er Cérés ganz gewinnen. In Klopstockisch antikisierenden Strophengebäuden fleht er zu Zeus um Entscheidung. Cérés wiederum ermunterte ihn bald, bald schien sie ihn nicht zu bemerken; ihr Liebesleben giebt zu anmutigen französischen Versen Anlaß, die beweisen, daß Chamisso die Töne seines Mutterlandes noch nicht verlernt hatte:

„L'autre jour mon œil envieux
Voyait le zéphyre amoureux
Oser de son aile légère
Caresser et tes longs cheveux
Et ta parure printanière.
J'étais triste, j'étais rêveur.
Lors de ton sein fut arrachée
Une aimable et charmante fleur,
La fleur que l'on nomme Pensée.
Le bonheur l'enleva vers moi,
Duvernay, je te vis sourire,
Ta bouche s'ouvrit pour me dire
Cette pensée, elle est à toi."*)

Und in gleich lieblichen Rhythmen führt er das Liede zu Ende: „Depuis ce jour mille pensées Malgré moi troublent mes journées; Duvernay, voilà ton ouvrage." Endlich schritt er zur Erklärung; soweit wollte die kluge Französin die Sache nicht kommen lassen. Die Freund-

*) Koch 1, 71 f.

schaft sollte der Leidenschaft nicht Platz machen; der koketten Frau war es nur um eine in den gefälligen Formen des 18. Jahrhunderts gehaltene Liebesplänkelei zu thun. Und um die leichte, zierliche Form durch ein hartes Wort nicht zu verletzen, lehnt sie in geschmeidigen Versen ab:

„A l'amitié douce et paisible
Pourquoi preférer les tourmens
Qu'éprouve une âme trop sensible
Sous les lois du dieu des amans?"*)

Die Beziehungen sollten ihren alten Weg weitergehen; wie Bruder und Schwester wollten sie verkehren: „Recevez le doux nom de frère Et donnez moi celui de sœur."

Trotz allen Versuchen der Frau, die Härte der ablehnenden Antwort zu mildern, hat Chamisso ihre Absage schmerzlich empfunden; in einem leidenschaftlichen Briefe schildert er ihr die Mondscheinscenerie, die ihn zu dem kühnen Worte ermutigt hat, und er fühlt sich zu dem Vorwurfe berechtigt: „Je vous ai offensé madame? Vous, vous m'avez trompé!"**) Dennoch ist er bald zu stiller Resignation durchgedrungen; als echter Künstler hat er genug kühles Blut, alsbald die stances irregulières der Absage in deutsche Verse zu übertragen. Auch Cérés' Wunsch nach treuer Freundschaft ist nicht unerfüllt geblieben: noch Jahre hindurch, als sie längst nach Frankreich übergesiedelt war, haben beide Briefe gewechselt. Sie heiratete schließlich einen M. de Montcarel, der sich gern gefallen ließ, Chamisso von seiner Gattin hochgehalten zu sehen. Noch 1807 während des Krieges zwischen Napoleon und Preußen hat sie dem Freunde wichtige Warnungen zukommen lassen. Sie wiederum mag seinen Anregungen gefolgt sein, als sie gleichzeitig eine Übersetzung Ossians unternahm.

Die Wirkung des Erlebnisses auf Chamisso ist nicht hoch genug anzuschlagen. Nicht nur als Mensch hat er gewonnen; denn nachweisbar nahm ihm Cérés einen guten Teil seiner linkischen, schweigsamen Schüchternheit. Dem Dichter Chamisso hat nur sie die Zunge gelöst. Allerdings hat er schon als Kind gedichtet; in seinem Nachlasse fand sich ein Heft mit dem Titel: „Les jeux de mon imagination rédigés par une verve encore dans l'enfance. Chevalier de Chamisso, âgé de 13—14 ans. À Liège, Düsseldorf et autres lieux 1793—94." Es soll kleine Gedichte, Logogryphen und Rätsel enthalten;***) ob sie Chamisso zum Verfasser haben, fragt sich. Sicher hat er bis zum Jahre 1801 nur französische Verse gemacht. Seit 1801 dringt er energischer in die deutsche Dichtung ein, seine Gewandtheit in französischer Sprache zu

*) Koch 1, 78.
**) Varnhagens „Briefe von Chamisso ꝛc." 1, 143.
***) Werke 5³, 9. Ob Palm den Titel richtig wiedergiebt, wage ich nicht zu entscheiden.

reimen, gestattet ihm, deutsche Gedichte ins Französische zu übertragen und sie auf diesem Wege sich näher zu bringen, zugleich tiefer in den Geist der deutschen Sprache einzudringen, als bei einer flüchtigen Durchstreifung deutscher Litteratur möglich gewesen wäre. Größere Dichtungen freilich schrecken ihn ab, an Schillers „Geisterseher" hat er sich letztlich nicht gewagt. Allein aus des Popularphilosophen J. J. Engel „Philosophen für die Welt" überträgt er das erste Stück „Die Göttinnen", einen Wettstreit zwischen Minerva und Venus.*) Und die Bemühungen tragen reiche Früchte. Wenn er jetzt Diderot, Rousseau, Voltaire liest, so treten ihm die Eigenheiten der beiden Nationen klar vor die Augen. In Voltaire erkennt er eine Art des Esprit, die dem Deutschen nicht zugänglich ist. Mit ihm kontrastiert er Schiller; er glaubt nicht, daß man Schiller in Frankreich mit Erfolg nachahmen könne. Schiller gerade hat stark auf ihn gewirkt, und merkwürdigerweise vor anderem die philosophischen Gedichte. Schon im April 1799 empfiehlt er seinem Bruder Hippolyte die „Ideale" zu lesen. Im Mai 1801 bekennt er vollends aus Schillers „Resignation" seelische Befriedigung gezogen zu haben.**) Schiller wurde dann auch von ihm dichterisch gefeiert, freilich in herzlich ungelenken Rhythmen. „Dir mußte sich", singt Chamisso ihn an, „das junge Herz hingeben, Da glühend ihm die starken Töne hallten." „Dir wollt' ich nahn in Geistes Umarmungen." Nach seines Herzens Preis habe er gerungen ... Wirklich hat er sich brieflich an Schiller gewendet; eine Antwort wurde ihm nicht zu teil. Neben Schiller ist Klopstock früh in den Kreis seiner Studien eingetreten. Vers für Vers bahnt er sich seinen Weg durch diese „chefs d'œuvre d'obscurité qui font pâlir un Allemand". Neben und nach Klopstocks Messiade konnten ihm Goethe, Wieland, Bürger keine sprachlichen Schwierigkeiten bereiten.

Um sich die deutsche Sprache völlig zu eigen zu machen, beschließt er schon im Jahre 1799 etwas in deutscher Sprache zu schreiben. Sein erster Versuch war eine Übersetzung. Höher als eine Sprachübung ist seine Übertragung von Arnauds Alexandrinerdrama „Les amants malheureux ou le comte de Comminge" nicht anzuschlagen.***) Das deutsche Publikum mit Arnauds Drama bekannt zu machen, konnte seine Absicht nicht sein. War ja doch der Vielschreiber François Baculard d'Arnaud ein Liebling Friedrichs des Großen gewesen. Der Preußenkönig nannte ihn gern seinen Ovid und liebte es, ihn gegen Voltaire auszuspielen, ihn als würdigen Nachfolger des einstigen Freundes und Lehrers zu einer Zeit zu bezeichnen, da Voltaire im Zenithe seiner Lauf-

*) Werke 5^3, 15; „Der Philosoph für die Welt" hatte 1775 zu erscheinen begonnen, und kam 1800 im dritten Bande zum Abschluß.

**) Ebenda 5^3, 11, 13. Das Gedicht „An Friedrich Schiller" bei Koch 1, 319.

***) Ebenda 5^1, 15 ff, Koch 1, 341. Auch Brentano bearbeitete Arnauds Drama; vgl. Kochs Ausführungen: Deutsche National-Litteratur 146, I, CXII.

bahn stand. In Berlin konnte Arnaud auf Chamissos Vermittlung billig verzichten; überdies fällt die Übertragung in Chamissos erstes Militärjahr; damals stand's mit seiner Kenntnis der deutschen Sprache noch recht schlecht. Hitzig, der die Übersetzung gesehen hat, berichtet charakteristische Sprachschnitzer, hebt jedoch feinsinnig die Neigung zu einem rhythmischen Gange der Prosa hervor. Bemerkenswert ist der grauenhafte Inhalt des französischen Dramas; Chamisso scheint gerade durch ihn gefesselt worden zu sein.

Selbständige Dichtungen in deutscher Sprache zeitigt erst seine Liebe zu Cérès Duvernay; in den Jahren 1803 bis 1806 bezeugt er plötzlich eine überraschende Schaffenslust. Bedenkt man, daß Chamisso noch manches Jahr später im brieflichen Ausdrucke mit der Sprache gerungen hat, so muß man billig die Gewandtheit anstaunen, mit der er jetzt die verschiedensten Formen beweistert. Klopstöckelnde Rhythmengebäude fanden sich schon in der Übersetzung des „Grafen von Comminge", sie sind dort dem Chor in dem Mund gelegt. Auch Cérès wird ja in einer antikisirenden Ode angesungen. Goethes Einfluß verbindet sich mit dem Klopstocks in Gedichten freieren Silbenmaßes, die ebenso an die „Frühlingsfeier", wie an Goethes ähnliche Versuche erinnern. Die „Elegie" an Cérès ist sichtlich den römischen Elegien nachgebildet; sie schildert Liebessituationen und ergeht sich nicht in philosophischen Betrachtungen, wie etwa Schillers „Spaziergang". Die Stanze zu lyrischen Zwecken zu verwerten, dürfte Chamisso auch von Goethe gelernt haben. Schillersches Pathos schleicht sich allerdings in die Goethesche Form ein. Bürgers Balladen, auf die neuerlich Wilhelm Schlegel das Augenmerk gelenkt hatte,[1] werden in einer grausen, romantisch schauerlichen Geistergeschichte, „Die Trauung" betitelt, nachgebildet. Romantische Einflüsse kommen auch anderweitig zur Geltung. Die jungen Romantiker, unter denen Chamisso damals verkehrte, konnten im Sonette sich nicht genug thun; und auch Chamisso entzog sich der Modeform nicht.[2] Später lächelte er gern über die „sonettische Schreibart" jener Zeit und spottete über die aufdringlichen „muß", „mag", „soll", die den zum weiblichen Reime unumgänglich notwendigen Infinitiv einzuleiten hatten.[3] Selbst in seiner späteren Lieblingsform, in der Terzine, versucht er sich einmal. Und romantische Tendenzen haben ihn auch zur Assonanz geleitet.

Die bemerkenswerteste Dichtung der Zeit ist ein dramatisierter „Faust" von 1803. Chamisso selbst nannte ihn später einen knabenhaften metaphysischen Versuch, dennoch hat er ihn vor allen Arbeiten der Epoche allein der Aufnahme in seine „Werke" gewürdigt.[4]

[1] Vgl. Deutsche National-Litteratur 145, XLIII.
[2] Die Jugendgedichte bei Koch 1, 65—95. 309—312. 2, 9 ff.
[3] Werke 6, 267.
[4] Siehe unten S. 133; vgl. über ihn Kochs Einleitung 1, 25 ff. Einiges Fördernde bietet F. Kern in der Sonntagsbeil. d. Vossischen Zeitung 1886, Nr. 18. Der Brief an Hyppolyte: Werke 5, 11 ff.

Chamissos Beschäftigung mit der deutschen Philosophie bestätigt und schildert ein Brief an den Bruder Hippolyte vom Mai des Jahres 1801. Er findet in der Philosophie ein bodenloses Meer von Schwierigkeiten. Er lernt von der Philosophie, bescheiden und tolerant zu sein; die Dogmatiker erscheinen ihm fortab als Thoren, die Intoleranten als Fanatiker. Dennoch ist er nicht ohne herben Konflikt zu einem befriedigenden Resultate gekommen. Das Ergebnis seiner philosophischen Studien nimmt die Ideen vorweg, die später im „Schlemihl" zum Ausdruck gekommen sind. „Je ne suis venu", bekennt er, „à regarder ces différens systèmes comme des romans plus ou moins ingénieux . . . Ils ne peuvent m'enlever ce sentiment de morale innée qui subsisterait indépendamment de tout et ferait mon malheur, s'il ne faisait pas mon bonheur ou du moins une consolation sur la terre." Gleicher Ansicht über Spekulation und Metaphysik ist Chamisso bis in sein Alter geblieben. Dennoch beschäftigt sich sein „Faust" und später auch „Adelberts Fabel" noch mit philosophischen Problemen. Der „Faust" ist den Konflikten entkeimt, in die Chamisso durch das Studium Kants gekommen ist.

Von Kant hat Chamisso erfahren, daß der menschlichen Erkenntnis unüberschreitbare Grenzen gezogen sind; durch diese neue Lehre fand er sich auf das mächtigste bewegt; die Grundlagen seiner gesamten geistigen Existenz waren auf das Tiefste erschüttert. Aus dem Wirrsal, in das ihn Kant geführt hatte, rettete ihn allein der Glaube. Dennoch hat er sich nahe am Abgrunde sittlichen und geistigen Untergangs gefühlt. Die Gefahren dichterisch auszugestalten, denen er glücklich entgangen war, mußte der Poet in Chamisso sich gedrängt fühlen. Sein „Faust" zeigt, wohin er selbst gekommen wäre, wenn ihn der Ausweg des Glaubens nicht gerettet hätte.

Mit Goethes Faustfragment von 1790 tritt Chamissos Versuch in die Bahnen von Marlowes Dramatisierung des alten Volksbuchs durch den eröffnenden Monolog. Faust hat alle Gebiete menschlichen Wissens durchwandert, ohne irgendwo zu einer Erkenntnis gekommen zu sein, die über den Zweifel erhaben wäre. Wie Goethes Faust sieht auch er, daß wir nichts wissen können. Chamisso arbeitet das Erkenntnisproblem noch schärfer heraus, als irgend einer seiner Vorläufer; sein Faust nimmt die höchsten und letzten Fragen der Vernunft Stück für Stück durch. Wiederum wie Goethes Faust greift auch Chamissos Held unmittelbar nach dem Bekenntnisse seiner Zweifel zur Magie, um durch sie zu erlangen, was sein ehrliches Streben ihm nicht gegönnt hat. Goethes Erdgeistscene hat stark, bis auf einzelne Wendungen, die Situation beeinflußt. Doch zu Marlowe und zum Volksschauspiel kehrt Chamisso über Goethe zurück, wenn er jetzt den Helden zwischen einen guten und einen bösen Geist stellt. Der gute Geist will Fausten durch die Vertröstung auf das Jenseits retten; der böse gewinnt ihn durch das Versprechen, die Schätze der

Wahrheit ihm zu eröffnen. Faust flucht dem guten Geist und seinem Gotte. Da bricht der gute Geist in Wehklagen aus. Die Situation erinnert lebhaft an die damals noch in Goethes Pulte verschlossene Scene, in der Fausts Fluch den Geisterchor zu dem Liede veranlaßt: „Weh! Weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt." Sichtlich stehen Goethe und Chamisso unter dem Eindrucke der älteren Volksdarstellungen. In Versen, die dem Parzenliede der „Iphigenie auf Tauris" glücklich nachgebildet sind, will der gute Geist beweisen, daß alles übermenschliche Streben nur zum Untergange führt. Auch hier stellen sich Goethesche Töne ein; nicht nur an die „Grenzen der Menschheit" fühlt man sich gemahnt: im wesentlichen lehrt der gute Geist dasselbe, was später zu Anfang des zweiten Teiles der Goethesche Faust verkünden sollte: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Die Wahrheit ganz erkennen zu wollen, bringt nur Verderben. Das Motiv des „Verschleierten Bildes zu Saïs" klingt an. Faust indes bricht trotz der Abmahnungen des guten Geistes den Stab des Gerichtes, der ihm in die Hände gespielt wird, er hat sich ganz und gar dem bösen Geiste in die Hände geliefert und harrt jetzt der erlösenden Verkündigung. Höhnend ruft ihm der Böse zu: „Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze, die nur der blinde Glaube überschreitet." Das sei alle Wahrheit, die er ihm mitzuteilen habe. Faust bricht unter dem sophistischen Spruche vernichtet zusammen; er stößt sich einen Dolch in die Brust. Aber auch im letzten Augenblicke tönt das Erkenntnismotiv noch vor. Nicht Verzweiflung allein treibt ihn zum Tode; er hofft noch immer im Jenseits zu tieferem Erfassen der Wahrheit zu gelangen. Wenn Goethes Faust in einer damals noch unveröffentlichten Scene zur krystallenen Schale greift, um die Pforten aufzureißen, vor denen jeder gern vorüberschleicht, kehrt auch Chamissos Faust der holden Erdensonne entschlossen seinen Rücken zu, um seinen Zweifeln ein Ende zu machen; er ruft sterbend aus: „Vielleicht Vernichtung nur, vielleicht Erkenntnis, Gewißheit doch!"

Wie sehr im ganzen und im einzelnen, insbesondere in der letzten Wendung Chamissos „Faust" den Leser Goethisch anmutet, gleichwohl bleibt ein starker Gegensatz. Nicht nur, weil Goethes Faust den Selbstmord nicht ausführt. Chamissos Lösung birgt einen inneren Widerspruch, den er nicht bemerkt zu haben scheint. Ein Faust, der sich dem Teufel bereits übergeben hat, wird nie und nimmer zum Selbstmörder werden. Faust muß an den Teufel glauben; wenn er sein kostbarstes Gut, das Leben, wegwirft, zeigt er eine Gleichgiltigkeit gegen den Pakt und seine Folgen, die der Faustsage widerspricht. Faust will das Leben, will die Welt, will die Liebe erst kennen lernen, wenn er sich dem Teufel verschreibt; wenn Goethes Faust durch die Osterglocken vom Selbstmorde zurückgehalten wird, hat er Mephisto noch nicht gesehen. Faust wird in Chamissos Händen eine spekulative Puppe, der alles menschliche Leben abgeht. Wir können einem Menschen nicht nachempfinden, der mit seinem

Ich ein so gefährliches Spiel treibt, um einer zweifelhaften Erkenntnis zuzueilen.

Formell bezeugt auch der Faustversuch, wie schnell Chamisso sich in die deutsche Sprache eingelebt hat. Mag auch der fünffüßige Jambus glatterer Behandlung fähig sein, die lyrischen Partieen sind geglückt. Mit Recht ist Schillers Einfluß für jene betont worden; der Einfluß Goethes auf diese wurde oben hervorgehoben.

Die Mehrzahl der Dichtungen aus den Jahren 1803 bis 1805 wurde in einer Sammlung veröffentlicht, deren Herausgeber Chamisso war. In dem frischen Wagmut, der ihn immer ausgezeichnet hat, schreitet er mit den Freunden Varnhagen und Neumann an die Gründung eines Heims für seine und für ihre Dichtungen.*) Der alte Voßische Musenalmanach war 1800 selig entschlafen; im selben Jahre hatte Schiller dem Redaktionsgeschäfte endgiltig Valet gesagt, um sich ganz seinen dramatischen Schöpfungen zu widmen. Noch fristete der Göttinger Musenalmanach unter den Händen Reinhardts und der Mereau ein klägliches Dasein. Und während das Schulunternehmen der Romantik, der Schlegel-Tieckschе Musenalmanach, es bei Cotta nicht über den Jahrgang 1802 hinausbrachte, tauchten allerorts neue schwächliche Versuche auf, mit denen zu konkurrieren als Wagnis nicht gelten konnte. Gerade die Schüler der Romantik, denen W. H. Beckers altes Unternehmen, das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", ferner und ferner trat, denen das vornehme Cottasche „Taschenbuch für Damen" kaum zugänglich war, legten sich darauf, selbständig vorzugehen. Vermehrens, Seckendorfs Versuche sind nicht anders entstanden. Der Musenalmanach Chamissos und Varnhagens, der sich obendrein als Fortsetzung des Schlegel-Tieckschen präsentierte, konnte neben Vermehren und Seckendorf billig auf Beachtung Anspruch erheben. Chamissos Verdienst an dem „grünen" Almanach — denn so nannten die Freunde nicht ohne ironischen Nebensinn das grünbroschierte Büchlein — war schon rein äußerlich nicht gering. Der erste Jahrgang, für den sich kein Verleger fand, wurde auf Kosten des blutarmen Lieutenants gedruckt und erschien in Leipzig bei C. G. Schmidt im Jahre 1804; er brachte ebensowenig Gewinn wie die folgenden, die bei dem Verleger der beiden letzten Jahrgänge des „Athenäums" der Brüder Schlegel, bei Heinrich Fröhlich, untergebracht wurden; Fröhlich fallierte schon im Jahre 1805. Chamisso hat überdies die Redaktionsarbeit fast allein besorgt, weil Varnhagen und Neumann nach Hamburg übergesiedelt waren; der dritte und letzte Jahrgang fand nach Chamissos Abmarsch von Berlin in Eberty den verderblichsten Korrektor.**)

*) Über den Chamisso-Varnhagenschen „Musenalmanach" handelt in dem Neudrucke des 3. Jahrgangs 1806 der Herausgeber, L. Geiger („Berliner Neudrucke." Zweite Serie. Band I. Berlin 1889). Die obige Darstellung verwertet eine Reihe von durch Geiger nicht benutzten Notizen.

**) Vgl. Varnhagens „Denkw." 1^3, 315

Der Anschluß an die Romantiker und an ihren Almanach war unverkennbar; ein enthusiastisches Sonett Varnhagens an Friedrich Schlegel im ersten Jahrgange, die zur Schau getragene Verhimmelung Goethes, die zahlreichen Übersetzungen aus den romanischen Sprachen, die bis zur Geschmacklosigkeit getriebene Verwertung der Sonettform, welche die Verfasser selbst endlich zur Selbstironie führte, waren untrügliche Merkmale. Um die Übereinstimmung noch größer zu machen, erscheint Fichte mit derselben Chiffre wie im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach. Die Recensenten behandelten auch den Almanach ganz als romantische Parteischrift. Garlieb Merkel fühlte sich gedrungen, den guten Geschmack an den Schülern seiner Gegner zu rächen; eine anonyme Kritik in der „Neuen Berlinischen Monatsschrift" (1805, Juli, 53 ff.) findet im Almanach ein „ekelhaftes Gemisch von Bombast und Plattheit"; Conz zog in der Hallischen „Allgemeinen Litteraturzeitung" (1807, 27. November Nr. 284) gegen alle drei Jahrgänge des Almanachs zu Felde, um freilich nach Jahren der imponierenden Erscheinung Varnhagens gegenüber in arge Verlegenheit zu kommen.*) Schlimmer war indes, daß selbst ein Organ Goethes, die Jenaische „Allgemeine Litteraturzeitung" (1805, Nr. 104, 105, 107), eine „Blitzmordrecension" lieferte, die auf die Herausgeber niederschmetternd wirkte. Für alle diese Schläge ward ihnen nicht einmal der Lohn einer entschiedenen Anerkennung seitens der Romantik. August Wilhelm Schlegel sprach sich brieflich kühl lobend aus. Zacharias Werner allein gebärdete sich als entzückter Hanswurst.**)

An Merkel rächte sich Varnhagen unter thätiger Mithilfe Bernhardis und Neumanns durch eine Sammlung romantischer Verdikte über den allzu freimütigen Kritiker, deren Wirkung durch einige witzige Zuthaten noch erhöht wurde. Die „Testimonia auctorum de Merkelio, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" (Köln 1806) haben manchem Hiebe Wilhelm Schlegels und seiner Genossen eine noch nachhaltigere Wirkung verschafft. Gegen den Recensenten der Jenaischen Litteraturzeitung, Beauregard Pandin-Jariges, kam es nicht zu gleich energischer Abwehr; der Plan einer satirischen Sammelschrift „Das gelehrte Berlin" wurde nicht ausgeführt. Im Titel anknüpfend an ein wenige Jahre früher erschienenes brauchbares Nachschlagebuch sollte sie Berliner Litteraten polemisch charakterisieren. Was Chamisso brieflich beigesteuert hat, Xenien über Varnhagen, Paul Erman, Klaproth, über sich selbst, ist herzlich schwach und entbehrt alles Salzes.***)

Der Stab der Mitarbeiter des Musenalmanachs war klein; im ersten Jahrgange außer den drei Begründern nur Hitzig, Ludwig Robert und der Naturdichter Hiller; für den zweiten war Fichtes Hinzutritt

*) Varnhagens „Denkw." 2^1, 175 f.

**) Ebenda 1^4, 351; ein Brief Werners an Chamisso. Werke 6^2, 237 ff. Vgl. auch Werke 5^1, 141.

***) Koch 1, 337 nach Werke 5^1, 173 f., vgl. ebenda 164.

großer Gewinn; ihn begrüßte ein Sonett von Chamisso und Neumann; weiter fanden sich Diehl, Franz Theremin, K. Wolfart, Koreff, Klaproths Schwester Augusta dazu. Der dritte Jahrgang brachte Poesien von Pellegrin. Unter diesem Namen war Wilhelm Schlegels Schützling, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, in die deutsche Schriftstellerwelt eingetreten. Auch Bernhardi steuerte bei, dann Hitzigs Schwager Uthmann, Varnhagens Schwester Rosa Maria, August Bode, Herausgeber einer Zeitschrift „Polychorda".

Wie es zuging, daß kein vierter Jahrgang des „Musenalmanachs" erschien, vielmehr die von Varnhagen und Neumann herausgegebenen „Erzählungen und Spiele" (Hamburg 1807) an die Stelle traten, hat Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten" auseinandergesetzt.*) Der Hamburger Verleger, dem man den „Musenalmanach" antrug, traute dem Unternehmen nicht, weil ein Honorar nicht gefordert worden war. An den „Erzählungen und Spielen" war Chamisso nicht als Redakteur beteiligt. Er sandte einige Epigramme ein, in denen allerlei bittere Scherze auch über die politischen Verhältnisse vorkamen; das Ganze sollte „Encheiridion"**) heißen. Die Censur zwang die Herausgeber den Beitrag zu opfern; das Buch verlor gerade die Floßfedern, mit denen es in der unglücklichen politischen Überschwemmung, in die sein Erscheinen gerade fiel, noch einigermaßen hätte schwimmen können. Was Chamisso als Ersatz bot, „Adelberts Fabel", ist für die eigene Entwicklung des Dichters und Menschen ebenso wichtig, wie es damals weiteren Kreisen gleichgiltig sein mochte.

II. „Adelberts Fabel" und „Fortunat" (1806).

Durch den „Musenalmanach" war Chamisso in den Kreis der deutschen Dichter eingetreten: er gilt fortan als Schüler der Romantik. Seine äußere Lebensstellung indes blieb nach wie vor dieselbe; noch immer war er Lieutenant im Regiment v. Goetze. Um aus der engen und beengenden Lage eines mittellosen Subalternoffiziers sich zu höheren Zielen emporzuarbeiten, ist er für seine innere Ausbildung unverdrossen thätig; schon den 20. September 1804 ruft er dem Freunde de la Foye zu***): „Ich möchte mit Fäusten mich schlagen! ein Kerl von 24 Jahren und nichts gethan, nichts erlebt, nichts genossen, nichts erlitten, nichts geworden, nichts erworben, nichts, rein nichts, in dieser erbärmlichen, erbärmlichen Welt!" Solche Vorwürfe macht sich nur ein reger, strebender Geist,

*) Varnhagen „Denkw." 1^3, 344.
**) Koch 1, 336 nach Werke 5^1, 173. Vgl. Varnhagen „Denkw." 1^3, 355 f.
***) Vgl. Werke 5^1, 45.

der sich die höchsten Ziele setzt, der, seines Wertes wohl bewußt, an sich und an andere die höchsten Ansprüche stellt. Der Gegensatz der ertötenden Nichtigkeit seines äußeren Lebens und der Fülle bester Keime, die Chamisso in sich ahnt, läßt ihn seine Kräfte auf das Energischste zusammenfassen; ähnliche Gefühle haben den jungen Goethe, den jungen Schiller über das Alltägliche hinausstreben gelehrt, an ähnlichen Konflikten ist Heinrich von Kleists zartere, empfindlichere Natur gescheitert. Um sich der geisttötenden Existenz eines Berliner Offiziers vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zu entziehen, will Chamisso jetzt studieren, will vielleicht auch eine Abhandlung schreiben und sich für vierzehn Thaler in Wittenberg zum Doctor philosophiae stempeln lassen. „Ich möchte gar zu gern Doktor im Regiment v. Goetze und Lieutenant in der Philosophie sein",*) ruft er mit der ihm eigenen Selbstironie. Wirklich wirft er sich mit Macht auf das Griechische, schreibt bald griechische Briefe an seine Freunde und kann schon Mitte Juli 1805 ein langes Verzeichnis seiner griechischen Lektüre aufstellen. „In vierzehn Tagen werde ich die vier Bände des Homeros durchgelesen haben (und das gut), — ferner zwei Tragödien des Euripides, drei Bücher der Anabasis des Xenophon, den Anakreon und zwei der größeren Dialogen des Lukian, auch die erste Philippika des Demosthenes"**). Sechs und acht und zehn Stunden rechnet er tagtäglich auf seine griechischen Studien, und der Energie des Autodidakten gelingt es, in wenigen Monaten ungefähr die Kenntnis des Griechischen sich anzueignen, zu der auch der bessere Gymnasiast seiner Zeit viele Jahre gebraucht hat. Kurz, Chamisso war auf dem besten Wege, durch angestrengte geistige Thätigkeit die problematischen Verhältnisse seines Militärlebens zu überwinden. Ansporn und frische Arbeitslust bot ihm die neue Freundschaft zu Fouqué, über die er den 10. September 1805 an Varnhagen berichten konnte.***) Durchaus atmen die Briefe an seine Freunde innere Befriedigung. Die Aussicht, durch erfolgreiches Mühen dem Soldatenstand entwachsen zu können, söhnt ihn mit seinem Lose aus; gern nimmt er jetzt den unangenehmen Militärdienst neben seinen Studien als notwendiges Übel mit. Letztlich tröstet ihn die Hoffnung, sein Vaterland und die Seinen bald wiedersehen zu können. Doch alle erfreulichen Erwartungen und Empfindungen, schier seine ganze Existenz wurde durch die politischen Ereignisse der Zeit zerstört.

Die Minister Friedrich Wilhelm des Dritten, der seit 1797 auf dem Throne Preußens saß, huldigten Napoleon gegenüber dem Prinzipe thatenloser Neutralität. Selbst im Jahre 1805, als die dritte Koalition den Kampf gegen Napoleon aufnahm, begnügte Haugwitz sich mit einem lässig und energielos unternommenen Vermittlungsversuche. Die Schlacht

*) Werke 5¹, 45.
**) Ebenda 5¹, 81.
***) Ebenda 5¹, 86; vgl. „Fouqués Lebensgeschichte" (Halle 1810) S. 274.

von Austerlitz gab Napoleon freie Hand gegen Preußen. Zunächst, den 15. Dezember 1805, mußte Haugwitz den schimpflichen Vertrag von Schönbrunn eingehen, den 15. Februar 1806 die noch schimpflichere Allianz mit Frankreich. Der Allianzvertrag wiegte Preußen nur in trügerische Sicherheit ein; er war ein glänzender diplomatischer Sieg Napoleons über Preußen; in den Schlachten von Jena und Auerstädt, dann im Frieden von Tilsit zog Napoleon die Konsequenzen jenes diplomatischen Erfolges.

Die unklare Situation, die von Haugwitzs Politik geschaffen war, spiegelte sich bald in Chamissos Leben. Im Herbst 1805 bekommt sein Regiment plötzlich Abmarschbefehl. Haugwitz hatte Preußen in eine so zweideutige Stellung gebracht, daß man an einen Krieg gegen die Russen dachte. Chamisso, der als Franzose einen Bund Napoleons mit Preußen gerne sehen mochte, meint jetzt, auch für Deutschland breche eine neue Zeit an und er singt:

„Berührt vom gottgesandten Dämon fallen,
Verjährte Formen krachen, Männer ispringen
Aus trägem Schlafe zürnend und es schallen
Die freien Stimmen, die aus Trümmern dringen."*)

Er hat sich getäuscht. Haugwitzens Politik war viel zu wenig energisch, um eine positive That sich zu gönnen. In einen frischen, fröhlichen Krieg ging's nicht; man kam über einen unerquicklichen Kreuz- und Quermarsch durch die Mark über Brandenburg und Magdeburg, durch die Gegend von Hildesheim und Göttingen nicht hinaus. Endlich bot der Allianzvertrag, der inzwischen geschlossen worden war, ein festes Ziel. In Hameln sollte Chamissos Regiment mit anderen die französische Besatzung ablösen, die bis dahin die Festung besetzt gehalten hatte. Im März 1806 zog die neue preußische Besatzung ein, um Hameln für Napoleon zu bewachen.

Für Chamisso war der Marsch eine bittere Pein; immer wieder ruft er von der ziellosen Wanderung seinen Freunden in Berlin sein Homercitat zu — er liebt jetzt Homer zu citieren: „*Οὐδέ τί πω σάφα ἴδμεν, ὅπως ἔσται τάδε ἔργα*", „Denn noch wissen wir nicht, wohin sich wende die Sache".**) Je tiefer es in den Winter ging, desto böser ward ihm zu Mute; mit dem Evangelisten rät er den Freunden, zu beten, daß ihre Flucht nicht geschehe im Winter. Dennoch findet er Zeit und Lust, gelegentlich seine satirische Laune an der Nase seines Hauptmanns zu üben***), er läßt den Homer nicht von der Hand und bewältigt den

*) „Deutschland 1806". Mitgeteilt von Koßmann in Franzos' „Deutscher Dichtung" 1888. 4, 286.

**) Ilias 2, 252.

***) Werke 5, 133, 137. Die von Geiger in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 2c." N. F. 3, 138 aus der Spenerschen Zeitung am 20. Oktober 1804 (Stück 126) mitgeteilten „Angebinde an Selmars Nase" — die Spottworte richten sich gegen Brinckmann — sind hier natürlich nicht gemeint. Näheres über sie Werke 5, 50 f. — Neuerlich wurden die „Nasengedichte" von Koßmann edirt und kommentiert (Vierteljahrschr. f. Littg. 4, 181).

Originaltext des neuen Testamentes. Ja nach Erbsen läßt er sich aus dem benachbarten Göttingen als echter Romantiker die Werke des „gottseligen, hocherleuchteten" Jakob Böhme, des „teutonici philosophi" bringen.*)

Der Zug von Berlin nach Hameln hat ihm noch mehr als bloße Lesefrüchte getragen; er kommt zum Entschlusse, die Geduldfäden reißen endlich. Er vergißt die „leidigen Bauchsorgen" und will um seinen Abschied einkommen. Schon den 28. Januar 1806 erklärt er den Freunden Varnhagen und Neumann: „Ich fürchte sehr καὶ τετελεσμένον ἔσται, daß ich nicht als Offizier mehr werde Berlin erschauen dürfen! Wir werden wohl noch lange mobil bleiben — in neuerrichteten Regimentern Rekruten zwei Jahre lang exerzieren! Nein, da daure ich nicht aus, und ich ändre es gewaltsam; aber ein sonstiges Unterkommen muß ich finden, denn ich bin ja nackt, wie wenn ich in die Welt kommen bin, und der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt lege. . . Kinder, Kinder! doch nicht ohne Herzklopfen sehe ich den bevorstehenden Revolutionen in meinen Schicksalen entgegen."**)

Der erbetene Abschied wollte nicht kommen, und nach monatelangem Harren mußte Chamisso sich mit der königlichen Entschließung abfinden lassen, erst nach der allgemeinen Demobilisierung könne sein Gesuch berücksichtigt werden. „Es geht mir," klagt er in seiner Not dem Freunde Varnhagen am 23. Mai 1806, „es geht mir wie einem armen geplagten Teufel, der da auf der Erde sitzt mit rücklings gebogenem Haupte und weit aufgesperrtem Maule, — indem der Zahnbrecher hinter ihm den Zahn gefaßt hat — und — und — noch nicht auszieht."***)

Dennoch war wenigstens ein Entschluß erreicht. Die innere Wandlung, deren er zu diesem Entschlusse bedurfte, stellt in dichterischer Verklärung das allegorische Märchen „Adelberts Fabel"†) dar. Den 25. April 1806 sendet er es von der Hauptwache in Hameln an seine Freunde, nachdem er seit acht Tagen an ihm sich dumm gedacht und in einer Wachtnacht von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens an ihm sich blind geschrieben hatte.

Adelbert erwacht nach einem langen Schlafe. Er will sich aufraffen, um seine Weltwanderung fortzusetzen. Mauern von Eis, rings um ihn aufgetürmt, hindern ihn; er fügt sich der Notwendigkeit und bleibt liegen. Sein Leben gleitet in diesem Zustande zwischen Traum und Wachen dahin. Eines Mittags erscheint ihm eine hohe weibliche Gestalt; sie giebt ihm einen Ring. Nach langem Mühen entziffert er seine rätselhafte Inschrift beim Scheine des Polarsternes; sie lautet: Thelein, Wollen. „Wollen also? Sei's! Ich will's?" ruft er aus, und die Bande des Eises zer-

*) Werke 5³, 110.
**) Ebenda 5³, 132.
***) Ebenda 5³, 147.
† Koch 2, 365; vgl. Werke 5³, 143 f.

schellen. Er will von neuem die Wanderung antreten. Doch die schmelzenden Eisberge werden zu einer ihn wild umbrausenden Flut; mühsam rettet er sich durch Schwimmen in ein enges, grausiges Thal. Sein Pfad führt ihn in eine schier endlose Tiefe, bis er endlich in einem unermeßlichen Saale unzählige Webstühle findet. An jedem arbeiten im Wetteifer zwei Gestalten, die eine mit einem Karfunkel, die andere mit einer eisernen Krone auf dem Haupte. In den beiden webenden Gestalten, denen er am nächsten steht, erkennt er seine Schicksalsgenien: den „Karfunkel seiner inneren Selbstmacht" im Widerstreit mit den „finsteren äußeren Weltmächten". In der Mitte des Raumes erblickt er einen Alten; auf der Stirne trägt er seinen Namen „Ananke", Notwendigkeit. Die Akkorde, welche er greift, lenken und leiten die webenden Gestalten. Nochmals betrachtet er den Ring und liest jetzt „Synthelein", Mitwollen.

Daß Chamisso in der etwas dunkel geratenen Märchenallegorie schildern wollte, wie er selbst aus dem willensschwachen Vegetieren der Berliner Zeit zu einem ernsten Entschlusse sich durchgerungen hat, leuchtet ein; man hat früh darauf hingewiesen. Sicherlich ist er erst jetzt der Devise sich vollauf bewußt geworden, die er schon im Jahre 1805 dem Freunde de la Foye gegenüber aufgestellt hat: „Handeln frei und kühn, wie das bessere Herz in uns gebietet".*) Dennoch muß zur erschöpfenden Erklärung des Märchens weiter gegriffen werden. Der Apparat, den Chamisso anwendet, erinnert mannigfach an platonische Vorstellungen. Zu Plato wurde Chamisso durch einen neugewonnenen Freund, durch Neander geführt.

Von jüdischen Eltern geboren hat David Mendel sich früh mit Begeisterung in Plato eingelesen.**) Als Varnhagen und Neumann im Jahre 1804 nach Hamburg kamen und ihm näher traten, vollzog sich in ihm gerade die innerliche Wendung, durch die er zum Christentum geleitet wurde. Neander — so nannte er sich nach dem Übertritt — schloß sich enge an das Freundespaar an und wurde alsbald in den Polarsternbund aufgenommen. Chamisso trat dem künftigen großen Kirchenhistoriker brieflich nahe; seine schwärmerisch in Platonischen Vorstellungen sich ergehenden Briefe fand er göttlich. Gleich der erste Brief feiert den neuen Freundschaftsbund als ein Produkt göttlicher Freiheit, nicht empirischer Notwendigkeit. Da die empirische Notwendigkeit (in unserem Falle die äußeren Umstände, durch die Neander von seinen Freunden getrennt werden kann), da diese empirische Notwendigkeit der göttlich waltenden Freiheit immer unterliegt, muß auch der neue Bund ewig sein. Man beachte: wie Plato, aber auch wie Fichte stellt Neander das freie, willenbegabte Ich dem Nicht-Ich, der Ananke, dem Zwange der äußeren Um-

*) Werke 5^1, 58.

**) Über Neander und seine Aufnahme in den Nordsternbund vgl. Varnhagens „Denkw." 1^3, 309. 323. Seine Briefe an Chamisso: Werke 6^1, 311—330.

stände entgegen. Diese zu besiegen bedarf's nur des Willensentschlusses. Noch näher den Gedanken des Märchens kommt der zweite Brief. Jetzt ist ihm wahre Freiheit nur ein Ausfluß der Notwendigkeit, mit ihr absolut eins. Der Mensch will nur einstimmen in die Saiten der Ananke, der Notwendigkeit, nicht sie umstimmen. „Platon's Spruch," schließt Neander, „der freiheitverkündende, läßt mit absolutem Fatalismus sich paaren."

Auf Chamisso haben die unklaren Ideen des siebzehnjährigen Neander mächtig gewirkt; vermochten sie doch, ihn zeitweilig wieder zur Philosophie zurückzuführen, die er ja schon 1801 abgeschworen, von der er sich im „Faust" losgeschrieben hatte. Was ihn an Neanders orphisch-dunkeln Sprüchen fesselt, ist leicht zu erkennen. Im Jahre 1801 erscheint ihm die Leugnung der menschlichen Willensfreiheit als traurigstes und niederdrückendstes Resultat der Philosophie. Jetzt verkündet ihm Neander aus seinen Platostudien heraus die Lehre der Willensfreiheit; und er konstruiert ihm eine Möglichkeit, die Willensfreiheit mit der Ananke, die göttliche Vernunft mit der natürlichen Notwendigkeit zu versöhnen.

Für die Lehre von der Willensfreiheit hatte Chamisso ein besonders empfängliches Gemüt zu einer Zeit, da er selbst durch einen energischen Willensakt zu dem Entschlusse gekommen war, sich aus der Mißlage seines Offizierlebens zu retten. Daß es mit dem bloßen Willensentschlusse, mit dem Thelein nicht gethan ist, daß auch der energischste Wille sich der Ananke fügen muß, daß er selbst sein Leben der natürlichen Notwendigkeit fügen müsse, soll der Schluß des Märchens darthun. Synthelein ist ihm jene harmonische Verbindung ethischer Freiheit mit der Naturnotwendigkeit, jene Paarung des Fatalismus mit dem freien Willen, von der Neander sprach.

Die Einkleidung für diese dunkle, sicher nicht zu nötiger Klarheit durchgedachten, wenig deutlich entwickelten Vorstellungen hat Chamisso in den Büchern gefunden, die er in Hameln las. Der unaufhörliche Hin- und Hermarsch läßt Homer und Böhme endlich zurücktreten. Chamisso lechzt nach leichterer Kost. Anfangs liest er in Altendorf ein „capitales Werk"; er meint die Märchen von „Tausend und einer Nacht"*). Vermutlich benutzte er die Voßische Übersetzung der Bearbeitung Gallands, die in Bremen 1781—1785 publiziert worden war. Er fühlt sich zu dem Urteile gedrängt: „Märchen, und selbst die abgeschmacktesten, sind doch das Vernünftigste, was man lesen kann."**) Täglich nimmt er einen Band der „Blauen Bibliothek" vor, jener zwölf Bände moderner Märchendichtungen, die F. J. Bertuch in den Jahren 1790 bis 1800 in Gotha veröffentlicht hat. Perraults „Contes de la mère Oie" und die Märchen der Gräfin d'Aulnoi traten ihm auf diesem Wege wieder nahe. Noch mehr als alle diese Märchen älterer Zeit wirkten auf ihn die jüngsten Märchendichtungen deutscher Poeten. Zwar Musäus wurde erst im

*) Werke 5^3, 141.
**) Ebenda 5^3, 145.

August 1806 gelesen. Doch Goethes „Märchen" wird gelegentlich ein „gar wunderbar großes Ding" genannt. „Es löst sich aber nur," fügte er hinzu, „für mich in vielfachen beweglichen Ahndungen auf, und ich zweifle auch, daß man es, mit Zirkel und Winkelmaß, in die Prosa flachgedrückt konstruieren könne, oder nur in Menschensprache die Figuren nennen." Bei Novalis, dessen Märchen im „Osterdingen" er mit richtigem Takte von Goethe beeinflußt erkennt, glaubt er an die Möglichkeit einer erschöpfenden Interpretation.*)

Goethe und Novalis haben auf „Adelberts Fabel" am stärksten gewirkt; vielleicht dieser noch mehr als jener. Auch über „Adelberts Fabel" schwebt jener Dämmerschein, der Goethes „Märchen" auszeichnet. Auf Beziehungen wird angespielt, Andeutungen werden gemacht, die keineswegs völlig zu ergründen sind. Ganz wie in Goethes „Märchen" zieht sich durch „Adelberts Fabel" eine geheimnisvolle Betonung der Weltgegenden Norden und Süden, Osten und Westen, deren tieferer Sinn schwer zu erkennen ist, auch wenn man die obenerwähnten Deutungen Baaders heranzieht.**) Natürlich hat Chamisso auch den Polarstern nicht vergessen. Die Farbenpracht, der Gold- und Edelsteinglanz, den Goethes „Märchen" mit den orientalischen Vorbildern teilt, sie fehlen auch in „Adelberts Fabel" nicht. Doch wie das Märchen von Novalis alle Motive des Goetheschen verstärkt und forciert, ist auch unter Chamissos Hand ein Nachbild entstanden, das die Züge seines Musters bis zur Verzerrung übertreibt. Und nicht nur durch diese beiderseits gleich starke Tendenz nähern sich die Märchendichtungen von Chamisso und Novalis. Goethes plastische Erzählungsgabe hat eine Fülle reicher ineinander spielender Bilder geschaffen, an denen der Leser sich ergötzen kann, auch wenn der Sinn des Ganzen ihm nicht aufgeht. Goethe schenkt uns im „Märchen" eine Reihe anziehender Situationen, die sich menschlich nachfühlen lassen. Bei Novalis und bei Chamisso drängt sich das allegorische Element stark vor; der ruhig erzählende Epiker verschwindet hinter dem Metaphysiker, der sich abmüht, philosophische Formeln in Gestalten umzuschaffen. Und doch fehlt wiederum beiden die plastische Phantasie, die jenen Gestalten echtes Fleisch, warmes Blut leihen könnte. Gewiß läßt sich bei Novalis und bei Chamisso der Gedankenkomplex reiner herauslesen, als bei Goethe. Doch dieser Vorteil ist zum Nachteil der dichterischen Ausgestaltung errungen worden. Wer die Allegorie der Märchen von Novalis und Chamisso nicht deuten kann, für den verlieren die Dichtungen an sich alles Interesse. Goethes Märchen wirkt wie ein Traum; in den Märchen seiner romantischen Nachahmer wird man zuweilen an einen Fiebertraum gemahnt.

Wie stark Chamisso auch im einzelnen Novalis ausgenutzt hat, belege

*) Werke 5³, 165.
**) Vgl. S. X.

ein charakteristischer Fall. Sein Adelbert liegt lange in den Banden des Eises. Bei Novalis harren König Arctur und seine Tochter in ihrem in den Fesseln der Nacht und des Eises befindlichen Palaste der Entzauberung.

Auch stilistische Berührungen mit Goethe und Novalis konnten nicht ausbleiben. Die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung schlägt durch. Dennoch fühlt man an allen Ecken und Enden, daß der Verfasser der deutschen Sprache noch nicht völlig Herr ist; er selbst hat sich in gleichem Sinne geäußert: „Ich fühle, ich kann noch keine ruhige Prosa schreiben. Das Ding wird verzerrt genug dastehen. Dem sei, wie ihm wolle, ich lege einiges Gewicht auf dies Gedicht. Aber das Ei ist gar zu frisch gelegt, ich muß mir aus Erfahrung alles Urteil darüber absprechen."*) Er fordert seine Freunde und insbesondere Neander auf, ihr Urteil zu sagen. Das Verdikt muß günstig ausgefallen sein, denn Varnhagen und Neumann nahmen das Märchen alsbald in ihre Sammlung „Erzählungen und Spiele" auf. Der Erfolg bewog Chamisso, sofort an ein zweites Märchen zu schreiten; es sollte ganz im Stile des Goetheschen gehalten sein. Es kam nicht zustande. Schon den 12. August 1806 meldet er den Freunden: „Mein Märchen wird auch nicht gedeihen, ich will nicht verderben, was einmal gut werden kann, es drängt sich zuviel und ich bin zu schlecht bei Tinte." Den 23. August hat er den Plan endgiltig verworfen.**)

Erst im „Schlemihl" ist Chamisso wieder zur Märchendichtung zurückgekehrt, um dann freilich alle Fehler seines Jugendproduktes zu vermeiden. Jetzt wendet er sich vom Märchen ab und macht sich an eine andere Form der Volksdichtung; er will ein deutsches Volksbuch dramatisieren, den Fortunat.

Chamissos Dichtungen bis zu „Adelberts Fabel" lassen von romantischem Einflusse wenig verspüren. Gewiß fühlte er sich, wie seine Genossen vom Almanach, als Schüler der Romantik. Dennoch mußte er sich erst mit dem deutschen Geistesleben überhaupt näher befreunden, ehe er an echt romantische Pläne denken durfte. Fouqué, Nachkomme französischer Refugiés, die Frankreich verlassen haben, als das Edikt von Nantes aufgehoben wurde, Fouqué war doch schon ausschließlich in deutschen Kulturvorstellungen aufgewachsen; er fand sich denn auch leicht in die Absichten der neuen Schule. Chamisso mußte in wenigen Jahren den weiten Weg von der französischen Bildung der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts über Klopstock, Goethe, Schiller zur Romantik zurücklegen. Wie konnte da von sofortiger nachhaltiger Befruchtung seitens der Romantik die Rede sein? Erst hat sie ihm nur die rein äußerliche Form des Sonettes aufgedrungen; dann fand er sich zur Märchen-

*) Werke 5^1, 144.
**) Ebenda 5^2, 165 f.

allegorie hingezogen, wie Novalis sie liebte. Doch gerade diese Form der Märchendichtung wurde von der Romantik wenig angebaut. Die Dramatisierung des Fortunatstoffs war endlich ein echt romantischer Gedanke.

Tieck hatte sich durch die alten Volksbücher und Volksromane zur Romantik von der Aufklärung hinübergerettet. Schon frühzeitig, als er noch für Friedrich Nicolai fronte, pries er die reine und schöne Schreibart der alten Volksromane. Im Jahre 1797 versucht er zum erstenmale einem zu den höchsten litterarischen Ansprüchen geneigten Publikum die schlichte Einfachheit alter Volkspoesie zugänglich zu machen. Die Geschichte von den Heymonskindern, die schöne Magelone werden vorgelegt. Eine getreue Nachbildung kam freilich nicht zustande. Tieck war es vor allem um den romantischen Duft, um die heimliche Atmosphäre zu thun, in der die Dinge geschehen. Immer stärker und energischer werden die Eingriffe des Dichters, endlich schreitet er zur dramatischen Form vor und läßt in der „Genoveva" unter romantischen Ideen den schlichten Volksbuchstoff letztlich beinah ganz verschwinden. Noch prächtiger, noch farbenreicher, aber auch noch überladener fiel der „Octavian" von 1801 und 1802 aus. Jetzt wird die Quelle lediglich zum Gefäße eines romantischen Universalbuches. Mit seinen Leitversen von der mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, von der wundervollen Märchenwelt, die in ihrer alten Pracht aufsteigen soll, ist der „Octavian" zum typischen Ausdruck der Romantik geworden, so der älteren, wie der jüngeren. Wenn man sich in den reichen, prächtigen Rhythmen des Stückes wiegte, glaubte man ganz in romantischer Stimmung aufzugehen, dachte man in romantischen Gefühlen zu versinken. Der „Octavian" hat Nachahmungen in Menge erzeugt. Selbst Uhland konnte sich nicht enthalten, seine schwachen dramatischen Kräfte an das Volksbuch von Eginhard zu wagen *) Chamisso wurde durch Fouqué in die Bahnen des „Octavian" gelenkt.

Fouqué lebte und webte in einem mittelalterlich ritterlichen Vorstellungskreise. Was für andere nur im Reiche der Phantasie lag, wollte er in Wirklichkeit umsetzen. Wenn er, der preußische Gardeoffizier, an der Spitze seiner Dragoner einhersprengte, vergaß er gern, daß er in dem prosaischen 19. Jahrhundert den herzlich belanglosen Dienst eines Subalternoffiziers that; seine schrankenlos üppige Phantasie legte über alles den Schimmer altgermanischer Recken- und Ritterzeit. Die wenig geschmackvolle Uniform der nachfridericianischen Zeit verwandelt sich in seinen Augen in eine schimmernde Rüstung; seine Kameraden dünken ihm kühne Helden einer heroischen Zeit, er selbst, obwohl zart, schwächlich und brustkrank, glaubt um nichts hinter den Idealen von Mut, Kraft, Tapferkeit zurückzustehen, die er in seinen Romanen gezeichnet hat. Seine Phantasie verwischte alle kleinen und kleinlichen Eindrücke, an denen das moderne Kriegerleben so reich ist, daß es für einen Tolstoi ganz in

*) Vgl. A. v. Keller „Uhland als Dramatiker." S. 120 ff.

ihnen aufgeht. Bei Fouqué ist alles Begeisterung, er sieht immer nur das Erhabene des Augenblicks. Tolstoi, sein Widerpart, analysiert die Gefühle, die den Krieger in der Schlacht beschleichen, so eindringlich und so schonungslos, er legt seine Eindrücke unter eine so scharfe Lupe, daß von den großen erhabenen Regungen einer Heldenseele schier nichts übrig bleibt, als ein gelegentlicher, halb unbewußter Aufschwung, der bald hinter die physische Empfindung der Furcht oder wenigstens des stärksten Unbehagens zurücktritt. Fouqué hingegen ist immer in gehobener Stimmung oder glaubt es zu sein. Und die Helden seiner Dichtungen kommen aus einer dauernden Überspannung der Gefühle nicht heraus. Freilich hat ihm auf der anderen Seite sein Kriegerleben reiche und glückliche Farben geliefert, um die Schlachten und Kämpfe seiner Romane auszumalen. Insbesondere der passionierte Reiter macht sich oft und gern geltend; ihm ist das Pferd mehr als ein willenloses Werkzeug, und in seinen Dichtungen ist dem Schlachtrosse keine geringe Rolle zugewiesen. Seine ungewöhnliche Wirkung ruht zum großen Teile auf diesen erlebten Motiven; konnte er doch plastischere Bilder geben, als seine dichterischen Genossen, die nie vom Schreibtische losgekommen waren. Allerdings, als die Manier des ganzen Gehabens sich mehr und mehr veräußerlichte, als die Don Quixoterie klarer und klarer heraustrat, die in Fouqués Lebensanschauung lag, wurde der einst hochgefeierte Schriftsteller weniger und weniger ernst genommen, und endlich ward es Mode, den ingeniösen Hidalgo Friedrich de la Motte Fouqué und seinen mittelalterlichen Trödel von Harnischen und Turnierrossen, von Burgfrauen und Zwergen, Knappen und Schloßkapellen zu belächeln.

All das lag erst im Keim vorgedeutet in Fouqués Brust verborgen und weckte in romantischen Kreisen die schönsten Hoffnungen, als Chamisso im September 1805 dem Mitarbeiter seines Musenalmanachs nahetrat. Jetzt, im Juli 1806, kommt Chamisso von Hameln mitten aus seinen orientalischen und occidentalischen Märchen zu Fouqué nach Bad Nenndorf, wo der „ehrenfeste alte Degen, der Kernmensch, der Barde" — so nennt ihn Chamisso — die Kur gebrauchte, um seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen.*) Natürlich kamen zwischen den beiden Poeten bald dichterische Probleme zur Erörterung. Fouqué ging gerade damals ganz in deutschen Volksbüchern und deutschen Volkssagen auf. Im Jahre 1805 hatte er Jörg Wickrams „Ritter Galmy" modernisiert. Ferner hat Chamisso schon nach der ersten Begegnung an Varnhagen berichten können: „Ein wundergroßes Gedicht — wie der Octavian — hat er mir mitgeteilt: es scheint mir weit zu übertreffen, was wir von ihm kennen." Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Fouqués Dramatisierung der nordischen Sigurdsage gemeint ist, die im Jahre 1808 unter dem Titel: „Sigurd der Schlangentöter" zu

*) Werke 5', 155—159.

Tage trat und im Jahre 1810 als erstes Stück in die Trilogie „Der Held des Nordens“ aufgenommen wurde. Jetzt, in Nenndorf vertiefen sich beide in die Technik des romantischen Dramas; sie geraten auf die Theorie eines Dramas, des höchsten vielleicht, wie sie meinen, in dem die für sich höchst elegischen Figuren das höchste Komische gebären und wiederum die für sich höchst komischen das höchste Tragische. Ein echt romantischer Kunstgedanke! Shakespeare und die deutschen Puppenspiele zeigten ihnen oft Strahlen ihres Ideals. Chamisso will sofort daran gehen, dieses Ideal in Wirklichkeit umzusetzen. Nur der Stoff blieb noch zu wählen. Fouqué legte ihm einen seiner Pläne nahe; er wollte ihm „Schön Rosamund“ abtreten. Chamisso scheint an dem Liebesleben Heinrichs II. von England und Rosamundens von Woodstock nichts Anziehendes gefunden zu haben. So blieb ihm denn auch erspart, mit Körner in Wettstreit zu treten, der in seiner erst 1814 veröffentlichten „Rosamunde“ den mageren Stoff in ein fünfaktiges Drama ausgedehnt hat. Auch Fouqué hat eine Stoffgabe Chamissos damals nicht verwertet; Chamisso riet ihm, als Gegenstück zum „Galmy“ die Heloise zu behandeln. Chamisso selbst verkündet den Freunden erst den 23. August seine Wahl: „Kauft euch denn den Fortunatum, das alte Volksbuch und leset es vorläufig.“*) Er bestellt für sich den „Galmy“, den „Octavian.“ Jetzt wird auch die Arbeit rasch gefördert; den 7. September sind bereits 7- bis 800 Verse fertig und er bestimmt, daß der Fortunat Probierstein seines Dichterberufs sein solle. Er arbeitet nicht vom Anfang an, wie im Feld, sondern hier und da, wie im Garten, und wie das Herz ihn lehrt.

Das Volksbuch von Fortunat, das Chamisso zur Stoffquelle seines Dramas gewählt hat, zerfällt in zwei deutlich geschiedene Teile. Der erste Teil schildert, wie Fortunat nach mannigfachen Abenteuern von der Glücksgöttin mit den Wunschdingen, mit dem Wunschsäckel und mit dem Wunschhut beschenkt wird. Der zweite Teil erzählt die Geschicke seiner Söhne Ampedo und Andolosia. Im Tode verrät Fortunat seinen Söhnen das Geheimnis der Wundergaben und legt ihnen dringend ans Herz, sie nie unter einander zu teilen. Nach Ablauf des Trauerjahres umgeht Andolosia den Befehl des Vaters; er läßt seinem Bruder eine stattliche Summe zurück und überdies den Wunschhut; er selbst geht mit dem Wunschsäckel auf Abenteuer aus. Er gelangt endlich nach England und verschwendet hier übermütig und unsinnig das Geld der Zaubergabe. Die sinnlose Verschwendungslust wird ihm zur Quelle des Verderbens. Der König und die Königin von England wollen das Geheimnis seines Reichtums erkunden. Agrippina, ihre Tochter, die von Andolosia sichtlich geliebt wird, soll als Mittel dienen. Sie gewährt ihm

*) Werke 5¹, 167. Über den Fortunat vgl. insbesondere Koch 1, 352 ff., Werke 5¹, 95. Über das Volksbuch handelt Goedeke, „Grundriß“ 1², 354.

eine nächtliche Zusammenkunft, lullt ihn, eine zweite Delila, in Sicherheit ein und raubt ihm den Säckel. Andolosia will nach Hause, nach Cypern, zurück, holt den Wunschhut und entführt, als fremder Juwelier verkleidet, Agrippinen. Sie indes überlistet ihn noch einmal; er verliert auch den Wunschhut. Dennoch glückt eine zweite Entführung, die Andolosia abermals in dem Besitz seiner Wundergaben setzt; Agrippina will ihre Schuld in einem Kloster verbüßen. Andolosia kehrt nach Cypern zurück und scheint einem sorglos ruhigen Dasein zurückgegeben zu sein. Allein eine Bitte des Königs von Cypern veranlaßt ihn, um Agrippina für den Königsohn freien zu gehen. Seine Sendung glückt. Ein englischer Graf, der in Agrippinas Gefolge nach Cypern kommt, verschwört sich mit einem cyprischen Edelmann gegen Andolosia. Sein Reichtum hat ihren Neid erregt. Sie töten ihn. Ampedo stirbt vor Schmerz, haut indes vor seinem Tode den Wunschhut in Stücke. Der Säckel hat schon durch Andolosias Tod seine Kraft verloren.

Das Volksbuch selbst betont, alles sei so gekommen, weil Fortunat nicht Weisheit, sondern Reichtum gewählt habe. Fortunat hat die Gaben des Glücks als unheilvoll erkannt. Dennoch hält er an ihnen fest und bindet das Schicksal seiner Söhne an sie. Die Wunschdinge erfüllen dann auch ihre Sendung unter dem thörichten übermütigen Menschengeschlecht, bis ihre Kraft erlischt und sie in die Hand der Gottheit zurückkehren. Den Besitzern haben sie vorher Tod und Verderben gebracht.

Ein Blick auf Chamissos „Schlemihl" bezeugt, wie sehr Chamisso sich für den von dem Volksbuche ihm entgegengebrachten Gedanken interessierte. Schlemihl und Fortunat wählen den Reichtum, ohne der inneren Stimme zu achten, die sie warnt. Beide büßen ihre thörichte Wahl auf das bitterste. Was im Volksbuche als Moral erscheint, hätte Chamisso sicherlich zur Idee seiner Dichtung erhoben; thatsächlich hat er die Idee im „Schlemihl" durchgeführt.

Das Stück sollte mit einem Vorspiele beginnen, das Fortunats Abreise von Cypern behandelt. In wörtlichem Anklange an die Quelle, an das Volksbuch, ruft Fortunat seinem Vater zu:

„Ich werde gehn in fremdes Land; es ist
Des Glückes in der Welt noch viel, ich hoffe
Zu Gott, es wird mir sein auch noch ein Teil."*)

Außer diesen drei Versen ist aus dem Vorspiele nur ein lyrischer „Wechselgesang bei der Abfahrt zu singen" bekannt geworden. Er verwertet mit Geschick die glückliche Idee, je eine Strophe den Abfahrenden in den Mund zu legen, die andere von den Zurückbleibenden

*) Chamisso citiert die drei Verse in einem Briefe vom 6. Februar 1811 (Werke 5², 326). Die entsprechende Stelle des Volksbuches lautet: „Ich will gehen in fremdes Land, und dienen, es ist noch viel Glück in der Welt, ich hoffe zu Gott, mir wird sein auch noch ein Teil."

singen zu lassen. Die vierzeiligen gereimten, in vierhebigen Trochäen gewandt hingeworfenen Strophen sind zum Teil in Chamissos Gedichtsammlung übergegangen; er hat hier die drei letzten unter dem Titel „Der Schatz“ zusammengefaßt.*)

Das Drama selbst hätte mit Fortunats Rückkehr nach Cypern eingesetzt. Nicht seine Geschicke, sondern die seines Sohnes Andolosia sollten den Hauptinhalt bilden.**) Warum Chamisso an dem Schicksale Fortunats geringeren Anteil genommen hat, als an denen seines Sohnes Andolosia, glaube ich erraten zu können. Unter dem ethischen Probleme, das ihm der Stoff bot, hat noch ein anderes Moment ihn lebhaft angezogen. Er wollte eine blendende Frauengestalt schildern; Agrippina dient ihm zum Vorwurf. Sichtlich wird sie zu seiner Lieblingsfigur, immer wieder kommt er auf sie zurück. Als der ganze Plan beinahe schon aufgegeben war, sucht er noch jedem weiblichen Wesen, dem er begegnet, Züge für seine Agrippina abzulauschen.***) Von Anfang an dürfte Cérés Duvernay ihm vorgeschwebt haben. Sein ernstes Interesse an der Gestalt Agrippinas wird nicht zum geringsten durch seine Absicht bezeugt, ihr ein tragisches Ende zuzuteilen; sie sollte für ihre Schuld büßen. Mit ihr sollte das königliche Haus von Cypern untergehen. Das Lied, mit dem sie in der Delilascene den Helden in Sicherheit wiegt, ist unter dem Titel „Katzennatur“ in Chamissos Gedichte übergegangen. Er hielt es besonders hoch und freute sich, den Eindruck des gewaltigsten Komischen zu erregen, als er es in Hameln einigen Damen vorlas. Grade an diesem Gedichte scheint er seine Theorie komischer Effekte im Munde tragischer Personen erprobt zu haben.†)

Die wenigen erhaltenen Proben lassen erkennen, daß Chamisso an Formenreichtum hinter dem Octavian nicht habe zurückbleiben wollen, so schwer es ihm fiel. „Anhaltend, angestrengt, aber langsam, langsam schreibe ich nieder. Die Verse und den Reim bekämpf' ich mit unendlicher Mühsamkeit. Ich habe noch hier Terzinen, lyrische Stanzen und sehr künstliche Dinge, die ich noch halten will, um sie wieder zu sehen.“††) — So sein Bericht an Varnhagen. Gerade die formalen Schwierigkeiten hemmten den raschen Fortgang, bis endlich äußere Ereignisse ihn

*) Siehe unten S. 176.

**) Ich weiche in diesen Ausführungen von den Angaben Palms (5³, 95) ab. Er glaubt, daß Andolosias Abreise geschildert werden soll. Auf die obige Übereinstimmung von Chamissos Text mit einem Ausspruche Fortunats möchte ich mich nicht allein berufen. Doch die Schlußstrophen des „Wechselgesangs“, eben die des Gedichts „Der Schatz“, weisen auf einen erst in der Ferne winkenden Schatz hin. Dann erklärt Chamisso (Werke 5³, 177), daß nach dem Vorspiele die Personen zehn Jahre älter auftreten, „wie im Volksbuche“. Andolosias ganze Reise ist nur auf sechs Jahre beabsichtigt, dürfte noch weit weniger lang gedauert haben. Eine chronologische Angabe findet sich im Volksbuche überhaupt nur für die Zeit von Fortunats Abreise bis zu seiner Rückkehr; und zwar sind da fünfzehn Jahre notiert. An diese fünfzehn Jahre dürfte Chamisso gedacht haben.

***) Vgl. Werke 5³, 209.

†) Ebenda 5³, 177. 171. „Katzennatur“: unten S. 70.

††) Ebenda 5³, 177.

ganz zum Stillstand brachten. Chamisso hat später mannigfach an die Ausführung des Planes gedacht, doch blieb er liegen; schon im Oktober 1808 scheint ihm sein Fortunat dem Eigentum eines Verstorbenen gleich.*) Er war zur Erkenntnis gekommen, daß die Aufgabe für ihn zu schwer war.

Auch ein anderer Romantiker, Uhland, hat den Fortunatstoff nicht bewältigt; er begann im Jahre 1814 eine epische Behandlung des Volksmärchens, brachte aber nur zwei Bücher zustande, die sich mit den Schicksalen Fortunats befassen und sie in breitester Ausführung erzählen. Bis ins Jahr 1816 trug sich Uhland mit dem Gedanken, die Ansätze auszugestalten; da die Arbeit gar nicht vorwärts rücken wollte, veröffentlichte er endlich die Fragmente in der zweiten Auflage seiner Gedichte, im Jahre 1820. Vielleicht ist Uhland geradezu durch Chamisso auf den Gedanken gekommen, den Fortunat zu behandeln. Er hat Chamisso im Jahre 1810 in Paris kennen gelernt; der Fortunat dürfte nicht unbesprochen geblieben sein.**) Was beiden nicht glückte, führte endlich Altmeister Tieck selbst aus; sein fünfaktiges Märchen „Fortunat" erschien 1817 im dritten Bande des „Phantasus". Der „Fortunat" Tiecks bildet die Form des „Octavian" weiter aus, und förderte auch in dieser Richtung auf dem Wege, den Chamisso hatte begehen wollen.

Äußere Verhältnisse haben, wie bemerkt wurde, der Arbeit am „Fortunat" ein jähes Ende gesetzt. Die unfreiwillige Muße, der Chamisso in Hameln hingegeben war, nahm ein unvorhergesehenes Ende. Chamisso geriet in die leidigste Lage, als plötzlich der Krieg zwischen Preußen und Frankreich zum Ausbruch kam. Der Allianzvertrag hat Preußen nicht vor den gefährlichen Intriguen Napoleons geschützt; und um nicht ohne Schwertstreich unterzugehen, war es genötigt, selbst zum Schwerte zu greifen. Für Chamisso war schon der Gedanke bitter genug, gegen sein Vaterland zu kämpfen; obendrein mußte er einerseits die alten gegen die Emigranten gerichteten Gesetze der Revolutionszeit fürchten, andererseits Repressivmaßregeln an seiner in Frankreich gebliebenen Familie gewärtigen. Um ihm den Leidenskelch vollzufüllen, erließ Napoleon von Bamberg aus ein Edikt, jeder Franzose, der im preußischen Heere diene, sei nach der Gefangennahme binnen vierundzwanzig Stunden zu erschießen. Vergeblich forderte Chamisso bei dem Prinzen von Oranien, seinem Regimentschef, neuerlich den Abschied; er wurde abermals verweigert. Das Mißtrauen, das man ohnedies gegen den französischen Kameraden hegte, steigerte sich nur durch die nochmalige Bitte. Seine Lage wurde von Tag zu Tag verzweifelter; sie sollte indes noch schlimmer werden. Chamissos kräftige Natur hätte all das Ungemach letztlich über-

*) Vgl. Werke 5³. 232.

**) Vgl. Uhlands „Gedichte und Dramen" (1878) 2, 205 ff. — Auch Matth. v. Collin hat sich an dem Stoffe versucht; in seinen „Nachgelassenen Gedichten" (Wien 1827) findet sich ein dramatisches Fragment „Fortunat's Abfahrt von Cypern".

wunden, er hätte in frischem, fröhlichem Kampfe die Sorgen und Kümmernisse seiner unklaren, unsicheren Existenz vergessen. Allein die Ereignisse gönnten ihm nicht, in ehrlichem Kriege die schwere Zeit durchzumachen. Hameln kapitulierte auf schmähliche Weise. In einem von gerechtem Zorn und Unwillen getragenen Briefe*) schildert Chamisso dem Freunde Varnhagen unter dem 22. November 1806 die Vorgänge, welche zu der Katastrophe führten: „Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen", ruft er aus, „es ist vollbracht das Schmähliche, die Stadt ist über. — Erwarte keine Erzählung von mir, nein, den tiefen Ingrimm meiner Seele will ich nur in Dein Herz weinen. Siehe, ich konnte eigenes Unglück, dessen mir auch auf meiner Bahn ein Teil geworden, mit wohlmännlicher Fassung ertragen, und kann heute mich annoch selbst nicht fassen, mich nicht denken, ich habe nur Jammer, nur Thränen, die in mein Herz zurückfallen und es schwellen, daß ich nicht Atem holen kann. O Freund, müssen einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Starke und Gesunde, auszuleeren vermögen, und sie in eigene Niedrigkeit ziehen und verderben. O! es ist ein Hartes, bei Gott! ein Hartes, der schuldlosen Opfer eins zu sein, und zürnend Schamröte über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen." Schier unglaublich dünkt Chamissos Bericht: der Subalternoffizier, der gemeine Soldat, der hannöversche Bürger muß den kommandierenden Generälen Schritt vor Schritt jede entschiedene Aktion, jeden Angriff auf den Feind abringen. An Händen und Füßen gebunden thut jeder — nur nicht die obersten Führer — sein Bestes, um die Ehre der preußischen Waffen zu retten. Ja, der Feind schickt sich schon an abzuziehen. Während alles aufatmet, und bei der Entfernung des äußeren Feindes auch den inneren vergißt, wird die Kapitulation von den Generälen abgeschlossen. „Wie es laut ausgesprochen," setzt Chamisso seinen Bericht fort, „erhoben wir uns im Sturme, riefen Fehlende in Hast herbei, und gingen viele an der Zahl zum Kommandanten, daß er uns Rede stehe, und die Wahrheit sage. Lecoq und die anderen Generale waren beisammen. O mein Freund! nicht um meiner Seele Preis hätt' ich mögen einer der Sünder sein! Wie standen sie ängstlich vor uns da, blöden, lichtscheuen Wortes Antwort uns gebend: In Berlin sei doch schon der Feind, die Macht des Königs vernichtet, Magdeburg und Küstrin, und Spandau und Stettin, und Gott weiß, welche Städte mehr hätten die Thore wohl eröffnet, warum doch ein Gleiches nicht thun, in der Zukunft müsse es doch kommen, und endlich, es sei nun einmal geschehen." Mit stolzem Pathos erzählt Chamisso die heroischen Thaten, welche die Kapitulation herbeigeführt hat: zwei Brüder, gemeine Soldaten, setzen die Gewehre sich gegenseitig auf die Brust, drücken zugleich ab und fallen einander in die Arme, um die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben. „Sollte ich Dir," fragt er,

*) Werke 5^3, 184 ff.

„die Haufen schildern der geschmähten zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kote lagen; denn es ist kein Bursche gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschellt hätte, damit es nicht von andern Händen rühmlicher geführt würde, als von den seinen; wir sahen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr dastanden, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte."

Das Schriftstück selbst, der Bericht an Varnhagen, ist eine der trefflichsten Leistungen Chamissoscher Prosa. Die besten Eigenschaften seiner Abkunft und seiner Rasse treten in sympathischer Weise aus den grollenden Worten hervor, wie nicht minder aus dem Memoire,*) das er später dem Ehrengericht einzureichen hatte. So schreibt der würdige Abkömmling einer langen Reihe von Helden, die für ihren König und ihr Vaterland oft und gerne Gut und Blut in die Schanze geschlagen haben, so fühlt ein Edelmann, ein Adliger in des Wortes höchster Bedeutung. Knapp und schlicht und doch wirksam in jeder Wendung geben die markigen Worte Chamissos einen Bericht, der in seiner stilvollen Einfachheit an antike Muster gemahnt. Der mühsam nach fremden Mustern gebildete Stil von „Adelberts Fabel" ist überwunden: die Siegesfanfaren der einziehenden Holländer haben Chamisso jenen plastischen Prosastil gelehrt, der dann in dem Tagebuch der „Reise um die Welt" zur schönsten Ausbildung gekommen ist.

Die Kapitulation von Hameln brachte endlich die Loslösung vom Militärdienste. „Wo meine Bahn mich geführt," schreibt er in dem besprochenen Briefe an Varnhagen, „lasse ich kein schlecht Angedenken hinter mir. Ich begehre nach Frankreich, dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde, denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen, und bleib ich auf immerdar."**) Diese Worte, mit denen Chamisso aus Deutschland scheidet, sind wohl festzuhalten, will man die Irrwege verstehen, die er in der nächsten Periode seines Lebens gewandelt hat.

III. Unstätes Leben (1806—1812).

Die drückende Fessel war endlich gelöst. Dennoch konnte Chamisso der neuen Freiheit sich nicht in sorgenloser Freude hingeben. Was er seit Jahren erstrebt hatte, war erreicht; doch mit den Schranken seiner Existenz war auch der letzte Anhalt und Rückhalt beseitigt worden. In Deutschland war vorläufig für ihn nichts zu machen. Die Freunde

*) Vgl. Werke 5^3, 195 ff. (abgedr. bei Koch 2, 336).
**) Werke 5^3, 194.

Varnhagen, Neumann und Neander hätten wohl in Halle eine erfreuliche Gesellschaft geboten, dort die Grundlage für spätere Thätigkeit zu legen. Da wurde die Universität Halle plötzlich durch einen Machtspruch Napoleons aufgelöst, der über die Studenten zu klagen hatte. Chamisso ging denn nach Frankreich. „Auf der Pilgrimfahrt bin ich begriffen nach dem Mutterlande, — die mußt' ich so begehen; doch verarmt und des Segens Eurer Umarmung bar zieh' ich hin," schreibt er an Varnhagen den 3. Dezember 1806.*) Unerfreuliches gab's auch in Frankreich zu erleben. Sein Vater war den 24. Oktober, seine Mutter den 3. November gestorben. Freilich fand er in Paris gute und treue Freunde. Cérés, eingedenk ihres einstigen Versprechens, führte in schwesterlicher Fürsorge ihn in ihre Familie ein; mit den Freunden Koreff und Ludwig Robert traf er zusammen; auf der Bibliothek herumspürend findet er eine französische Handschrift des Reineke Fuchs.**) Allein zu einer Befriedigung kam es nicht. „Mit Begierden, die her ich brachte, bin ich zur Ruhe verwiesen. Paris kann eine Schule sein, Frankreich ist mir verhaßt." Von dem einstigen Vermögen der Grafen von Chamisso war so wenig zurückgestellt worden, daß auf Adelbert nur eine Rente von 200 Thalern fiel. 300 wurden für die Zukunft versprochen. Enttäuscht kehrt er nach kurzem Aufenthalt Paris den Rücken und begiebt sich zu seiner Familie nach Vertus in der Champagne. Verständnis für seine wissenschaftlichen Pläne fand er da nicht; zufälligerweise hat sich ein Brief***) der Mutter aus dem Jahre 1805 erhalten, der ein helles Licht auf die Ansichten wirft, die man in der Familie von seiner Zukunft hatte; sie redet ihm zu paisible et tranquille zu sein. Man sorge bestens für ihn; er möge nur nicht selbst seiner Carriere hinderlich in den Weg treten. Ob er wohl träume, um von sächsischen Universitäten zu sprechen? Litterarische Beschäftigung wird ihm als Amüsement gestattet; den Schulstaub indes könne man nicht früh genug abschütteln. Den Bruder Hippolyt solle er sich zum Muster nehmen ... Bei solchen Gegensätzen war an eine Einigung nicht zu denken. Auch jetzt spielt Chamisso seinen fürsorglichen Verwandten einen bösen Streich. Ein liebliches junges Mädchen Pauline mit vielen, vielen Tausenden reiner, heller, fester Einkünfte, er sollte sie als Gattin heimführen. Und er, der Mittellose, wehrt sie von sich ab; „meine guten, lieben Brüder sehen's und staunen, und ich leide um ihretwillen".†) Seine Braut ist sie nicht geworden; nur zum Modell der Agrippina seines „Fortunat" wollte er ihre blendende Erscheinung verwerten. Chamisso hegt nun zur Schwägerin Viktorine Zutrauen, er

*) Werke 5^3, 199.

**) Ebenda 5^3, 205. Hier auch die nächste Briefstelle.

***) Ebenda 5^3, 58 f. Eben dieser Brief hat mich veranlaßt, den Einfluß der Mutter auf den Knaben Chamisso nicht zu betonen, wie Koch (1, 11), der aus einer Notiz der Biographie (Werke 5^3, 7) zu viel herauslieſt. Vgl. auch das Gedicht „Traum und Erwachen" V. 49 ff.

†) Ebenda 5^3, 214; vgl. 209.

klagt ihr seine Not, sie hat ihn lieb und wünscht, er könnte bleiben. Koreff dachte daran, den Freund an der Bibliothek in Paris anzustellen; Chamisso fühlt sich noch nicht reif genug, er wendet willig und entschlossen von dem französischen Treiben sich ab und kehrt nach Deutschland zurück, um sich ganz und ausschließlich in das Leben deutscher Wissenschaft und Dichtung zu versenken, zufrieden, wenn man ihm für seine Landsleute die Verherrlichung gelten ließ, deren sie als Krieger im siegreichen Heere teilhaftig waren. Ja er geht trotz den fatalen Erinnerungen seiner Militärzeit den Freunden zuliebe nach Berlin, um freilich auch hier ziellos weiter zu vegetieren. Irr' an sich selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt, verbrachte er in Berlin eine düstere Zeit. Um sich Anregung zu schaffen, machte er mit Varnhagen eine Fußreise nach Hamburg; er genoß dort im Kreise der Verwandten und Freunde Varnhagens des doppelten Vorteils in voller Neuheit zu erscheinen und doch im besten Sinne bekannt zu sein.*) In der Gesellschaft von Varnhagens Mutter und Schwester wirkte er auf diese, wie auf sich selbst durch reiche Mitteilungen belebend. Nach Berlin zurückgekehrt sollte er mit Varnhagen zusammen wohnen; störende Angewohnheiten, insbesondere der unaufhörliche Tabaksqualm, den er um sich verbreitete, machten das Zusammenleben dem feinnervigen Varnhagen zur Pein. Kein besseres Resultat hatte ein gleicher Versuch mit W. v. Willisen. In der Schlacht von Auerstädt verwundet, verwertete der junge Offizier seine unfreiwillige Muße zu emsigen Studien. Chamisso, in zerstreuenden Bekanntschaften fast zum Alltäglichen herabgestimmt und für sich allein kaum dauernder Anstrengung fähig, glaubte vergeblich durch Willisens tägliches Beispiel sich aus seiner Lethargie aufzuraffen. Besuche bei Freunden, dann insbesondere die Romane Rétifs de la Bretonne zerstörten die besten Vorsätze, so daß er an seiner Fähigkeit zum Lernen überhaupt verzweifelte. Ein wenig that er sich in italienischer Litteratur um, die neugewonnene Beziehung zu v. d. Hagen vermittelte das Nibelungenlied. Er indes ist so gar nicht in der Stimmung, die Volksdichtung zu genießen, daß er sie neben Fouqués „Sigurd" schmächtig und kümmerlich findet. So ging denn das ganze Jahr 1808 und das Jahr 1809 verloren. Gedichtet wurde nichts; alle Schriftstellerei blieb ihm ferne; selbst an einem gemeinschaftlichen Unternehmen seiner Freunde hat er's zu keinem fördernden Anteil gebracht. Fast jeder seiner Genossen durfte Autorsansprüche an den Roman „Die Versuche und Hindernisse Karls, eine deutsche Geschichte, aus der gegenwärtigen Zeit" stellen. Nur Chamisso begnügte sich mit der anspruchslosen Rolle, die Korrekturbogen zu lesen, als der erste Band des Romans bei Reimer in Berlin und Leipzig 1808 erschien.**)

*) Varnhagens „Denkw." 2³, 66 f. 72; zu dem folgenden vgl. ebenda 79, 81. Das Urteil über Fouqués „Sigurd" und das Nibelungenlied: Werke 5³, 231.

**) Über die „Versuche und Hindernisse Karls" handelt Varnhagen „Denkw." 2³, 15 ff. 47. 136. 147. 174. 274. 310. 4, 107; vgl. Chamissos Werke 5³, 229 (und Palms Note). 231.

Durch Jean Pauls „Flegeljahre" angeregt gerieten nämlich die Freunde Neumann und Varnhagen im Jahre 1807 zu Halle auf den originellen Gedanken, gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben. Wenn auch äußere Gleichmäßigkeit und mögliche Einheit festgehalten wurde, im übrigen suchte man sich nach Kräften entgegenzuarbeiten. Varnhagen schrieb das erste Kapitel, Neumann das zweite, und so ging's weiter. Mit widerstreitenden Richtungen, mit störenden Wendungen hielt man sich treulich Wort. Nach dem 10. Kapitel mußte Fouqué eingreifen, um den schier rettungslos verworrenen Knoten zu lösen, er schürzte ihn von neuem. So wuchs das Manuskript bis zu einem Bande an. Selbstparodierungen wechselten mit Travestien von Johannes von Müllers schwungvollem, knappem Stil, von Voßischen schwerfälligen, sprachverrenkenden Hexametern. Nicht nur Wilhelm Meister und der Markese traten auf, um die „Wanderjahre" vorwegzunehmen; auch Jean Paul, der später auf den Spaß gerne einging, wurde persönlich herbeibemüht. Den größten Anteil hatte Neumann. Varnhagens getragener Stil macht den Eingang schleppend; wirkliches Erzählertalent bewährte nur Fouqué; eine interessante, von vielfachen Unfällen begleitete Nachtwanderung und eine frisch hingeworfene Kriegsscene zeugen von seiner glänzenden Begabung lebendiger Situationsmalerei. Daß unter seinen Händen die würdige Gestalt des gereiften Wilhelm Meisters eine Ohrfeige sich gefallen lassen mußte, konnte Brentano ihm nicht vergeben. Bernhardi endlich bemäntelte seinen Mangel an künstlerischer Begabung, indem er ein Kapitel mit Anekdoten über und über vollstopfte, da denn mancher platte Witz unterlief. Ein Beitrag Chamissos kam zum ersten Bande zu spät. Der Plan zu den ersten Kapiteln eines zweiten Bandes wurde von Neumann, Chamisso und Fouqué gemeinsam gemacht — allein zustande kam nichts. Auch als Varnhagen im Jahre 1819 wieder in Berlin mit Neumann zusammentraf, dachten sie an eine Fortsetzung, die zeitgemäßen Spitzen gegen Jahn, Steffens, Adam Müller und selbst gegen den einstigen Mitarbeiter Fouqué gerichtet hätte: doch jetzt fehlte vollends der jugendfrische Eifer. — Der erste Band wurde wenig bekannt. Wilhelm Schlegel dankte mit gnädigem Kopfnicken für die Übersendung; er verlah sich böse, indem er das Ganze für das Werk Varnhagens hielt. Die Stilunterschiede fühlte er nicht durch. Immerhin machte er das Buch dem Kreise der Frau v. Staël zugänglich. Scharf urteilte Brentano; er nannte die Verfasser langweilige Gimpel, die niemand amüsierten.

Chamisso ist auch bei einem späteren ähnlichen Plane nicht zu Worte

231f. 243. 245. 254. 256; Fouqués „Lebensgeschichte" (Halle 1840) S. 278, dann Brentano an Görres (Görresbriefe 8, 83f.). — Ein Neudruck unter dem Titel „Die Versuche und Hindernisse. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit" in W. Neumanns „Schriften" (Leipzig 1835) 2, 245. Daß auch die Familie des Komponisten Reichardt böse mitgenommen wurde, meldet Wilhelm Grimm seinem Bruder Jakob (Jugendbriefe S. 177).

gekommen. Als E. T. A. Hoffmann nach seiner Übersiedelung von Leipzig nach Berlin durch Hitzig mit Contessa und mit dem von ihm hochgeschätzten Verfasser des „Schlemihl" bekannt wurde, verabredeten die Freunde ein Pendant zu den „Versuchen und Hindernissen Karls". Gleich über den ersten Ansätzen zerschlug sich die Sache; Chamissos Aufbruch zur Weltumseglung machte den Plan unausführbar. Hoffmann verwertete seine Ideen zu den schwächlichen „Doppeltgängern", Contessa die seinen zu dem „Bilde der Mutter".*) —

Der Kreis, dem zuliebe Chamisso sich wieder nach Berlin versetzt hatte, zerfiel allmählich. Varnhagen ging nach Tübingen und wanderte von da nach Österreich, wo er durch seinen Anteil an der Schlacht von Wagram in den kaiserlichen Dienst kam. Hitzig, der allzeit treue, blieb Chamissos einzige Stütze; er gab ihm sogar Wohnung und Unterkunft. Um so erlösender wirkte daher ein unvorhergesehener Ruf aus Frankreich. Chamisso sollte eine Professur am Lycée zu Napoleonville antreten. Chamisso war froh abzukommen; ohne lange zu fragen, eilte er nach Paris, wo ihm freilich der trostlose Bescheid ward, an dem Lycée sei kein Platz vakant.

Dennoch blieb der neue Aufenthalt in Frankreich (er umfaßt die Jahre 1810—1812) nicht ohne Gewinn. Chamisso wollte zunächst nur bleiben, um seine Rechte auf die Stelle zu Napoleonville zu behaupten. Bald indessen knüpften sich Beziehungen an, die ihn ganz von seiner Absicht abbrachten. Zwar der Verkehr mit Varnhagen, den er zu seiner großen Verwunderung in Paris antraf, förderte ihn wenig. Varnhagen war als Adjutant des Grafen Bentheim eingetroffen, den Kaiser Franz als außerordentlichen Gesandten zu seiner Tochter Maria Luise geschickt hatte. In seiner neuen Stellung endlich im langersehnten Verkehr mit den besten Kreisen, befand sich der neugebackene Offizier sehr wohl und verleitete Chamisso zu lustigen Studentenstreichen, an denen auch ein anderer alter Freund vom Nordsternbunde Anteil nahm, Koreff nämlich.**) Durch Vermittlung seines alten Lehrers und Freundes Erman lernte er Alexander von Humboldt kennen, dessen rastloser Fleiß für ihn ein gutes Muster abgab. Uhland und Varnhagens Freund Immanuel Bekker, der Lieblingsschüler Friedrich August Wolfs, beide an der kaiserlichen Bibliothek thätig, traten ihm näher. Uhlands Poesie fand an Chamisso einen begeisterten Bewunderer; die reichen Anklänge an sie, die seine späteren Dichtungen aufweisen, sind den Pariser Anregungen entkeimt. „Indem so viele gar vortreffliche Gedichte verfertigen von der Art, wie alle sie machen und keiner sie liest, schreibt dieser welche, wie keiner sie macht

*) Vgl. E. T. A. Hoffmanns „Ausgewählte Schriften" (Stuttgart, Brodhag 1819) 11, VIIIf. Auch Fouqué soll beteiligt gewesen sein; Palm behauptet (Werke 5³, 389) aus den im Nachlasse Chamissos vorgefundenen Bruchstücken neben der Schrift Chamissos und Contessas auch die Fouqués konstatiert zu haben.

**) Vgl. Varnhagens „Denkw." 3³, 83. 87. 130. Chamissos „Werke" 5³, 290.

und jeder sie liest. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig." So berichtet Chamisso über Uhland nach Hause.*) Mit Helmina von Chézy, der Enkelin der Karschin, wurde alte Bekanntschaft mit vieler Freude erneuert; an ihren Dichtungen und an den Engelsköpfchen ihrer Kinder findet Chamisso ein herzliches Gefallen.**) Durch sie kam er auch dem einstigen Gönner der Berliner Musenalmanachzeit, Wilhelm Schlegel wieder nahe. Er war durch sein Zusammenleben mit Frau von Staël, die er seit 1804 begleitete, schier ganz verändert; Bonvivant und Geck affektierte er den jüngeren Dichtern, wie Uhland, gegenüber eine kühle Blasiertheit. Auch mit Chamisso kam es zu keinem tieferen Verhältnisse; Wilhelm Schlegel war von seiner eigenen Größe viel zu eingenommen, um in Chamissos schwerzugänglichen Charakter eindringen zu können. Er schmiedete ihn mit Helmina von Chézy an das Handwerkergeschäft, seine Wiener Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur ins Französische zu übertragen. Er selbst, obwohl nach Chamissos Urteil „Meister des Stils in dieser canaillösen Sprache"***), war mit dem Drucke des Buches „De l'Allemagne" von Frau von Staël, dann mit dem dritten Bande seiner Vorlesungen, endlich mit einem Bande der Shakespeareübersetzung zu sehr beschäftigt, um sich der Übertragung anzunehmen, die er den beiden aufbürdete; obendrein wollte er im Herbst nach Amerika gehen. Die Übersetzung schritt nur sehr langsam fort; Chamisso hatte wenig guten Willen dazu. Und es gereichte ihm später zu hoher Befriedigung, daß der Verleger bankrott wurde, ehe die Übersetzung fertig war. Damals berief man Chamisso, um die Arbeit rascher zu fördern, an den Hof der Frau von Staël nach Chaumont. Hier auf dem wunderherrlich am südlichen Ufer der Loire gelegenen prächtigen Schlosse verbrachte Frau von Staël die erste Phase ihrer Verbannung von Paris.†)

Man kam sich bald näher. Die „dicke, feurige Staël, leichter, froher, anmutiger Bewegung" zog Chamisso am meisten an. Neben ihr trat der „milde, fromme" Mathieu de Montmorency, die „schöne, angenehme" Récamier, der „schöne, zarte Nordländer" Völk und „ein guter Teufel von naiven, fröhlichen, zahmen, furchtsamen, gesprächigen italienischen Künstler" in den Hintergrund. Den „klugen, zierlichen, kühlen, schwerfälligen" Schlegel übersieht Chamisso leicht. Nicht ohne Lachen denkt er an die Zeit zurück, da er und seine Genossen so unschuldig, verblüfft und schwärmerisch fromm erzitterten bis ins tiefste wonneströmende Herz, wenn

*) Werke 5^3, 291. 316 f.

**) Ebenda 5^3, 274. 283. Die letztere Stelle verletzte später Helminen, vgl. ihr Buch „Unvergessenes" 1, 335; Hauptschuld hatte allerdings ein böser Druckfehler, „lieder l i c h" für „lieder r e i c h".

***) Vgl. Werke 5^3, 277.

†) Chamissos Beziehungen zu Frau von Staël behandelte nach Fulda das Buch von Lady Blennerhassett „Frau von Staël" 3, 265 ff. 310. Fulda selbst hat keine neuen Dokumente beigebracht. Die obige Darstellung stützt sich auf das reiche Briefmaterial der Biographie. Zu dem folgenden vgl. insbes. 5^3, 288 ff.

nur des Meisters Schatten einen gestreift. „Nun schneidet mir der Mann ganz tranquile meine Feder, und am Ende, trotz seiner Zahmheit, seiner ausgezeichneten Artigkeit bin ich der, der am andern am meisten auszusetzen hat.“ Noch weniger scheint ihm der „nüchterne, häßliche, kleine, stummlaurende, witzige“ Sabran behagt zu haben. Und mit Fanny Randall, der „kugelrunden, harten, kalten Engländerin“, der „stachelschweinförmigen britannischen Feindin“ hat er im Kriege gelegen; die leidige Tabakspfeife brachte ihn mit ihr in Konflikt. Allerdings wirkte die Pfeife überhaupt auf den in den vornehmsten Formen sich bewegenden Salon der Staël nicht sehr erfreulich; zwischen den Zeilen von Chamissos Berichten an seine Freunde liest sich's leicht, wie wenig von französischer gesellschaftlicher Gewandtheit er aus den Berliner und Hamelner Wachtstuben gerettet hat. Die Rolle des ehrlichen Huronen, die eines neuen Anacharsis scheint sein Los in Chaumont, dann in Fossé bei Blois, wohin man ob plötzlicher Ankunft des Besitzers von Chaumont dekampieren mußte, später endlich in Coppet gewesen zu sein. Die Formen der Welt, in denen sich Frau von Staël bewegte, waren ihm eine fremde Sphäre. Allerdings brachte Frau von Staël ihn sich auch so nahe; sie blickte durch das formlose Äußere in die Tiefe seines Wesens, umsomehr als Chamisso doch über ein reiches Maß von französischem Esprit gebot, der ihm gelegentlich selbst über den witzigen Schlegel einigen Vorteil gab.

Chamisso selbst rechnete die Staël zu seinen Freundinnen; „sie weiß viel von meinem Leben, ich viel von dem ihrigen, und ich schätze sie“. Sie ist ihm kein gemeines Weib, sie habe Geradheit und Enthusiasmus; alle Ideen fasse sie mit dem Herzen an, sie sei leidenschaftlich und stürmisch. Gegen Fouqué nennt er sie ein merkwürdiges und seltenes Wesen. Der Ernst des Deutschen, die Glut des Südens, die Form der Franzosen sei in ihr vereint. Die ganz eigne Geometrie ihrer Lebensansichten, ihre für Rittertum und für Freiheit gleich große Begeisterung bleibt ihm nicht verborgen, und am wenigsten ihr Bedürfnis, in die Welt zurückzukehren, aus der sie Napoleons Machtwort verbannt hatte.*)

Auf eigentümliche Weise haben sich einige Dokumente ihres geist'gen Verkehrs erhalten. Um auch im größeren Kreise mit jedem Gaste gleichzeitig im intimen Tête-à-tête zu sein, hatte Frau von Staël sich ausgesonnen, Fragen und Antworten auf Streifen Papier sich zukommen zu lassen. Epigrammatische Kürze war durch die Form geboten; manches scharfgeschliffene Witzwort flog hin und her. Einige Zettel dieser sogenannten petite poste sind erhalten.**)

Giebt es etwa eine bessere Charakteristik des damaligen Chamisso als folgendes schriftliches Zwiegespräch?

*) Vgl. Werke 5³, 295. 297.

**) Ebenda 5³, 295 f. Abgedruckt sind die Zettel: Werke 6³, 331—338. Vgl. insbes. S. 335.

„St. Vous avez beaucoup d'esprit, et vous ne soignez pas votre accent — Vous savez toutes les langues et vous ignorez la vôtre — Vous êtes d'une jolie figure et vous vous négligez étonnamment — Enfin vous avez de l'amitié pour moi, et vous ne savez pas me sacrifier la pipe — Dites-moi donc à quoi tient cet incomplet, quand il ne tiendrait qu'à vous d'être distingué?

Ch. Que répondre? Vous vous appliquez à la flatterie, et moi, je ne sais pas même manier la louange. — Épargnez-moi, nous ne sommes pas à armes égales.

Ne rabotez pas l'écorce d'un chêne pour le polir, il mourrait — Laissez-le surtout dans la forêt, c'est là qu'il verdit!!

St. Trouvez-vous que je sois sans énergie? je ne veux pas que vous soyez dans la forêt si je n'y suis pas — je ne vous ôte pas vos feuilles mais les broussailles — Je ne vous flatte pas, je fais mieux.

Ch. Vous ne voulez pas que je sois dans la forêt, si vous n'y êtes! Vous ne voulez pas y être, dans la forêt! Que voulez-vous donc faire de moi? Que voulez-vous que je sois?

St. Ce que vous êtes, énergique dans le coeur et élégant dans les formes, ancien et moderne, sauvage et gentilhomme — enfin réunissant les contrastes, ce qui est la perfection."

Ein anderes Mal verkündet Chamisso der neuen Freundin die Lehren, die er einst von Cérés Duvernay erhalten hat:

„Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue lebt für sich allein.
Liebe kommt Dir rasch entgegen;
Aufgesucht will Treue sein."

Frau von Staël geht alsbald auf seine Idee ein: „L'amour est une grande affaire," antwortete sie, „mais l'amitié est une douce chose, et il me semble que je l'ai aufgesucht!" — „Und gefunden," giebt Chamisso zurück. Dennoch scheint Chamisso selbst gelegentlich tiefere Gefühle als die bloße Freundschaft gehegt und geäußert und sich der Schloßherrin von Coppet mit ähnlichen Absichten genähert zu haben, wie einst der Heldin seiner Jugendlyrik. Vorläufig indes entfernt er sich von Frau von Staël, um vom Oktober 1810 ab bei Prosper Barante, dem damaligen Präfekten der Vendée, sein Übersetzergeschäft zu Ende zu führen. Barante hatte sich damals schon durch sein von Frau von Staël angeregtes Buch „Tableau de la littérature française au 18e siècle" (Paris 1809) einen Namen gemacht. Frau von Staël hat das Buch mit warm empfundenen Worten angezeigt; er sollte später zum Danke ihre politische Doktrin in wirksamster Form einer neuen Generation mitteilen. Dem Gaste Chamisso erschien er jetzt als angenehmer junger Mann, leicht zu leben, sanften Charakters, sinnvoll, unterrichtet, unparteiisch, hellen Blickes. Seine

treffliche Bibliothek gewährte reiche Anregung und konnte um so besser ausgenutzt werden, als Schlegel kein Manuskript zum Übersetzen schickte. Chamisso tummelte sich denn fleißig auf dem Felde älterer französischer Litteratur. Der Schalk Rabelais lächelt immer auf seinem Tische; in alten Volksausgaben aus den Jahren 1620—1630 liest er die französischen Volksbücher Valentin et Orson, les fils Aimon, Mélusine, Huon de Bordeaux, Maugis d'Aigremont und vergleicht sie mit den ihm seit lange bekannten deutschen Fassungen. Mit Hilfe von Roqueforts „Glossaire de la langue romane" wagt er sich an Barbazans Sammlung der „Fabliaux et contes des poëtes français des XIe—XVe siècles". Sie gestalten sich ihm zu einer leichten und angenehmen Lektüre; nur die „unselige Verbosität", zu der sich die Dichter durch das leichtfließende Silbenmaß veranlaßt fühlen, ermüdet ihn. Zu einer Erkenntnis der altfranzösischen Grammatik ist Chamisso nicht gekommen; er hat weniger scharf zugesehen, als die Brüder Schlegel, welche schon einige Jahre früher weit bessere Einsicht verraten haben. Um so enthusiastischer ist sein ästhetisches Urteil; er zögert nicht, eine Stelle aus einem Mystère von Abraham und Isaak den göttlichsten Sachen der Griechen gelegentlich an die Seite zu stellen.*) Für die Poesie der Vendée bezeugt er einen gleich offenen Sinn; er freut sich der herrlichen Nächte, da der Mond so still und mild über die Heide der Vendée im leichten Nebelkleide glänzt. Daneben liest er handschriftliche Aufzeichnungen über den denkwürdigen Krieg, in dem Vendéer Bauern die talentvollsten Generäle der Republik geschlagen haben. Reine Motive, große Handlungen, große Charaktere findet er auf beiden Seiten. Die Thaten sind ihm enorm, der Sinn kindlich und ebendeshalb sympathisch.**)

Als echter Romantiker spinnt er sich immer tiefer in seine Volksstudien ein, und während er sich mehr und mehr in die Romantik seiner Umgebung einlebt, wird ihm die Schlegelübersetzung immer widerlicher, und er schlägt einen neuen Ruf nach Napoleonville aus, da er sich zu solcher Thätigkeit jetzt nicht tauglich befindet. Der Stimmungsreichtum der Tage führt ihn endlich wieder zu dichterischer Produktion; ein paar Lieder glücken ihm, wie „Blauer Himmel" und „Winter", zu denen Kerners Almanach für 1810 den äußeren Anlaß gegeben hat.

Indessen war das Buch „De l'Allemagne" verboten und vernichtet, Frau von Staël selbst binnen zweimal vierundzwanzig Stunden des Landes verwiesen worden. Zu ihr, nach Genf, zieht es ihn: er begehrt nach ihr und glaubt, sie begehre nach ihm. Im September 1811 ist er in Coppet und erfährt da wieder einmal herbe Enttäuschung. Er glaubte zu einer Herzensfreundin zu eilen, die ihn um so lieber mit offenen Armen aufnehmen würde, als sie selbst von herben Schicksalen bedrängt war. Er

*) Vgl. Werke 5³, 310 ff. 333 f.
**) Ebenda 5³, 312.

fand sie in enger Verbindung mit Jean de Rocca; ihre geheime Vermählung scheint auch ihm nicht bekannt geworden zu sein; um so herber traf ihn die Thatsache ihres intimen Verkehrs mit einem anderen. Er ruft ihr zu:

„J'ai vu la Grèce, et retourne en Scythie
Dans mes forêts je retourne cacher
Mes fiers dédains et ma mélancolie.
Rien désormais ne m'en peut arracher.
Adieu Corinne, adieu, c'est pour la vie
Là j'expierai l'erreur qui m'est ravie;
Ta douce voix a trop su m'allécher
Corinne, adieu; tu n'es point mon amie.
J'ai vu.

Den Freunden seine Enttäuschung mitzuteilen, war er zu stolz. Varnhagens Schwester Rosa Maria gegenüber spricht er nur von der unglücklichen kranken Frau, die mit jedem Tage verlassener wird. Hitzig allein erhält einen tieferen Einblick: „Das erste Mal, daß ich hier war, empfand sie wohl einen großen Reiz zu mir, diesmal fand ich sie in einem Verhältnis befangen, das sie ganz von mir entfernte, und ich selber trat stolz und fremd zurück." — Was er einst bei Cérés Duvernay erlebte, hat jetzt eine in jeder Beziehung bitterere und enttäuschendere Wiederholung gefunden.*) —

Chamisso ist damals dem Historiker und Widerparte Schlegels, Simonde de Sismondi, näher getreten. Er übersetzte ferner in Genf Guillaume Etiennes „Deux gendres", die den 11. August 1810 mit größtem Beifalle in Paris gegeben worden waren und ihrem Verfasser den Eintritt in die Akademie eröffnet hatten. Die Bewunderung, die dem Stücke zu teil geworden war, wurde freilich stark vermindert, wo nicht ganz aufgehoben, als man nachweisen wollte, Etienne habe sein Drama lediglich aus dem eines Jesuiten von Rennes, „Conaxa" betitelt, gestohlen; dieser wiederum hatte vor etwa hundert Jahren den Stoff einem alten Fabliau entnommen. Thatsächlich bestand Etiennes ganzer Fehler darin, seine Anleihen verschwiegen zu haben; Chamisso fand Gefallen an dem Stücke, „trotz dem wachsenden Lärm, den die Franzosen davon schlagen", setzt er hinzu. In acht Tagen hatte er es übersetzt und wollte es sogar in Weimar oder Berlin drucken lassen. Doch die Freunde, Fouqué voran, fanden den Stoff nicht dramatisch genug und sprachen dem Verfasser die Gabe ab, das Dramatische mit den rechten Beschwörungsformeln hervorzurufen. Chamissos Übersetzung wurde nicht einmal gedruckt, von einer Aufführung war keine Rede.**)

Wichtig und entscheidend wurde für Chamisso ein Brief de la

*) Vgl. Werke 5^3, 342 und Note **), 358. Betreffs Sismondi: ebenda 316 ff.
**) Ebenda 5^3, 349 ff. 353 f.; insbes. S. 353.*)

Foyes. Chamisso hatte ihm von seinen damaligen englischen und französischen Sprachstudien geschrieben — Shakespeare und Calderon las er zu jener Zeit zum erstenmal im Original; de la Foye antwortet, wenn man in Coppet säße, dürfe man nicht Englisch, man müsse Botanik treiben. „Das war mir anschaulich, ich that also," erklärte Chamisso noch 1835 *) Er hat endlich seinen Lebensberuf gefunden. Mit dem ganzen Eifer, der sich in den letztvergangenen Jahren nie einstellen wollte, legt er sich auf sein neues Studium. De la Marc und Decandolle werden durchgearbeitet, große Fußtouren durch die Schweiz, „den botanischen Garten Europas", gemacht, die Kapsel auf dem Rücken, das Buch in der Tasche, den Stab in der Hand. Bald hat er hundert, dann tausend Pflanzengattungen beisammen. Nachdem Frau von Staël nicht ohne Chamissos thätige Mithilfe die gefahrvolle Flucht von Coppet nach Wien gewagt, bewegt er sich noch freier. August von Staël war sein erster Lehrer in der Botanik; noch heute bildet die Rubiaceengattung Staëlia Cham. ein lebendiges Zeugnis ihrer Beziehungen. Mit ihm, dem Zöglinge Wilhelm Schlegels, bereist er die Montblancgruppe, den großen St. Bernhard; das Wallis, der Gotthard wird besucht. Endlich wendet er sich durch das Reußthal und über den Vierwaldstättersee, über Zug und Zürich nach Schaffhausen und trifft im September 1812 wieder in Berlin ein. Die Zeit problematischer Ruhelosigkeit war vorüber. Den 17. Oktober läßt sich der Einunddreißigjährige als studiosus medicinae an der neuerrichteten, unter vorzüglichen Lehrkräften frisch aufblühenden Berliner Universität immatrikulieren, derselbe Chamisso, der eben erst die Berufung an eine Hochschule abgelehnt hatte. Unter dem alten trockenen Knape treibt er ernstlich und eifrig Anatomie, seine „trockene Lehre von den Knochen" schreckt ihn nicht, und ebensowenig der greuliche Zustand des Secierbodens. Mit richtigem Instinkte geht er spät aber gründlich durch die wahre Elementarschule des Biologen, die Anthropotomie. Bei Lichtenstein arbeitet er auf dem zoologischen Museum und hilft Fische und Krebse aufstellen; vergleichende Anatomie und Physiologie kann er bei Rudolphi gehört haben. Sein besonderes Interesse wendet sich der Mineralogie zu; sein alter Freund und einstiger Lehrer Erman docierte ihm Elektrizität und Magnetismus.

IV. „Peter Schlemihl."

Mitten in den Aufschwung, den Chamissos Existenz durch den neuen Beruf fand, fiel ein Ereignis, das beinahe alles wieder in Frage gestellt hätte: das Jahr 1813 und der Befreiungskrieg gegen Napoleon.

*) Werke 6^2, 243

Professor Lichtenstein, sein thatkräftigster Gönner, besorgte ihm ein Asyl in Cunersdorf, auf dem Landgute der Itzenplitzschen Familie. Hier konnte er in voller Ruhe seinen Studien leben; seine neue Laufbahn war gerettet. Merkwürdigerweise hat Chamisso, der in der Botanik so ganz aufging, daß er gern alles Dichten abschwört, gerade die inneren und äußeren Wandlungen dieser Zeit in dichterischer Form zum Ausdruck gebracht; sein „Peter Schlemihl“ hat nur deshalb eine im Verhältnis zu Umfang und Form ungeheure Wirkung erzielt, weil er, im besten Sinne Gelegenheitsdichtung, bis ins letzte Produkt der Erlebnisse war, die Chamisso kurz vor seiner Abfassung durchzumachen hatte.

Während er mit dem Cunersdorfer Gärtner botanisiert, seine Kataloge vergleicht, die französischen Aufsätze der jungen Itzenplitz ausbessert, diese auch gelegentlich in der Botanik unterweist, sendet er plötzlich im Sommer 1813 an den Freund Hitzig ein Heftchen Manuskript und begleitet es mit den Worten: „Du hast wohl nichts weniger von mir erwartet, als ein Buch! Lies das Deiner Frau vor, heute abend, wenn Du Zeit hast; wenn sie neugierig wird zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen und besonders, wer der Mann im grauen Kleide war, so schick mir gleich morgen das Heft wieder, auf daß ich daran schreibe, — wo nicht, so weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat.“*) Bis zum Anfang des dritten Kapitels war das Werkchen damals gediehen; Hitzig dürfte ermutigend geantwortet haben. Wochenlang fritzelt Chamisso jetzt an seinem Schlagschatten und lacht, und fürchtet sich manchmal darüber, so wie er daran schreibt. Das vierte Kapitel macht ihm besondere Schwierigkeit, und er ist froh, nach langem Kauen an einem Tage, aus einem Stücke, wie eine Offenbarung sich's aus der Seele schneiden zu können. Das Prosaschreiben wird ihm ungeheuer sauer, und sein Brouillon sieht toller aus als alle Verse, die er je gemacht. Das Ganze ist im Jahre 1813 noch zu Ende geführt worden; die Vorrede an Hitzig ist vom 27. September datiert.

In einem Augenblicke tiefster Verstimmung über seine Mittellosigkeit, gedrückt von Demütigungen, die er seiner Armut dankt, verkauft Schlemihl seinen Schatten, um in den Besitz von Fortunats Säckel zu gelangen. Wie thöricht sein Tausch ist, kommt ihm alsbald zum Bewußtsein. Seinen neuen Reichtum kann er nicht genießen, denn die Schattenlosigkeit verbannt ihn aus der Gesellschaft der Menschen. Den geheimnisvollen grauen Mann, der ihm den Schatten abgekauft hat, fleht er umsonst an, den Pakt rückgängig zu machen. Um alles Glück der Welt betrogen, beraubt eines herrlichen Mädchens, das er sich zur Braut erkoren, ist er nahe dran, seine Seele dem Grauen zu verschreiben, um den Schatten zurückzubekommen. Im letzten Augenblicke entlarvt er den Grauen; es ist der Teufel. Schlemihl weist ihn zurück; der Graue verschwindet,

*) Werke 5^3, 379 f.; vgl. S. 383.

Schlemihl wirft den Säckel in eine tiefe Bergschlucht. Arm und mittellos erwirbt er durch Zufall Siebenmeilenstiefel. Sie gestatten ihm die Welt zu durchwandern, und das Studium der Natur entschädigt ihn für sein verlorenes Lebensglück.

Eine einfachere, schlichtere Handlung wäre kaum zu erdenken, und doch hat gerade dieses Märchen Chamisso einen Erfolg eingetragen, der in der Weltlitteratur nicht viele seinesgleichen hat. Dieser seltene Erfolg findet seine Begründung in der glücklichen Vereinigung dreier Momente: Chamisso hat einen echten Märchenstoff und einen echten Märchenton gefunden; er hat ferner die ganze Dichtung durch Verwertung zahlreicher erlebter Motive in hohem Grade lebenswahr geschaffen; er hat endlich dem Ganzen einen ethischen Gehalt verliehen, der dem Leser nicht ein scharfformuliertes moralisches Postulat aufdrängt, ihn vielmehr tiefe Blicke in die menschliche Seele thun läßt.

Chamisso verwertet im „Schlemihl" zwei stoffliche Motive, an die er bereits in seinen jugendlichen Versuchen sich gewagt hat. Mit dem „Faust" vom Jahre 1803 teilt der „Schlemihl" den Pakt mit dem Teufel. Die bittere Enttäuschung zu schildern, die den lockenden Versprechungen des bösen Geistes folgt, brauchte Chamisso nur die Stimmung in sich zu erwecken, aus der heraus er jene ältere Faustscene geschrieben hatte. Noch näher kommt das Volksbuch von Fortunat; Chamisso hat den Glückssäckel diesem abgethanen Plane entnommen, mit dem Säckel tritt aber auch die Idee des Volksbuches in das Märchen von Peter Schlemihl ein. Beidemal bestraft sich die thörichte Wahl bitter; der Reichtum bringt seinem Besitzer schweren Schaden. Nur hat diesmal Chamisso einen außerordentlich glücklichen Griff gethan, um die traurigen Folgen der fatalen Wahl zu demonstrieren. Ich zweifle sehr, ob ihm gelungen wäre, im „Fortunat" den Untergang des Helden als unbedingt notwendig zu erweisen; was dort in einem mehraktigen Drama sorgsamste Motivierung kaum zu Wege gebracht hätte, erreicht Chamisso jetzt auf einen Schlag. Der schattenlose Schlemihl muß unglücklich werden; das ist dem Leser sofort klar. Das Motiv vom verlorenen Schatten, an sich ein ausgezeichnetes Märchenthema, erlaubt den Beweis mit einer Prägnanz zu führen, die im „Fortunat" nie möglich gewesen wäre.

Das Motiv vom verlorenen Schatten ist nach Chamissos eigenem Berichte an Trinius (11. April 1829) durch einen Reisevorfall ihm nahegebracht worden *) Er hatte einmal Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und alles bewegliche Gut verloren. Da malte man sich denn ein solches Unglück weiter aus. Von einer anderen Veranlassung berichtet Chamissos Freund Rauschenbusch;**) er will durch Chamisso oder Fouqué von einem Spaziergange in Nennhausen gehört haben. Die

*) Werke 6^3, 117.
**) Fulda S. 130.

Sonne warf lange Schatten, so daß der kleine Fouqué seinem Schatten nach so groß aussah, wie der hochgewachsene Chamisso: „Sieh, Fouqué," sagte da Chamisso, „wenn ich dir nun deinen Schatten aufrollte und du ohne Schatten neben mir wandern müßtest?" Fouqué fand die Frage abscheulich und reizte dadurch Chamisso, die Schattenlosigkeit neckisch auszubeuten. Mag die eine oder die andere Version richtig sein, oder vielleicht auch beide, sicherlich war Chamisso genugsam Romantiker und hatte sich so gern in der Märchenlitteratur herumgetrieben, daß er von den Schattensagen Kunde hatte. Spielt ja selbst in dem von ihm so hochgehaltenen „Märchen" Goethes der Riesenschatten eine Rolle. Die Idee des Schattenaberglaubens ist in kurzem folgende: Der Teufel wird als gewaltiger Riese gedacht, der seinen Zoll und Zehnten nimmt Bald eignet er sich den ersten zu, der über die Brücke geht, bald den letzten. So ließ er von der Glückscheibe alle Jahre den letzten Schüler hinabfallen und nahm ihn für sich. Nach einer spanischen Sage, die auch Körner in seiner Romanze „Der Teufel von Salamanca" verwertet hat, unterhielt er in Salamanca sieben Schüler; hatten sie ausgelernt, so zahlte der letzte das Gelag mit seiner Seele. Da zeigte denn einmal der Letzte bei der Entlassung auf seinen Schatten und rief: „Der ist der Letzte." Der Teufel nahm den Schatten, der entschlüpfende Lehrling blieb sein Leben lang schattenlos. Die weitverbreitete Sage betont die traurigen Folgen des Schattenverlustes mehr oder minder stark; der vom Teufel Gezeichnete sieht sich von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. So freut sich denn auch der Aberglaube eines gesunden und kräftigen Schattens und will zwischen ihm und einem schwächeren, blassen, unterscheiden. Auch diese Seite des Aberglaubens hat sich Chamisso nicht entgehen lassen. In Solothurn etwa galt die mehr oder minder starke Färbung als Gesundheitskriterium.*)

Durch das echt volkstümliche Schattenmotiv rückte Chamissos Märchen sofort in eine Atmosphäre, in der verkünstelte Produkte in der Art von „Adelberts Fabel" nicht existieren können. Die außerordentliche Menge von Märchen, die er gelesen hat, vor allem aber die tiefen Blicke, die er in den Vendée in die Dichtung des Volkes that, haben ihn zum echten Märchenerzähler gemacht. Von dem romantischen Märchenton eines Novalis ist nichts mehr zu verspüren; auch mit Goethes Märchen hat sein jetziger Versuch wenig gemein. Schwer zugängliche, schwer verständliche philosophische Gedanken machen „Adelberts Fabel" unpopulär; jetzt sagt er aller Philosophie Valet. Ja er protestiert ausdrücklich gegen philosophische Spekulation. Knabenhafte metaphysische Versuche, wie sein Faust, sind von ihm nicht mehr zu erwarten. Nur sehr diskret regt sich roman-

*) Über den Schattenglauben und Schattenaberglauben vgl. J. Grimms „Deutsche Mythologie" S. 855 und Note 202; Müllenhoff „Schleswig-holsteinische Sagen" S. 554; Rochholz in Bartschs „Germania" 5, 69. 175 insb. 198. — Körners Gedicht: Deutsche National-Litteratur Bd. 152, S. 200.

tische Ironie, selten zerstört er die Illusion. Nur einmal fällt Schlemihl absichtlich aus dem Kostüme und spricht von der litterarischen Straßenjugend, die sofort anfängt, ihn zu rezensieren und mit Kot zu bewerfen. In dieser späten Antikritik der Rezensionen des Musenalmanachs gönnt er sich noch einmal eine Art litterarischer Invektive, die der Romantik lieb war. Eine Zerstörung der Illusion kann ich es nicht nennen, wenn Chamisso einmal sich selbst einführt; er sitzt am Schreibtische zwischen einem Skelett und einem Bunde getrockneter Pflanzen. Haller, Humboldt, Linné, ein Band Goethe und der von ihm weit überschätzte „Zauberring" seines Freundes Fouqué liegen um ihn her. Chamisso durfte sich das erlauben; die ganze Erzählung ist als Brief Schlemihls an seinen Freund Chamisso gedacht; wie sollte dabei verwehrt sein, den Adressaten ein oder das andere Mal zu erwähnen?*)

Um den volkstümlich märchenhaften Charakter festzuhalten, fügt Chamisso dem Schattenmotiv eine Menge von Zügen bei, die er dem Märchenglauben des Volkes entnimmt. Die Siebenmeilenstiefel leiht ihm Tiecks Märchen im „Phantasus". Durch diese Erneuerung Tiecks war damals auch in weiteren Kreisen Interesse für Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen erweckt worden; Chamisso nennt ausdrücklich, pedantische Citierwut köstlich ironisierend, seine Quelle: „Tieckius de rebus gestis Pollicilli." Auch die Alraunwurzel, die Arnim in der Novelle „Isabelle von Ägypten" eben erst dichterisch verwertet hatte, das Galgenmännlein, dem Fouqué eine Erzählung gewidmet hatte, die Springwurzel, alle diese romantischen Wundermittelchen konnten den Märchenton nur erhöhen. Zu gleichem Zwecke muß ihm Grimmelshausens simplicianische Erzählung das wunderbare, unsichtbar machende Vogelnest abtreten.**) Einen anderen volkstümlichen Zug dankt Chamisso der Anregung des Vielschreibers Lafontaine. Er blätterte einmal mit Fouqué in einem Buche Lafontaines, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde. Chamisso warf beiläufig hin: „Wenn man dem Kerl ein gut Wort gebe, zöge er noch Pferd und Wagen aus der Tasche."***) Der Einfall verfestigte sich zu einer Scene seines Märchens, in der das Problem von dem Grauen durchgeführt wird.

Der ganze Apparat volkstümlich märchenhafter Züge wurde von Chamisso in eine Erzählung verpflanzt, die in der Gegenwart spielt. Mehr als das! Im schärfsten Gegensatz zu den verschwimmenden Tinten von Goethes „Märchen" oder von „Adelberts Fabel" schreibt Chamisso seinen „Schlemihl" mit einer Realistik, die bis ins letzte Detail sich erstreckt. Die Erzählung setzt in Hamburg ein; Straßen Hamburgs werden genannt die Schlemihl durchschreitet. Unverkennbare Anspielungen auf

*) Das Motiv wurde später umgestaltet und vertieft im Gedichte „Die Erscheinung".
**) Vgl. Deutsche National-Litteratur 35, 139 ff.
***) Vgl. Werke 6', 118.

Friedrich Wilhelm III. läßt er sich nicht entgehen. Einmal wird auch der Berliner Universität gedacht, deren Gründung fünf Jahre vor die Konzeption des „Schlemihl“ fällt. Diese Beziehungen auf die thatsächlichste, gegenwärtigste Wirklichkeit fallen überdies gar nicht aus dem Tone des ganzen Buchs, sie sind durchaus nicht zu bloßer Kontrastwirkung eingestreut. Im Gegenteil! Das ganze Märchen ist ja ein Bericht Schlemihls an seinen Freund. Die Einleitung berichtet, Schlemihl habe das Heft in Chamissos Abwesenheit bei dem Freunde abgegeben. Und wirklich atmet dieses Ich-Märchen eine Naturwahrheit, die nicht nur deutscher Märchentechnik, auch überhaupt deutscher Erzählungskunst damals nicht nahe lag. Solche Detailmalerei, die den einfachsten, schlichtesten Vorfall bis in seine letzten Züge ausmalt, die nicht über die kleinen und kleinsten Geschehnisse des Lebens weghuscht, solche schmucklose Wiedergabe der Wirklichkeit war damals in Deutschland nicht oft zu finden. Goethe im „Wilhelm Meister“ hat sie zum erstenmale in einer größeren Komposition angewendet. Kleists Novellen haben grade in ihrem herben Realismus dem epischen Berichte neue Formen gegeben. Auch Kleist erzählt höchst gegenständlich, erspart dem Leser nicht eine Menge von Einzelheiten; zufällige Nebenumstände berichtet er ebenso wie Chamisso. Beide dürften französische Muster vor Augen gehabt haben. Diderot, der dem Stoffgebiete der Tragödie die bürgerliche Welt zufügte, scheute auch in der Erzählung nicht davor zurück, mit gesundem Realismus die Geschehnisse des täglichen Lebens schlicht bürgerlicher Kreise auszumalen. In gleicher Weise hebt auch Chamisso seinen Helden nicht in eine Sphäre, die ihm selbst fremd ist, und kann ihm deshalb jeden Schritt nachthun, jede Empfindung nachfühlen. Mit welcher Naturtreue ist die erste Wirkung des neuen Besitzes geschildert! Schlemihl, obgleich der traurigen Folgen seines Tausches schon halb und halb bewußt, kann sich nicht enthalten, Gold auf Gold seinem Beutel zu entnehmen, bis er sich buchstäblich in Golde wälzt. Die Nacht findet ihn auf dem Golde liegend. Er schläft ein. Chamisso berichtet alle diese Züge; er scheut sich nicht, die Sympathie des Lesers durch das Bekenntnis seinem Schlemihl zu rauben. Die geheimsten Seelenschwächen des Helden dem Leser unverhüllt zu zeigen, kann Chamisso auch von französischen Mustern gelernt haben. Die unsterbliche Novelle des Abbé Prévost, „Manon Lescaut“, gilt in Frankreich als einer der ersten Versuche, menschlich fehlende Menschen ohne alle konventionelle Idealisierung zu schildern, schrankenlos alle Abwege einzugestehen, die von den handelnden Personen begangen werden. Bei Prévost und bei Chamisso hören wir überdies solche Konfessionen in gleicher Weise aus dem Munde des Schuldigen selbst. Chamisso geht konsequent in seinem Realismus weiter; als echter Realist erspart er dem Leser nicht einen längeren Bericht über die weiteren Schicksale des Goldes, das Schlemihl auf dem Boden verstreut hat. Schlemihl erwacht am folgenden Morgen; er weiß nicht, was er mit dem Gelde an-

fangen soll. Der Beutel nimmt es nicht wieder auf. Keines der Fenster öffnet sich über die See. Er muß es letztlich mit saurem Schweiß in einen Schrank schleppen, um es in ihm zu verpacken. Wie viele Märchendichter wären über dieses Gold hinweggegangen! Freilich gewinnt Schlemihl zugleich unsere Sympathie wieder, wenn wir ihm den Ekel nachfühlen, den dieses Gold und die Erinnerung an den letzten Abend in ihm erregt.

Und diesen Realismus hat Chamisso in ein Märchen verpflanzt, in dem auf Schritt und Tritt Erscheinungen des Volksaberglaubens entgegentreten. Ähnliches hat vor ihm kein anderer deutscher Dichter gewagt. Freilich läßt auch Arnim in seiner Erzählung „Isabelle von Ägypten" von 1811 neben Kaiser Karl V. einen Apparat von Zauberwesen, Alraunchen, Golems, kurz Nachtspuck aller Art auftreten. Doch gießt er über das Ganze weit reichere romantische Farben aus; während bei Chamisso alles klar, schlicht, einfach ist, gönnt er sich ein mystisches Halbdunkel. Er macht erst Stimmung für seine Geister; nicht am hellichten Tage, sondern in finsterer Mitternacht begegnet der Leser zum erstenmale den Zaubererscheinungen. Letztlich bleibt noch der große Unterschied der gewählten Zeiten. Der Epoche Karls V. traut auch der moderne Mensch manches zu, das ihn in der Gegenwart sonderbar berührt. Noch weniger lassen sich die anderen Romantiker zum Vergleiche heranziehen. Fouqués „Undine" bewegt sich in einer konventionellen Ritterzeit, welche die unbescheidnen Ansprüche an die Phantasie des Lesers verzeihlich macht. Sein „Galgenmännlein", im Stoffgerippe ein unverkennbares Pendant zum „Schlemihl", entbehrt gerade alle die Züge, die dem Märchen Chamissos seinen eigentümlichen Reiz geben. Auch im „Galgenmännlein" wagt Fouqué sich nicht in die Gegenwart, er zeichnet vor allem weit weniger realistisch als Chamisso. Der Held des „Galgenmännleins" verschwindet hinter einem mit Fouquéscher Phantasie ausgemalten Märchenapparat. Nur E. T. A. Hoffmann ist mit Chamisso in Wettkampf getreten. Auch er bewegt sich mit einer intensiven Vergegenwärtigung des Details in seinem Zeitalter und wagt daneben noch eine weit kühnere Phantastik. Doch bedient er sich eines Kunstgriffes, von dem Chamisso keine Verwendung gemacht hat. Zwar schildert er mit vielleicht noch größerer Plastik, zeichnet noch schärfer umrissene Figuren und malt die einzelne Situation noch gegenständlicher aus, als Chamisso, dem im höchsten Sinne nicht gegeben war, für das Auge zu dichten.*) Wenn indes das Wunderbare in seine Erzählungen eintritt, bleibt der Leser im Unklaren, ob nicht bloß eine Halluncination der handelnden Persönlichkeit, eine Wirkung ihrer gesteigerten Phantasiethätigkeit vorliegt, bis

*) Über die oben angedeuteten Eigenheiten von Hoffmanns Erzählungsart handelt ausführlich und feinsinnig G. Ellinger in Franzos' „Deutscher Dichtung". 1890. 7, 242. 287 insbes. 241 f.

die Atmosphäre des Wunderbaren alles Auffallende, Unnatürliche verloren hat.

Chamisso hingegen dankt, wie mir scheint, die Glaubwürdigkeit seiner Märchenzüge lediglich seinen realistisch eindringlichen Motivierungen. Wer mit solcher Sorgsamkeit alle Schritte seines Helden vorbereitet und alle Folgen dieser Schritte bis in ihre letzten Verzweigungen aufzeichnet, dem glauben wir auch, wenn er uns ins Gebiet des Übersinnlichen hinüberführt. Man nehme nur den einen Fall. Als Schlemihl den Glückssäckel weggeworfen hat, beschließt er, um sein Leben zu fristen, in einem Bergwerk Dienste zu nehmen. Ausdrücklich erinnert Chamisso, daß Schlemihl wenig Geld bei sich gehabt, daß er nicht in seine Wohnung habe zurückkehren wollen, um seiner Schattenlosigkeit wegen nicht verlacht zu werden. Ausdrücklich wird betont, daß die Stiefeln, deren er als reicher Mann sich bedient hat, für den Fußwanderer nicht lange vorhalten konnten. Er spricht in einem Flecken vor, wo gerade Kirmes ist. Lange wählt er, muß auf ein Paar neue Stiefel Verzicht leisten, da ihm sein geringer Barschatz Bedenken auflegt, und wählt endlich ein Paar alte. In Gedanken versunken geht er weg und bemerkt erst nach geraumer Zeit, daß er in ganz fremde Regionen gekommen ist. Er entdeckt mit freudigem Staunen, daß er in den alten gebrauchten Schuhen Siebenmeilenstiefel gekauft hat. Der Fall ist typisch für Chamissos Motivierungsweise; in schlichtester Form werden die einzelnen Thatsachen scheinbar absichtslos vorgeführt, und doch klappt schließlich alles so gut, daß der Eintritt des Wunderbaren als notwendige Konsequenz erscheint. Chamisso macht nicht Stimmung, um das Übersinnliche begreiflich zu machen. Die einzelnen Geschehnisse schließen sich in so mathematischer Folgerichtigkeit an einander, das Wunderbare greift in diesem Kausalnexus der Thatsachen so unauffällig ein, ist in jedem einzelnen Falle so gut vorbereitet, daß man es schließlich gern in Treu und Glauben aufnimmt.

Diese sorgsame Motivierung zeigt sich im ganzen Ausbau. An und für sich hätte gerade die Märchentechnik eine freiere Führung der Handlung gestattet; Chamisso verzichtet auf diesen Vorteil und motiviert jeden Schritt, den sein Held thut, mit einer Strenge, die wiederum nur in den Novellen Kleists, im „Kohlhaas" insbesondere, ihr Gegenbild findet. Giebt man die erste Prämisse der ganzen Entwicklung Schlemihls zu, den Tausch mit dem Grauen, so verläuft das Weitere mit einer lückenlosen Kontinuität, die von Zufall nichts weiß. Lange vorher sind oft kleine Geschehnisse vorbereitet. Und wie besorgt Chamisso um eine vorwurfslose Motivierung ist, erhellt unwiderleglich aus der einzigen Stelle, an der er sich eine Art deus ex machina gestattet.

Wir stehen unmittelbar vor der Verbindung von Schlemihls einstiger Braut mit seinem verhaßten Nebenbuhler. Ein Federzug, und Schlemihl hat seinen Schatten wieder und gewinnt mit ihm seine Mina zurück. Er leidet fürchterlich; noch mehr drängt ihn zum Entschlusse der Aus-

druck tiefen Seelenwehs im Gesichte Minas. Und dieses Seelenweh hat er verschuldet. Chamisso hätte jenen Konflikt, von dessen Entscheidung die ganze weitere Geschichte abhängt, nicht vermeiden können, ohne dem Leser eine Menge offner Fragen zu lassen. Thatsächlich umgeht er seine Lösung durch eine Ohnmacht, in die Schlemihl plötzlich verfällt. Der Wille erliegt der Natur: „Auch hier trat," läßt Chamisso den Erzähler Schlemihl bemerken, „wie so oft schon in meinem Leben, und wie überhaupt so oft in der Weltgeschichte, ein Ereignis an die Stelle einer That." Doch Chamisso begnügt sich nicht mit dieser Maxime, um über die schwierige Stelle hinwegzukommen, die den ganzen Aufbau gefährdet. Die Ohnmacht ist von langer Hand sorgsam vorbereitet. Schlemihl ist physisch aufs höchste erschöpft; ungewohntes Darben während der letzten Tage hat seine Kräfte geschwächt. Die Nähe des Grauen, der Gedanke, ihm noch rettungsloser verfallen zu müssen, wirkt zerstörend auf ihn ein. Wir begreifen, daß im Augenblicke der höchsten Spannung sein Bewußtsein zusammenbricht.

Hätte Chamisso weniger realistisch gezeichnet, er hätte nicht so streng motivieren können. Nur der Realist kümmert sich gleich eindringlich um die psychologische Motivierung. Tiefeindringende psychologische Motivierung indes ist nur möglich, wenn Erlebtes und Geschautes geschildert wird. Des Erlebten und Geschauten bietet das Märchen die Fülle. Schlemihl vor allem ist Chamisso selbst.

„Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben
Wie des heil'gen Niles Quellen
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht."

So singt Heine im drittem Buche des „Romancero" im vierten Gedichte von „Jehuda ben Halevy".*) Er berichtet weiter, daß er beim Dekane der Schlemihle, bei Chamisso selbst, Auskunft gesucht. Chamisso verwies ihn an Hitzig, der ihm den Familiennamen seines schattenlosen Peters einst verraten. Hitzig selbst habe berichtet:

„In der Bibel ist zu lesen,
Als zur Zeit der Wüstenwandrung
Israel sich oft erlustigt
Mit den Töchtern Kanaans,

*) Heines „Sämtliche Werke", herausg. von D. C. Elster 1, 460 ff.

Da geschah es, daß der Pinhas
Sahe, wie der edle Simri
Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm der Kananiter.

Und alsbald ergriff er zornig
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle totgestochen —
Also heißt es in der Bibel.

Aber mündlich überliefert
Hat im Volke sich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

Sondern, daß der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unversehens
Einen ganz Unschuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schadday."

Etwas anders, doch im wesentlichen übereinstimmend berichtet Chamisso am 17. März 1821 seinem Bruder Hippolyt: „Schlemihl oder besser Schlemiel ist ein hebräischer Name und bedeutet Gottlieb, Theophil oder aimé de dieu. Dies ist in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten und unglücklichen Leuten, denen nichts in der Welt gelingt. Ein Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht sich das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit. Schlemihl, dessen Name sprichwörtlich geworden, ist eine Person, von der der Talmud folgende Geschichte erzählt: Er hatte Umgang mit der Frau eines Rabbi, läßt sich dabei ertappen und wird getötet. Die Erläuterung stellt das Unglück dieses Schlemihl ins Licht, der so teuer das, was jedem Anderen hingeht, bezahlen muß."*) Vielleicht steht Schlemihl-Theophil mit dem Theophilus der Marienlegende in Zusammenhang, den man gern als Vorläufer des Dr. Faust ansieht. Sicher ist Schlemihls charakteristischestes Merkmal, Pechvogel zu sein. Er gehört in eine Gruppe mit Uhlands „Unstern". Chamisso selbst hat noch im Jahre 1828 Schlemihlsche Züge im Gedichte „Pech" verwertet; das gleichzeitige Gedicht „Geduld" zieht im gleichen Sinne die Tieckſche Gestalt des Kaisers Abraham Tonelli heran, der gern weidlich losknallte, und bei dem's nur am Zielen lag, daß er nichts getroffen.

Der Pechvogel des „Märchens" ist niemand andres als Chamisso, der „Dekan der Schlemihle". Auch wenn er nicht schon während der Arbeit erklärt hätte, er stecke seinem Helden im Leibe, wenn er sich nicht immer später mit seinem Schlemihl identifiziert hätte, die Fülle der

*) Fulda S. 132. Den Theophilus der Sage zieht heran Koch 1, 42. 2, 275.

äußeren Züge, in denen Autor und Held zusammenstimmen, bewiese die Personengleichheit. Die Tabakpfeife ist beiden Seelentrost, und Chamissos Lieblingstracht, die polnische verschnürte Kurtka, ziert auch Schlemihl solange, bis sie, wie bei dem Dichter selbst, alt, schäbig und abgerissen aussieht. Unvergessen bleibt die Botanisiertrommel. Schlemihls treuer Diener Bendel führt den Namen von Chamissos Offizierburschen. Ein Pudel Figaro begleitete ihn auf seinem Ausmarsche von Berlin. Kleine Schwächen teilen Chamisso und sein Peter. Schlemihl freut sich gelegentlich, für den Fürsten des Landes gehalten zu werden; auch Chamisso fühlte sich später einmal geschmeichlt, für den berühmten Reisenden Mungo Park zu gelten.*) Tiefer noch sind die innerlichen Zusammenhänge. Ziel- und zwecklos hatten Chamisso und Schlemihl ihre Tage hingebracht; sie retten sich beide in die Naturwissenschaft, in die Botanik und verzichten auf alle spekulative Philosophie. Zwar für Geld hätte Chamisso sich nie verkauft. Die Hand jener reichen Französin, die ihm von seinen Geschwistern geradezu aufgedrängt worden war, hat er, ohne eine Minute zu zögern, ausgeschlagen. Daß er in eine an Verzweiflung grenzende Lage gekommen ist, daß er wie Schlemihl aus den Kreisen sich zurückziehen mußte, in die er durch seine Abkunft versetzt war, daß er seine Existenz von dem breiten Boden, auf den sie bei Frau von Staël gestellt war, auf einen kleinen Kreis engbefreundeter Genossen verpflanzen mußte, war für Chamisso Folge der Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen war, Folge des eigentümlichen Lebensweges, den er bis dahin genommen hatte. Wie Schlemihl die Gefühle durchlebt und nach den Erfahrungen handelt, die Chamisso zuteil geworden sind, so sind auch die Charaktere, mit denen der schattenlose Peter zusammentrifft und die auf seine Existenz einen entscheidenden Einfluß nehmen, nach Vorbildern gezeichnet, die in Chamissos Leben eine entscheidende Rolle spielen. Dem vieltreuen Hitzig ist in Bendel ein schönes Denkmal warmer Dankbarkeit gewidmet.**) Chamisso kannte die Bedeutung eines echten Freundes, der in schrankenloser Hingebung dem Genossen alles abnimmt, was seinem Naturell nicht homogen ist. In Schlemihl und in Chamisso sind die weltläufig praktischen Seiten des Menschen wenig ausgebildet. Sie bedürfen beide eines zweiten Ichs, das ihnen ersetzt, was die Natur ihnen versagt hat. Wie Bendel seinen

*) Vgl. Werke 6', 5. Koch 3, 17.

**) Die Zusammenstellung von Bendel und Hitzig führt Fr. Chabozy in seiner Jenenser Dissertation durch. „Über das Jugendleben A.'s v. Chamisso zur Beurteilung seiner Dichtung Peter Schlemihl" (München 1879) S. 24. Dagegen muß ich vielem widersprechen, was er als Parallele von Fanny-Mina und Cérès Duvernay vorbringt. Wenn er aber zu einer Parallele Raskal und Montcarel weiterschreitet, kann ich ihm schon gar nicht mehr folgen; seine Vermutung, Montcarel müsse traurig geendet haben, weil Raskal gehängt wird, ist mehr als kühn. Wenn durchaus eine Quelle für die Schilderung Raskals und seiner Beziehungen zu Schlemihl aufgezeigt werden soll, möchte ich im besten Falle an Grimmelshausens Erzählung von Julus und Avarus (Deutsche National-Litteratur 34, 209 ff.) denken. Da Chamisso Grimmelshausen das Vogelnest entnahm, dürfte ihm das Hauptwerk des Renchner Dichters nicht unbekannt geblieben sein.

Titelbild der ersten Auflage des „Peter Schlemihl". Vgl. S. 476.

Herrn mit seinem Leibe deckt, damit die Schattenlosigkeit verborgen bleibe, ebenso ist Hitzig hundert und aber hundertmal Chamissos Schutz und Schirm gewesen.

Die beiden Frauencharaktere des Märchens zeigen nicht minder Züge auf, die Chamisso nahelagen. In der koketten, lebenslustigen Fanny ist endlich die Gestalt zu Tage getreten, die zur Zeit des Fortunatplans in Agrippina dem Dichter vorschwebte. Die bald anziehende, bald ablehnende Weltdame hat fraglos in Cèrés Duvernay ihr Vorbild. Rein äußerlich ist die Übereinstimmung, daß Schlemihl im Hause des Bankiers Thomas John Fanny kennen lernt, Cèrés in einer Börseanerfamilie eine Stelle bekleidete. Tiefer geht eine andere Parallele: wie der arme Schlemihl sich von Fanny ignoriert fühlt, während die Huldigungen des Reichen gerne entgegengenommen werden, ebenso wurde Chamisso oft von Cèrés übersehen und dem nächsten besten der Berliner jeunesse dorée nachgesetzt. Eine Mondscheinscene, von der Chamissos Briefe an Cèrés sprechen, wiederholt sich mit auffallenden Übereinstimmungen im Märchen. Ob neben Cèrés auch das zweite Modell der Agrippina, die reiche Französin Pauline eingewirkt hat, läßt sich schwer entscheiden. Sicherlich hat Cèrés nicht zum Modelle der Mina gedient. Mir scheint Chamisso in Mina das Ideal weiblicher Liebe gezeichnet zu haben, das er erst nach Jahren in seiner Gattin Antonie kennen gelernt hat. Für Mina ist Peter ein Gott, eine überirdische Erscheinung; die verehrungsvolle Hingabe an den bewunderten Mann, die in Chamissos späterer Lyrik zum Ausdrucke kommt, diese eigentümliche Form der Frauenliebe, war ihm bisher im Leben nicht begegnet. Bis dahin war er einer Cèrés, einer Frau von Staël gegenüber immer der Gedrücktere, der scheinbar oder wirklich Unbedeutendere gewesen. Um so näher lag ihm der Wunsch, ein Weib zu finden, zu dem er nicht hinaufsah, das in ihm den berufenen Führer und Leiter erblickte. Diesem Wunsche hat er seine Mina nachgebildet. Ins Leben trat die Gestalt Minas erst in Antonien.

Nach seiner Verbindung mit Antonien hat denn auch Chamisso die Situation der von Schlemihl gewaltsam getrennten Mina wieder aufgenommen und sie tragisch in einem seiner tiefstempfundenen Cyklen, in den „Thränen", derb humoristisch in dem Gedichte „Recht empfindsam" weitergebildet.

Merkwürdig überhaupt, welche bis ans Wunderbare grenzende Intuition Chamisso für seine künftigen Schicksale im „Schlemihl" bewiesen hat. Freilich setzt er sich schon im Herbst 1812 vor, alle Naturwissenschaften mehr oder minder zu umfassen und in einigen Jahren als ein gemachter Mann und ein echter Kerl vor sich zu stehen, der zu einer gelehrten Reise im allgemeinen und zu einem bestimmten Zweig insbesondere in einer größeren Unternehmung der Art als tauglich sich hinstellen könne. Ja sogar im August 1810, als von Botanik noch lange keine Rede war, äußert er sich gegen Neumann, die Welt sei groß genug, daß man vielleicht einige Spaziergänge in ihr vornehme. „Paris und Berlin sind,

wie du weißt, die Sonne meiner kometartigen Bahn gewesen.*)" Der Gedanke einer Weltreise liegt hier im Keime vorgedeutet. Dennoch darf billig bewundert werden, wie alles bis ins kleinste Detail zugetroffen ist. Die Weltumseglung der Jahre 1815 bis 1818 hat sich nicht nur allgemein in den Bahnen bewegt, die der „Schlemihl" vorzeichnet. Schlemihls Siebenmeilenstiefel reichen nicht aus, um von Lamboc aus nach Australien zu gelangen; ebenso haben rein äußerliche Umstände den „Nurik" verhindert, durch die Torres-Straße zu fahren und Australien zu berühren. Schlemihls Uhr wird besonders erwähnt; und vielleicht war's nur Reminiscenz an sein Märchen, wenn Chamisso anläßlich der Weltumseglung die Wichtigkeit seines Chronometers betont. Sicherlich aber ehrt es den Menschen Chamisso, daß er ein im „Schlemihl" gegebenes Versprechen treulich eingehalten hat. Schlemihl bemerkt zum Schlusse, er werde Sorge tragen, daß nach seinem Tode seine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt würden. Zwar keine Historia stirpium plantarum utriusque orbis konnte Chamisso übergeben; allein seine umfangreichen Sammlungen, nicht nur auf botanischem Felde, auch eine höchst wertvolle tagalische Bibliothek hat er nach seiner Rückkehr dem Staate geschenkt.

Die Identität Schlemihls und Chamissos gestattet nicht nur, sie fordert dringend auf, für die Schattenlosigkeit ein Gegenbild im Leben des Dichters zu suchen; die Interpretation des ganzen Märchens ruht auf dieser Beziehung.**)

*) Vgl. Werke 5^3, 290. 369 ff.

**) Die Deutung des Schattenverlustes hat nicht nur die Freunde und Zeitgenossen Chamissos beschäftigt; auch heute noch bildet sie die Grundlage einer ungelösten Kontroverse. Ampère (Revue des deux mondes 1840, Maiheft S. 661 f.) interpretiert: Reichtum genügt nicht; man muß ein je ne sais quoi dazu haben, Stellung, Berühmtheit, muß Talent besitzen oder ein Buch gemacht haben. An Ampère lehnt sich Kurz an („Geschichte der deutschen Litteratur" 3, 614 a); der Mensch könne sich in der Gesellschaft nur durch den Besitz der bedeutungsloisesten, nichtigsten Dinge Ansehen verschaffen. Verwandt ist die Äußerung Chabozys (a. a. O. S. 28): „Chamisso verschmähte die hohlen, gleißenden und oft gleißnerischen Formen, er achtete den äußeren Firniß gering." Am schärfsten formuliert Scherer („Geschichte der deutschen Litteratur" S. 679) diese Auffassung: der Schattenverlust bedeute die Unfähigkeit zu scheinen. — Von ganz anderer Seite will Hüser („Wie Chamisso ein Deutscher wurde." Halle 1847) das Problem gelöst wissen; ihm deutet die Schattenlosigkeit auf Chamissos Vaterlandslosigkeit hin; eine konsequente Substitution von „Vaterland" für „Schatten" möchte auch er nicht fordern. Seinem Winke folgen Vilmar („Geschichte der deutschen National-Litteratur" ^{2}48) und Koch (1, 41 f.), der sich ganz im Sinne Hüsers äußert; endlich Du Bois-Reymond (Deutsche Rundschau 1888. 56, 333), dem die Vaterlandslosigkeit ausschließlich alles erklärt. Polemisch gegen alle genannten Erklärungsversuche verhalten sich zwei Aufsätze der Vossischen Zeitung, die beide die Schattenlosigkeit als den Verlust der guten öffentlichen Meinung fassen: Franz Kern „Chamissos Faust und Peter Schlemihl" (a. a. O. 1886. Sonntagsbeilage Nr. 49) und X. „Bemerkungen zu Chamissos Peter Schlemihl" (a. a. O. 1889. Nr. 471. 473). Beide Aufsätze könnten sich auf Simrocks Rezension der zweiten Auflage des „Schlemihl" berufen (Gesellschafter 1827. Nr. 118, Beilage); er setzt den Schlagschatten der Achtung und dem Vertrauen der Menschen gleich. Dennoch glaube ich, daß durch die beiden genannten Aufsätze die Sache nicht wesentlich gefördert worden ist. Hat irgend jemand bezweifelt, daß Schlemihl mit der öffentlichen Meinung in Konflikt kommt? Noch immer bleibt die Frage offen, warum er zum Verfemten wird. Dankenswerter ist die Bemerkung des zweiten Aufsatzes, Schlemihl habe nur einen dummen Streich, kein Vergehen auf dem Gewissen. Gar nicht gefördert wurde

Dem naiven Leser — und ihn hat der Interpret zuerst zu fragen — wird aus Chamissos Märchen eine Idee klar und deutlich entgegen treten, mag er über die Schicksale des Verfassers auch gar nicht unterrichtet sein. Wer schnödem Gewinne zuliebe ein Gut hingiebt, das er selbst gar nicht schätzt, das ihm ganz gleichgültig scheint, auf das jedoch die Welt, wenn auch mit Unrecht, einen hohen Wert legt, er wird ein für allemal der öffentlichen Meinung als verfemt gelten. Die Welt wird ihn solange verfolgen, bis er sich ihr völlig entzieht; mag der Wert des verschleuderten Schatzes immerhin ein eingebildeter sein, der Verfemte wird der Macht der öffentlichen Meinung erliegen, wenn er nicht rechtzeitig zu der Erkenntnis sich durchringt, daß er auch ohne die Menschen leben kann, daß er nur sich allein braucht, um glücklich zu sein.

Daß Chamisso diese Idee verfolgt hat, als er sein Märchen schrieb, ergiebt sich klärlich aus einem späteren Plane, der in anderer Fassung genau dieselbe Tendenz verfolgen sollte. Kurz vor der Weltreise wollte er das Problem unbesonnen leichtsinniger Verschleuderung eines ungekannten Gutes noch einmal behandeln. An Lichtenstein schreibt er den 15. Januar 1815 über seinen Plan: „Ein Professor der Botanik stirbt und hinterläßt nicht allein eine sehr reiche Pflanzensammlung, sondern er hat auch in

die Sache durch eine Erklärung A. Dietrichs; er erklärt in der Einleitung seiner französischen Übersetzung des „Schlemihl" (Paris, Westhausser 1888): Der Mensch, der nicht nach der Schablone der übrigen geschaffen ist, werde Mißachtung erregen. Das ist ja ungefähr der alte Amplexesche Standpunkt! Ganz ablehnend gegen alle Interpretationsversuche verhält sich Hofmeister (a. a. O. S. 29); er begnügt sich mittelst des Briefes an Trinius und der Bemerkung von Rauschenbusch zu zeigen, wie der Schatten in das Märchen gekommen ist; unter dem Schatten selbst könne verschiedenes verstanden werden. — Um in diesem Wirrsal der Ansichten Ordnung zu schaffen, habe ich einem Winke Scherers (a. a. O. S. 679) folgend mich zunächst auf den Standpunkt des naiven Lesers gestellt, der von Chamissos Leben und von seinen Äußerungen nichts weiß (vgl. auch meinen Aufsatz „Chamissos Prosaerzählungen" Münchner Allgemeine Zeitung, Beilage 1891. Nr. 180. S. 6) Was sich von diesem Standpunkte als Grundlage ergab, deckt sich natürlich im wesentlichen mit den Aufstellungen des zweiten Aufsatzes der Vossischen Zeitung, also auch mit Simrock. — Um die Idee des Märchens märchenhaft darzustellen, konnte Chamisso kein besseres Symbol finden, als den Schatten. Er ist ein Besitz, der dem einzelnen Menschen gelegentlich wertlos dünken kann, auf den die Gesamtheit der Menschen, die Welt, einen außerordentlichen Wert legt. Wie Chamisso zu dem Symbole gekommen ist, lehren der Brief an Trinius und der Bericht Rauschenbuschs dem Litterarhistoriker, der auf die Genesis der Dichtung einzugehen hat. Als das Symbol einmal gegeben war, brauchte Chamisso nur in die eigne Brust zu greifen, um die Folgen des Schattenverlustes auszumalen. Schon C. Biedermann hat in einem feinsinnigen Aufsatz der „Hallischen Jahrbücher" (1840. Nr. 151) klargelegt, warum Chamisso mit der Welt nicht auskommen konnte. Biedermann quält sich und seine Leser nicht lange mit Deutungsversuchen; er begnügt sich festzustellen, was Chamisso an Erlebtem in seinen „Schlemihl" hineingedichtet hat. (Fulda a. a. O. S. 126 f. druckt Biedermanns Auseinandersetzung ohne Quellenangabe ab.) Sicherlich ist ja Chamisso nie von der Absicht ausgegangen, sein Leben im „Schlemihl" darzulegen. Allein das glückliche Symbol des Schattenverlustes mußte ihm, als er daran ging es „neckisch auszubeuten", zu eigenen Seelenerlebnissen hinführen. Was andere zur Interpretation der Schattenlosigkeit vorgebracht haben, kam mir zu gute, als ich Chamissos Leben auf Schlemihlstimmungen durchging. Die Freiheit des Dichters glaube ich nicht weniger gewahrt zu haben, als Hofmeister, mit dessen Standpunkte der meine ja sehr verwandt ist. Die Zeugnisse habe ich in größerer Vollständigkeit als einer meiner Vorgänger zusammengestellt und mit meinem Deutungsversuche in Einklang gebracht. Auch die maßvollen Bemerkungen von Chamissos Freunde Rauschenbusch (im Vorwort seiner Ausgabe; vgl. Fulda S. 130 ff.) sind mit meinem Deutungsversuche leicht zu vereinbaren.

einem kleinen besonders angelegten Treibhause ganz seltene fremde Pflanzen und Blumen gezogen. Unter diesen befindet sich ein Exemplar, von dem es ganz unerhört ist, daß es in diesem Himmelsstrich selbst in einem Treibhause gedieh. Die Witwe (eine ganz alte Frau) veräußert nichts davon, da sie selbst mit der Wartung der Pflanzen bekannt ist und daran Freude hat. Sie verwehrt selbst dem Amanuensis des seligen Herrn, einem blutjungen enthusiastischen Botaniker, dessen ganzes Herz an jener seltenen Pflanze im Treibhause hängt, den Zutritt, bis er sich entschließt, die Alte zu heiraten." Man bemerke: auch der Amanuensis verschleudert seine Freiheit und seine Jugend; er thut einen Schritt, von dem er nicht ahnt, wie sehr ihn die Welt mißbilligen werde. Wie Schlemihl hätte auch er einen erbitterten Ansturm der öffentlichen Meinung zu erdulden gehabt. Chamisso hat den Plan nicht ausgeführt, ihn vielmehr an E. T. A. Hoffmann abgetreten, der ihn zu seiner „Datura fastuosa" verwertete.*)

Wenn die Forschung, ausgehend von der Ähnlichkeit Schlemihls und Chamissos, nach Analogien ihrer Schicksale sucht, so muß sie vor allem betonen, daß Chamisso sein besseres Ich nie für Geld und Gut hergegeben hat. Im Gegenteile; mannhaft hat er seiner Zeit den Lockungen der französischen reichen Erbin widerstanden, an die ihn seine Geschwister fesseln wollten. Sicherlich aber hat Chamisso mit Farben malen können, die ihm sein eignes Leben bot, als er den von der öffentlichen Meinung verfolgten Schlemihl schilderte. Auch er hat schwer und bitter unter dem Drucke der Verfemung gelitten, den die Welt auf ihn ausübte. Wie Schlemihl hat auch er sich in die Wissenschaft gerettet.

Die Ursache von Chamissos Verfemtheit war eine doppelte: er war nicht geschaffen, durch äußerliche Effekte zu imponieren, er entbehrte die Kunst, zu scheinen. Er war überdies vaterlandslos; und gerade im Jahre 1813 kam ihm die Vaterlandslosigkeit stark zum Bewußtsein. Die Schmach, die den unglücklichen, aus Rußland heimkehrenden Franzosen widerfuhr, that ihm weh, die Verhöhnung des von ihm hochverehrten Napoleon schmerzte ihn tief. Niemand dachte daran, seine persönlichen Gefühle zu schonen; ja als Nichtdeutscher war er vielen verdächtig und mißliebig. Er selbst klammert sich an das Wort: „Die Zeit hat kein Schwert für mich."**) Seinen „Schlemihl" hat er selbst mit den Stimmungen jener Zeit in Zusammenhang gebracht und erklärt: „Die Weltereignisse vom Jahre 13, an denen ich nicht thätigen Anteil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr und noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt vielfältig." Um dem Drucke der öffentlichen Meinung zu entgehen, flieht er nach Cunersdorf und versenkt sich ganz in seine Studien.

*) Hoffmanns „Datura fastuosa" wurde zuerst abgedruckt in seinen „Ausgewählten Schriften" (Stuttgart, Brodhag 1839) 12, 1—88; die oben verwerteten Daten finden sich ebenda 11, Xf.

**) Vgl. Werke 5^3, 374f.

Dennoch hätte er leicht auch jetzt mit den Ansprüchen der Welt auskommen können, wäre ihm gegeben gewesen, sein Inneres zu verhüllen, seine Gesinnungen zu verbergen und in den nationalen Jubel des zum Befreiungskampfe sich erhebenden Deutschlands einzustimmen. Doch er konnte nie und nimmer — weder jetzt noch je früher oder später — scheinen, was er nicht war. Nicht nur bei Frau von Staël erregte der ehrliche Hurone Chamisso durch seine Verachtung allen Scheins, aller Konvention Verwunderung und Anstoß. Er hat den Schein immer seiner inneren Ausbildung geopfert. Seine militärische Stellung gab er auf, um sein Ich frei sich entfalten zu lassen. Den Titel eines Professors an einem französischen Lycée lehnte er ab, weil er das Amt seinem Naturell nicht passend fühlte. Der Welt mußte er denn ein zweckloses Glied der menschlichen Gesellschaft dünken; solange er mit der Welt in Berührung blieb, solange er nicht auf alle Erfolge gesellschaftlichen Lebens verzichtete, hatte er unter dem Verdikte der öffentlichen Meinung zu leiden. Auf den Gegensatz von Sein und Scheinen, den er im „Schlemihl" gezeichnet hat, macht er selbst im Jahre 1829 den Freund Trinius aufmerksam;*) er schreibt, er habe nicht Theodor Agrippa d'Aubignés „Baron de Faeneste" zu lesen gebraucht, um praktisch über phainesthai und einai, über Scheinen und Sein allerlei vom Leben losgekriegt zu haben. D'Aubignés satirischer Dialog kontrastiert in naheliegenden Wendungen einen gasconischen Windbeutel, den Besitzer der Herrschaft Faeneste (phainesthai) und einen würdigen alten Edelmann Enay (einai). Das Wesen des Menschen, sein Wert und seine Bedeutung — so dürfen wir Chamissos Gedanken ganz ergänzen — bleiben unberührt, wenn auch der Schatten, der Schein fehlt. Nur die Welt legt dem Scheine zu viel Wert bei.

Wenn Chamisso dem Leser in der Vorrede der französischen Ausgabe zuruft: „Songez au solide", wenn er erklärt, Schlemihl habe das Geld angestrebt, ohne an das „Solide" zu denken, so liegt die Ironie offen zu Tage. Das Solide, das er weggeworfen hat, war sein Offizierspatent, seine Anstellung in Napoleonville gewesen. Zu diesem Soliden ist er später auch gekommen, ohne es lange angestrebt zu haben. Als reife Frucht seiner wissenschaftlichen Bemühungen sind ihm Ämter und Titel die Fülle zugefallen. Und mit Recht konnte er im Jahre 1834 in dem Gedichte „An meinen alten Freund Peter Schlemihl" sagen:

„Und was ist denn der Schatten, muß ich fragen,
Wie man so oft mich selber hat gefragt,
So überschwänglich hoch es anzuschlagen,
Wie sich die arge Welt es nicht versagt?
Das giebt sich schon nach neunzehntausend Tagen,
Die, Weisheit bringend, über uns getagt.
Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Sehn Wesen jetzt als Schatten sich verziehen."

*) Vgl. Werke 6², 118.

Schlemihl muß ringen und kämpfen, ehe er zur Resignation gelangt. Auch Chamisso hat unter dem Drucke der öffentlichen Meinung schwer gelitten, er war nahe daran, an sich zu verzweifeln, ehe er durch den Entschluß, als Student nach Berlin zu gehen, sich befreite. Der „Schlemihl“ ist deshalb auch eine höhere Potenz von „Adelberts Fabel“, in beiden Dichtungen spiegeln sich die Konflikte ab, die Chamisso kurz vor ihrer Konzeption durchlebt hat. War ja im Jahre 1812 bei Frau von Staël in Coppet Chamissos Leben nicht weniger verfahren, als 1806 in Hameln. Wie er damals sein „Thelein“ sich zugerufen, wie er damals durch bloßen Willensentschluß sich befreit hat, ebenso hofft er jetzt durch die Botanik sich zu retten. Gewiß war die Hoffnung jetzt noch berechtigter; in Hameln ist er nur frei geworden, jetzt hat er seinen Beruf gefunden. Problematische Stimmungen äußern sich noch am 6. Februar 1811 in einem Briefe an Hitzig: „Der stille Vorwurf meiner Unzulänglichkeit drückt mich ganz zu Boden . . . Wäre ich reich, wie würd' ich leben? — mir und meinem Herzen frei, bis mich das Herz bände — bin ich nicht reich, kann ich nicht, den Stab in der Hand, die Erde durchmessen und eben so gut, wo nicht so rasch, zu Euch kommen, als mit sechs Postpferden vor meiner Chaise? . . . Zu leben hab' ich so, Du giebst mir auch wohl zuletzt ein Geschäft in Deinem Papier-, Gedanken- und Poesiehandel.“*) Viel klarer liegt seine Zukunft ihm schon in einem Briefe an Fouqué vor Augen, den er im Herbst 1812 absendet: „Ich habe verständig gewählt und gut ausgeführt, für mangelndes Glück habe ich Selbstzufriedenheit erlangt, und Heiterkeit für die Lustigkeit, die ich auf meinen Kreuzwegen an den Dornensträuchen hängen lassen mußte. Ich spinne den alten Wurm in mir ein, mein Studium genügt mir.“**) Ähnliche Worte äußert er de la Foye gegenüber: „Mir ist das müßige Konstruieren a priori und Deduzieren und Wissenschaftaufstellen von jedem Quark und Haarspalten zum Ekel geworden, leben will ich meiner Ethik — folge ich meiner Nase nach und bin fromm und gut, wird mir schon Gott die vielen Worte schenken und sich mit mir erbarmen. Der Wissenschaft will ich durch Beobachtung und Erfahrung, Sammeln und Vergleichen mich nähern. Vergessen hab' ich schon, daß ich je ein Sonett geschrieben. Gott verzeihe mir meine Sünden.“***) Nirgends tritt die Personengleichheit Chamissos und Schlemihls stärker hervor, als in diesen Zeilen: die Abneigung gegen leere Spekulation, der Trieb zu empirischer Wissenschaft leiten sie zu ihrem Berufe.

Gewiß geben die Stimmungen, aus denen sie erwachsen ist, einen guten Kommentar für den Sinn und die Bedeutung des verwendeten Märchenapparates. Dennoch wäre seine Wirkung keine so gewaltige gewesen, wäre zum Verständnis des Märchens der Einblick in seine Genesis not-

*) Vgl. Werke 5^3, 325.
**) Ebenda 5^3, 367.
***) Ebenda 5^3, 370; vgl. S. 384 f.

wendig. Im Gegenteil! Was Chamisso von Goethes „Märchen" behauptet hat, man könne es nicht in Prosa flachdrücken und mit Zirkel und Winkelmaß konstruieren, das gilt auch von seinem „Schlemihl". Feinsinnig hat Rudolf Haym einmal bemerkt, der Fehler fast aller Märchen, die nicht in volkstümlicher Überlieferung wurzeln, werde in der Bestimmtheit ihres Sinnes, in ihrer allzu großen Bedeutsamkeit oder sonstwie in dem Wiederschein der zu reifen Bildung liegen. In „Adelberts Fabel" ist Chamisso noch in den von Haym bezeichneten Fehler verfallen. Im „Schlemihl" hat er die volkstümlichen Motive, die er verwertet, nicht durch allegorischen Gedankenballast beschwert. Und darum ist auch das Märchen jedermann zugänglich und lieb geworden. Was Schlemihl leidet, hat manch andrer auch durchzuleben gehabt. Was man zu tragen hat, ehe nach unwiederbringlichen selbstverschuldeten Verlusten Resignation ihre kühlende Hand dem Dulder auf die heiße Stirn legt, das hat Chamisso mit tiefem Blicke in die Regungen der Menschenseele dargestellt. . .

Chamisso hat kein Prosamärchen mehr geschrieben. „Ich muß mich hüten, meinem Schlemihl einen blasseren Bruder nachzuschicken," schreibt er mit Recht an de la Foye zu Anfang 1819.*)

Blassere Brüder Schlemihls sind von anderen Dichtern gezeugt worden. E. T. A. Hoffmanns „Phantasiestücke in Callots Manier", die im Erscheinungsjahre des „Schlemihl" einsetzen, lassen schon im Jahre 1815 nicht nur Chamisso als Schlemihl auftreten, sie versuchen auch in dem verlorenen Spiegelbilde des Erasmus Spiekher ein Gegenstück zu schaffen. Die Variation ist nicht völlig geglückt; Chamisso, der Hoffmann hochschätzte, konnte sich noch im Jahre 1824 eines befriedigten Schmunzelns nicht erwehren, wenn man ihm versicherte, Hoffmanns Nachahmung sei hinter dem vortrefflichen Original weit zurückgeblieben. Ganz anderer Erfolg war dem weit gelungeneren Wurfe des „Klein-Zaches" beschieden. Auch Klein-Zaches ist ein Gegenstück des Schlemihl; er selbst ein Glückspilz, wie dieser ein Pechvogel. Hoffmann hat sich nicht an das äußerliche Kostüm gehalten, er hat das ethische Problem herausgegriffen; er konnte sich jetzt weit freier bewegen und hat denn auch eine Erzählung geschaffen, die an rein menschlichem Gehalt nicht ärmer ist, als der „Schlemihl". Als Zeichner hat sich Hoffmann die Gestalt Peters nicht entgehen lassen. Auf seine Dichtungen hat „Schlemihl" überhaupt starke stilistische Einflüsse genommen, die dem Entzücken und der Begeisterung entsprechen, von dem er dem Märchen Chamissos gegenüber erfüllt war.**)

Was einem Hoffmann mißlang, konnte einem Friedrich Förster noch weniger glücken. Sein Roman „Peter Schlemihls Heimkehr"***) leidet nicht nur an allen Gebrechen solcher und ähnlicher Fort-

*) Vgl. Werke 6³, 167.

**) Über Hoffmanns Nachbildungen urteilt Chamisso: Werke 6³, 168. 200.

***) Leipzig 1843. Auch Andersen brachte eine glückliche Nachbildung nicht zustande. Er schildert einmal einen hypochondrischen Gelehrten, dem sein Schatten davonläuft und Glück in der Welt macht, während das Original unglücklich wird. Brunold läßt in

setzungen. Peter Schlemihl im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe! Natürlich muß Förster auf die Siebenmeilenstiefeln und auf alle intimeren Reize der Chamissoschen Dichtung verzichten. Sein Schlemihl hat mit dem Vorgänger nur die Schattenlosigkeit gemein. Diese Schattenlosigkeit am Hofe Mehemed Alis und gegenüber dem Fürsten Pückler-Muskau durchzuführen — mit solchem Tand mußte sich der arme Peter beladen lassen — und gar die endliche Lösung von ihr befriedigend zu gestalten, ist über Försters Kräfte gegangen. Um so lächerlicher dünkt es, wenn Förster die Thränenseligkeit von Chamissos Schlemihl entschuldigen will. Ist er ja in ihr ganz Kind seiner Zeit und Genosse der altgermanischen Helden Fouqués; Förster will sie als Ironie gegen die Litteratur des angehenden 19. Jahrhunderts ansehen. Solche Verteidigung hatte Chamisso nicht nötig; seine Absicht drückt ein Brief an Hitzig aus: „Ich fürchte, daß das Komische erlischt und das Weinerliche zu stark aufkomme; denn er besteht doch und soll bestehen aus a + b, Ideal und Karikatur, das tragische und komische Element." Eine echt romantische Mischung, die Chamisso auch in seinem „Fortunat" durchführen wollte.*)

Auch der Vielschreiber Ludwig Bechstein knüpft an Chamisso an; seine „kosmologisch-litterarische" Novelle in zwei Bänden betitelt sich „Die Manuskripte Schlemihls" und ist zu Berlin 1851 erschienen.

Eine Dramatisierung merkwürdigster Art hat sich Schlemihl gefallen lassen müssen. F. Rosenau, Direktor des Leopoldstädter, später des Josephstädter Theaters zu Wien, brachte 1817 eine Verquickung von Fouqués „Galgenmännlein" mit dem Märchen Chamissos auf die Bühne: „Puzlivizli oder der Mann ohne Schatten, nach Fouqué".**)

Unbehelligt durch alle Nachahmungen und Verballhornungen hat sich das Original seinen Weg durch die Welt gebahnt. Schon 1822 ins Französische, 1824 ins Englische, 1838 ins Italienische übersetzt, eroberte es sich bald den Erdkreis.***) 1831 war es in England schon so populär, daß es dem Witze der Karikaturisten dienen mußte. Den Franzosen ist durch Chamissos Büchlein die „Schlemyliade" geläufig geworden. Der Autor selbst konnte Zeit seines Lebens den Spitznamen Schlemihl nicht loswerden; auch er hing am Ende von der Kreatur ab, die er geschaffen. Das Buch ist heute ein internationales Volksbuch geworden. Vielleicht ist dem schattenlosen Freunde beschieden, einmal, wie Wilhelm Tell, als historische Persönlichkeit gefaßt zu werden.

---

seinen Märchen (Berlin 1845) dem Teufel den Leib eines ihm Verfallenen, während die Seele im Schatten sich rettet und körperlos herumirrt. Vgl. W. Menzel „Deutsche Dichtung" 3, 371.*)

*) Vgl Werke 5^3, 382; vgl. oben die ähnliche Äußerung bei Gelegenheit des „Fortunat".

**) Ebenda 6^4, 169; Goedeke, „Grundriß" 3, 834. N. 436.

***) Vgl. Koch 2, 273.

V. Die Weltreise. (1815—1818.)

Auch nach der Vollendung des „Schlemihl" will es bei Chamisso noch immer nicht tagen. „Ich welke hin, Blatt für Blatt, und habe keine Frucht angesetzt und treibe kein frisches Reis mehr," klagt er Anfang 1814 dem Freunde de la Foye.*) Fleißig und unermüdet arbeitet er an der Universität, in den Museen, an seinem Herbar; „was würde aus mir, wenn mir das Heu zu widerstehen anfinge," fragt er sich melancholisch. Ein herber Schlag für ihn, den Hausgenossen, war das Ableben von Hitzigs Gattin; der in seiner Einfachheit erschütternde Bericht an Fouqué läßt ahnen, wie schwer ihn das Unglück des Freundes getroffen hat.**) Er selbst verlor an der Toten Mutter und Schwester. Ganz verbitterten ihn die politischen Zeitverhältnisse. Was in Frankreich geschah, zuckte mehr, als er gestand, durch seine Nerven. Wenn die abermalige Vertreibung der Bourbons seine Familiengefühle, die Überlieferung seiner Kindheit verletzt, wenn er bei dem Abfalle des Heeres und eines großen Teils der Nation an Napoleon stutzt, innerlich freut er sich doch des Freiheitssinnes, den alle diese Ereignisse bezeugten.***) Nimmer konnte er in den allgemeinen Fluch einstimmen, der über Frankreich ausgesprochen ward; so sah man ihn denn von vielen Seiten zweideutig, mißtrauisch an. Der Reisegedanke trat immer notwendiger und dringlicher ihm nahe. Durch Vermittlung seines Lehrers Lichtenstein trug er sich dem Fürsten Max von Wied-Neuwied an, der damals eine Reise nach Brasilien plante. Die unbilligen Bedingungen schreckten ihn ab; auf eigene Kosten konnte er sich an dem Unternehmen nicht beteiligen. Endlich brachte ein Zufall die langersehnte Erlösung. Bei Hitzig las Chamisso in einer Zeitung von einer Nordpolexpedition, die russischerseits unternommen werden sollte. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol," rief er unmutig aus. Hitzig nahm ihn beim Wort; in kürzester Frist kam ein Brief des Kapitäns der kaiserl. russischen Marine von Krusenstern. Als Bevollmächtigter des Ausrüsters der Expedition, Grafen Romanzoffs, ernannte er den Berliner Botaniker zum Naturforscher an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten zurückgetretenen Professors Ledebour. Krusensterns Brief datiert vom 12. Juni 1815 (24. Juni n. St.); den 13. August verließ Chamisso auf der Kutterbrigg „Rurik", Kapitän Otto von Kotzebue, den Hafen von Kopenhagen.†)

*) Werke 5^3, 384. 391. — Vgl. unten S. 5 zu V. 16.

**) Ebenda 5^3, 386 ff.

***) An de la Foye (Frühling 1814, 5^3, 385): „Nie hab' ich mehr Unlust an dem Politischen und mehr Ekel gegen Frankreich empfunden, als eben jetzt;" an denselben (Spätherbst 1814, 5^3, 392): „Ich hoffe für das müde Frankreich fast mehr Glück, als es verdient." Vgl. auch Varnhagen „Denkw." 4^3, 292.

†) Als Quellen der Reisezeit kommen neben den Briefen (Werke 6^3, 3—68; vgl. auch 5^4, 394 f.) natürlich auch die sachlichen Notizen des erst 1836 stilisierten Reisetage-

Man fuhr über Plymouth, das wenige Tage vorher der „Northumberland" mit Kaiser Napoleon an Bord zur Reise nach St. Helena verlassen hatte, über Teneriffa, Brasilien und um das Kap Horn nach Chile; an Salas y Gomez vorüber in die Inselwelt der Südsee, zuletzt nach der zu den Marschallsinseln gehörigen Inselkette Radak. Jetzt nahm der „Rurik" nördlichen Kurs, gelangte nach Kamtschatka, durch die Behringsstraße in das Eismeer und zurück zur Aleuteninsel Unalaschka. Hier ward alles für die Nordpolfahrt gerüstet, die im folgenden Sommer unternommen werden sollte. Inzwischen besuchte der „Rurik" Kalifornien, die Sandwichinseln und zum zweitenmale Radak. Als indes der „Rurik" wieder in Unalaschka anlangte, hielt Kotzebue seinen Gesundheitszustand für zu gefährdet, um die Nordpolfahrt zu wagen; der Kotzebuesund, die Eschscholtzbay und die Chamissoinsel erinnern heute noch dort an die abgebrochene Expedition; erst in den fünfziger Jahren kam M'Clure dem Endziel der Romanzoffschen Expedition nahe. — Jetzt entschloß man sich, eine Weltumseglung an die Stelle des ursprünglichen Planes zu setzen. Abermals ging's über Unalaschka, die Sandwichinseln, Radak, dann über Guajan nach Manila, um das Kap der guten Hoffnung, an St. Helena vorbei, wo die englischen Strandbatterien, die Napoleon zu bewachen hatten, selbst die russische Flagge mit Kanonenkugeln begrüßten, nach London. Den 3. August 1818 erreichte der „Rurik" St. Petersburg. Die Expedition löste sich auf. Chamisso blieb im Besitze seiner Sammlungen. Ohne auf russische Anerbietungen einzugehen, eilte er über Swinemünde nach Berlin.

Du Bois-Reymond betont die Ähnlichkeit von Chamissos Reise mit der 15 Jahre späteren von Charles Darwin. Darwins Reise hat allerdings schier unabsehbare Folgen gehabt. Gleichwohl waren die äußeren Umstände nicht sonderlich verschieden; Darwin war nicht einmal so gut vorbereitet, wie Chamisso; er hatte noch nicht seciert und konnte nicht zeichnen. Er indessen fand bei seinem Kapitän ein weit freundlicheres Entgegenkommen und durfte sich auf dem „Beagle" weit freier bewegen, als Chamisso auf dem „Rurik". Darwins Reisebericht gewinnt durch den einen sich durchziehenden und alles beherrschenden Gedanken, die Übertragung des Lyellschen Aktualismus von der Geologie auf die Biologie, durch die halb unbewußt festgehaltene Idee der Abstammungs-

buchs in Betracht. Für die Würdigung des Unternehmens bietet jetzt sichere Anhaltspunkte Du Bois-Reymonds Festrede „Adelbert von Chamisso als Naturforscher" (Deutsche Rundschau 1888, 56, 329—349). Da Chamissos wesentlichste Verdienste um die Naturforschung an Arbeiten sich knüpfen, die mit der Weltreise zusammenhängen, erledige ich im Anschlusse an Du Bois-Reymond seine wissenschaftliche Thätigkeit an dieser Stelle. Vor Du Bois-Reymond wurden einzelne Seiten von Chamissos Naturforscherleben behandelt von F. L. v. Schlechtendal „Dem Andenken an Adelbert von Chamisso als Botaniker" („Linnaea" 1839, 13, 93—112), von P. Ascherson und H. Potonié („Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg" 1881, 23, 1—4), Bastian („Zeitschrift für Ethnologie" 1881, S. 56—61). Einige weitere Litteratur bei Du Bois-Reymond a. a. O. S. 348 f.

lehre, einen weiten Vorsprung vor Chamisso. Dafür zog letzterer die Polarregion in Betracht und, was Darwin nicht gethan hat, er berücksichtigt Anthropologie und Ethnographie auf das genaueste und bringt sich auch die Sprachen der Völker nahe, mit denen er in Berührung tritt. Ja der Umfang seiner Studien war so bedeutend, daß die Reise Grundlage seiner gesamten späteren Thätigkeit wird; er hat sich auf ihr ein wissenschaftliches Kapital gesammelt, von dessen Zinsen fortab die Arbeit eines halben Lebens leicht bestritten wurde.

Der Sammelfleiß, den Chamisso schon in der Schweiz unter der Leitung Augusts von Staël bewährte, trug reiche Früchte. Er hat seine Beobachtungsgabe derart geschärft, daß nicht nur auf dem ergiebigen Boden entlegner Inseln des stillen Ozeans, selbst in vielbesuchten und stark abgelaufenen Gegenden, die er nur flüchtig berührte, am Kap und in Plymouth, neue, unbeschriebene Pflanzenarten in sein Herbar Eingang finden konnten. Größere Entdeckungen blieben nicht aus; er konstatierte auf der Reise den Generationswechsel einer Molluskenart ohne Kopf und Schale, der Salpen — eine Entdeckung, welche ihrem Zeitalter so weit voraneilte, daß sie erst nach Chamissos Tode im Jahre 1842 durch Japetus Steenstrup volle Würdigung fand, um dann den Studien der neueren Biologie eine wichtige Grundlage zu geben. Biologischen Fragen widmete Chamisso überhaupt immer ein großes Interesse; mit Energie hat er sich gegen die heute noch hypothetische Urzeugung ausgesprochen. „Eine ganze Legion," meldet er den 6. Januar 1824 dem Freunde de la Foye,*) „militiert jetzt für die generatio aequivoca und für die Umwandlung der Pflanzen in Tiere, der Tiere in Pflanzen und der Arten in einander, eine andere Legion gegen die Sexualität der Pflanzen." In seinem ehrlichen Groll richtete er gegen die Vertreter der generatio aequivoca später das Sonett: „Mich ärgern höchlich alle die Versuche, die Welt von Ost in West zurückzudrehen." — Weniger glücklich war Chamisso in der Erklärung der Koralleninseln, der Atolle. Wie Du Bois Reymond unwiderleglich nachgewiesen hat, ist die heute allgemein angenommene Begünstigung des Korallenlebens durch die Brandung irrtümlich von Darwin dem Botaniker der „Rurik"-Expedition zugeschrieben worden; thatsächlich hat Eschscholtz die Hypothese ausgesprochen, Chamisso sich ganz entschieden dagegen bekannt.

Nicht nur den niederen Tierformen hat Chamisso sein Augenmerk geschenkt. Die fliegenden Fische, die auf dem „Rurik" rastenden Vögel, die Walfische, die Seelöwen, selbst die ausgestorbene Tierwelt fand er der Beachtung wert. Seine ethnographischen Errungenschaften können freilich mit den durch die weit vervollkommneten Mittel der Gegenwart gewonnenen nicht wetteifern. Gleichwohl hat er auch diesen Weg fördernd und neue

*) Werke 6', 200 f. 204. Gegen die „Metamorphosler" wendet sich auch das „Tagebuch". Koch 3, 262.

Ziele weisend beschritten. Durch die Unterscheidung zweier Hauptprovinzen des großen Ozeans und einer abgesonderten Gruppe von Inseln hat er über das die ozeanische Inselwelt bewohnende Völkergemisch zuerst Licht verbreitet. Von unvergänglichem Werte sind seine ethnographischen Schilderungen; mit richtigem Takte hat er vorausgesehen, daß der Zusammenstoß mit den Weißen der alten Kultur jener Gegenden den Todesstoß versetzen werde. Was er gesehen, beobachtet, gesammelt hat, ist urkundliches Material; ohne Ermatten hat er immer die Notwendigkeit hervorgehoben, rascheſtens jene Schätze zu bergen, die unbenutzt dalagen, um bald für ewig zu verschwinden; alle Schlüssel, erklärt er, zu einem der wichtigsten Rätsel, welches die Geschichte des Menschengeschlechtes in seinen Wandelungen darbietet, werden von uns selbst in der Stunde, da sie in unsere Hände gegeben sind, in das Meer der Vergessenheit versenkt.

Nicht nur die Resultate, zu denen Chamisso als Gelehrter auf dem „Rurik" gekommen ist, sind imponierend; seine Persönlichkeit strahlt in dieser Zeit kein geringeres Interesse aus, als sonst. Auch auf seiner Weltumseglung waren Chamissos Sinne für alles und jedes offen. Die Berichte, die an den Freund Hitzig nach Berlin von den verschiedenen Stationen der Reise, von Hamburg, von Plymouth, aus Teneriffa, aus Brasilien, aus Chile, aus Kamtschatka, von Kalifornien, aus Manila, aus London, St. Petersburg und Swinemünde abgegangen sind, zeigen den lieben, guten und echten Menschen von allen Seiten. Ohne die großen Ziele des Unternehmens aus dem Auge zu lassen, tritt er in Kopenhagen seinem Lieblinge, Öhlenschläger, näher; er findet in ihm „le meilleur enfant du monde" und vergißt seiner auf der ganzen Reise nicht. Es amüsiert ihn höchlich, auf wie eigene Weise der weltberühmte Vater seines Kapitäns, Kotzebue, in sein Dasein einspielt. „Man will überall durch die Komplimente, die man an mich über ihn richtet, mir gewissermaßen an seinem litterarischen Ruhm für meinen geringen Anteil an seines Sohnes Weltumsegelei teil geben." Komisch genug mußten diese Komplimente auf Chamisso wirken. Galt doch Kotzebue als der ärgste und böseste Gegner jener romantischen Tendenzen, unter deren Einflusse Chamissos Jugendbildung in Berlin gestanden hatte. Grade in den Jahren, die dem jungen Emigrierten seine ersten deutschen litterarischen Eindrücke brachten, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, war der Kampf zwischen Kotzebue und der Romantik aufs heftigste geführt worden. Jetzt sollte er dem Feinde seiner einstigen Lehrer und Genossen, der bête noire der Schlegel, dem Zielblatt schärfster Pfeile der älteren und der jüngeren Romantiker noch zu Danke verpflichtet sein! Obendrein traten grade jetzt, in müßigen Stunden, deren es auf dem „Rurik" genug gab, die Erinnerungen an seine Berliner Lehrjahre ihm klar und klarer vor Augen. Wenn ein beunruhigender Traum vom Soldatenleben seine Nachtruhe stört, berichtet er's getreulich dem

Freunde; selbst der Polarsternbund bleibt unvergessen. Gerne bezieht er sich auf seinen Schlemihl und freut sich, Landstriche zu sehen, die jenem und seinen Siebenmeilenstiefeln unerreichbar waren. Besonderen Spaß machte es ihm, daß er, der Franzose, die deutschen Freunde von Brasilien aus aufmerksam machen muß, ein Vers der „Braut von Korinth" Goethes habe einen Fuß zu viel.*)

Nirgends indes ist der Mensch Chamisso anziehender, als in den Beziehungen zu den kindlich schlichten Bewohnern der Inselwelt des großen Ozeans. Töne des 18. Jahrhunderts, Rousseausche Mißachtung der Kultur klingt überall an, wo er auf die sogenannten „Wilden" zu reden kommt, in denen er alles eher denn „Wilde" fand. Er spricht von ihnen nicht anders, als ein Sohn der Rousseauzeit, der fast ein halbes Jahrhundert früher dieselben Stätten betreten hatte, Georg Forster, der Genosse Cooks. Seinen späteren Dichtungen drücken die damals gewonnenen Anschauungen einen charakteristischen Stempel auf. Die kindliche Naivität der Naturvölker weiß er nicht genug zu bewundern; was die Europäer selbst mit bestem Willen an ihnen gesündigt haben, weil sie kein Verständnis für sie gehabt, wird allenthalben hervorgehoben. Ja, er selbst fürchtet, aus Unverstand Unheil angerichtet zu haben, wo er fördernd einzugreifen Gelegenheit fand. Gewinnt er den Eindruck, daß seine neuen Freunde, die sogenannten „Wilden", von dem bösen Willen europäischer Kulturspender zu leiden gehabt haben, so spart er nicht mit herbem Tadel; die spanischen Missionäre hat er böse gezeichnet. — Einer von seinen teuren „Wilden", Kadu,**) Bewohner des liebgewonnenen Radak, ist zu Chamisso in innige Freundschaft getreten. Kadu wollte sich die Kultur der Weißen aneignen und die Gelegenheit benutzen, auch Europa einen Besuch abzustatten. Vorläufig begleitete er die „Rurik"-Genossen auf ihrer Fahrt nach dem Norden. Für Chamisso war dieser Odysseus der Südsee eine unerschöpfliche Quelle ethnographischer und sprachlicher Belehrung; sein anspruchslos bescheidenes Wesen hat den Idealisten Chamisso ganz gefangen genommen; mit Wehmut schied er von ihm auf Otdia, als Kadu im letzten Augenblicke der Mut entsank, seine Heimat vielleicht für immer zu verlassen. Chamisso hat später seine anziehende Gestalt mit liebevoller Hand geschildert. Noch in seinen letzten Tagen hat er seiner gedacht.

Obwohl exakter Forscher und kühler Beobachter bis ins Letzte, hieß Chamisso seine dichterische Begabung auf der Weltumseglung nicht ganz schweigen. Zwar Salas y Gomez, das er nie betreten hat, an dem der „Rurik" ohne Aufenthalt vorüberfuhr, hat die Idee seines besten Terzinengedichtes ihm nur nahegelegt; der Keim hat sich viel später erst entwickelt. Doch in der Behringsstraße schreibt er in einer Stunde der

*) Öhlenschläger: Werke 6', 9. Kotzebue: ebenda S. 23. Braut von Korinth: ebenda S. 36.

**) Koch 3, 195 u. ö.; vgl. Werke 6', 210 und das Gedicht „Traum und Erwachen"

Sammlung und des inneren Rückblickes die resignierten Stanzen, welche jetzt seine Gedichtsammlung eröffnen. Humoristische Distichen trägt Kalifornien ein. Der gewaltige Sturm bei Unalaschka, der noch lange im Gedächtnis der Reisenden blieb, inspiriert ihn zu einer seiner kräftigst gedachten und kräftigst geschriebenen Gelegenheitsdichtungen. In London zieht er ein humoristisches Resultat seiner Reise, in Swinemünde begrüßen ergreifende Jamben die „deutsche Heimat".*)

Die wissenschaftlichen und rein menschlichen Verdienste Chamissos treten in noch weit helleres Licht, erwägt man die Schwierigkeiten, mit denen er auf dem „Rurik" zu kämpfen hatte. Fast ist er mit seinen Wilden besser ausgekommen, als mit der nächsten Umgebung. Ein näheres Verhältnis entwickelte sich nur zu dem Schiffsarzte Iwan Iwanowitsch Eschscholtz, Naturforscher und Entomologen aus Dorpat, und zu dem Maler Login Andrewitsch Choris, einem Deutschen von Geburt. Eschscholtz hat Chamisso ernstlich und aufrichtig in die Hände gearbeitet; Zeuge ihres wissenschaftlichen Freundschaftsbundes ist die Papaveracea Eschscholtzia californica Cham. und der von Chamisso in London besungene Carabus Chamissonis Eschscholtz. Zu Choris' „Voyage pittoresque autour du monde" (Paris 1822) hat auch Chamissos Zeichentalent Beiträge geliefert; noch im Jahre 1825 wurde in Paris ein fröhliches Wiedersehen gefeiert.**) Mit dem freiwilligen Naturforscher Martin Wormskiold, dessen Aufnahme Chamisso in Kopenhagen selbst vermittelte, kam überhaupt niemand aus; schon in Kamtschatka verließ er den „Rurik". — Am verderblichsten wirkte auf Chamissos ganze Thätigkeit das Mißverhältnis zu dem Kapitän Otto von Kotzebue, dem Sohne des Dichters von „Menschenhaß und Reue". Chamisso ist ihm sicherlich mit bestem Willen entgegengekommen, doch grade ihm wurde jeder Verstoß gegen die Strenge der Schiffsordnung hoch angerechnet; freilich, wie sollte sich der in die Konvention zur See finden, dem sie zu Lande große, unübersteigliche Hindernisse bereitete. Schon in Kopenhagen vermißt Chamisso an dem „lieben heiteren" Kotzebue eine gewisse taktfeste Bestimmtheit, die an Krusenstern ihn erfreut hatte. In Plymouth dann wirkte Kotzebues Erklärung auf ihn wie ein kalter Wasserstrahl: Chamisso habe als Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt sei, welche zu haben, keine Ansprüche zu machen. Das klang denn doch seltsam in den Ohren des offiziell eingesetzten Naturforschers der Expedition. Daß er nebenbei die Stiefeln selbst putzen solle, war auch für den anspruchlosesten der Menschen ein Kuriosum. Gleichwohl thut er das Möglichste, sich mit dem Kapitän zu verständigen. Aus Chile etwa schreibt er an Hitzig: „Ich muß dem Kapitän Lob und Liebe zollen, er ist ein vortrefflicher Mensch, voll zarten Sinnes, feiner Erziehung und regen Ehrgefühls. Auch nimmt er einen

*) Werke 6¹, 65 f. 57. 68.
**) Fulda S. 18; Werke 6¹, 104.

regen Anteil an den Wissenschaften. Er thut alles Mögliche, mir freie Hand zu geben, und was nicht geschieht, rührt aus der Beschränkung her, die in der Natur der Dinge liegt, und sie ist sehr groß. — Wenn der Kapitän mir Zutrauen erweist, fühle ich mich als Mann beehrt, und ich würde stolz sein, einen Freund an ihm zu behalten, wenn ich aus dem Verhältnis eines Untergebenen trete.“*) Gleichwohl entfremdete man sich immer mehr; der beschränkte Raum scheint doch nicht alle Rücksichtslosigkeiten Kotzebues entschuldigt zu haben; Chamisso wiederum war zu gern und zu lange schon der Zuchtrute des Militärdienstes entlaufen, um sich jetzt wieder in eine ähnliche Subordination zu finden. Es kam indes noch ärger.

Überzeugte sich Chamisso schon während der Reise täglich mehr, die Expedition sei nicht so sehr zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen worden, als vielmehr um dem Mäcen, dem Grafen Romanzoff, Ruhm zu bringen, nachträglich konnte ein Zweifel nicht mehr obwalten. Erst im Jahre 1821 publizierte Kotzebue das Werk „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Behringsstraße zur Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt, unternommen in den Jahren 1815—1818 auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichskanzlers Grafen Romanzoff auf dem Schiff ‘Rurik’“ (Weimar 1821) und in diesem Werke Chamissos Referate unter dem Titel „Bemerkungen und Ansichten“; unzählige sinnstörende Druckfehler verfälschten diese Aufsätze und machten sie unverständlich; die Errata anzuzeigen, wurde nicht bewilligt. Chamisso entschloß sich daher, als er, von den Freunden Reimer und Hirzel gedrängt, an die Herausgabe seiner Werke schritt, also mehr denn zehn Jahre nach dem Erscheinen von Kotzebues Buche, einen berichtigten und um zwei der Aufsätze verminderten Abdruck zu veranstalten, diesem ferner ein „Tagebuch“ seiner Reise voranzuschicken. Das „Tagebuch“ ist lediglich eine stilistische Redaktion des Reisejournals, welch letzteres wieder mit den brieflichen Berichten an Hitzig übereingestimmt haben mag, die freilich zum Teil verloren gegangen und nie an ihre Adresse gelangt sind. Die erhaltenen Briefe waren von Hitzig in Kotzebues „Wochenblatte“ veröffentlicht worden. Als Chamisso 1835 das „Tagebuch“ redigierte, war er nicht mehr der kräftige Jüngling von einst, ein kranker, müder, fast alter Mann. Es ist trotzdem ein Kunstwerk geworden, das in vollendeter Form die Ziele erreicht, die Chamisso sich selbst gesetzt hat. „Ich wollte,“ schreibt er den 22. Oktober 1834 an seine Verleger Hirzel und Reimer, „eine Reisebeschreibung schreiben, wie sie nicht mehr Mode sind, leicht, rein menschlich, ein Kapitel aus meinem Leben, von allem Wissenschaftlichen frei, wie der Mensch unter Menschen, der Dichter, der Denker.“**) Chamissos Prosastil ist in ihr

*) Werke 6¹, 38; vgl. Koch 3, 26.

**) Zuerst abgedruckt: Werke 1836. Band 1. In Kochs Ausgabe bildet das Tagebuch den dritten Band; im vierten finden sich am vollständigsten die wissenschaftlichen Aufsätze beisammen. Die Briefstelle: „Deutsche Dichtung“ 1888. S. 356b.

zur durchsichtigsten Klarheit gediehen. Die einstige Härte seiner Prosa, die sich in Participialkonstruktionen nicht genug thun konnte, ist geschwunden. Gallicismen, wie sie auch noch im „Schlemihl" sich finden, unklare Wendungen sucht man jetzt vergebens. Ohne wie Varnhagen in eine an Manier streifende Nachahmung Goethes zu verfallen, hat er schlicht und einfach und doch plastisch bis in kleinste Detail seine Weltreise erzählt. Nicht den geringsten Reiz bildet die köstliche Selbstironie, wie wenn Chamisso, der zwar nie des russischen Idioms ganz mächtig geworden ist, den Insulanern aber natürlich als Russe galt, sich schildert, da er mit seiner im Freundeskreis verrufenen Stimme den Radakern Goethes Lied „Lasset heut' im edlen Kreis" als russisches Volkslied vorträgt.*) Schärfer wendet sich die Ironie gegen Kotzebue; die zahlreichen versteckten Angriffe scheinen der einzige stoffliche Zuwachs der neuen Redaktion zu sein. Chamissos trockene Satire, die sonst nie anders als behaglich wirkt, gewinnt Kotzebue gegenüber den Ton des vernichtenden Sarkasmus. Mit Vorliebe schildert er Ereignisse, die Kotzebue selbst als gefährlich hingestellt hat, im entgegengesetzten Sinne, nicht ohne Kotzebues eigene Worte zu citieren: „Ich sah keinen Ausweg, dem Tode zu entrinnen", oder „Fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben, ließ ich . . ." u. s. w. Auch wenn er Kotzebue thatsächlich berichtigt, wirkt der Verzicht auf jedes Wort des Urteils nur um so bitterer. Daß Kotzebue nur für seine eigene Gesundheit fürchtend, den Reisezweck aufgab, hat ihm Chamissos eiserne, an die höchsten Anforderungen gewöhnte Natur nie verziehen. Der unparteiische Beobachter wird allerdings sich gegen den Eindruck nicht wehren können, Kotzebue, dessen Energie, Tapferkeit, Enthusiasmus andere nicht genug loben können, sei nicht robust genug gewesen, um allen Schwierigkeiten des Unternehmens zu trotzen. Chamisso hat denn auch für seine Angriffe nicht allenthalben Ruhm geerntet.**)

Die schärfsten Pfeile blieben glücklicherweise im Köcher verborgen. Ganz offen und darum noch aggressiver hat Chamisso sich in einem Gedichte seines poetischen Hausbuches im Jahre 1822 ausgesprochen. Die Invektiven des Tagebuchs treten unverhüllt zu Tage; sie wären bald dahin gekommen, heißt es,

*) Koch 3, 170.

**) Koch 3, 105. 256; für Kotzebue tritt ein Ratzels Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie 16, 783. Chamissos Darstellung: Koch 3, 205 ff. Chamisso bezieht sich auf ein Urteil der Quarterly Review (January 1822, 24, 363): „It would not be tolerated in England, that the ill health of the commanding officer should be urged as a plea for giving up an enterprize of moment, while there remained an other officer on board fit to succeed him." Er fügt hinzu: „Dieses ist auch meine Meinung. Derselbe Richter verdächtigt aber unbillig Offizier und Mannen, durch Entmutigung dem Befehl entgegengekommen zu sein. — Ich habe für meinen Teil mit schmerzlicher Entrüstung den Befehl von Herrn v. Kotzebue vernommen und mich in meine Instruktion gehüllt: 'Ein Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt ist, welche zu haben, hat keinerlei Ansprüche zu machen.'" — Das folgende Spottgedicht wurde aus Chamissos Nachlasse mitgeteilt von Koßmann in Franzos' „Deutscher Dichtung" 1888. 4, 289 f.

wo die Welt
Vernagelt ist mit Brettern.
Der hohe Zaun sich vor uns stellt,
Ein Fluchen war's, ein Wettern.
„Setzt mir die große Leiter dran,"
Schrie der Patron, „ich will voran,
Ich will hinüberklettern."

— — — — — — — — — — — — —

Kaum stieg hinan der Schiffspatron,
So fing's ihn an zu schwindeln,
Hinab, hinab, da lag er schon
Inmitten seiner Mündeln.
Der Mann war krank, der Mann war bleich,
Er war in seiner Ohnmacht gleich
Dem Kindlein in den Windeln.

Facit indignatio versum; qualemcumque potest . . . Chamisso war taktvoll genug mit seiner versifizierten Invektive hinter dem Berge zu halten.

Das Reisewerk bleibt auch mit den Stacheln, die es gegen Kotzebue kehrt, eine Leistung ersten Ranges. Mit Recht hat man es über Forsters Buch gestellt. Neben den Arbeiten Alexanders von Humboldt gebührt ihm die erste Stelle unter den Reisebeschreibungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Reminiscenzen der Reise von den Sandwichinseln, aus Hanaruru und O-Wahu verwertet eine satirische Erzählung, „Haimatochare" ist ihr Titel.*) Sie geißelt die kleinliche Eifersucht der Naturforscher auf ihre Entdeckungen, ein Motiv, zu dem Wormskiold treffliche Züge bieten konnte. A. Broughton, Botaniker wie Chamisso, soll an einer Expedition nach O-Wahu als Naturforscher Anteil nehmen. Auf seine Empfehlung wird, obwohl die „Diskovery" im Raume ebenso beengt ist, wie der „Rurik", ihm sein Busenfreund Menzies mitgegeben, den die Kürze seines letzten Aufenthalts auf O-Wahu manche Studie nicht hat beenden lassen. Menzies findet am Bestimmungsorte „auf dem bunten Teppich glänzender Taubenflügel die niedlichste, schönste, lieblichste Insulanerin, die er jemals gesehen". Um Haimatochare entbrennt der Streit zwischen den einstigen

*) E. T. A. Hoffmanns Freund F. Kunz (J. Funk) hat sie in der Stuttgarter Ausgabe der „Ausgewählten Schriften" (1839. 12, 227) mitgeteilt. In Borbergers Ausgabe findet sie sich 15, 381; er schreibt sie nach Sprache und Stil Hoffmann zu. Daß Chamisso starken Anteil an der Konzeption gehabt, glaube ich im Texte erwiesen zu haben. Noch ein erlebtes Motiv bietet das „Tagebuch" (Koch 2, 215): „Bezeichnend wird es vielleicht in mehr als einer Hinsicht sein, zu bekennen, daß ich selber von der aleutischen Sprache nur ein einziges Wort erlernt und behalten habe: Kitung (i. e. pediculus). Und ad vocem Kitung, scheidend den letzten Rückblick auf den düstern Norden werfend, werde ich der Vollständigkeit halber bemerken, daß während unserer Nordfahrten im Jahre 1816 und 1817 das Benannte nichts Seltenes auf dem 'Rurik' war, wogegen Iwan Iwanowitsch Eschscholtz heimlich aus einem Krüglein spendete, was gute Dienste that."

Freunden. Broughton verleumdet zunächst seinen Menzies beim Gouverneur, ihm selbst gegenüber behauptet er, Anteil an dem glücklichen Funde zu haben; immer bitterere Briefe werden gewechselt; es kommt zu Ehrenbeleidigungen und zum Duell, beide fallen. Ein Bericht des Kapitäns Bligh an den Gouverneur löst das Rätsel: Haimatochare ist ein Insekt, ein Mittelding zwischen pediculus pubescens und nirmus crassicornis, eine ganz unbekannte Varietät der Kopflaus. Sie wird den beiden Toten zu Ehren mit den gebührenden Honneurs in die Tiefe des Meeres versenkt.

Das Ganze ist in Briefen abgefaßt; die Briefform gestattet den Haupteffekt, die Lösung des Rätsels bis auf den Schluß aufzusparen. Die Steigerung ist trefflich festgehalten und durchgeführt. Um seine spätere Thorheit noch schärfer zu charakterisieren, spöttelt Menzies in seinem ersten Briefe an einen Freund R. Johnstone in London über die Verirrungen des Forschungstriebes. „Niemals werde ich es dahin bringen, es jenem alten holländischen Oberstlieutenant gleichzuthun." Und er erzählt eine Anekdote von einem passionierten Entomologen, welcher über einem Insekt den Besuch seines einzigen Bruders übersieht, der nach dreißigjähriger Trennung zu ihm von Amsterdam nach Königsberg gekommen war. O-Wahusche Motive fehlen nicht; die Königin Kahumanu ist auf Menzies nicht weniger lüstern, als sie es auf Chamisso gewesen. Und sie auch dient zur Steigerung der Spannung; man möchte einen Augenblick glauben, Kahumanu sei Haimatochare. Ihr Bruder Teimotu bleibt nicht vergessen; auch nicht die Schiffe, welche europäische Nationen ihm zum Geschenke machen. Merkwürdigerweise spricht Menzies seinen Freund R. Johnstone gelegentlich mit Eduard an — Eduard war der Rufname Hitzigs; endlich spielt das Duell im Dezember 18 . ., und in den Dezember 1816 fällt der Aufenthalt der „Rurik"-Genossen auf O-Wahu.

Kunz will die Haimatochare von dem Freunde Hoffmann erhalten haben, als er im Jahre 1819 eine belletristische Zeitung herausgeben sollte. „Er selbst — so schrieb er mir — hatte im Augenblick nichts fertig, was sich für dieselbe eignete, und er sandte mir daher nachstehende Briefe, die ihm auf sein Ersuchen sein Freund Chamisso zur Veröffentlichung mitgeteilt habe." Darf man schon der philologischen Zuverlässigkeit der Hoffmann und Kunz nicht recht trauen, die ja selbst einem schalen Witze gegenüber nicht standhält, so sprechen unwiderlegbare Gründe gegen Chamissos Autorschaft. Schon R. Boxberger hat in seiner Ausgabe E. T. A. Hoffmanns einige aufgezeigt, von denen die stilistischen wenig bedeuten. Teimotu indes als König der Sandwichinseln an Stelle Tameiameias ist bei Chamisso nicht denkbar; dennoch dürfte Chamisso einen nicht unbedeutenden Anteil an der Erfindung haben. Nicht nur das Lokalkolorit, vor allem die Beziehung auf Wormskiold ist sicherlich auf Chamissos Rechnung zu setzen. Die entomologischen Details hätte Hoffmann wohl auch aus anderen Quellen schöpfen können; dafür stimmt die energische Betonung ethnographischer Interessen zu den besten Ten-

denzen des Naturforschers Chamisso; die „einzelnen Details von der Lebensweise jener fremden Völker, wie sie in keiner Reisebeschreibung stehen", gehören zu den wertvollsten Errungenschaften seines Weltumseglungsberichtes.

VI. Vollendung. (1818—1838.)

a) Äußeres Leben.

Von St. Petersburg hat Chamisso am 13. September 1818 dem Freunde Hitzig seine Ankunft gemeldet; er unterschreibt sich: „Magister, Baccalaureus, nullius facultatis Doctor; nullius Universitatis ordinarius extraordinariusve Professor; nullius Academiae, nullius scientificae Societatis sodalis." Schon in London stellt er eine gleich niederdrückende Bilanz seiner Gelehrtenlaufbahn. Eschscholtz hat ihm jenen Carabus gewidmet, Kunth eine Peruvianische Achyranthesart, Kotzebue das „verfluchte Felsennest" nach ihm benannt. Nicht mit Unrecht seufzt er: „Der Felsen ist ein hartes Bett Und Achyranthes macht nicht fett. Was bringt ein Carabus wohl ein? Der Sack ist leer, der Mut ist klein"*) . . Der Mann, der über seine Lage so humoristisch scherzen konnte, war wirklich nicht warm gebettet. Die Petersburger Anträge hatte er abgewiesen, und in Berlin war für seine Versorgung nichts gethan worden. Wenn auch von den dringendsten materiellen Sorgen befreit, konnte Chamisso an ein behagliches Leben nicht denken. Und doch bedurfte er dringend einer sorgenlosen Muße, um das reiche Material zu verarbeiten, das er mitgebracht. Chamisso selbst glaubte bei seiner Ankunft in Berlin nicht weiter über den Anfang einer Karriere hinausgediehen zu sein, als in den Krisenjahren 1806, 1812 und 1815. Wieder saß er in seinem alten Winkel auf Hitzigs Kanapee und erzählte von den Sandwich-Insulanern, von den Radakern, von den Kamtschadalen, nicht als ob er sie an Ort und Stelle aufgesucht, sondern als ob er sie in einer Bude auf der Leipziger Messe gesehen hätte; er war nach Hitzigs Urteil das alte, herzige Kind geblieben. So schreibt er denn auch an de la Foye, alles scheine unverändert geblieben zu sein — im Guten wie im Bösen.

Sein Leben sollte bald in festere Formen kommen; die années de Bohème gingen ihrem Ende entgegen. Kaum zwei Jahre waren verstrichen, und schon meldet er de la Foyen ein langes Verzeichnis seiner Titel. „Ich bin ein Ehrenmann," schreibt er mit unvertilgbarer Selbstironie im Frühling 1820, „Mitglied der Caesarea Leopoldino-Carolina, academia nat. scrut., der Caesarea nat. scrutat. Mosquensis societas,

*) Werke 63, 67. 58.

nat. scrut. Berol., nat scrut. Lipsiens, Philos. Dr.“*) . . . Noch eine entscheidende Veränderung war in seinem Leben vorgegangen: er hat den 25. September 1819 geheiratet. Nach seiner Rückkehr von der Weltreise bedachte er sich nämlich noch eine kleine Weile, ob er nochmals den Wanderstab in die Hand nehmen oder sich ein sicheres Heim in Berlin gründen solle. Gewiß, er war den Vierzigern nahe, und der Genuß stiller, ständiger Häuslichkeit war dem Ruhelosen wenig zu teil geworden. Dennoch bleibt es ein charakteristischer Zug und darf billig als Erweis angeführt werden, wie sehr Chamisso in die intimen Freuden des norddeutschen Gelehrtenlebens seiner Zeit sich eingelebt hat, wenn er jetzt allen Lockungen der Erinnerung gegenüber standhaft bleibt und ohne Schwierigkeit seinen Lebenswagen aus den breiten Bahnen eines Weltumseglers auf die stillfriedliche, an großen Gefahren und an großen Genüssen arme Straße des an die Scholle gebundenen Mannes der Wissenschaft lenkt. Wenn heute der Gelehrte, nicht nur der Naturforscher, Reisen größeren oder geringeren Umfangs als einen Teil seiner Lebensaufgabe betrachtet, wenn heute kein Augenblick vergeht, da nicht einer oder der andere der ersten Vertreter deutscher Wissenschaft in weiter Ferne die Natur und die Kultur entlegener Landstriche an Ort und Stelle studiert, damals galt eine Erscheinung wie die Alexanders von Humboldt als Ausnahme. Humboldt war durch seine Lebensstellung, als reicher Kavalier, der auf breiter Basis zu wirken gewohnt ist, veranlaßt worden, auch seine wissenschaftliche Thätigkeit auf einem umfangreichen Untergrunde aufzubauen. Und erst sein Muster hat anregend gewirkt. Immerhin galt auch nach Chamissos Rückkunft von der Weltreise, eine wissenschaftliche Expedition nach Ägypten auszurüsten und abzulassen, als ein außerordentliches Ereignis. Wenn anders Chamissos Beweglichkeit und Reiselust auf seine Abstammung von Franzosen und von einem adligen Geschlechte zurückgeführt werden darf, nach 1818 thut er fast alles ab, was an jene Momente erinnert. Er wird ganz und gar Deutscher. Seinen Berliner Freunden ahmt er's nach, wenn auch er die Braut zum Altare führt. Neumann, schon in den letzten Dreißigern, hatte endlich im Staatsdienste festen Fuß gefaßt und freite die Tochter des Romantikers J. S. Mnioch. Auch Hitzig fesselte sich nochmals an das Band der Ehe; selbst de la Foye sagte endlich dem Junggesellenstande Valet. So viele Vorgänger blieben nicht ohne Einfluß auf Chamisso. Sobald ihm das Amt eines Adjunkten am botanischen Garten in Neu-Schöneberg gesichert war, warb er um die Hand der achtzehnjährigen Antonie Piaste. Sie war mit Hitzigs Töchtern aufgewachsen. Schon 1807 als Kind wurde sie scherzweise mit Chamisso verlobt. „Ich habe mit dem Verstande gewählt,“ schreibt Chamisso am 7. Mai 1819 an Varnhagen, „und mit dem Herzen erfaßt, ich möchte sagen, ich habe mich nach einem Plan verliebt. Sie ist jung, blühend und stark, schön und

*) Werke 6², 172.

fromm, rein und bewußtlos, klar, wolkenlos und heiter, ruhig, verständig und froh, und so liebevoll.“*)

Chamissos urgesunde Natur tritt vielleicht nirgends lebendiger zu Tage, als in dem Bunde des zwanzig Jahre älteren mit Antonien. Keusch wie ein Jüngling faßt er das Verhältnis an. Und wie ein Jüngling fühlt er sich gedrängt, sein Empfinden in Lieder ausströmen zu lassen; herrliche Blüten seiner damaligen Liebespoesie hat Chamisso nicht in seine Gedichte aufgenommen; sie sind in seinem poetischen Hausbuche verwahrt geblieben; sein innigstes Fühlen wollte er nicht der Menge preisgeben. Überschwellende Seligkeit läßt ihn Töne Gottfrieds von Straßburg finden, denen er freilich die glühende Sinnlichkeit genommen hat:

Ich schlich so blöd für mich allein,
Ich wälzte so mich in den Staub,
Ich war so schwach, ich war so klein,
Ich war so blind, ich war so taub,
Ich war so nackt, ich war so kalt,
Ich war so arm, ich war so alt —
Ich bin nun aller Siechheit los
Und fühle in den Knochen Mark;
Ich bin so reich, ich bin so groß,
Ich bin so jung, ich bin so stark.
Du, die du alles, alles giebst,
Du segnest mich, wie du mich liebst.
Ich drücke dich an meine Brust,
Du bist mein Stolz, bist meine Lust,
Du bist mein Hort, du bist mein Gut,
Du bist mein Herz, du bist mein Blut,
Du bist mein Stern und meine Kron',
Bist meine Tugend und mein Lohn.
O du mein frommes, gutes Kind,
Mein guter Engel, hold und lind,
Mir ward durch dich mein Heil verliehn.
O lasse mich zu deinen Füßen
In meiner Demut niederknien:
Du hast, o Herr, in ihrem Blick
Eröffnet mir den Himmel dein,
Gieb Heil für Heil, gieb Glück für Glück,
Und laß auch mich dein Werkzeug sein.“**)

Diese Zeilen sind erst nach seinem Tode bekannt geworden. — Wohl aber hat Chamisso andere Früchte seines Liebeslebens dem Publikum geschenkt,

*) Werke 6³, 77; über Antonie überhaupt S. 76—90.
**) Ebenda 6³, 81f.

in denen das Gefühl zu so klassischer Vollendung künstlerisch ausgestaltet ist, daß er sie ohne Scheu veröffentlichen mochte. Die Cyklen „Frauen-Liebe und Leben", „Thränen", „Lebens-Lieder und Bilder", dann auch „Die Blinde" und „Die Braut" sind ohne Antonie nicht denkbar. Sie hat ihm das Innenleben des Weibes erschlossen, wie er es früher nur geahnt hat. Die Zeichnung der Mina des „Schlemihl" enthält Züge, welche die lyrischen Cyklen vorwegnehmen. Merkwürdig ist schon in der Mina-Episode die hingebungsvolle Verehrung, die das Mädchen dem Manne gegenüber äußert. Heine, von Knospe zu Knospe, von Blüte zu Blüte eilend, um sie zu brechen und zu genießen, kann den Liebesschmerz des Mannes nicht genug ausmalen: ihn macht selbst die Hetäre sterben, wenn er sie liebt. Anders Chamisso; in seiner Lyrik, in seinem Schlemihl giebt vornehmlich das Weib dem Liebeskummer Ausdruck. Der Mann gönnt sich selten weichlichen Liebesschmerz. Wenn das Mädchen unablässig, schreckhaft, bang, mit Schmerzen das Licht der Augen und der Stimme Klang des Geliebten im Herzen trägt, so ruft sich der Jüngling trotzig zu: „Ein Rosenzweig dich schmücken? Du Wilder, wie will sich's schicken? Was hast du mit Rosen gemein?" Und ist einmal seine Stimmung so weich, um ihn singen zu lassen:

Es liegt der Wilde, besänftigt
Gelassen, besonnen und mild,
Zu deinen Füßen gebändigt,
Und hebet zitternd die Hände
Zu dir, du friedliches Bild!*)

— dann scheint er vollends dem Mädchen ein gütiger Herr, der sich beseligend zu seiner armen Magd herabläßt. „Liebevoll" nennt Chamisso seine Antonie; das Wort ist ein guter Kommentar zu den Gedichten. So derb, wie Kleist im „Käthchen von Heilbronn", hat Chamisso doch nie zugegriffen. Kleists Käthchen empfindet, denkt und handelt wie die Volksliedgestalt einer rauheren, einer roheren Zeit. Käthchen ist willenlose Sklavin und bleibt es, wenn sie auch hundertmal abgewiesen, ja zurückgestoßen wird. Bei Chamisso beruht die hingebungsvolle Liebe des Weibes auf dem Gefühle, Gegenliebe finden zu können; und nicht nur Gegenliebe, auch Achtung. Achtung indes findet das Weib vor allem in der Erfüllung seines edelsten Berufes, als Mutter. So hat denn auch Chamisso nicht nur die Züge der Geliebten, der Gattin, auch die der Mutter seiner Antonie abgelauscht; er, der selbst seinen Kindern ein treuer und guter Vater war, konnte die Kinderliebe wie kein zweiter schildern. Die Gedichte „Klapperstorch" und vor allem das sechste und siebente Lied von „Frauen-Liebe und Leben" geben die Idealisierung der Gattenliebe zur Kindesliebe. Darf bei Schöpfungen, die den Stempel der edelsten

*) Siehe unten S. 34.

Gelegenheitspoesie klar an der Stirne tragen, an litterarische Vorbilder gedacht werden, so hat Chamisso in der Dichtung L'amour maternel seines Landsmannes Millevoye*) Anregung gefunden. In Deutschland hat er zuerst die Mutter für die Lyrik gewonnen.

Bis zum Herbst 1825 geht Chamissos Leben in der Botanik und in den häuslichen Freuden auf, an denen eine große Anzahl von Freunden Anteil nimmt; so Lichtenstein, Weiß, Erman, Horkel; Poggendorf und Chamissos Kollege am königlichen Herbarium, von Schlechtendal, vervollständigen den Kreis. Hitzig bleibt immer der innigste und nächste Busenfreund. Auch in dem Arzte und Botaniker K. B. von Trinius gewann Chamisso einen mitstrebenden Genossen. Anfangs Leibarzt der Herzogin von Württemberg, dann russischer Staatsrat, hat er selten Chamisso von Angesicht gesehen; der Briefwechsel, der sich gern auf das Tiefste einläßt und wichtige Selbsterkenntnisse Chamissos enthält, ersetzt den persönlichen Verkehr.**) Äußerlich gab's wenig Abwechslung. Die „Philemon und Baucishütte" in Schöneberg wurde in der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1822 ein Raub der Flammen; man mußte in die Stadt umsiedeln. Anfang Juni 1823 unternahm Chamisso zum erstenmale nach der Verheiratung eine Reise. Schlemihl ging zu Fuß in seinem grünen Kalmückkaus, die Botanisiertrommel über die eine Schulter, über die andre den Kasten mit einem Barometer, nach Greifswald, um für Poggendorf das Barometer zu beobachten. Bei Henriette Herz meldete er sich auf dem Marsche als „Wilder von den Sandwich-Inseln"; besser hätte er seine noch immer stark verwahrloste Erscheinung nicht charakterisieren können. In Greifswald wurde er von dem Botaniker Hornschuh und dem Hofrat Borries freundschaftlichst aufgenommen. Diotima, Borries Gattin, blieb ihm sein lebenlang eine treue Freundin. Die Universität, der Garten, die Museen, die Bibliothek machen auf Chamisso einen sehr erfreulichen Eindruck. In frischer Arbeitslust beginnt er neben seiner eigentlichen Reiseaufgabe im Auftrage des Ministeriums dreißig Herbarien für Schulen anzulegen, untersucht mehrere Torfmoore und macht letztlich mit beiden Borries eine Reise nach Rügen. Die Sehnsucht nach Antonie und nach seinem stillen Heim wuchs trotzdem von Tag zu Tag. Die Liedchen „Auf der Wanderschaft" sind den Stimmungen jener Reise, wie auch einer Harztour entkeimt, auf der er sich seiner alten Beine freute, und die ihn körperlich und geistig förderte.

Die Arbeit an den Herbarien zog sich noch in Berlin durch Monate hin, an sie knüpfte das Ministerium den weiteren Auftrag einer Botanik für Nichtbotaniker, eines allgemein nützlichen Buches von den Kräutern und ihrer Nutzbarkeit mit Ansichten von dem Pflanzenreich und der

*) Eine Übersetzung aus Millevone unten S. 111.

**) Die Briefe an Trinius wurden zuerst von Palm in Chamissos gedruckte Briefsammlung eingefügt.

Chamisso in den letzten Lebensjahren. (Nach dem Bilde von Weiß.)

Pflanzenkunde. Chamissos echte Gelehrtennatur sträubte sich gegen die wissenschaftliche Tagelöhnerarbeit, die ihm wider seinen Willen aufgebürdet worden war. Schadlos hielt er sich in einer schönen Einleitung, in der sein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis niedergelegt ist. Das Buch selbst erschien erst 1827.*) Die strengwissenschaftlichen Arbeiten für Schlechtendals Zeitschrift „Linnaea" gingen daneben ununterbrochen weiter: unter ihnen nahm die Beschreibung der auf der Weltumseglungsreise gesammelten Pflanzen immer die erste Stelle ein.

Der Dichter Chamisso tritt in den Jahren 1818 sichtlich neben dem Gelehrten und Familienvater in den Hintergrund Der Mißerfolg eines Bühnenversuches konnte ihn nur in seiner Enthaltsamkeit bestärken. Hitzig nämlich stiftete im Jahre 1824 eine litterarische Gesellschaft, die sich jeden Mittwoch, später jeden Montag im Englischen Hause (Mohrenstraße 49) zusammenfand. Sie nannte sich „Mittwochsgesellschaft"**); auch nach der Verlegung des Versammlungstages auf den Montag blieb man bei dem erstgenannten Namen, um eine Verwechslung mit dem seit 1789 bestehenden „Montagsklub" zu hindern. Ihr Ziel war gesellige Mitteilung neuester Dichtungen; um der Kritik keine Schranken zu setzen, durften Arbeiten der Mitglieder überhaupt nie gelesen werden. In der Mittwochsgesellschaft fanden sich zunächst wieder die alten Genossen vom Polarsternbunde: Chamisso, Fouqué, Ludwig Robert, Varnhagen; zu diesen gesellten sich J. von Eichendorff, Gubitz, v. d Hagen, Hegel, Holtei, Houwald, Immermann, Raupach, W. Schadow, Simrock, Streckfuß, Stieglitz, Uechtritz, P. A. Wolf, Zeune. Reiche Anregungen gingen von der Vereinigung bedeutender und geistvoller Männer aus. Einen Kranz von geselligen Liedern der Mittwochsgesellschaft veröffentlichte im Jahre 1827 der „Gesellschafter" von Gubitz, das Organ des Klubs. Die Gedichte „Liederstreit" und „Herein!" von Chamisso sind zu dem gedachten Zwecke verfaßt worden.

Im Frühjahr 1825 fühlte sich Chamisso durch dieses gesellige Treiben angeregt, ein Lustspiel in schönen, sorgfältig gefeilten Trimetern zu schreiben, „Die Wunderkur"***), eine Satire auf den Mißbrauch des Mesmerismus, gegen den Chamisso auch sonst gerne Front machte. Anonym bei der Mittwochsgesellschaft eingereicht und verlesen, fand es Beifall. Beide damaligen Berliner Theater wollten es aufführen; Ludwig Devrient nahm sich des Stückes besonders warm an. Mit geringen Veränderungen — eine Scene wurde hinzugedichtet — kam die „Wunderkur" schon nach vierzehn

*) „Übersicht der nutzbarsten und schädlichsten Gewächse, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen, nebst Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche." Berlin. Dümmler. Die Einleitung: Koch 4, 254. Vgl. auch Chamissos Äußerungen: Werke 6¹, 206 f. 214. 217. 221.

**) Über die Mittwochsgesellschaft vgl. Werke 6³, 99. 208. 213, Holtei „Vierzig Jahre" (Berlin 1844) 4, 129. 5, 225. 341, Goedeke „Grundriß" 3, 1163. 1179. Fulda 171 ff. 229.

***) Über die „Wunderkur" vgl. Werke 6³, 99. 209. 213.

Tagen auf die Bühne. Im Mai 1825 wurde sie nicht nur in Berlin, auch in Potsdam und Charlottenburg gespielt. Es lief lau ab und das Stück blieb unverstanden. Chamisso war froh, seinen Namen nicht genannt zu haben und verbot ausdrücklich, das Stück durch Druck bekannt zu machen.

Gleichwohl war Chamisso auf dem besten Wege, in Berlin zu versauern. Eine neue, die letzte Reise nach Paris machte Epoche in seinem Leben. Der mächtige Aufschwung seiner Dichtung nach der Rückkehr scheint mir zu beweisen, wie belebend und erfrischend der Pariser Aufenthalt von 1825 auf 1826 gewirkt hat.

Chamisso mußte sich notgedrungen zu der langen Trennung von seinen Lieben entschließen; bei der Kommission zur Regulierung der Entschädigungsgelder für die Emigranten war von seiner Familie die Summe von hunderttausend Francs für den Berliner Naturforscher liquidiert worden. „Ich glaubte kaum," bekennt er im Januar 1825 dem alten Genossen de la Foye*), „daß ich noch in meinem Leben eine so große oder eine so kleine Reise machen würde — denn mir kommt immer vor, es läge die alte H. . . Europa siech und elendiglich an ihrer letzten Krankheit darnieder und müsse (möge sie sich noch so sehr ausputzen, einerseits mit Fetzen und Lumpen behängen, andrerseits wieder kindisch werden und Zähne kriegen) endlich und baldigst verrecken. Eine Auswanderungsreise nach Amerika lag näher meinem Sinne, als eine Rückwanderungsreise nach Paris." Ganz entfremdet hat er sich der alten Heimat nicht; er verfolgte die französischen Verhältnisse immer mit lebhaftem Interesse. Chateaubriand, von 1820 bis 1822 außerordentlicher Gesandter in Berlin, hat freilich einen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht. „Frau v. Staël," urteilt er im Frühjahr 1821 der Schwester Lise gegenüber,**) „war ganz anders bedeutend. Man konnte nicht schlechter den Erwartungen entsprechen, die man sich von der Hauptstütze einer Partei, von dem Chef einer Fraktion zu machen berechtigt ist, zumal in einer Zeit wie die, in der wir leben, und in einem Lande wie in Frankreich, von wo das Geschrei einer Katze, die man gepeitscht, in alle vier Himmelsgegenden der Welt erschallt." — Die fortschreitende Reaktion in Frankreich fand an ihm einen unzweideutigen Gegner. War doch selbst sein Bruder 1822 seiner Präfektenstelle entsetzt worden, der einstige Page Ludwig des Sechzehnten, der als Emigrant für die Sache der Bourbons gekämpft und gelitten und erst in reifen Jahren in den liberalen Geist der Charte sich hatte finden können, derselbe Bruder, gegen den er noch später, wie etwa in einem Briefe vom 6. Februar 1824 ***

*) Werke 6¹, 211. Die Briefe aus Paris an Antonie ebenda S. 101 ff.

**) Fulda S. 214. Chateaubriand selbst schildert seine Begegnung mit Chamisso, ohne wesentlich Neues beizubringen, in seinen „Mémoires d'Outre-Tombe" (Paris 1849) 7, 300 ff. Vgl. auch Fulda S. 260. Interessant ist ein Vergleich von Chamissos Urteil mit dem Lady Blennerhassetts (Münchner „Allgem. Zeitung" 1892 S. 124. 125 Beilage).

***) Ebenda S. 222 f. Über das Königsfest: Werke 6¹, 107. Foy's Leichenbegängnis: ebenda S. 112. Lafayette ebenda.

die Sache der Freiheit hat verteidigen müssen. Begreiflicherweise freut er sich in Paris der allgemeinen Kühle und Gleichgültigkeit am Königsfesttage; „die ganze Wärme desselben war unentwickelt in den Zeitungen zu finden," höhnt er. Mit Begeisterung berichtet er von dem „großen Volkstrauerfeste", dem Leichenbegängnisse des Generals Foy. Voll Ehrfurcht und Bewunderung naht er sich dem greisen Lafayette.

In Paris fand sich denn Chamisso leicht zurecht; war er doch auch in der gelehrten Welt daselbst gekannt und anerkannt, mehr vielleicht als zu Hause. Alles kommt ihm entgegen. Choris, der alte Genosse vom Rurik, fiel beim Wiedersehen vor Erstaunen und Entzücken fast um; D'Urville, der Radak und die Karolinen nach Chamisso besucht hatte, erfreute ihn durch seine Begeisterung für die „Bemerkungen und Ansichten" des Kotzebueschen Reisewerkes. Mit August v. Staël wird ein fröhliches Wiedersehen gefeiert. Und mit d'Urville eilt er nach Caën, den treuen de la Foye zu besuchen. Unermüdet arbeitet er mit den Pariser Weltumseglern; Herbarien werden fleißig durchgemustert; das Theater läßt er sich nicht entgehen, um freilich nur an der musterhaften Darstellung Freude zu haben, nicht an den dargestellten Stücken. In Lebruns „Marie Stuart" erkennt er eine freie Übersetzung der Schillerschen Tragödie und er freut sich, den alten Schiller auch hier seine Macht bewähren zu sehen. „Die Abschiedsscene", notiert er, „ward einen Augenblick unterbrochen durch Weinen und Schluchzen, welches laut aus den Logen ertönte." In Ducis' „Hamlet" findet er Talma unvergleichlich. Die verwaisten, beraubten, bloßen Schatten selbst erinnern sich, wie Chamisso behauptet, hie und da Menschen bei Shakespeare gewesen zu sein. Den größten Eindruck machte auf ihn Mlle. Mars in der „Schule der Alten".*)

Die Sehnsucht nach seinem Heim stellte sich indessen stärker und stärker ein. Was er erblickt, erinnert ihn in irgend einer Form an seine Kleinen. Im Januar 1826 konnte er sie endlich wieder in seine Arme schließen.

Der neugewonnene Zuschuß, das „unverhoffte große Los" kam eben recht, um die Familie aus ursprünglichem Wohlstand nicht in Armut übergehen zu lassen. Wuchs ja die Zahl der Kinder allmählich auf sieben an, während in Berlin der Prunk mehr und mehr um sich griff. Chamisso selbst blieb denn auch unentwegt am Arbeitstische, er selbst bei weißen Haaren fest und stark, während die Gattin, erst 26 Jahre alt, sehr gebrechlich geworden war; auch der älteste Sohn, Ernst, gab zu Besorgnissen Anlaß. Mutter und Kinder mußten zur Erholung während des Sommers 1826 nach Landsberg gehen, ohne daß bei Antonie eine dauernde Gesundung erreicht wurde. Das Jahr 1828 brachte in einer für Chamisso mehr ermüdenden als erhebenden Naturforscherversammlung neue Berührung mit den Fachgenossen; auch 1830 versäumt Chamisso

*) Vgl. ebenda S. 107. 108.

nicht, zur Naturforscherversammlung nach Hamburg zu reisen; eine Fahrt nach Helgoland schloß sich an. In Hamburg gab's ein Wiedersehen mit Rosa Maria Assing, der Schwester Varnhagens. Heinrich Heine, der auf Chamisso förmlich Jagd gemacht haben soll, trat ihm näher. Man verstand sich sehr gut. Das Jahr 1831 brachte die Cholera und mit ihr den Tod der Schwiegermutter. Im August ging Chamisso mit den zwei ältesten Söhnen nach Rügen, wo er mit Antonie zusammentraf. 1832 wurde der Freund und Kollege Schlechtendal nach Halle berufen, Chamisso also selbständiger Leiter des königlichen Herbariums. Er ließ sich durch die Vermehrung seiner Arbeiten nicht abschrecken; Überanstrengung geistiger und körperlicher Art, insbesondre die bei jeglichem Wetter unternommene Wanderung zum botanischen Garten nach Schöneberg verschaffte ihm einen bösen Husten. Im Mai und Juni 1833 gesellte sich die Grippe hinzu; der Keim zu seinem frühen Tode war gelegt. Gleichwohl ließ er 1834 die Gattin und die Kinder allein nach Greifswald ins Seebad gehen; er blieb zu Hause. 1835 endlich sah er sich mit Widerwillen genötigt, Bad Reinerz zu besuchen*), um für den quälenden Husten Linderung zu finden. Hier lebte Chamisso neu auf; er erstieg mit frischen Kräften die Schneekoppe und den Riesenkamm bei Warmbrunn. Nachhaltig blieb die Besserung nicht; er mußte sich, wenn auch ungern, dem Gedanken der Schwäche des Alters fügen. War er vor der Abreise nach Reinerz Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften geworden, so schenkte ihm der Mai 1836 in einem liebevoll auf die eben erschienene Ausgabe seiner „Werke" eingehenden Briefe des kunstsinnigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm eine neue Freude.**) Sie wurde bald vergällt. Antonie erkrankte gegen das Ende des Jahres immer schwerer und schwerer; den 21. Mai 1837 endete ein Blutsturz das Leben der erst sechsunddreißigjährigen. Der greise Dichter stand am Grabe der jugendlichen Gattin; nur mühsam erholte er sich von dem schweren Schlage. „Ich selbst warte nur in Geduld meine Zeit ab," schreibt er den 18. Juni 1837 an Schwab***), „und trage mit Geduld mein Kreuz, daß mir am Ende gerecht und paßlich scheint, und bete: Herr dein Wille geschehe! Ich habe doch des Glückes genossen ein gutes Teil und mehr als viele Andere: ich erkenne es dankbar an." Zwar zwang sich der Willensstarke auch jetzt noch Arbeit auf Arbeit ab. Für alles Neue noch immer lebhaft interessiert, beteiligt er sich, ein alter Feind der unbequemen Postkutsche, mit Freuden an der ersten Fahrt der Leipzig-Dresdner Bahn. Herbst und Winter 1837 fühlte er sich endlich zur Ausübung seiner Amtspflichten nicht mehr fähig: „ich werde ohne Erröten das Brot essen, welches das hohe Wohlwollen, dessen ich mit dankbarer Anerkennung genieße, meinem Alter zuteilen wird,"

*) Über den Reinerzer Aufenthalt berichtet Friedrich Kurtz: Werke 6¹, 133.

**) Werke 6¹, 141 f. Schon im Jahre 1828 entzückte ihn der Kronprinz immer von neuem durch die nur ihm eigene, unnachahmlich anmutige und geistvoll fesselnde Art der Unterhaltung. (Vgl. Fulda S. 221 f.)

***) Ebenda 6¹, 148.

bemerkt er mit stolzer Bescheidenheit in seinem Abschiedsgesuch vom 16. März.*) Chamisso wurde auf Fürsprache des Geheimen Medizinalrats Prof. Link, des Direktors am königlichen Herbarium, vom Minister v. Altenstein mit vollem Gehalte pensioniert. Nur kurze Zeit freute er sich noch seiner neugewonnenen Muße. Den 9. August fühlte er sich schlechter, als seit Jahren, den 16. legte er sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Ein Nervenfieber hat ihm ein schnelles Ende bereitet. „Der Tod? Der Tod? das Wort erschreckt mich nicht, doch hab' ich im Gemüt ihn nicht erfaßt und noch ihm nicht geschaut ins Angesicht," hatte er den 10. September 1837 seinem de la Foye zugerufen.**) Er hat seine letzten Lebenstage in soporösem Fieberschlafe verbracht, wenig phantasiert und in fremden Zungen gesprochen, meist hawaiisch. In der letzten Nacht vom 20. auf den 21. sprach er unausgesetzt französisch. Morgens um 6 Uhr ist er dahingegangen.

Die Sektion ergab totale Veränderung der Schleimhaut der Bronchien und eine höchst selten vorkommende widernatürliche Ausdehnung der Äste derselben, sogenannte Bronchiektasie; der rechte Lungenflügel war ganz außer Thätigkeit gesetzt, sodaß der Kranke zuletzt nur noch dürftig mit dem linken atmete. Auch Schiller, dem der Abgeschiedne in manchem als Mensch ähnlich gewesen war, hat aus gleichen Gründen geendet.

Chamisso wurde den 23. August 1838 auf dem Hallischen Friedhofe begraben.

b. Litterarische Arbeit in der Höhezeit.

So einfach und schlicht Chamissos äußeres Leben seit der Pariser Reise verläuft, so reich an schwerem Kummer, an niederdrückendem Leid es ist, er war doch zu keiner Zeit geistig reger und schaffenslustiger; die Früchte eines rastlosen, nimmermüden Strebens und Ringens, das Ergebnis einer in banausischer Befriedigung nie aufgehenden Selbstbildung fällt ihm jetzt leicht und ohne Anstrengung in den Schoß. Ununterbrochen lief die Verwertung des auf der Weltumseglung gewonnenen Materials weiter. Als die Kräfte mählich nachließen und dem körperlich anstrengenden Botanisieren nicht mehr gewachsen waren, ging er an die Redaktion des Tagebuchs seiner Reise und sammelte die Ergebnisse seiner Lebensarbeit in einer vierbändigen Ausgabe seiner Werke, deren erster Band 1836 erschien. Die alten Beine wollten ihre oft bis ans Äußerste in Anspruch genommenen Dienste nicht mehr leisten, und in der einsamen Stille des Schreibtischstudiums lenkte sich Chamissos Aufmerksamkeit wieder auf die sprachlichen Untersuchungen, welche er seit der Reise nicht aus den Augen verloren hat.

Chamisso, der trotz mehrjährigem Zusammenleben mit seinen russischen

*) Werke 6^3, 150.
**) Ebenda 6^1, 247; citiert aus den „Letzten Sonetten. 2." V. 26. (Siehe unten S. 421)

Reisegefährten niemals über eine ganz oberflächliche Kenntnis ihres Idioms hinausgekommen ist, hat mit staunenswerter Leichtigkeit sich in die Sprachen seiner „Wilden" gefunden. Die „Bemerkungen und Ansichten" bieten ein reiches Vokabular dreier polynesischer Dialekte; selbst Proben der Volksdichtung der geliebten Radaker hat er gegeben. Eine Sammlung tagalischer Druckwerke brachte er auf Luçon zusammen, um sie sofort nach dem Brande in Schöneberg der königlichen Bibliothek in Berlin zu schenken. Die neuerworbene Kenntnis malayischer Dichtung konnte nicht besser und nutzbringender verwertet werden, als in den Nachbildungen, durch welche 1822 das „Morgenblatt"*) Vorstellungen jener Naturpoesie erweckte. Als dann der alte Genosse vom Polarsternbund, Julius Klaproth, in Paris 1824 sich mit der Absicht trug, die von Adelung unter dem Titel „Mithridates" im Jahre 1806 begonnene, von Vater abgeschlossene allgemeine Sprachkunde in zeitgemäßer Bearbeitung zu erneuern, gedachte Chamisso die Sprachen der Südsee zu übernehmen; er betont die Zugehörigkeit der Dialekte der Philippinen und der Inseln des stillen Ozeans zu den malayischen und ist sich völlig der Schwierigkeit und Bedeutung seines Planes bewußt. „Es handelt sich nicht bloß," schreibt er an Klaproth,**) „um einen Dialekt mehr oder weniger, sondern um die erste Einsicht überhaupt in die Sprachen jener Völker, die zwischen den Philippinen und den östlicheren Inseln der Südsee ein so merkwürdiges Mittelglied bilden." — Klaproths Unternehmen kam nicht zu stande.

Im Jahre 1827 folgte die Übersetzung aus der Tongasprache, welche in Ottiliens von Goethe Zeitschrift „Chaos" publiziert wurde;***) sie ist angeregt durch Wilhelm v. Humboldts Abhandlung über die Südseesprachen, den erst nach seinem Ableben veröffentlichten dritten Abschnitt des dritten Buches über die Kawisprache. Chamisso hatte den Aufsatz von Humboldt erhalten, um ihn mit eigenen Bemerkungen zu versehen. Nach Humboldts Tode — er starb den 8. April 1835 — suchte Chamisso durch eine Grammatik und durch ein Lexikon der hawaiischen Sprache das unvollendete Werk zu ergänzen. Trotz seiner arg geschwächten Gesundheit wollte er sich nochmals in die Ferne wagen.†) Mit der Kenntnis der Hawaiischen Sprache ausgerüstet, meinte er durch einen zweijährigen Aufenthalt an Ort und Stelle vieles und wichtiges für die Wissenschaft zu leisten. Hoch an der Zeit sei es, betont er auch hier, die letzten verschwindenden Erinnerungen des Inselvolkes zu sammeln. „Ich wollte lieber in meinem Beruf sterben, als mich hier zu überleben." Sein Anerbieten fand keinen Anklang. So wurde denn nun ein erster Versuch über die hawaiische Sprache den 12. Januar 1837 der

*) Siehe unten S. 92 ff.
**) Werke 6^1, 141.
***) Siehe unten S. 455.
†) Werke 6^3, 141 ff.

Akademie vorgelegt.*) Alsbald ging er mit allem Fleiß an ein Lexikon; schon redigierte er den Buchstaben A, als eine neue, ganz unvorhergesehene Erweiterung der hawaiischen Drucklitteratur seine ganzen Studien über den Haufen warf. Zu gebrechlich, den neuen Arbeitsstoff zu bewältigen, legte er ihn vorläufig beiseite; der Tod ließ ihn nicht mehr zurückkehren.

Das große Ereignis der letzten Lebensjahre Chamissos, an Bedeutsamkeit alle Vorfälle seines damaligen Daseins überragend, war: Chamisso entdeckt endlich den Dichter in sich.

Bis 1827 blieben die Eingebungen dichterisch angehauchter Stunden zumeist im poetischen Hausbuche verborgen. 1827 trat man mit der Aufforderung an ihn heran, eine neue, zweite Ausgabe des „Schlemihl" zu besorgen. Er entschloß sich, dem Buche einen Anhang eigener Gedichte mitzugeben. Der Erfolg konnte nicht überraschender sein. Schon den 10. Juni 1828 kann er an de la Foye melden: „Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle; ich glaube fast, ich sei ein Dichter Deutschlands."**) Mit frischer Kraft setzt er die Übertragungen aus dem Litauischen, welche schon 1826 begonnen worden waren, fort. Übersetzungen aus dem Neugriechischen, aus der Tongasprache schließen sich an. Manzonis berühmte Ode „Il cinque Maggio" regt ihn zu einer dramatischen Skizze „Der Tod Napoleons" an. Für die Mittwochsgesellschaft hat er jetzt gedichtet; unter dem noch unverwischten Eindrucke der letzten französischen Reise entsteht das „Schloß Boncourt"; mit der „Löwenbraut" beginnt die Reihe der Balladen im Stile Uhlands. „Don Raphaels letztes Gebet" eröffnet die Terzinendichtungen.***) Die nächsten Jahre liefern ohne Unterbrechung starke Kontingente; gleich 1828 fallen umfangreiche Dichtungen, wie der den Märchen von tausend und eine Nacht entnommene „Abdallah". Auch die schwierige Terzinenform wird im großen Stile, wie im „Stein der Mutter", verwertet. Mit Bérangers „Kartenlegerin" leitet er die Bearbeitungen französischer Gedichte ein, um zugleich den ersten Anhieb an seiner Bérangerübersetzung zu machen. Bereits den 21. März 1829 kann er de la Foye benachrichtigen, daß die Poesie neben der Botanik stark an der Tagesordnung ist.†) „Ich finde Anerkennung, ich weiß nicht wie, in dieser Zeit, wo Verse rings zu Wasser werden . . . Meine Gedichte finden Nachhall — werden überall wieder abgedruckt, in verschiedene Sprachen werden sie übersetzt." 1829 setzt Chamisso die Übertragungen französischer Gedichte fort; Millevoye, Delavigne, Victor Hugo kommen an die Reihe. Und in „Salas y Gomez" liefert er sein Meisterstück; abgedruckt in A. Wendts neubegründetem Musenalmanach, wird es ohne Opposition als

*) Vgl. Koch 4, 292. 295. Werke 6¹, 113.
**) Werke 6¹, 224.
***) Ein chronologisches Verzeichnis von Chamissos Dichtungen findet sich: Werke 6¹, 355 ff.
†) Werke 6², 227.

preiswürdigstes Erzeugnis bezeichnet. Uhlands Lob gereicht dem Dichter zu hoher Befriedigung. Mit Fug und Recht durfte er indes schon 1830 behaupten, mehreres seitdem Entstandene werde die Terzinendichtung übertreffen.*) Denn 1830 im Januar entsteht der Cyklus „Frauenliebe und Leben", im Mai der Cyklus „Thränen". Das Jahr 1831 bringt neben der ersten Einführung eines Andersenschen Gedichtes („Der Spielmann") die ganz im Uhlandschen Stile gedichteten „Deutschen Volkssagen", endlich aber die erste Ausgabe seiner „Gedichte". Schon fand sich Chamisso so geehrt, gelesen und bewundert, daß er es kaum glauben konnte. Das Volk singt seine Lieder, man singt sie in den Salons, die Komponisten reißen sich darnach, die Jungen deklamieren sie in den Schulen. Junge Damen drücken ihm fromm die Hand oder schneiden die allgemach silberweiß gewordenen Locken ab.**) Das Köstliche daran ist, daß niemand ein erstaunteres, verdutzteres Gesicht zu all dem macht, als der Gefeierte selbst.

Die glänzende Aufnahme, die seine Beiträge zu den ersten drei Jahrgängen des Wendtschen „Musenalmanachs" (1830—1832) fanden, blieb nicht ohne Nachwirkung. Er mußte die Redaktion des Almanachs übernehmen, wenn das Unternehmen überhaupt fortbestehen sollte. Wendt hatte Epigramme Wilhelm Schlegels in den Jahrgang 1830 aufgenommen, die pietätlos und undankbar nicht nur das alte Stichblatt der Romantik, Schiller, selbst Goethe angriffen. Die Verleger Hirzel und Reimer wollten einen solchen Ton in einem periodischen Werke ihres Verlages nicht aufkommen lassen. Chamisso trat denn an die Stelle des kompromittierten Redakteurs.***) Gustav Schwab wurde Mitredakteur des Taschenbuches, das von jetzt ab den Titel „Deutscher Musenalmanach" führt. Beides, den Mitredakteur und das Prädikat „Deutsch", hat Chamisso sich ausbedungen. „Man mag die Katze werfen, wie man will, sie fällt doch wieder auf die Beine," meldet er dem alten Freunde Fouqué (5. Februar 1832). „Mit einem Musenalmanach bin ich aus der Wiege gestiegen, und muß nun mit einem Musenalmanach mich zum Abwärtssteigen anschicken."†) — Chamisso übernahm ein ehrenvolles Amt; der Wendtsche Musenalmanach stand ohne Frage an der Spitze aller gleichzeitigen Unternehmungen, trat andererseits mit den reichen

*) Vgl. Werke 6¹, 228. Fulda S. 250.

**) Vgl. Werke 6², 238.

***) Über den Musenalmanach vgl. Werke 6¹, 122 ff. 235. 245. 271 f. Fulda S. 229 f.; insbesondere K. Klüpfel „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken" (Leipzig 1858) S. 238—261) Die Kontroverse wegen des Heineporträts behandeln: Werke 6¹, 346 f. Klüpfel a. a. O. A. R. Schurz „Lenaus Leben" (Stuttgart und Augsburg 1854) 2, 319 f. 322. Koch 1, 51. Strodtmann „H. Heines Leben und Werke" (Berlin 1874) 2², 199. H. Heine „Sämtl. Werke ed. E. Elster", Einl. 1, 95 f. 5, 344 ff. 351. 4, 305. 437. 7, 229. 2, 222. G. Karpeles teilt im Feuilleton der Nationalzeitung 1888 Nr. 573 einen Brief Heines an die Verleger Hirzel und Reimer vom 4. Februar 1836 mit, der die Übersendung eines Porträts verspricht. Neuerlich behandelte Karl Emil Franzos die Angelegenheit in einem mir nicht zugänglichen Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" 1890 Nr. 144. 149. 155.

†) „Briefe an Fr. Baron de la Motte Fouqué." (Berlin 1848.) S. 45.

Gaben der Brockhausschen „Urania" nicht in Wettstreit, da er nur auf das Gebiet der Lyrik sich einschränkte. Die neuen Herausgeber sahen sich vor einen Stab von Mitarbeitern gestellt, unter denen die ersten und die besten Namen prangten. Goethe führt den Reigen; Wilhelm Schlegel repräsentiert die alte Romantik, allerdings recht unerfreulich; von den jüngeren Romantikern kehren mit Chamisso zwei weitere Mitarbeiter des Polarsternalmanachs wieder, Fouqué und Varnhagen. Die schwäbische Dichterschule drückt dem Unternehmen ihren Stempel auf; sie nimmt mit Uhland, Kerner, Mayer, Pfizer, Schwab einen breiten Raum ein. Die österreichischen Freunde Lenau und Anastasius Grün reihen sich unter die schwäbische Fahne. Von den Romantikern ist J. v. Eichendorff, sind die Germanisten Simrock nnd Wackernagel, endlich Rückert vertreten. E. M. Arndt repräsentiert die norddeutsche politische Lyrik. Als Vertreter der jüngsten litterarischen Tendenzen gesellen sich Hoffmann von Fallersleben, Holtei, Immermann hinzu. Chamisso ist sichtlich bestrebt, die Mitarbeiterschar vollzählig beisammen zu halten. Freilich war's keine leichte Aufgabe, jahrjährlich die Eitelkeit von nicht weniger als fast allen deutschen Dichtern zu kränken. Auch er litt unter dem Lose Uhlands, das Wort „Singe wem Gesang gegeben" in der Praxis oft mißbraucht zu sehen. Die stereotypen Anfragen junger und alter Dichter und Dichterlinge, die Bitten um Beurteilung nicht ihrer Leistungen, sondern ihrer Talente haben ihm manche unangenehme Stunde bereitet. Der alte, nachhaltige Humor hob ihn auch da über das Ärgste hinaus, selbst wenn ein Zurückgewiesener ihm von Breslau bis Berlin nachfuhr, um ihm auf den Leib zu rücken. Im ganzen verhielt sich Chamisso ablehnend, munterte zu neuem Schaffen auf, warnte ernstlich, die ganze Existenz auf den Dichterberuf zu gründen. Sicheres kritisches Urteil war seine Sache nicht; die einzelne gelungene Stelle entschied auch zu Gunsten des im ganzen nicht geglückten. Er bewunderte oft den sicheren Takt seiner Mitredaktoren. Viele neue Talente konnte er deshalb dem Musenalmanach nicht zuführen. Kleineren Begabungen, wie Kopisch, den er sehr hoch schätzte, Feuchtersleben, J. G. Seidl, Adolf Schöll oder Trinius, steht als bedeutsamste Errungenschaft Freiligrath gegenüber. Er war Chamissos Liebling und sein Stolz. Bei aller Vorliebe für fremdländische Stoffe hat Chamisso nie die Gabe besessen, sie mit glänzenden Farben auszuschmücken; und gerade dieser Mangel scheint Freiligrath in seinen Augen gehoben zu haben, hat ihn manche Geschmacklosigkeit des Wüstendichters übersehen lassen. Entgangen ist ihm die Gefahr der Freiligrathschen Manier nicht. Die Innigkeit des persönlichen Verhältnisses bezeugt eine Reihe von Briefen Chamissos an Freiligrath; in einer kurzen Anzeige ist Chamisso mit seiner ganzen Autorität für den Freund eingetreten.*) — Auch

*) Nachdem schon in Chamissos „Werken" (6', 346 ff.) seine Briefe an Freiligrath zum Abdruck gekommen waren, hat W. Buchner, „Ferdinand Freiligrath"

Dingelstedt ist durch Chamisso Mitarbeiter geworden, nicht minder Geibel, dem er manche Unterstützung in Redaktionsgeschäften dankte.

Chamisso hat zwei Programme dem Musenalmanache beigegeben, das Einleitungsgedicht zum Jahrgang 1833 und das Gedicht „Nachhall". Jenes zeichnet Chamissos dichterische Entwicklung in den bekannten Zügen, er betont neuerdings seine Überraschung, sich als gefeierten Dichter zu sehen, sein Redaktionsamt wird weniger angekündigt, als zu entschuldigen versucht. Der „Dichterfürst", der größte der Mitarbeiter, Goethe, wird mit Auszeichnung begrüßt. Ein Programm im engeren Sinne hören wir nicht. Tiefer greift der „Nachhall". In ihm rechnet ein großer Dichter am Ende seiner Laufbahn mit seinen Genossen ab. Was er geschaffen und was er an Beifall gefunden, spricht er nicht stolz, nicht eitel, nein dankerfüllt aus; an die Mitstrebenden richtet er ein ernstes Wort, frei und unbestochen zu singen. „Spaltet Holz, karrt Steine, wenn die Not es von euch heischt." Was Goethe in Schiller erfüllt sah, den Verzicht auf alles „Gemeine", schreibt Chamisso dem Dichter als Aufgabe vor.

Chamisso hat den Musenalmanach bis zu seinem Tode redigiert, freilich nicht immer mit Gustav Schwab im Bunde. Ein ärgerlicher Vorfall machte diesen im Jahr 1836 zurücktreten, so daß für die Jahrgänge 1837 und 1839 der treue Mitarbeiter am Béranger, Gaudy, an seine Stelle treten mußte. Die Ursache des Zerwürfnisses war Heine.

Chamisso hat Heines aufsteigendes Gestirn mit Aufmerksamkeit verfolgt und ist von anfänglichem Zweifel zu echter und aufrichtiger Bewunderung Schritt vor Schritt vorgedrungen.*) Den 7. Januar 1824 schreibt er dem Freunde Trinius über den jungen Dichter, der ihm durch Rahel und Varnhagen nahe gebracht worden war: „Kennen Sie H. Heine? (Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo. Berlin 1823.) Doch wohl auch ein Dichter aber ein unfertiger, so ein kleiner Beelzebub cauda prehensilis?" Wenn Chamisso hier über Fragezeichen noch nicht hinauskommt, so urteilt er schon sicherer in einem Briefe vom 24. Mai 1827 an Rosa Maria Assing, die Schwester von Heines energischestem Gönner Varnhagen; Heinrich Heine, meint er, gehöre gewiß zu den ausgezeichnetsten Männern des neuen Aufschusses; Heine gebiete ihm Achtung und Aufmerksamkeit. Noch näher kam man sich bei der Zusammenkunft in Hamburg. Sie saßen da ein paar Stunden im Austernkeller und Chamisso war mit dem jungen Freunde wohl zufrieden. „Daß er eine Macht in unserm litterarischen Deutschland geworden," bemerkte

(Jahr 1882) 1, 141 ff. 182 ff. die ganze Correspondenz mitgeteilt. Freiligrath hatte aus Nachlässigkeit die letzten Briefe des Freundes unbeantwortet gelassen; als ihm die Nachricht von Chamissos Tode zukam, kannte seine Reue keine Grenzen. Über das Reisetagebuch Chamissos geben Freiligraths Briefe interessante Bemerkungen (1, 284. 292. 294. Auch Chamissos Freund Rauschenbusch stand mit Freiligrath in Beziehung (1, 190 f. 2, 485). — Chamissos Rezension; Koch 2, 341.

*) Vgl. Werke 6', 121. 204. 219. 226. 340; dann auch das oben citierte Feuilleton von Karpeles.

Chamisso, „verhindert nicht, daß er mit sich sprechen lasse, und so that ich denn.“ Im Gespräche sei Heine gegen Freund und Feind gerecht, ein guter Teufel. Sogar von seiner Bewunderung Immermanns hat Chamisso ihm einiges abgehandelt. Schon Ende 1823 hatte er ihn „unseren kleinen Byron“ genannt, setzt damals aber mildernd und abschwächend hinzu: „Der Brite hatte den Satan, den großen Höllenfürst, im Leibe, der Göttinger Student wie Goethe ihn nennt, doch nur einen Diablotin.“ Jetzt spricht er nur mehr mit den Prädikaten höchster Anerkennung von ihm und im Jahre 1836 nennt er ihn Andersen gegenüber einen Dichter bis in die Fingerspitzen. „Der erschafft Lebendiges,“ fügt er hinzu, „und wen er anrührt, tritt, Katze oder Mensch, aus dem Papiere heraus und steht da dem Gespötte preis oder dem Beschauen.“

Heine hat dem älteren Genossen für seine Anerkennung immer warme Dankbarkeit gezollt. Die echte Verehrung, die in allen Äußerungen Heines über Chamisso zu Tage tritt, berührt in dem Munde des Spottlustigen ergreifend und erhebend.

Um seiner Hochachtung Ausdruck zu geben, wollte Chamisso das Porträt Heines dem Almanache für 1837 voranstellen, obwohl Heine nicht Mitarbeiter war. Gerade zu Anfang des Jahres 1836 war Heines „Romantische Schule“ ausgegeben worden, die über die schwäbischen Dichter sich mehr als kühl äußerte. Insbesondere Uhland bekam wenig Erfreuliches zu hören; erklärte ja doch Heine selbst, er werde die Sippen und Magen der Uhlandschen Muse und die Hintersassen seines Ruhmes schwerlich befriedigen können. Recht lau klang auch alles, was er über Schwab und Kerner vorbrachte. Chamissos wurde an gleicher Stelle mit besondrer Anerkennung gedacht. „Obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule,“ schreibt Heine, „an deren Bewegungen er teilnahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, sich als einer der eigentümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört.“ Und selbst die Gedichte seiner früheren Zeit, die Heine ganz Uhlandisch findet, setzt er höher an, als die der schwäbischen Dichter Chamissos Thränen seien rührender, weil sie gleich einem Quell, der aus einem Felsen springt, aus einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen.

Die schwäbischen Dichter fanden sich in ihrem Lehrer und Führer Uhland, noch mehr aber in ihrer eigenen Person getroffen. War ja doch die Mehrzahl gar nicht genannt worden! Und da wollte Chamisso eben diesen Heine in einem Unternehmen ehren, das zum großen Teile von den Schwaben bestritten wurde Heinen sollte eine Ehre zuteil werden, die Uhland bisher versagt geblieben war. Das war zuviel! Chamisso freilich hatte nie gedacht, daß sein harmloser Vorschlag so böse Folgen haben könnte. Jetzt verharrte er um so energischer bei ihm, als auch die Verleger Hirzel und Reimer sich einverstanden erklärten. Schwab mußte

seinen Freunden nachgeben und von der Redaktion zurücktreten, seine Genossen Pfizer, Menzel, Mayer, Justinus Kerner, Grüneisen und allen anderen voran Lenau forderten ihre Beiträge zurück, da der „Papst des verruchten jungen Deutschland" in effigie vorangestellt werden sollte; nachdem er den geliebten Freund und Meister Uhland mit schnödestem Neide verunglimpft hätte. Erst im Jahre 1838 sind sie wieder zur alten Fahne zurückgekehrt; auch Schwab nahm an dem Musenalmanache für 1838 Anteil als Redakteur und Mitarbeiter. Hatte er doch schon im Jahre 1836 Anastasius Grün versichert, der Entschluß des Rücktrittes habe ihm viel gekostet; nur das ganz innige Verhältnis zu Uhland sei Anlaß gewesen. Der letzte Jahrgang, der Chamissos Sorgfalt in Anspruch genommen hat, der Jahrgang 1839, konnte von Schwab keine besondre Fürsorge gewärtigen, da neue Amtsgeschäfte ihm alle Zeit raubten. Uhlands Bild schmückte den Musenalmanach für 1838.

Chamisso litt schmerzlich unter dem Zerwürfnisse; böser noch erging's den Schwaben. Heine ließ den ihm angethanen Schimpf nicht ungerochen. Das Manifest gegen Menzel und das „Tannhäuserlied", beide im Jahre 1837 veröffentlicht, kehrten nur einige satirische Spitzen gegen die Schwaben. Der „Schwabenspiegel" von 1838 trifft die ganze Schule mit schärfster Ironie und beißendstem Sarkasmus ins Mark. Aus Heines Nachlaß wurde endlich im Jahre 1869 eine von ihm geheimgehaltene Replik veröffentlicht. Das Gedicht „Testament" denkt der Porträtgeschichte in einer cynischen Strophe:

Ein treues Abbild von meinem S . . .
Vermach' ich der Schwäbischen Schule; ich weiß,
Ihr wolltet mein Gesicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegenteil euch laben.

Chamisso selbst hat den Jahrgängen 1832 bis 1834 die besten seiner Schöpfungen zugewandt; die besten; denn mit anerkennenswerter Selbstbescheidung hat er nicht mit dem ganzen Jahresertrag das von ihm geleitete Unternehmen belastet. In die genannten drei Jahre fällt die große Mehrzahl der Terzinengedichte, 1832 daneben noch die umfangreichen erzählenden Dichtungen: „Das Urteil der Schemjáka", „Abba Gloft Leczeka", „Vetter Anselmo". In den Jahren 1833 und 1834 bleibt die Terzine fast nur mehr den Gelegenheitsdichtungen und den Übersetzungen fremd. Die letzten vier Jahre 1835 bis 1838 beschränkt sich Chamissos Dichten mehr und mehr auf die zwei letztgenannten Arten. Gelegenheitsdichtung sind die „Letzten Sonette" und die „Sonette an Trinius", ebenso das Gedicht an Schlemihl, „Wer hat's gethan", dann die beiden Lieder der alten Waschfrau, welche Chamissos gutes Herz mehr noch als seine dichterische Begabung beweisen. Die politische Gelegenheitsdichtung beansprucht großen Raum.

Rüstig wird daneben übersetzt. Andersen*) und Béranger geleiten den Dichter bis an die Schwelle eines anderen Lebens. Die mit Gaudy gemeinsam besorgte Übertragung der Gedichte Bérangers ist kurz vor Chamissos Tode fertig gebracht und gedruckt worden.**) Hatte er schon 1821 in der Bearbeitung der Thrymskvidha sich auf dem Felde der Germanistik bewegt, so kehrt er 1837 auf dieses zurück und paßt Hartmanns „Armen Heinrich" modernen Anschauungen an.

VII. Lyrik der Blütezeit.***)

Die schönsten Blüten, die Chamissos Dichtung getragen hat, sind durchaus Johannistriebe. Er schreibt als Kind französische Verse, als Jüngling macht er die Mode einer Zeit mit, in der jeder Gebildete Reime schmiedete, um den gesellschaftlichen Ansprüchen zu genügen. Diesem dilettantischen Bemühen setzen entmutigende, niederdrückende Erlebnisse ein jähes Ende; unter der Last schlimmer Erfahrungen kommt der Lyriker weniger und weniger zu Worte. Als endlich der Ausweg gefunden, als das Ziel bestimmt war, nach dem Chamisso hinfür zu streben hatte, drängte ihn wohl sein poetisches Naturell, den entscheidenden Schritt, seine Ursachen und seine Veranlassungen dichterisch sich spiegeln zu lassen; allein nicht die lyrische Form beliebt ihm jetzt. Ein Prosamärchen scheint ihm passender, die irren Pfade seiner Lebensbahn symbolisch zu schildern. Mit seinem „Peter Schlemihl" schafft er zum erstenmale ein echtes Stück Poesie, erlangt er zum erstenmale eine mächtige dichterische Wirkung. Doch der „Schlemihl" findet keine Nachfolge. Die starken Eindrücke der Weltreise lassen nur dann und wann tiefempfundne Gelegenheitspoesie ernster oder humoristischer Art keimen. Doch das sind schier unbewußte Schöpfungen; sie werden nur beiläufig niedergeschrieben, nicht um ihren

*) Chamissos Briefe an Andersen: Werke 6[1], 339 ff. Andersens Briefe an Chamisso in H. C. Andersens Briefwechsel mit Sr. königl. Hoheit dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach und anderen Zeitgenossen Herausg. von Emil Jonas. (Leipzig [1887]) S. 225 ff.

**) Die in die „Gedichte" aufgenommenen Übersetzungen aus Béranger: unten S. 165. — Die ganze Arbeit erschien unter dem Titel: „Bérangers Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von Adelbert v. Chamisso und Franz Freiherrn Gaudy. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1838." Eine zweite Auflage trat 1845 zu Tage. Chamissos Anteil hat ausgewählt und zusammengestellt: Koch 2, 200—262. Ein Neudruck in Reclams Universalbibliothek Nr. 452. 453.

***) Über Chamissos Lyrik hat zuerst W. Neumann ausführlichere Betrachtungen angestellt, die als Urteil der zeitgenössischen Kritik von Wert sind. Seine Rezension der zweiten Auflage der „Gedichte" (1831) findet sich in seinen „Schriften" 2, 125. Neuerlich hat Max Koch das Thema ausführlich erörtert („Im neuen Reich". 1881. S. 233 ff. 282 ff. „Zum Gedächtnis Adelberts von Chamisso"; vgl. auch die Einleitung seiner Ausgabe 1, 54 ff.). — Die obigen Bemerkungen wollen das Thema nur in seinen wesentlichsten Momenten charakterisieren. Eine abschließende Betrachtung könnte lediglich in einer Darstellung der gesamten Lyrik der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts statthaben.

Schöpfer auf den Bahnen der Dichtung zu erhalten Der Dichter Chamisso scheint sein Tagwerk beendet zu haben.

Erst mit dem Eintritt ins fünfte Dezennium seines Lebens regt sich von neuem unwiderstehlich der dichterische Trieb.*) Wenn andre in goldiger Jugendzeit den Lenz für sich singen lassen, so wartet er auf Herbst und Winter. Ihm hat erst das eheliche Glück den Mund geöffnet. Trotz Kindtauf' und Geschäften gelingen ihm jetzt seine schönsten Lieder Solches Glück ist nur dem Meister vorbehalten.

Chamisso fand als gereifter Mann nicht nur den Weg zur Poesie zurück; mit seltner Anpassungsfähigkeit geht er über die Tendenzen der Dichtung hinaus, unter der er aufgewachsen war, und beschreitet neue, zeitgemäßere Pfade. Sehr richtig betont Heine*), Chamissos Herz habe sich wunderbar verjüngt; er sei in ganz neue Tonarten übergegangen, er sei einer der eigentümlichsten, bedeutendsten modernen Dichter geworden; er gehöre mehr dem jungen, als dem alten Deutschland an. Der alternde Chamisso hinkt nicht als Epigone nach. Er steht in der vordersten Reihe und kämpft nicht für die Ideale der Vergangenheit, sondern für die der Gegenwart und der Zukunft

Unter der Ägide der Romantik war Chamisso in Berlin zum erstenmale vor das Publikum getreten. Auch jetzt zeigen sich noch starke Spuren romantischer Dichtweise, starke Einflüsse romantischer Poesie. Dennoch ist er nicht als romantischer Dichter schlechtweg zu bezeichnen. Wie Heine knüpft er an die Romantik an, bildet sich aber selbständig weiter. Die Jugendpoesie schon zeigt einen mehr äußerlichen Zusammenhang; die Sonettform war Modesache, der er sich nicht entziehen konnte. In „Adelberts Fabel" nimmt er noch Novalis zum Muster, im „Schlemihl" werden bereits romantische Motive in unromantisch-realistischer Art verwertet. Jetzt vollends, in seiner Blütezeit, entfernt er sich mehr und mehr von den romantischen Schultendenzen. Doch das Programm der Romantik war zu weit, es umfaßte zu viel, seine Anregungen waren zu mannigfaltig, als daß um 1820 ein wenn auch noch so selbständiger Geist nicht starke romantische Einflüsse hätte mitnehmen müssen. Freilich, was als romantische Lyrik im engeren Sinne gilt, die Lyrik der Tieck, Brentano, Arnim, das hat Chamisso immer ferne gelegen; ihre romantischen Effekte waren seine Sache nicht. Sie haben alle rein musikalische Wirkungen im Sinne; um plastische Ausgestaltung eines dichterischen Problems ist ihnen nicht zu thun, sie wollen Stimmung erregen; der Stoff, der Gegenstand des Gedichtes ist ihnen gleichgültig. Der Rhythmus, die Wortwahl, dann kleinere, zuweilen kleinliche Mittel, wie Häufungen gleicher Vokale, schier endlose Assonanzen, alles wird verwertet, um dem Leser die Stimmung zu suggerieren, in der ihn der Dichter wünscht. Das Wort, der Begriff verflüchtigt sich ihnen zum Tone,

*) „Sämtliche Werke herausgegeben von Dr. E. Elster" 5, 351.

zum bloßen Klange. Vor allen dürfte Tieck seinen lyrischen Gedichten die Devise leihen:

„Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen."

Brentano hat zur Lyrik mehr echte Begabung gebracht als Tieck, ihm gelingt's wie im Spiele, eine Übermacht der Stimmung zu entfesseln. Seinen Leistungen haftet der Eindruck des Gemachten nicht an. Er löst denn auch gelegentlich ein umfangreiches Libussadrama, seine „Gründung Prags", in eine ganze Kette lyrischer Bilder czechischer Stimmung auf. Die außerordentliche Kraft, die ihm eignet, Stimmungen zu suggerieren, läßt ihn am meisten dem Bilde entsprechen, das man sich heute gemeiniglich vom Begriffe des Romantikers macht. Chamisso steht solchen romantischen Tendenzen fern. Er war, wenn auch kein Verstandesmensch, doch ein viel zu klarer Kopf, um in seiner Lyrik den Gedanken hinter das Kolorit zurücktreten zu lassen, er war eine zu keusche Natur, um sich das sinnliche Schwelgen in schwülen Stimmungseffekten zu gestatten. Schon die eine Thatsache, daß er etwa vierzig seiner umfangreichsten Gedichte in die schlichte, strenge Terzinenform gekleidet hat, schon diese Thatsache kann beweisen, wie wenig ihm um bestechendes Kolorit zu thun war. Allerdings — Stimmung will auch er machen, und er kann sie erzielen, allein nur durch die Stoffwahl und durch die Gedanken, die er in die Stoffe legt. Nichts liegt ihm ferner, als das Gefühl seines Lesers durch formale Mittel gefangen zu nehmen. Wenn er suggestiv wirkt, so dankt er seine Erfolge nicht der äußeren, sondern der inneren Form. Von gleichen Gesichtspunkten aus hat er seinen „Schlemihl" geschrieben, von gleichen aus die Lyrik seines Alters.

Dennoch hängt Chamisso mit der Romantik zusammen.

Vielleicht hieße es zu weit gehen, wollte man die Übersetzerthätigkeit Chamissos auf die Romantik unmittelbar zurückführen. In Deutschland wurde viel und gut übersetzt, ehe eine Romantik bestand. Doch Chamissos Übersetzungen haben einen Charakter, der sie der Romantik nahe bringt. Chamisso hat aus antiken Schriftstellern ein einziges Gedicht übersetzt; nach Anakreon schrieb er 1805 seine Verse „Den mit Kränzen sie banden"*). Die übrigen Übertragungen der Frühzeit bezeugen schon den engen Anschluß an Wilhelm Schlegel. Schlegel übertrug für seinen Almanach von 1802 außer zwei Marienhymnen auch das gewaltige „Dies irae, dies illa". Chamisso verdeutschte 1805 das „Stabat mater" und den Johanneshymnus „O te deo saturatum"**). Nicht nur diese Jugendversuche, auch die späteren Jahren angehörigen Übersetzungen bewegen sich

*) Koch 2, 137.
**) A. W. Schlegels „Sämtliche Werke" 3, 88 ff.; Koch 2, 133 ff.

Salasy Gomez

1(Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise von Adelbert v. Chamisso. Seite 141.)

I

Salasy Gomez ragt aus den Fluthen ~~der Sülfe~~
Des stillen Meeres, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonnen Glüthen,
Ein Steingestell ohne alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkoh
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschooß.

So stieg vor unsern Flicken sie empor,
Als auf dem Rurik: "Land im Westen Land!"
Der Ruf vom ~~Erling~~ drang zu unserm Ohr. ‡ Mast Korb
Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brutplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sehr mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
~~Einmal~~ Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trocken unsern Staab.

Erstes Blatt der Handschrift von „Salas y Gomez".
(Nach dem auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichem Originale.)

zum überwiegenden Teile auf Gebieten, die erst durch die Romantik erschlossen oder doch wenigstens näher bekannt geworden sind. Der „Arme Heinrich“ Hartmanns von Aue, die „Thrymskvida“ aus der poetischen Edda, sie waren durch die von der Romantik geschaffene Germanistik in den Vordergrund geschoben worden. Aus dem Malayischen, aus der Tongasprache zu übersetzen, Lieder von Radack zu verdolmetschen, war Chamisso wohl durch die Weltreise nahe gelegt worden. Dennoch darf auch hier an die Anregung einer von den Romantikern angebahnten, von Goethe in der Idee aufgegriffenen „Weltlitteratur“, einer Aneignung aller und jeglicher Dichtung gedacht werden. Ähnliche Gedankengänge mögen ihn zur Nachbildung littauischer und neugriechischer Poesie geführt haben. „Die Klage der Nonne“ geht auf Rückerts freie Phantasien nach dem Chinesischen und durch diese auf romantische Impulse zurück.

Neben diesen allgemeineren Zusammenhängen fehlt's nicht an individueller Einwirkung. Uhlands Romantik hat Chamissos Dichtung tief und eindringlich beeinflußt. Zwar lernte er den Schwaben zu einer Zeit kennen, da seine eigne Jugendpoesie die letzten matten Flügelschläge that. Allein noch in späten Jahren war der Eindruck, den er von dem Führer der schwäbischen Schule erhalten hatte, lebenskräftig geblieben. Vor allem schreibt Chamisso Balladen in Uhlands Stil. Uhlands ureigenste Balladen, wie die vom Grafen Eberhard, finden in Chamissos „Deutschen Volkssagen“ ihr Gegenbild. Schon in der Form: Uhlands modernisierende Umbildung der Nibelungenstrophe hat Chamisso sich mit gleicher Meisterschaft zu eigen gemacht. Doch auch sonst fühlt der Leser sich sofort an Uhland gemahnt, wenn Chamisso altdeutsche Sagen und Märchenstoffe bearbeitet, mag er, wie in „Herzog Huldreich und Beatrix“, der auch von Uhland gern benützten Chevy-Chacestrophe sich bedienen oder im „Burgfräulein von Windeck“, in der „Jungfrau von Stubbenkammer“ die vierzeilige dreihebige Strophe Uhlandscher Art mit leichten Variationen benützen, wie sie auch Heinen geläufig waren. Die von Uhland in „Siegfrieds Schwerte“, in „Der Wirtin Töchterlein“ verwertete zweizeilig vierhebige Strophe mit steigendem Rhythmus leiht den Gedichten „Des Gesellen Heimkehr“, „Der Sohn der Witwe“ einen Uhlandischen Anstrich. Zuweilen schimmert Ähnlichkeit mit Uhlands Vorbildern stärker durch, als mit Uhlands eignen Schöpfungen. „Ungewitter“ und „Der König im Norden“ erinnert ebenso an die erste Ballade des Uhlandschen Cyklus „Der Königsohn“, wie an Goethes „König in Thule“. Wenn vollends die „Liebesprobe“ Uhlandisch anmutet, so rührt der Eindruck von der glücklichen Nachbildung des Volkstones her, den das Gedicht seiner Quelle entnimmt, dem Volksliede „Es stet ein lind im grünen tal“. In komischen Balladen besonders kommt Chamisso dem Vorbilde Bürgers weit näher, als dem Uhlands. Zwar, wo sich's nur um leise Ironie handelt, treffen Uhland und Chamisso dieselben Töne. Chamissos „Geduld“, sein „Pech“ arbeiten nicht mit stärkeren Accenten als Uhlands „Unstern“, der das

gleiche Thema behandelt. Doch wenn Uhland von den sieben Zechbrüdern singt, läßt die gedämpfte, diskrete Behandlung eine unwiderstehlich komische Wirkung nicht zu; da konnte Bürger bessre Handhaben liefern. Schon in den Jugendgedichten Chamissos läßt sich einmal der Stil der Bürgerschen Schauerballade feststellen. Jetzt schafft er sein „Lied von der Weibertreue" in der innern Form, den „Rechten Barbier", das „Urteil des Schemjáka" auch in der äußeren den komischen Balladen Bürgers nach. Die Roheiten Bürgers hat Chamisso sich allerdings ebensowenig gestattet, wie Uhland. Beiden eignet eine geglättete Form, die dem Dichter vorzutreten nicht gestattet. Allein Chamisso greift in seinem „Lied von der Weibertreue" doch recht derb zu; man hat ihm vorgeworfen, er habe den alten, vielgewanderten Stoff von der treulosen Witwe unnötig grotesk, ja frivol behandelt.*) Aber gerade diese Gedichte Chamissos durchzieht ein frischer, echt deutsch-humoristischer Zug; mit gesundem Realismus hat er auch hier den Menschen im Menschen erfaßt. An den Humor des Verfassers der „Histörchen", des von Chamisso bewunderten Kopisch, fühlt sich der Leser gemahnt. Der Stoff des „Rechten Barbiers", das „Urteil des Schemjáka" hätte eine andre Behandlung schwer ertragen. Beide sind in einer Lieblingsstrophe Bürgers geschrieben.

Noch eine Saite des Humors wird von Chamisso bisweilen angeschlagen, die der Uhlandschen Lyrik fremd ist. Heinesche Töne stellen sich, wenn auch sehr selten, ein. Chamisso hat einmal ein Gedicht geschaffen, das Heines Art so glücklich bis ins Letzte trifft, daß man es ganz gut in Heines Gedichte hineinversetzt denken könnte. Der Rhythmus, dann gewisse rhetorische Wiederholungsfiguren, die dem Heineschen Stile etwas Wiegendes, Hin- und Herwogendes leihen, all dies ist dem jüngeren Dichter glücklich abgelauscht. Ich meine das Gedicht „Gern und gerner", besonders die zweite und dritte Strophe:

„Laß blinken den roten, den süßen Wein,
Es mag der alte Zecher
Sich gerne sonnen im roten Schein,
Sich gerne wärmen am Becher;

Und gerner sich sonnen in trüber Stund'
Am Klarblick deiner Augen,
Und gerner vom roten, vom süßen Mund
Durchwärmende Flammen saugen"

Auch die „Nächtliche Fahrt" findet Pendants bei Heine, ein düstrer Stoff in Heineschen Strophen mit Heinescher Meerscenerie. Heinescher Humor, besser seine Satire tritt in den Gedichten „Lebe wohl" und „Der neue

*) E. Grisebach: „Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltlitteratur". 2. Aufl. Leipzig 1889. S. 127.

Ahasver" zutage; jenes ist eine Satire, die auf dem Gegensatz von Konvention und Gefühl basiert, die mit kühler Ironie das Äußerliche, Schablonenhafte konventioneller Liebesverhältnisse charakterisiert. Man fragt sich letztlich: „Lieben? — Lieben immerdar?" und das Ganze endet:

„Ich werde geh'n ins fremde Land,
Du sagst mir höflich lebe wohl!
Ich küsse höflich dir die Hand,
Und nun ist alles, wie es soll."

Gedankengang und Schlußwendung sind beinahe wörtlich dem fünfundzwanzigsten Liede des lyrischen Intermezzos entnommen:

„Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;
Da küßtest du mich, und dein Arm mich umschlang,
Da preßtest du mich an die schwellende Brust.

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrossenen Blicks;
Da sagten sie frostig einander: „Lebwohl!"
Da knickst du höflich den höflichsten Knicks."

Heine eigentümlich, wenn vielleicht auch nicht bloß ihm abgelauscht, ist die Zerstörung der Illusion, die sich Chamisso etwa in der „Sage von Alexandern" erlaubt; er kommt mitten aus der Erzählung auf sich zu sprechen. Der Effekt ist ursprünglich romantisch und gehört ins Kapitel der romantischen Ironie; Byron, Musset und ihre Nachfolger haben ihn folgerichtig ausgebildet. Ebendahin gehört der seltsame Anfang des „Neuen Ahasver", der in seiner Ansprache an eine „Gnädige Frau" unwiderstehlich an Heine gemahnt.*)

Wenn also auch in Chamissos Händen die Uhlandsche Ballade mannigfache Veränderungen erleidet, nahegebracht werden sich die erzählenden Gedichte beider durch den völligen Mangel allen Schillerschen Romanzenstils. Jede Rhetorik bleibt ihnen fern. Schiller bedient sich der Ballade zur Umkleidung philosophischer Gedanken; der „Taucher", der „Kampf mit dem Drachen" sind Exemplifikationen Kantischer Ideen. Philosophische Vertiefung haben Uhland und Chamisso den Stoffen ihrer Balladen nicht angedeihen lassen; es fehlt ihnen drum auch das Schillersche moralische Pathos. Bei Chamisso allerdings, nicht bei Uhland, ist etwas Analoges dafür eingetreten: er führt politische Motive ein. Diese politische Tendenz entfernt seine erzählenden Gedichte von den Uhlandschen; ganz in Gegensatz zu ihnen treten sie durch eine in jener Zeit seltene realistische Färbung, durch eine unverkennbare Neigung zu naturalistischen Effekten. Von Politik und von Naturalismus weiß Uhlands Ballade nichts; wenn er in der

*) Auch das Gedicht „Josua" schlägt Heinesche Töne an, besonders die 6. Strophe. Das Sonett „Vom Pythagoräischen Lehrsatz" (Koch 2, 126) bedient sich des derbsten Heineschen Sarkasmus.

„Schwäbischen Kunde" lokalpatriotische Töne anschlägt und die Schwabenstreiche in neues, günstigeres Licht setzt, geht er schon über die Grenzen hinaus, die er sich sonst steckt. Politik und Naturalismus der poetischen Erzählung zugeführt zu haben, ist Chamissos neuernde That gewesen.

Man nehme aus dem Cyklus der „Deutschen Volkssagen", die ja in Form und Stoff unverkennbar den Stempel Uhlandschen Einflusses tragen, das letzte Gedicht, „Die Weiker von Winsperg". Die letzte Strophe lautet:

„So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht,
Die Sage schallt herüber aus halbvergeß'ner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland."

Unverkennbar ist auf den Wortbruch angespielt, den die deutschen Fürsten nach dem Befreiungskriege ihren Unterthanen gegenüber sich hatten zu schulden kommen lassen. Derselbe Cyklus bietet in dem Gedichte „Der Birnbaum auf dem Walserfeld" eine politische Prophezeiung; das Gedicht entstammt dem Jahre 1831, ist also ein Jahr nach der Pariser Julirevolution geschrieben:

„Ob voll das Maß der Sünde? ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich Eins wohl klar:
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar."

Endlich die formal an Goethe und an Uhland gemahnende Ballade „Ungewitter"; der König ruft:

„Ich bin auf Burgeszinnen
Nicht König mit Schwert und Kron',
Ich bin der empörten Zeiten
Unmächt'ger, bangender Sohn."

Das sind unverfälschte Revolutionslaute im Gewande der harmlosen Ballade; politische Antiromantik in der Form der Romantik. Solche kühne Vereinigung schier unvermittelbarer Gegensätze sucht man bei Uhland vergebens. Nicht daß er aller politischen Poesie sich enthalten hätte, an den politischen Bewegungen seines Vaterlandes, an dem Kampfe der Stände gegen den Fürsten, der das „gute alte Recht" nicht anerkennen wollte, hat Uhland nicht nur als Volksvertreter, auch als Dichter seinen Anteil gehabt. Im Jahre 1817 singt er:

„Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet
So ausgewählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann."*)

*) Uhlands „Vaterländische Gedichte" in den „Gedichten und Dramen" (Stuttgart 1878) I, 69—90. Die citierte Strophe im „Nachruf" ebenda. S. 83.

Auch diese Worte sind in Sachen der zugesagten Konstitutionen gesprochen; freilich vollzog sich in Württemberg die merkwürdigste Verschiebung; während andere deutsche Länder umsonst nach einer Konstitution seufzten, lehnten die Schwaben eine freisinnige Verfassung nach der anderen ab, bloß weil sie nicht vom Volke, sondern vom Monarchen kam. Sie wollten ihr „altes, gutes Recht"; sie wollten sich nicht „mit Freiheit tränken" lassen Gleichwohl kommt Uhland dem Gedanken Chamissos sehr nahe, wenn er schon zum 18. Oktober 1816 die „deutschen Fürsten, die Fürstenräte und Hofmarschälle" mahnt, des Kampfes um Leipzigs Wälle, der Versprechungen der Befreiungskriege nicht uneingedenk zu sein. Doch diese politischen Gedichte Uhlands fallen durchaus nur in die Jahre 1815, 1816 und 1817. Die „Wanderung", die 1834 nachhinkt, schlägt mattere politische Töne an.

Mag also immer Uhland dem deutschen Dichter den Mund zu politischen Bekenntnissen geöffnet haben — nationale Lyrik gab's auch schon früher —, der Unterschied bleibt doch sehr groß. Unter dem Drucke eines lokalen politischen Kampfes schwingt er sich zum politischen Dichter auf, und das nur für allerkürzeste Zeit. Chamisso verfolgt unentwegt prüfenden Blickes von seiner stillen Gelehrtenklause aus die Vorgänge der Zeit, er läßt seine ganze Poesie von den großen Fragen der Gegenwart durchdringen. Er ist ein radikaler Fortschrittsmann, er kämpft, wie nur irgend einer vom jungen Deutschland, für die politische Befreiung des Volkes und gegen die Reaktion der Zeit. Wie Heine und wie Börne begrüßt er die französische Bewegung von 1830 mit Begeisterung; hatte er doch im Jahre 1825 die traurigen Folgen von Karls X. Mißwirtschaft eigenen Auges in Paris verfolgen können. Er besingt die Flucht der entthronten Bourbons in seinem Gedichte „Memento" und schließt: „Ihr Mächtigen der Erde! schaut und lernt!" In seinem „Vertriebenen König" erläutert er nochmals dieselbe Lehre und betont: „Nur mächtig ist, den seine Völker lieben." Die Gedichte „Aus der Vendée" erblicken dann in dem Schicksal der unglücklichen Herzogin von Berry die Strafe des Höchsten für die Frevel ihrer Vorfahren.

Wer die Schicksale eines Landes, wenn auch aus der Ferne, mit unerschütterlichem Interesse verfolgt, jede Bewegung mitfühlt und bis ins Letzte miterlebt, der wird auch geneigt sein, die äußersten Konsequenzen dieser Bewegungen, die ungewöhnlichsten Forderungen, wenn nicht anzuerkennen, doch zu begreifen. Heine hat dem Saint-Simonismus und seinem Prediger Enfantin reges Interesse zugewandt. Auch Chamisso konnte sich für ihn begeistern, bis er sich bewußt wurde, nur mit Aufopferung seiner besseren Überzeugung der neuen Lehre huldigen zu können. Die femme libre blieb dem Dichter von „Frauenliebe und -Leben" ein unmöglich Ding.*)

*) Werke 6¹, 264 f.

Wie Börne, wie Heine und wie ihre Schüler glaubt auch Chamisso, die französische Bewegung werde in Deutschland Nachfolge finden. Unablässig mahnt und warnt er die deutschen Fürsten. Nicht nur symbolisch, nicht bloß in Anspielungen erinnert er sie an die Befreiungskämpfe von 1813 und 1815 und an die uneingelösten Versprechungen. Mit kühnen Worten schiebt er den vergessenen Blücher wieder in den Vordergrund. Immer wieder kommt in seinen Gedichten der Refrain, daß eine neue Zeit angebrochen ist. Das Sonett „Schiller" konnte nicht unzweideutiger reden: „Ihr hängt umsonst," ruft er, „an der Vergangenheit, Ihr werdet nicht die Zukunft unterschlagen!" „Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen, Zu greifen ins bewegte Rad der Zeit." Umsonst ruft in seinem Gedichte „Die Ruine" der König: „Hilf Priester du! es tagt! es darf nicht tagen!"*)

Billig muß man sich wundern, ja es bewundern, daß ein schlichter Gelehrter in einem reaktionär geleiteten Staate, dessen Beamter er ist, Worte radikalster Tendenz ungescheut hinwirft. Um so sonderbarer klingt allerdings ein Brief vom 4. August 1831, an den Jugendfreund de la Foye gerichtet. Er konstatiert zunächst, daß Preußen an der Bewegung des Vorjahres keinen Anteil genommen hat. „Dieses Auffallende," meint er, „ist dem zu danken, daß wir von lange her, langsam und geräuschlos unablässig vorwärts gegangen sind, als alles still stand — oder sich unsinnig mühte zurückzugehen, wir haben in der That das Mehrste von dem, wonach bei Euch [in Frankreich] geschrieen wird. . . . Wir haben eine väterliche Regierung, Liebe und Zutrauen zu dem Oberhaupte, und in Zeiten der Gefahr hat der Instinkt alle um den Thron versammelt, da rings her sich alle gegen ihre Regierungen verbündeten. In der That hätte ganz Norddeutschland nichts Besseres begehrt, als preußisch zu werden"**) Sollte Chamisso jene revolutionär angehauchten Verse nur für das nichtpreußische Deutschland geschrieben haben? Sollte auch nicht eine ihrer Spitzen auf Preußen gehen? Hört man an, was Heine gleichzeitig dem preußischen Staate vorzuwerfen hat, bedenkt man die preußischen Regungen der späteren Zeit, die Annahme wird doch mehr als wahrscheinlich, daß Chamisso sich bewußt war, in einem reaktionären Lande das Evangelium des Fortschrittes zu predigen. Schon in dem Briefe an de la Foye finden sich die abschwächenden Worte: „Es mangelt uns wohl noch manches, aber wir haben Zutrauen und Geduld und wir leben in der Hoffnung, daß auch das Mangelnde sich gestalten werde. Das aber ist das Resultat eines persönlichen Verhältnisses, und wenn heute zwei Augen sich schließen, könnte es morgen anders sein." Die beiden Augen

*) Ähnliche Äußerungen über die Zeit finden sich in den Gedichten an Pirch (S. 412 V. 31 ff.), an Lottum (S. 413 V. 28 ff.) und in den Terzinen „Verbrennung der türkischen Flotte zu Tschesme" (S. 329 V. 37 ff.).

**) Werke 6³, 233.

schlossen sich erst 1840; Chamisso war damals nicht mehr unter den Lebenden; was er geahnt hatte, trat ein.

Chamisso scheint doch zuweilen das Gefühl gehabt zu haben, er spiele ein gewagtes Spiel. Oder ist nicht er selbst der „sonderbare Greise", der in seinem „Alten Sänger" in der Wüste schreit: „Unablässig, unaufhaltsam, allgewaltig naht die Zeit"? Ruft er nicht selbst im fünften Sonett „An die Apostolischen" sich zu: „Wer hat zum Schreier also dich bedungen?" Daß im preußischen Staate ihm nicht alles gefallen hat, beweist das Fragment eines Aufsatzes über die Censur.*) Chamisso will die durch die Censur geknechtete öffentliche Meinung befreien; wenn auch in mildester, gedämpfter Form thut er doch einen Vorschlag, den Preußens Regierung nie angenommen hätte. Er will die Censur einer die öffentliche Meinung vertretenden Jury überlassen. Die Universitäten scheinen ihm am besten befähigt, diese Jury zu bilden. Chamisso hat seine Ideen über die Censur nicht in die Welt gesandt. Als Dichter spricht er sich einmal über die Knechtung der öffentlichen Meinung aus; von ihr hätten die Mächtigen ihre Kraft geborgt

„Und nun ich euch erhöht, wollt ihr als Magd
Mich züchtigen mit Ruten und mit Haft;
Ihr schämt euch flüchtiger Genossenschaft
Und habt mir, eurer Herrin, widersagt?"

Und wie meint der Mann, der vor Dingelstedt und diesen vielleicht anregend sein „Nachtwächterlied" gesungen hat, wie meint er sein Gedicht „Die goldene Zeit"? In prächtiger Persiflierung des alten Praktiken- und Wahrsagestils singt er vom befreiten Vaterland und von der goldenen Zeit:

„Denn der Bürger denkt und glaubt,
Spricht und schreibt nun alles frei,
Was die hohe Polizei
Erst geprüft hat und erlaubt."

Die Expektorationen des freien Bürgers lauten aber:

„Wer nicht sehen kann, ist blind,
Wer auf Krücken geht, ist lahm;
Mancher redet in den Wind,
Mancher geht, so wie er kam.
Grünt die Erde weit und breit,
Glaube nicht den Frühling fern;
Rückwärts geh'n die Krebse gern,
Aber vorwärts eilt die Zeit!"

*) Koch 2, 339.

Kommt diese an Fischarts köstliches Büchlein „Aller Praktik Großmutter" gemahnende Weisheit nicht letztlich zu demselben Schlusse wie Hegels Philosophie? Alles Bestehende ist vernünftig, behauptet Hegel; und von diesem Axiom aus wird von ihm, der seit 1818 an der Berliner Universität thätig ist, die Verfassung des preußischen Staates als alleinseligmachend erwiesen. Chamissos Gedicht, das 1822 entstanden ist, scheint mir gegen den preußischen Staatsphilosophen Hegel gerichtet zu sein.

Gewiß war Chamisso innig überzeugt von der unabwendbaren Notwendigkeit einer gewaltsamen Umwälzung in Deutschland und natürlich auch in Preußen. Seine „Lebens-Lieder und -Bilder" wollen ja den Typus deutschen und vor allem preußischen Lebens geben. In ihnen fällt der Mann nicht im Kriege fürs Vaterland, sondern im revolutionären Kampfe für Recht und Freiheit. Er singt, in unverkennbarer Anlehnung an andere politische Äußerungen Chamissos:

„Es hob sich wider mich der Thoren Zunft,
Sie stürmten auf mich ein, mich zu zerreißen;
Ich, Rabe, schrie: die schwangre Zeit will kreißen!
Nun bebt die Welt bei ihrer Niederkunft!"

„Für Recht und Ordnung gilt's annoch zu sterben," ruft er; „für Recht und Ordnung wehen meine Farben."

Allein Chamisso war nicht blind. Wenn er auch im Kampfe gegen die Reaktion alle Waffen der Entrüstung aufbietet, Ironie und Sarkasmus, nicht minder stehen ihm tiefernste und komisch-ironisierende Töne zu Gebote, wo er unzulängliche, vergebene, nicht folgerichtige Regungen bemerkt. Mit tragischen Farben malt er im „Republikaner" aus, wie zerstörend auf das individuelle Leben des einzelnen die kurzsichtige politische Inkonsequenz wirken konnte, deren sich die Franzosen nach der Julirevolution schuldig machten. Im Kampfe für die Republik tötet der Freund den Freund, der Idee opfert er sein bestes, sein teuerstes Gut. Wie er dann den geliebten Toten zur letzten Ruhe geleitet, muß er gleichzeitig hören, den Franzosen sei ein neuer König erstanden. Mag Chamisso auch, wie Hitzig berichtet, einige Zeit in Louis-Philippe einen alten Römer gesehen haben,*) das Gedicht beweist, wie wenig Vertrauen er auf das Kompromiß zwischen Republik und Königtum hatte. Selbst Heine, der die Ereignisse in Paris besser beurteilen konnte, hat lange an den Bürgerkönig geglaubt, obgleich er ihm von Anfang an mit Mißtrauen entgegengekommen war.

In humoristischer Satire, aber vielleicht gerade deshalb noch ätzender und beißender findet dasselbe Motiv im „Kleidermachermut" eine neue Behandlung; den mutigen Revolutionär, der sich vor seiner Frau fürchtet

*) Werke 6', 260.

„daß sie den Pantoffel nicht hätt'!" — schildert launig das „Französische Lied".

Das warme Interesse, mit dem Chamisso die freiheitlichen Bewegungen seiner Zeit verfolgte, dasselbe Interesse, das ihn bewog, den russischen Freiheitshelden Woinarowski und Bestujeff ein Denkmal in Deutschland zu setzen, es hat ihn den Kampf der Griechen gegen die Türken mit Begeisterung besingen lassen. Er verfolgt die Pfade Wilhelm Müllers und Byrons. Byron muß überhaupt als Vorbild Chamissos genannt werden. Schon die herbe Strenge, mit der Chamisso allem Verwitterten, Unlebensfähigen seiner Zeit entgegentritt, stellt ihn dem Engländer nahe. Er feiert denn auch den großen Briten in seinem Gedichte „Lord Byrons letzte Liebe". „Georgis" und „Chios" sind ihm nachempfunden. Dennoch darf Chamisso nicht als deutscher Byron ausgeboten werden, wie ja Gegner Heines gern gethan hätten.*) Chamisso führt nur kleine politische Genrebilder aus, die gegen Byrons mächtige Freskogemälde nicht aufkommen können. Der Ruhm des deutschen Byron bleibt dem Verfasser des Wintermärchens „Deutschland", der auch in seinem Temperament dem großen Briten näherkommt, als der innerlich gefestete Chamisso. Heine ist eine echt moderne, sensitive Künstlernatur, die ihre ganze Lebensanschauung von augenblicklichen Stimmungen abhängig macht. Der Stimmungswechsel spiegelt sich in seinen Dichtungen und bringt in ihnen Effekte hervor, wie sie für Byrons Schöpfungen charakteristisch sind. Nur spricht bei Byron nicht ein sensibles Gemüt, sondern ein übermächtiges Naturell, eine große Seele, die aber innerlich zerrissen und nie zur Abklärung gelangt ist. Wenn Heine mit seinen Sensationen spielt, so zeigt Byron ein blutendes Herz, in das er selbst den Dolch gestoßen hat. Chamisso war keine zwiespältige Natur; oder er war wenigstens aus seinen Zweifeln zu einer stillen Resignation und durch sie zur inneren Klärung gekommen. Er hat mehr Rückgrat als beide. Ehrliche, naive Überzeugung leuchtet aus jedem Worte, das er gesprochen hat. Heine ist ein Formkünstler, der immer wieder der Form den Gehalt opfert; doch das os magna sonaturum teilt er mit Byron. Chamisso ist ein ehrlicher Mahner und Rater, ein getreuer Eckart der Deutschen; Byron und Heine sind Revolutionäre. Gerade das Genrehafte von Chamissos politischer Dichtung bringt ihn einem französischen Dichter nahe, für den er immer ein außergewöhnliches Interesse bezeugt hat, der denn auch mächtig auf ihn wirkte. Mehr als ein Gedicht Chamissos bestätigt den Wunsch seines Verfassers, ein deutscher Béranger zu werden.

Chamisso sucht sich unter allen französischen Dichtern seiner Zeit gerade Béranger zum Liebling aus; es ist charakteristisch, daß er den schlichten Béranger wählt und nicht den politischen Dichter der Revolutionszeit, André Chénier, der in pompösen, klassischen Oden die politische

*) Unter anderen Wolfgang Menzel „Deutsche Dichtung" 3, 370.

Dichtung Frankreichs inaugurierte. Béranger nimmt in der französischen Litteratur des angehenden neunzehnten Jahrhunderts eine merkwürdige Stelle ein. Zu einer Zeit, da noch alle Poesie unter den Banden steifer Konvention schlummert, lange ehe die Romantik Victor Hugos und seiner Genossen befreiend wirkt und zu einer realistischeren Dichtung drängt, greift Béranger in der schlichten Form der Chanson ins volle Leben hinein, lauscht der Zeit ihre wichtigsten Interessen ab und besingt, was jedem Franzosen vor Augen liegt, was ihm das Herz bewegt, was ihm, wennschon nicht teuer und lieb, doch in hohem Grade aktuell ist. Der gesunde Realismus Bérangers hat Chamisso vor allem angezogen. Sei es in politischen, sei es in socialen Fragen, Béranger zeichnet immer den Menschen, der unter politischer und socialer Ungerechtigkeit leidet. Der alte Soldat Napoleons, die Grisette, der gesellschaftliche Paria, sie werden nicht in idealisierten, dritthimmelverzückten Schöpfungen gefeiert, sie erscheinen alles überirdischen Schimmers entkleidet und gerade deshalb ziehen sie an, erfreuen und erschüttern.

Chamisso war seinem Landsmanne Béranger im höchsten Sinne kongenial; er selbst betont die Lauterkeit von Bérangers Gesinnung und die Reinheit seines Charakters. Gesinnung und Charakter seien die Wurzeln seiner Poesie, ohne sie wäre er nur der Mann von Talent, nicht der Dichter, der alle überragt.*) Beide Vorzüge geben auch den Dichtungen Chamissos ihren eigenen Reiz Mag auch zuweilen eins seiner Gedichte den formalen Ansprüchen nicht völlig gerecht werden, poetisch nicht vollauf befriedigen, der Charakter des Dichters, der allenthalben voll und schön sich kundgiebt, versöhnt mit den Mängeln der Form.

Chamisso hat im Bunde mit Gaudy, zum Teile nach Vorarbeiten des Jugendfreundes Neumann die Gedichte Bérangers übersetzt.**) Er bekennt, die Übertragung sei mehr Verdeutschung als Übersetzung. Auch Ampère betont bei aller Anerkennung, Béranger wäre unter den Händen der Freunde in deutsche Verhältnisse übertragen worden, germanisé, wie er sagt. Freilich meint Chamisso auf der andern Seite, Béranger komme dem deutschen Geiste zuweilen näher, als irgend einer seiner Landsleute. Er selbst hat sich starke Umformungen selten gestattet, eher Gaudy. Der Refrain des Gedichtes „Ma Grand' mère" etwa lautet im Original:

„Combien je regrette
Mon bras si dodu
Ma jambe bien faite
Et le temps perdu."

*) In der „Vorrede zu Bérangers Liedern" (Koch 2, 241).

) Vgl. oben S. XCII); W. Neumanns „Schriften", 209—226. Goedeke notiert (3, 1317) eine Übersetzung von Bérangers Liedern von Philippine Engelhardt, geb. Gatterer (Kassel 1830), die mir nicht zugänglich war. Die Übertragungen von Laun (der schon in der „Abendzeitung" 1825, Nr. 138 eine Probe gegeben hatte), Ph. C. Mathusius, Rubens u. s. w fallen später. — Ampères Urteil in seinem Aufsatze über Chamisso im Maiheft der „Revue des deux mondes" 1840.

Neumann überſetzt friſchweg:

„Ja, ſagte ſie, ſchade!
Mein Arm war ſo rund,
So voll meine Wade,
So roſig mein Mund“

Gaudy findet das zu derb und verändert:

„Süßſchwellende Glieder,
Um euch thut mir's leid!
Ach, hätt' ich dich wieder,
Verlorene Zeit!“

Wenn Béranger ſchreibt:

„Un mari plus sensé
Eût pu connaître à la coquille
Que l'oeuf était déjà cassé“,

ſo überſetzt Neumann gleichfalls beſſer und getreuer:

„Ach nein! ihm fehlt' es an Verſtand,
Sonſt hätt' er an der Schale lange
Schon das zerbroch'ne Ei erkannt.“

Auch hier mildert Gaudy, ſchwächt ab und zerſtört gleichzeitig die köſtliche Naivetät des Originals: „Nichts!“ ſchreibt er, „Klüg're hätten leicht geſpürt, daß meine frühere Bekanntſchaft Mir mehr noch als das Herz gerührt.“

Chamiſſo hat ſich zumeiſt der leichteren, leichtfertigeren Chanſons enthalten und ſein Augenmerk den politiſchen zugewandt. Da findet er denn oft ſehr glücklich Bérangers Töne. Die „Prophezeiung des Noſtradamus auf das Jahr MM.“, die in Chamiſſos Gedichte Aufnahme gefunden hat, dürfte ſchwerlich getreuer wiederzugeben ſein. Das frivole Liedchen gerät ihm merkwürdigerweiſe zuweilen um einige Nüancen derber; die Schlußverſe der „Kartenlegerin“ lauten bei Chamiſſo:

„Kommt das grämliche Geſicht,
Kommt die Alte da mit Keuchen,
Lieb' und Luſt mir zu verſcheuchen,
Eh' die Jugend mir gebricht? —
Ach die Mutter iſt's, die aufwacht
Und den Mund zum Schelten aufmacht —
Nein, die Karten lügen nicht.“

Klingt da Bérangers knapperes Original nicht weit graziöſer?

„Dieu l'amour fuit à l'aspect d' une vieille!
En ai-je passé la saison?
Eh! non, vraiment, c'est maman qui s'éveille.
Les cartes ont toujours raison
Toujours raison, toujours raison } Bis."

Durch ihr politisches Glaubensbekenntnis rücken Béranger und Chamisso nahe zusammen. Béranger ist der schärfste Kritiker der französischen Restaurationswirtschaft. „Er kann," schreibt Chamisso über ihn, „als ein Konservativer bezeichnet werden, in dem Sinne, daß er den gesetzlich eingenommenen Boden verteidigt und der Angriff auch als Notwehr erscheint, wo er für dasjenige kämpft, was aus der Zeit der Republik und des Kaiserreiches in das Leben und in die Sitten des Volkes übergegangen ist." Ganz in gleichem Sinne verkündet Chamisso in Deutschland immer wieder, wie unnütz und wie widersinnig eine Reaktion wäre. Noch ein Berührungspunkt ergiebt sich auf politischem Gebiete: Béranger war durch seinen Gegensatz zu den Restaurationstendenzen Verehrer Napoleons geworden. Mit unbarmherzigem Hohne verfolgt er die Abtrünnigen vom Kaisertum. Gern und immer wieder besingt er den Glanz, den der Gewaltige über das durch ihn groß gewordene Frankreich verbreitet hat. Chamisso feiert Napoleon schon im Jahre 1805 in seinem Sonette „Deutschland"*) und begrüßt in ihm den Heros einer neuen Zeit. Jetzt spricht er zwar einmal im Gedicht an Lottum von dem „Kolosse, der lastend auf Europa einst gelegen", oder er schildert im „Don Juanito" die Grausamkeiten, die Napoleons Truppen in Spanien verübten. Unserem Gemüte nahegebracht wird Napoleon, ein zweiter Alexander, in dem Gedichte „Der neue Diogenes", das übrigens nur den Titel mit Bérangers Chanson „Le nouveau Diogène" gemein hat. Kräftig und volltönig feiert ihn der „Traum". In einer Geisterversammlung erblickt Chamisso die großen Männer des abgelaufenen Jahrhunderts, Franklin, Washington, Rousseau, Voltaire, dann Ludwig XVI., Necker, Mirabeau, Robespierre.

„Des nächstgeruf'nen Namens mächt'ger Klang
Erweckte Wiederhall im Totenreich,
Wovor der Deckel vieler Särge sprang.
‚Napoleon!' Er kam, sich selber gleich,
Gestützt auf des zerbroch'nen Schwertes Knauf,
Im abgeriss'nen Purpur stolz und bleich,
Und viele von den Toten standen auf,
Begierig, den Gewaltigen zu seh'n,
Und drängten sich um ihn und mich zuhauf."

Ein wenig geglückter dramatischer Versuch, „Napoleons Tod", zeigt den sterbenden Helden auf Helena. Vorangestellt ist ein Motto aus

*) Mitgeteilt von Koßmann in Franzos' „Deutscher Dichtung" 1888, 4, 286.

Manzonis berühmter, auch von Goethe übertragenen Ode „Il cinque Maggio". Sichtlich hat Shakespeares dritter Richard dem Dichter vorgeschwebt, wenn die Gestalten von Europa, der Geschichte und der Poesie am Krankenbette erscheinen. Europa wirft ihm vor, nicht Freiheit geschaffen zu haben; die Geschichte verweist auf das schwere, aber gerechte Gericht der Zukunft; die Poesie bekennt mit den Worten des Manzonischen Mottos, ihrem Helden Napoleon sei künftig zu ewigem Gesange ihr unparteiischer Mund geweiht.

Chamisso steht im damaligen Deutschland nicht allein da als Verherrlicher Napoleons. An Goethes geheiligten Namen darf nur erinnert werden. Energisch und unzweideutig ist für ihn immer der Dichter der „Beiden Grenadiere" eingetreten. Auch in dieser Frage kommen Heine und Chamisso einander nahe. Heines seltsames „Buch Legrand" führt die Gedanken breit aus, die im „Traum" nur leise angedeutet sind. Von gleicher Tendenz ist eine der reizendsten Novellen des Schwaben Wilhelm Hauff getragen, „Das Bild des Kaisers". Auch ein anderer Rheinländer, Hebel, ließ in seinem „Rheinischen Schatzkästlein" die Gegner Napoleons nicht immer zu ihrem Rechte kommen. Dagegen hat der Landsmann des iron duke Wellington, Byron, für Napoleons Größe kein volles Verständnis. Chamisso und Heine gehen dem großen Toten gegenüber andere Wege, die sie zu dem Franzosen Béranger führen.

Chamissos und Bérangers politische Poesie berühren sich auch in der innern Form. Nicht große, weittragende politische Ideen sollen in abstrakter Form entwickelt werden; so hatte Chénier gedichtet; das einzelne Individuum wird zur politischen Lage in Gegensatz gestellt, und vor allem werden die socialen Konsequenzen aus diesem Gegensatze gezogen. „Der Bettler und sein Hund" an sich schon Pendant zu Bérangers „Vieux Vagabond", ist ganz im Sinne Bérangers gedacht. Chamissos Geschmack und seine Vorliebe für ähnliche Situationen bezeugen auch die von ihm übertragenen Gedichte Andersens. Der „Spielmann" insbesondere der „Soldat" sind auf Bérangers Ton gestimmt. Dennoch konnte Chamisso in Berlin die Rolle Bérangers nie spielen. Der Boden vertrug damals wenigstens nicht eine Erscheinung von der Eigentümlichkeit der französischen Chansoniers. Lieder politischen und socialen Inhalts gingen zu jener Zeit in Deutschland noch nicht von Mund zu Munde. Ein einziges Mal scheint Chamisso einen an Béranger gemahnenden Popularitätserfolg gehabt zu haben. Seine beiden „Lieder von der alten Waschfrau" sind echte, unverfälschte Bérangersche Chansons, die ihr Thema von der Gasse und aus dem Volke holen und in der Gasse und im Volke langnachtönenden Wiederhall finden.

Die realistischen Bilder aus dem Volksleben entfernen die Dichtung Chamissos noch mehr von der Uhlands. Wenn Uhland einmal in seiner „Mähderin" einen durch die Zeitung ihm gebotenen Stoff dichterisch be-

handelt,* vermeidet er absichtlich zu starke Anklänge an das Leben der Gegenwart; er idealisiert. Anders Chamisso; er besingt seine eigene Waschfrau; er geht im Gedichte „Der Bettler und sein Hund" von einem allernüchternsten Motive aus, von der Wirkung der Hundesteuer. „Der Tochter Verzweiflung", ausdrücklich als „Wahre Begebenheit. Paris, Oktober 1831" bezeichnet, behandelt das auch der modernsten Malerei nicht fremde Thema des Selbstmordes durch den Sturz vom Fenster.**) Ein scheinbar romantischer Titel, „Des Basken Etchehon Klage", wird durch die Quellenangabe, „Gazette des tribunaux", sofort in die aktuellste Gegenwart herübergezogen, nicht minder durch den Anfang: „Gendarmen ausgesendet, zu fahen den Etchehon". Der Schritt, den Chamisso über Uhland und über die weltfremde poetische Erzählung seiner Tage hinausthut, kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden. Er bedeutet eine wesentliche Erweiterung des Gebietes der Poesie. Daß er als Pfadfinder einen gewinnbringenden Weg beschritten hat, beweist gerade die neuere Dichtung unserer Tage. Lang genug ist ihm der unberechtigte Vorwurf gemacht worden, er habe seine Schöpfungen durch abnorme Stoffe und gräßliche Motive entstellt. Heute hat man freier denken gelernt, hat man eingesehen, daß neben idealisierender Stilisierung auch eine realistische Behandlung möglich und berechtigt ist. Was man ihm früher nicht verzeihen konnte, beweist heute, daß er seiner Zeit vorangeeilt ist. Gerade sein höchstes Verdienst ist in dieser Richtung zu suchen. War er sich doch vollauf bewußt, daß die dem Dichter gegönnten tiefen Blicke weit besser auf Stoffe gerichtet werden, die nicht in idealer Ferne verschwimmen; nicht vor der umliegenden Welt in scheuer Angst zurückschrecken, sondern darstellen, was man in und um sich an wahrem Leid und wahrem Glück erschaut, das mußte die Parole einer Zeit werden, die mit den erstarrenden Formen einer absterbenden Klassicistik nichts mehr anzufangen wußte, die nicht länger von dem Schimmer einstiger Größe sich nähren wollte. Chamisso hat genug Frische bewahrt, um den neuesten Erscheinungen einer gewaltig schnell vorwärtseilenden Zeit sich anzupassen; schon im Jahre 1830 gewinnt er der prosaischen Lokomotive in seinem „Dampfroß" eine poetische Verwertung ab. Er steht auf demselben Boden, wie Gottfried Keller, wenn diese ebenso gesunde als zielbewußte Dichternatur die krankhafte Scheu vor dem modernen Leben gegen Justinus Kerner bekämpft und die dichterische Verwertung der Gegenwart bis ins Letzte verficht;***) Keller singt:

„Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren,
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

*) Vgl. W. L. Holland „Über Uhlands Gedicht 'Die Mähderin'", Tübingen, Laupp 1874.
**) Koch 1, 242.
***) Vgl. Gottfried Kellers „Gedichte" (Berlin 1883) S. 395 f.; hier ist auch das

Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlass'ne Meer"

Am stärksten tritt Chamissos realistische oder, wie man heute wohl sagen könnte, naturalistische Tendenz im Terzinengedichte hervor. Mit den gewaltigen Schöpfungen „Mateo Falcone", „Don Juanito", „Das Kruzifix" wußten die Zeitgenossen wenig anzufangen. Nicht einmal bei seinen besten Freunden fand Chamisso mit ihnen Beifall. Wilhelm Neumann schreibt über die genannten Poesien: „Die Konvulsionen der Menschenseele unter dem Drucke natürlicher oder konventioneller Gewalt, fremder oder eigener Verderbtheit, eines eisernen Verhängnisses, unerbittlicher Gemütshärte oder roher Wildheit liebt er uns anschauen zu lassen. Herrschen will er über unser Gefühl und in unseren Leiden den Triumph seiner Herrschaft genießen. Es gelingt ihm vollkommen. Mit seltener Geschicklichkeit weiß er sich unseres Gefühls zu bemächtigen, es immer grausamer zu spannen, und der Leser kann sicher sein, daß die Schraube, die sein Herz zusammendrückt, gedreht werden wird, so weit ihr Gewinde nur reicht."*) Sind diese Worte schon mit abgünstiger Betonung gesprochen, so kommt anläßlich des „Kruzifixes" der Haupt- und Grundirrtum der Ästhetik Neumanns und seiner Zeit offen zu Tage: „Wäre so Gräßliches in der Natur auch möglich, in der Poesie wenigstens müßt' es ewig unmöglich bleiben." Neuere Erfahrung lehrt, weniger zuversichtlich die Grenzen von Poesie und Natur, von Dichtung und Leben zu ziehen; heute befriedigt die „feine Grenzlinie weiser Maßhaltung" nicht mehr, mit der eine alleinseligmachende Ästhetik einst das Gebiet schöner Kunst umschloß. Da die neuere Wissenschaft aber gelernt hat, sich aller Bestimmungen und Gesetze zu enthalten, wo Bestimmungen und Gesetze nicht am Platze sind, muß billigerweise auch die Fiktion fallen, jene Chamissoschen Schöpfungen seien mit glühendem Schwerte aus dem Paradiese wahrer Dichtung zu verweisen.

Gerade was Hitzig gutmütig entschuldigend über die Entstehung dieser Gedichte vorbringt, was er in milder Nachsicht als Marotte seines Freundes empfiehlt, gerade das darf heute als Ruhmestitel des Meisters in Anspruch genommen werden. Was immer Hitzig bei der Redaktion seiner kriminalistischen Zeitschriften oder bei Zeitungs- und Journallektüre an poetischen Motiven aufstieß, aus Korsika, aus Spanien, überhaupt aus Ländern, wo es noch rohe Tugend und rohes Laster giebt, das mußte er dem Freunde mitteilen. Sehr wohl erkannte Chamisso, ein untrüglicher

veranlassende Gedicht Kerners „Unter dem Himmel" abgedruckt. Auch Anastasius Grün behandelt das Thema in seiner „Poesie des Dampfes" (Gesammelte Werke, herausgegeben von L. A. Frankl, 1, 218) und bekundet sich als Anhänger des Chamissoschen Realismus.

*) A. a. O. 2, 130. 134. Hitzig: Werke 6³, 265. Ampère: a. a. O. S. 667.

Blick in die menschliche Seele sei viel leichter bei primitiven Völkern zu erzielen; kann ja doch der echte Psychologe nie tief genug in den Abgrund der menschlichen Seele tauchen. Und Chamisso war ein psychologisch analysierender Dichter. Nach handschriftlichen Aufzeichnungen der Familie veröffentlicht Ampère eine charakteristische Äußerung: „C'est toujours parmi nous, dans le fond de nos coeurs, dans notre histoire, dans notre société telle qu'elle est, que je cherche et trouve la poésie." Und dann insbesondere: „J'ai quelque fois puisé dans de vieux contes populaires, des légendes ou traditions. Ces sources purement humaines appartiennent à tous les âges: la Matrone d'Éphèse [das Lied von der Weibertreue] et Abdallah nous appartiennent aussi bien qu'aux Latins et aux Orientaux. C'est toujours l'homme que je mets en scène, les secrets du coeur que je cherche à dévoiler, et si je dois à mes voyages d'avoir su peindre avec vérité quelques scènes de la nature, le paysage fut toujours le fond du tableau."

Der Mensch im Menschen soll geschildert werden, und zwar nicht ein konventioneller Mensch, nicht das Ideal einer abstrakten Humanität, der Mensch vielmehr mit seinen guten und mit seinen schwachen Seiten. Wie einst im „Schlemihl" legt Chamisso auch jetzt in seiner Lyrik auf die Schwächen das Hauptgewicht, doch nicht um als strenger Sittenrichter zu verdammen, sondern um zu verstehen und um zu verzeihen. Er ist echter Psychologe und er sucht die menschliche Psyche da zu studieren, wo sie ihm am reinsten und unverfälschtesten entgegentritt. Natürlich wurde dieses Streben durch die alte Vorliebe für die kulturlosen Völker, für die sogenannten Wilden gefördert. Der „Stein der Mutter", der „Gerichtstag auf Huahine", das „Mordthal" und die „Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange" zeigen dieselbe Versenkung in das Leben der von Kultur Unberührten, wie die Weltreise. Feinsinnig hat man darauf hingewiesen, daß alle Liebe zu den Naturvölkern, alle Bewunderung für Freiligrath den Dichter nicht verleitet hat, die farbenglühende, aber bis zur Geschmacklosigkeit manierierte Form des Genannten nachzuahmen.

Es liegt nahe, den Realismus Chamissos auf seine französische Abkunft und auf französische Einflüsse zurückzuführen. Die letztere Quelle darf indes nicht zu stark betont werden. Gewiß hat die Romantik in Frankreich die Poesie der Natur näher gebracht; sie hat nicht umsonst Shakespeare bewundert. Balzac ferner war ja Zeitgenosse Chamissos. Doch schon der Leisetreter Neumann bekennt*): „Hat man in jene Abgründe von Gräßlichkeit und Frevel hineingeblickt, die sich in den Werken der neufranzösischen Dichterschule aufthun, so kann man zu Chamissos Gedichten wie zu Beruhigungsformeln zurückkehren." Chamisso selbst, der, wie jeder echte Dichter, doch nur halb bewußt schaffte, dachte theoretisch

*) A. a. o. S. 139.

weit ungünstiger über den Realismus, als seine Dichtungen erwarten lassen. Eine ähnliche Zwischenstellung wie er nehmen heute die Parnassiens in Paris ein; sie gehen mit Bewußtsein über die konventionell gewordene Romantik Victor Hugos hinaus und nehmen doch das letzte Wort des Naturalismus nicht an. Wie Chamisso, weilt indes auch Leconte de Lisle mit Vorliebe bei den Naturvölkern, wie Chamisso, sucht Coppée seine Stoffe im Leben des Handwerkers. Chamisso urteilt immer sehr kühl über die damals den Realismus vertretenden französischen Romantiker, und Victor Hugo, dessen „Grande mère" er übersetzt hat, konnte mit seinem „Cromwell" bei ihm keinen Beifall finden. Vollends mißfielen ihm die Romane Hugos und Balzacs. Er schreibt einmal über Hugos „Nôtre-Dame de Paris", über Balzacs „Peau de chagrin" und „Père Goriot" — die Stilunterschiede dieser Arbeiten scheinen ihm wenig klar gewesen zu sein: „Zum Erschrecken durchschauende Blicke in die Verderbnis des menschlichen Herzens und der Gesellschaft, aber eine entgötterte Welt, eine Nacht, jenseits welcher keine Sonnen strahlen; der Satan von Milton schlägt mit Riesenschwingen das Nichts, aber es kann ihn nicht tragen und er fällt unabsehbar."*) Das Gedicht „Θάνατος" schildert endlich einen durch diese neufranzösischen Romane erzeugten Fiebertraum . . . Bei so deutlichen Zeichen des Mißfallens muß die Quelle zu Chamissos realistischen Dichtungen anderweitig gesucht werden.

Die überwiegende Mehrzahl der realistischen Gedichte ist in Terzinen geschrieben. Die Form dankt Chamisso natürlich romantischen Impulsen; eröffnet doch sein erster Terzinenversuch, „Die jüngeren Dichter", seinen Musenalmanach für 1804. Wilhelm Schlegel hatte nach einem ersten Anhiebe in den Danteübertragungen der Schillerschen „Horen" im Musenalmanache von 1797 mit seinem „Prometheus", dann in der „Ehrenpforte für Kotzebue" strengere Nachbildung angestrebt. Der Bruder Friedrich folgte 1800 mit dem Gedichte „An die Deutschen". Tieck schloß sich in seinem „Poetischen Journal" mit einem Terzinengedichte „Die neue Zeit" an. Bald bemächtigte sich seiner das romantische Drama; Friedrich Schlegel im „Alarkos", W. v. Schütz im „Lacrimas", Zacharias Werner in den „Söhnen des Thals" gingen voran.

Chamisso hat der Terzine keine wesentliche Veränderung angedeihen lassen. Wenn er den 28. April 1836 dem Freunde Freiligrath das „Geheimnis der Terzinenform" verrät, so war dieses Geheimnis schon Wilhelm Schlegel wohl bekannt gewesen. „Nehmen Sie Dante," schreibt Chamisso, „oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist und nur ausnahmsweise ein

*) Vgl unten S. 294 Anm. und die dort angegebene Litteratur. Dennoch nimmt Chamisso gelegentlich ein Thema vor, mit dem der französische Roman unserer Tage die stärksten Ansprüche an die Nerven seiner Leser macht. Chamissos „Waldmann" behandelt den Stoff von Bourgets „Disciple"; welcher Roman Balzacs oder Hugos enthält gleich „durchschauende Blicke in die Verderbnis des menschlichen Herzens"?

Übergreifen stattfindet."*) Die Regel wurde schon lange vor Chamisso in Deutschland beobachtet.

In Terzinenform ist auch eins der wenigen Gedichte Schellings geschrieben. „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" wurden im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach für 1802 veröffentlicht. An diesen Almanach knüpft Chamissos erstes, gemeinsam mit Varnhagen ediertes Taschenbuch an. Das Schellingsche Gedicht scheint formal und inhaltlich stark auf Chamisso gewirkt zu haben.**)

Es war ein genialer Wurf der granitnen Kraftnatur Schellings; ohne viel um die konventionelle Ästhetik zu fragen, schafft er eine Dichtung eigenster Art, die im romantischen Almanach ganz vereinzelt dasteht und doch lebenskräftiger und lebensfrischer geblieben ist, als beinah' alle andren Beiträge der romantischen Genossen. Auch Schelling schaudert vor grauenvollen Situationen, vor kriminalistischen Motiven nicht zurück. Ein Pfarrer wird um Mitternacht vom Worte des Herrn durch zwei finstere Gestalten aufgeschreckt; sie zwingen ihn, nach der Kirche zu gehen, um hier, umdrängt von einer Menge unbekannter, fremdzungiger Seefahrer ein junges Brautpaar zu trauen. Von Grauen erfaßt, enteilt er nach der heiligen Handlung, um am nächsten Morgen die jugendschöne Braut in einem frischen Grabe in der Kirche zu finden . . . Der Stoff an sich wäre nicht sonderlich bemerkenswert und er allein könnte das Gedicht im besten Falle mit kriminalistischen Schauerromanen leichtester Mache in eine Gruppe bringen. Doch die Behandlung! Schellings Pfarrer hat einen Eid abgelegt, das Geschehnis nicht zu verraten; erst am Sterbebette läßt er sich nicht länger von dem „falschen Eidschwur" binden. Das ganze Gedicht rückt durch diesen Zusammenhang in die Nähe der poetischen Ich-Erzählungen, der Selbstbekenntnisse einer leidgedrückten Seele von der Art der Chamissoschen Terzinengedichte „Traum", „Die Erscheinung", „Salas y Gomez". Spannung und Steigerung sind in dieser Erzählungsform bis aufs höchste möglich. Nicht ein objektiver Bericht aus dem Munde eines kühlen Beobachters, sondern das angstvolle Bekenntnis des heute, wie einst von dem Ereignisse ergriffenen Individuums wird geboten. Der subjektive Charakter der Erzählung gestattet, jeden Effekt rein und voll wirken zu lassen, ohne durch vorbereitende Worte ihn abzuschwächen. Neben dieser außerordentlich verstärkten Wirkung bleibt der psychologischen Selbstanalyse ihre volle Freiheit gewahrt; gerade in dieser liegt die Stärke Schellings und Chamissos. Der Vorfall, so stark accentuiert er auch ist, tritt in den Hintergrund neben seiner Wirkung auf die Seele des Erzählers. Nicht was geschehen ist, sondern wie es sich im Erzähler gespiegelt hat, ist dem

*) Werke 6^3, 348.

**) „Musenalmanach für das Jahr 1802. Herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck" (Tübingen, Cotta 1802) S. 118 ff. unter Schellings Pseudonym „Bonaventura" (aufgenommen in die „Sämtlichen Werke" 10, 431 ff.; vgl. auch Haym's „Romantische Schule" S. 635).

Dichter von entscheidender Wichtigkeit. Der von fürchterlichen Erlebnissen gepeinigte Mensch bleibt das letzte Ziel der Darstellung. Wäre nicht die holprige, metrische Behandlung, Schellings Gedicht könnte als Chamissosche Arbeit gelten. Sicherlich aber hat es auf den jüngeren Terzinendichter mächtig gewirkt.

Gerade die Terzinenform paßt für solche analysierende, räsonnierende Dichtungen; sie drängt sich nicht auf, sie ist diskret und zwingt doch zu scharfer Gedankenformulierung. Chamisso bewegt sich in ihr mit außerordentlicher Leichtigkeit, mag er sich auch einen eigenen Terzinenstil zurechtgelegt haben. Chamisso bedient sich im Terzinengedichte oft barer, schlichter Prosa. Auf die Mittel, durch die er seine sonstigen lyrischen Produkte zu beleben weiß, verzichtet er fast immer. Wie Horaz in seinen Sermonen huldigte er einer Musa pedestris, die jedem Schwunge, jedem Pathos feind ist. Die Kunst schmuckloser Erzählung, die dem „Schlemihl" seinen eigentümlichen Charakter leiht, kommt im Terzinengedichte wieder zur Anwendung. Und wieder wirken, wie in Kleists „Kohlhaas" die stark erregenden Motive seiner Erzählungen in der anspruchslosen Form um so kräftiger und energischer, während dem ethischen Raisonnement durch das gleiche stilistische Mittel der Anstrich abgeklärter Erfahrung zuteil wird. Wenn in anderen seiner metrischen Gestaltungen zuweilen Härten, mühsame Konstruktionen, überknappe Wendungen an seine französische Abkunft erinnern,*) im Terzinengedichte schreibt er ein tadelloses Deutsch.

Die Krone der Terzinengedichte von der Art der „Letzten Worte" Schellings ist „Salas y Gomez".**) Zwei Interessen, die des Weltumseglers und die des Psychologen Chamisso kreuzen sich in ihr. Schon 1816 setzt sich der Keim fest, um erst nach drei Lustren zur Entfaltung zu kommen. Als Chamisso an der einsamen Felseninsel vorüberfuhr, kam ihm der Gedanke, wie fürchterlich das Los eines Schiffbrüchigen sich gerade hier gestalten müsse. Alles Übrige hat sich aus diesem ersten Keim entwickelt: einige wenige Striche bot, das Kolorit zu fördern, die Weltreise selbst. Die Lagen, in die der Unglückliche kommen mußte, hat Chamisso mit unverkennbarem Streben nach Totalität sich ausgedacht. Auch jetzt muß an ein Kellersches Gedicht erinnert werden, das wie „Salas y Gomez" dem konsequenten Durchdenken eines nicht erlebten Motivs seine Entstehung dankt. Der Cyklus „Lebendig begraben"***) hat ja auch eine stoffliche Ähnlichkeit. Ja vielleicht steht Chamissos älteres Gedicht höher; es ge-

*) Ein Rückfall etwa in die alten Partizipialkonstruktionen: „Lebenslieder und -Bilder" V. 479 f. „Fluch über sie, die uns den Ölzweig reichen, Verschmähend sah'n und Krieg uns zugebracht!"

**) Vgl. unten S. 386 Anm.

***) Vgl. Gottfr. Kellers „Gesammelte Gedichte" S. 123 ff. und die Analyse R. M. Werners („Lyrik und Lyriker" S. 236 ff.), der die Parallele mit „Salas y Gomez" nicht heranzieht.

deiht zu einem Abschlusse, der doch nicht ganz unbefriedigt entläßt; Keller muß abbrechen, ohne ein Ende geben zu können oder zu wollen. Beiden indes ist das psychologische Moment die Hauptsache: der Mensch in seelischer Qual ist ihr Objekt. Chamissos Gedicht wird durch seinen eigenen Charakter zur ersten realistischen Robinsonade, die von allem sentimentalischen Schwärmen für ein einsames Stillleben in der Natur absieht.

Merkwürdig hebt sich von den realistischen Erzählungen Chamissos ein romantisch-phantastisches Märchen in Terzinenform ab, „Das Malerzeichen“. Wer an Worte sich klammert, kann ja schließlich auch die Terzinengedichte durch Schelling auf die Romantik zurückführen. Das „Malerzeichen“ gehört indes völlig in die Verwandtschaft der romantischen Erzählungen E. T. A. Hoffmanns, er wandelt auf den Pfaden Schlemihls. Chamisso hat ja auch in anderen Terzinengedichten Künstlergeschichten behandelt; doch sowohl „Francesco Francias Tod“ wie das „Kruzifix“ geben dem Übernatürlichen, dem Wunderbaren keinen Raum. Nur das einzige „Malerzeichen“ arbeitet mit den Elementen der Hoffmannschen Erzählungskunst, die sich auch im „Peter Schlemihl“ feststellen lassen. Die Handlung spielt in der Gegenwart, und doch ist der Hofrat ein verkappter Teufel, der mit allen Mitteln die Seele des jungen Künstlers zu verderben sucht. Die Technik ist ganz die des Hoffmannschen „Goldenen Topfes“: Scenen, in denen ein Blick in die Geisterwelt nicht möglich ist, denen alles Wunderbare fern liegt: daneben Scenen, die einen tiefen Einblick in das Übernatürliche gestatten, Scenen der Erregung, Scenen der Vision. Die letzteren wirken endlich in den ersteren nach; und wie nur irgend ein Hoffmannscher Student Anselmus wird der junge Maler durch unentwegte Liebe gerettet. Der merkwürdige Charakter des „Malerzeichens“ wird noch sonderbarer durch die Einfügung von Liedern; sie erinnern in Form und Inhalt an den Cyklus „Lebenslieder und -Bilder“ und reihen die Dichtung der romantischen Novelle Tiecks, Arnims, Eichendorffs an, die im Gegensatze zu der Hoffmanns den ruhigen, epischen Bericht immer wieder durch lyrische Einlagen unterbricht.

Neben der politischen Poesie und neben der erzählenden Dichtung nimmt in der Blütezeit das Lied, die Liebeslyrik, das individuelle Bekenntnis einen kleinen Raum ein. Chamisso ist zum Meister gereift; das Bedürfnis, Stimmung in Dichtung umzusetzen, tritt hinter die künstlerische Ausgestaltung älterer Motive zurück. Die Cyklen „Frauenliebe und Leben“, „Thränen“, „Die Blinde“, „Klapperstorch“, „Lebenslieder und -Bilder“ ruhen in ihren erlebten Motiven, in ihrer Konzeption in älterer Zeit. Was er schildert, hat er an seiner Gattin Antonie, an seinen Kindern, an sich selbst erschaut. Ihm ist nicht darum zu thun, das einzelne Erlebnis, die einzelne Beobachtung in Verse zu gießen. Er dringt auf das Allgemeinmenschliche, auf das Typische; er möchte das Zufällige abthun und auch in ihnen dem Menschen das Wort lassen. Die Liebe des

Weibes, wie sie seine Cyklen schildern, hat er schon im „Schlemihl" dargelegt; und seine „Thränen" nehmen die Motive des Märchens wieder auf, um sie reicher und auch typischer auszugestalten. Chamissos ausgebildetes Formtalent gestattet ihm, sich innerhalb enger Grenzen anspruchsloser Rhythmen zu bewegen und doch für jede Gefühlslage eine individuelle, metrische Form zu finden. Durchaus gebraucht er moderne, romantische Metren; nur das dritte Gedicht des Cyklus „Die Blinde", dann das Lied „Im Herbst" greift noch zu antiken Strophen zurück. Die Cyklenform, schon von Goethe gelegentlich angewendet, war durch Uhland in seinen „Frühlingsliedern" und in seinen „Wanderliedern" nahegebracht worden, dann insbesondere von Wilhelm Müller in der „Schönen Müllerin" (auch Chamisso schrieb zwei Müllerlieder), in den „Reiseliedern", die ja gleich den Cyklen Chamissos, von den schönsten Tönen getragen, täglich mehr Bewunderer gewinnen. Millevoyes „Amour maternel", dem Chamisso vielleicht einige Farben zur Schilderung der Mutterliebe entnommen hat, ist in Cyklenform gehalten.*) Chamisso hat in seinen Cyklen eine außerordentliche Kunst des Aufbaues bezeugt. Auch wo er nicht von der chronologischen Abfolge geleitet ist, die ja in den „Lebensliedern und -Bildern", ebenso wie in ihrem Pendant, dem „Liede von der Glocke", die Entwicklung erleichtert, ordnet er so glücklich, wie nur etwa Heine im „Lyrischen Intermezzo", dessen kunstvolle, wohlberechnete innere Struktur bei tieferem Eindringen immer klarer wird. Selbst ein kleineres Ganze, wie „Der Klapperstorch", steigert sich mit unwiderstehlicher Macht vom einfachen Kinderliede durch den tiefempfundenen Gemütsausdruck mütterlicher Liebe zu einem von weittragenden Ideen erfüllten politischen Glaubensbekenntnis.

Auch die Selbstbetrachtung, die nach den Gedichten der Weltumseglungszeit im Jahre 1827 durch das „Schloß Boncourt" den Gipfel erstiegen hatte, kommt in der Höhezeit wenig zur Geltung und tritt erst in den letzten Jahren wieder in den Vordergrund; Rückblicke auf sein reiches Leben lagen dem greisen Dichter nahe. In den Jahren größter Fruchtbarkeit gönnt er sich nur gelegentlich, die „Drei Sonnen" zu feiern, die seinem Leben geschienen hatten — eine Huldigung, an die Frauen der Familie Hitzigs gerichtet; ein andermal ruft er sich ein „Frisch gesungen" zu. Jetzt hingegen, im Jahre 1834 erinnert ihn eine neue Schlemihlausgabe an die Zeit, da er selbst ohne Schatten als Schlemihl umherging, und er darf mit Beruhigung gestehen, „nach neunzehntausend Tagen, die Weisheit bringend über ihm getagt", der Schlemihllage überhoben zu sein. Reines Erlebnis wie die Dichtungen der Weltumseglungszeit und gleich diesen in Stanzen geschrieben, führt „Traum und Erwachen" die nächtlichen Gesichte des letzten Lebensjahres vor; in dichterische Form wird umgegossen, was Chamisso den 13. September 1837 an de la Foye geschrieben hatte: „Ich werde alt, das Gedächtnis für die jüngste Zeit geht

*) Siehe oben S. LXXVIII.

mir aus, und mich erschrecken Töne, Worte, Bilder aus meiner frühesten Kindheit, die mir unversehens aufgehen mit aller Bestimmtheit der Gegenwart, und ich träume nur vom Schlosse Boncourt und dem Regiment von Goetze, kaum einmal von meiner Frau, kaum von meinen Kindern, denen ich doch lebe."*) Die „Letzten Sonette", die „Sonette an Trinius" ahnen das nahe Ende ... Doch damit auch jetzt der Humor nicht fehle, hat Chamisso in dem kleinen Terzinengedichte „Wer hat's gethan?" mit jovialer Anmut dem unbekannten Spender einer Kiste Champagner danken können, der eine beiläufige Bemerkung der „Sage von Alexandern" sich wohl zu Herzen genommen hatte.

Wie die Liebeslyrik früherer Tage sich in der Blütezeit zu den Meisterwerken seiner Cyklen erhebt, so läutert sich gleichzeitig das Selbstbekenntnis zu ethischen Schöpfungen reinster Abklärung. Chamisso war eine viel zu wenig abstrakte Natur, ihm war alle Philosophie viel zu unsympathisch, als daß er je Lehrgedichte von der Art der großen philosophischen Ideenpoesien Schillers gemacht hätte. Seine schlichte, echt christlich demütige Ethik bringt er in plastischer Gestaltung in der „Erscheinung", in der „Kreuzschau" zur Geltung, oder er schreibt das Lukasevangelium 18, 10 vom Pharisäer und Zöllner in ein paar knappen Versen nieder, denen er die Frage anhängt: „Ich? — Welchem von den beiden sprech' ich nach?" Chamissos ethische Gedichte atmen eine edle Resignation, die ebenso auf ein Schemen von Glück verzichtet und sich mit ihrem Lose bescheidet, wie sie mit seltener Offenheit sittliche Schwächen eingesteht; er bekennt, wie C. F. Meyers Hutten, kein ausgeklügeltes Buch zu sein, sondern ein Mensch, ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Chamisso hat keine Lehrgedichte gemacht; er war ein naiver Dichter; theoretisches Spintisieren war seine Sache nicht. Wie er schon im „Schlemihl" gegen alle philosophische Systematik polemisiert, so mangelt auch später jeder Versuch, seine Dichtungsweise in theoretische Formeln zu bringen. Gefühlsmäßige Aperçüs giebt er einmal in einem Briefe an Trinius vom 9 März 1821:**) „Ich bin den Ästhetikern auch durch die Schule gelaufen und bin so klug daraus gekommen, als ich hingegangen war. — An dem Einen hang' ich fest: auf Leben kommt es an. Wo Leben erschaffen worden, selbständig da ist und sich reget und beweget, habe ich vor dem Ebenbilde Gottes, dem Künstler, Ehrfurcht. — Wohl kann zu guter Stunde der und der, der Verse machen gelernt (von Schlegel oben bis auf Chamisso hinab) ein Stück seines eigenen Lebens herausgreifen, außer sich setzen und sagen: 'Da habt ihr eine Wachtel.' Aber es steht nur dem Meister zu Gebote, allerlei Vögel unter dem Himmel zu erschaffen." Die Antithese, die Chamisso aufstellt, findet sich

*) Werke 6^3, 247.
**) Werke 6^3, 171.

schon bei Goethe ausgedrückt; wenn dieser einfache Nachahmung der Natur und Stil, Dilettantismus und Meisterschaft kontrastiert, so meint er nichts anderes als Chamisso, dem Goethes Scheidung durch die Romantik vermittelt war. Chamisso ist zur Meisterschaft durchgedrungen und er hat erreicht, Leben zu schaffen. Wer so tief, wie er in die Menschenseele geblickt hat, wer versteht, diese tiefen Blicke künstlerisch zu gestalten, der schafft Leben. Chamissos erste Frage an den Leser seiner Gedichte war immer, „ob es auch herauskomme".*) Ihm blieb das Wichtigste, seinen Gestalten jenen Grad von Lebendigkeit, seinen Schöpfungen jene Plastik zu leihen, die dem Leser den Eindruck echten Lebens, anschaulicher Wirklichkeit gewährt.

Wer Leben schaffen will, wird einer hochstelzig einherschreitenden, einer für die Auserwählten eines engen Schulkreises schaffenden Dichtung wenig Verständnis entgegenbringen. Chamissos Gedicht „Roland ein Roßkamm" erklärt sich ausdrücklich gegen alle Buchpoesie, die nicht in die Breite wirkt.

„Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein."

So hatte Lessing gedacht; Chamisso schreibt in gleichem Sinne

„Ist musterhaft auch geschrieben
Und regelrecht das Gedicht,
Wir kaufen die tote Stute,
Wir lesen die Verse doch nicht."**)

„Was ist ein Lied, das nicht gesungen, ein Drama, das nicht aufgeführt wird?" sagt er ein andermal. Er selbst hat einen dramatischen Versuch „Die Wunderkur" nach einem schwachen succès d'estime der Vergessenheit überantwortet.

Jedem echten, naiven Künstler sind engbrüstige, ästhetische Grundsätze ein Greuel. „Je me laisse faire," schreibt er an Trinius den 8. Mai 1821,***) „das ist meine ganze Ästhetik, mein alleiniger Kunstvorteil. Wohl muß jeder Künstler seinen eigenen Weg gehen; der, so den Weg eines andern geht, scheint mir weder Er noch Ich zu sein, noch überhaupt jemand, und es wird, bei den vortrefflichsten Zurechtweisungen, kein Pfirsichbaum sich bequemen, Pomeranzen zu tragen — nur Früchte, Früchte aus dem Eigenen." Die Kritiker kommen natürlich böse weg. „Es sind nur Kastraten, die von der Generation abhandeln, Schlegel nicht ausgenommen; der kann, thut besser als darüber reden," bekennt

*) Vgl. Werke 6^1, 266.
**) Vgl. unten S. 133, Anm.
***) Werke 6^2, 182.

er dem Freunde Trinius den 7. Januar 1824.*) Freilich kommt Chamisso, wo er sich mahnend an seine Sangesgenossen wendet, über ethische Forderungen nicht hinaus, die er dem Charakter des Dichters macht; so im Einleitungsgedichte des Musenalmanaches für 1833, so im „Nachhall". Auch die gesellschaftlichen Lieder „Herein!" und „Liederstreit" bewegen sich in den wenig charakteristischen Wendungen, die ähnlichen Produkten anhaften. Dagegen besaß Chamisso natürlich genug naiven Geschmack, um den Freunden Schwab, Andersen, Freiligrath gelegentlich feinsinnige Einzelurteile, Ratschläge und Beifallsworte zu spenden. Als Kritiker ist Chamisso nur zweimal vor das Publikum getreten. Was er über Freiligrath zu sagen hat, geht nur den Menschen an und berührt nur seine Beziehungen zu dem jüngeren Genossen. Eine formale Kritik fehlt; ebenso hat sich Chamisso den Gedichten Bérangers gegenüber alles vagen Ästhetisierens enthalten. Die historischen Grundlagen von Bérangers Erscheinung sind mit einigen glücklichen Strichen trefflich gekennzeichnet; nationale Eigenheiten seines Lieblings konnte der Franzose Chamisso am besten erklären. Doch hier wie dort ist ihm mehr um den Menschen, als um seine Werke, und bezüglich der letzteren mehr um ihren Gehalt als um ihre innere Form zu thun.

Chamissos populärste lyrische Schöpfungen sind die Liedercyklen geworden. Sie haben seinem Namen auch heute noch einen hellen Klang bewahrt und werden wohl für immer seinen Ruhm begründet haben. Die Terzinengedichte gestalten sich mehr und mehr zur Kost litterarischer Feinschmecker. Dennoch haben sie nicht weniger mächtig als jene die deutsche Lyrik gefördert. In ihnen vor allem bekundet sich Chamisso als ein kraftvoll und energisch vorwärtsdringender und vorwärtsführender Dichter. Denn auch er war ein führender Geist.

* * *

Chamisso selbst hat seine Produkte mehrfach in Sammlungen zusammengestellt. Schon die zweite Auflage seines „Schlemihl" brachte 1827 eine Auswahl seiner Gedichte. 1831 folgte die erste Ausgabe der „Gedichte" (Leipzig, Weidmann). Die Jahre 1834, 1836 und 1837 brachten die zweite, dritte und vierte Auflage. Die fünfte vom Jahre 1840, die von Chamisso selbst noch vorbereitet worden ist, kann als Ausgabe letzter Hand gelten. Seine „Werke" erschienen im gleichen Verlage 1836 ff. in vier Bänden; ihnen fügte Hitzig 1839 als fünften und sechsten Band seine Chamissobiographie an. 1842 folgten alle sechs Bände in zweiter Auflage; eine dritte wurde 1852 von Palm besorgt. Seitdem kamen mehrfache Neuauflagen der ersten vier Bände heraus. Nachdem die Verlagsrechte der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig (S. Hirzel) erloschen waren, wurden Chamissos Werke von den bekannten Firmen in

*) Werke 6', 201.

ihre Klassikersammlungen aufgenommen. Heinrich Kurz besorgte 1873 eine zweibändige Ausgabe für das Hildburghausener, jetzt Leipziger bibliographische Institut, Chamissos Freund Rauschenbusch gleichfalls eine zweibändige Ausgabe 1876 für die Groteske Verlagsbuchhandlung in Berlin, sie ist bereits im Jahre 1884 zur vierten Auflage gediehen; die Hempelsche Ausgabe umfaßt vier Bände, enthält eine Biographie von G. Hesekiel und sucht die Gedichtsammlung nach Kräften zu vervollständigen. Die vollständigste Ausgabe lieferte in vier Bänden Max Koch in der Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur. Seitdem konnten Geiger (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgesch. ꝛc. N. F. 3, 138 f.) und Koßmann (Franzos' „Deutsche Dichtung" 1888, 4, 286 f. und „Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte" 4, 181 ff.) kleine Bereicherungen des Chamissotextes beibringen. Über Geigers Neudruck des „Musenalmanachs für 1806" vgl oben S. XVII*.

Meine Ausgabe mußte wegen Raummangels auf Vollständigkeit von Anfang an Verzicht leisten. Bleibt ja überhaupt jeder Versuch einer vollständigen Ausgabe problematisch, ehe nicht der Nachlaß Chamissos und vor allem die in ihm enthaltenen „Hausbücher" zugänglich gemacht sind. Die Wahl konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. Der „Schlemihl" durfte nicht fehlen. Die Gedichte konnten gerade in dem Umfange aufgenommen werden, in dem sie in den authentischen Sammlungen erscheinen, in dem sie also auch dem Deutschen am geläufigsten sind. Ich habe mich an Palms Ausgabe gehalten, die den Intentionen Chamissos am nächsten kommen dürfte, immer aber die Ausgabe letzter Hand im Auge behalten. Palm bietet eine Reihe von Gedichten, die Chamisso nicht in alle seine Sammlungen aufgenommen hat (so die vier Lieder Bérangers, dann einige weitere, die nicht fehlen durften (so „Die Weiber von Winsperg"). Die wenigen Umstellungen Palms sind durchaus gut zu rechtfertigen.

Gerne hätte ich meiner Ausgabe den vollständigen wissenschaftlichen Apparat angefügt; doch bald mußte ich auf diese Absicht Verzicht leisten. Goedeke (3, 66 ff.) hat für Chamisso nicht die eingehenden bibliographischen Notizen gegeben, die seinen Artikeln Heine, Eichendorff, Uhland, W. Müller u. a. unschätzbaren Wert leihen. Die ersten Drucke selbständig zu finden, verhinderte die Unvollständigkeit der Wiener Bibliotheken. Von Gubitzens „Gesellschafter" finden sich in Wien nur zwei Jahrgänge. Die zweite Auflage des „Schlemihl" konnte ich überhaupt nicht auftreiben. Dennoch glaube ich einiges schätzenswerte Material zur Chamissobibliographie und zum Chamissotexte zusammengebracht zu haben. Was geboten werden konnte, danke ich zum großen Teile der aufopfernden Liebenswürdigkeit Felix Poppenbergs; er hat auch die Berliner Handschriften für die Ausgabe kollationiert. Max Kalbecks Autographenschatz brachte dem Apparate eine starke Bereicherung ein. Für den „Schlemihl" ließ sich Besseres erreichen (vgl. S. 465. Zur Erläuterung

der Gedichte konnte einiges beigebracht werden; mehrere Quellen wurden nachgewiesen.

Die Einleitung versucht zum erstenmale, wenn auch in knappster Form, eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie Chamissos zu liefern. Zwar besitzen wir seit langem reiche biographische Quellen; doch weder eine eindringliche Verwertung dieser Schätze, noch eine ausführliche Behandlung der litterarischen Probleme ist bisher versucht worden.

Hitzigs „Leben und Briefe von Adelbert von Chamisso" bringt schon in der ersten Ausgabe (Band 5 und 6 der ersten Auflage von Chamissos „Werken") neben wertvollen biographischen Notizen eine lange Reihe von Briefen. Die zweite Auflage bot 1842 eine „Neue vermehrte Ausgabe" der Bände 5 und 6. In der dritten gab Palm sehr schätzenswerte Nachträge, auch einige Briefe. Chamissos Alter fand erst in ihm einen beredteren Biographen.

Das von Hitzig beigebrachte Material wurde von Karl Biedermann (Hallische Jahrbücher 1840, Nr. 144—151) zu einer verständnisvollen Charakteristik Chamissos verwertet. Im selben Jahre erschien Ampères wichtiger Artikel in der „Revue des deux mondes" (1840. Maiheft. S. 648—671), 1852 folgte G. Freytags lebensvolle Charakteristik („Grenzboten" Nr. 47, abgedruckt in seinen „Gesammelten Werken" 1887, 16, 167 ff.). Nachdem dann Hesekiel in der Hempelschen Ausgabe gar nichts, Rauschenbusch bei Grote wenig Förderliches geboten, wurde durch Fr. Chabozys Dissertation (siehe oben S. LV**) wenigstens ein Teil von Chamissos Leben darzustellen gesucht. Fuldas Buch „Chamisso und seine Zeit" (Leipzig 1881) gab eine wertvolle Bereicherung der Briefslitteratur durch eine Auswahl aus der Familienkorrespondenz, begnügte sich im übrigen mit einer schwachen Kompilation aus den Arbeiten seiner Vorläufer. Gesunde Kritik erfüllt G. Hofmeisters Programm „Adelbert von Chamisso" (Berlin, Charlottenschule 1883). Mähly schrieb einen feinsinnigen Artikel für die „Allgemeine deutsche Biographie". Max Kochs Verdienste um die Erforschung von Chamissos Leben wurden oben Punkt für Punkt berücksichtigt. Über Du Bois-Reymonds Aufsatz vgl. oben S. LXIV*). Die in den „Werken" und bei Fulda fehlenden Briefe verzeichnen die Anmerkungen. — Was an Aufsätzen über Chamisso irgendwie sonst erwähnenswert war, habe ich ebenda notiert. Die einschlägigen Briefeditionen und Memoirenwerke, unter denen Varnhagens Autobiographie obenansteht, wurden an gleicher Stelle verzeichnet. Die Originalausgabe der Schriften Chamissos wurde mit „Werke", Kochs Ausgabe mit „Koch" citiert.

Wenn ich zum Schlusse dem Danke für vielseitige Hilfe und Unterstützung gerne Ausdruck gebe, so muß ich vor allem nochmals Poppenbergs Namen nennen. Was Erich Schmidt und durch seine gütige Vermittlung Max Kalbeck, was Julius Wahle beigetragen hat, wurde

an den betreffenden Stellen bemerkt. Ernst Luban und Math. Murko steuerten dankenswerte Notizen bei. Den Direktionen der Wiener Hofbibliothek, der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München und der königl. Universitätsbibliothek zu Leipzig fühle ich mich nicht minder zu warmem Danke verpflichtet.

Wildbad Gastein, 21. August 1892.

Oskar F. Walzel.

Gedichte.

Erste Abteilung.

Der Dichter.

Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin.

Goethe.

5. „Goethe." — „Torquato Tasso". Erster Aufzug. Dritter Auftritt. Vers 388 ff.
D. Nat.-Litt. 90, 146.

1. Der Dichter.

1. Aus der Beeringsstraße
im Sommer 1816.

Die Lieder, die mir unter Schmerz und Lust
Aus jugendlichem Busen sich befreit,
Nachklangen wohl, ich bin es mir bewußt,
In derer Herzen, denen sie geweiht;
Sei still, mein Herz, und trage den Verlust,
Sie klangen, sie verhallten in der Zeit;
Mein Lieben und mein Leben sind verhallt
Mit meinen Liedern, um mich ist es kalt.

Das Leben hat, der Tod hat mich beraubt,
Es fallen Freunde, sterben von mir ab,
Es senkt sich tief und tiefer schon mein Haupt,
Ich setze träumend weiter meinen Stab
Und wanke, müder, als wohl mancher glaubt,
Entgegen meinem Ziele, meinem Grab.
Es giebt des Kornes wenig, viel der Spreu:
Ich pflückte Blumen, sammelte nur Heu.

Das that ich sonst, das thu' ich annoch heute,
Ich pflücke Blumen, und ich sammle Heu;
Botanisieren nennen das die Leute,
Und anders es zu nennen, trag' ich Scheu;

„Der Dichter." „Aus der Beeringsstraße im Sommer 1816." — „Der Gesellschafter" herausgeg. v. F. W. Gubitz. Berlin 1818, 2. Januar, S. 3. „Aus einem Gedichte an ***, Behringsstraße im Sommer 1816." — Ursprünglich an Hitzig gerichtet; dieser hat es mit dem Datum „Behringsstraße" in den Reisebriefen Chamissos mitgeteilt (Werke 6^2, 51 f.). Dem Abdrucke im „Gesellschafter" ist folgende Notiz beigefügt: „Adelbert v. Chamisso, Botaniker bei der Entdeckungsreise um die Welt, die der vom Grafen Romanzoff ausgerüstete Rurik, unter dem Kapitän v. Kotzebue, macht. Den zahlreichen Freunden des Dichters wird es erfreulich sein zu hören; daß nach Briefen von ihm, aus San Francisco in Neu-Kalifornien vom Oktober 1816, die unser Mitbürger, der Kriminalrat Hitzig erhalten hat, er wohl und heiter war, und in der lebendigen Hoffnung einer glücklichen Rückkehr zum Herbste 1818. Der Herausgeber." — 16. „Heu," Chamissos Lieblingsausdruck für seine botanischen Sammlungen, vgl. Werke 5^2, 391. 6^2, 157. 166. 203. 206.

So schweift das Menschenkind nach trockner Beute
Das Leben und die Welt hindurch, die Reu'
Ereilet ihn, und, wie er rückwärts schaut,
Der Abend sinkt, das Haar ist schon ergraut.

So, Bruder, schaudert's mich auf irrer Bahn,
Wann düstre Nebel ruh'n auf trübem Meer;
Beeis'te Felsen ruf' ich liebend an,
Die kalten Massen wiederhallen leer;
Ich bin in Sprach' und Leben ja der Mann,
Der jede Silbe wäget falsch und schwer;
Ich kehre heim, so wie ich ausgegangen,
Ein Kind, vom greisen Alter schon umfangen.

Wann erst der Palme luft'ge Krone wieder
In tiefer Bläue schlankgetragen ruht,
Aus heit'rer Höh' die mächt'ge Sonne nieder
Zur wonn'gen Erde schaut in reiner Glut,
Dann schmiegen sich durchwärmt die starren Glieder,
Und minder schwer zum Herzen fließt das Blut,
Dann möchten auch die düstern Träume weichen,
Und ich die Hand dir sonder Klage reichen.

2. Bei der Rückkehr.

Swinemünde im Oktober 1818.

Heimkehret fernher, aus den fremden Landen
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;

21. „schweift," geht, Hitzig und Gesell. — 22. „hindurch," entlang, H. u. G. — 23. „Ereilet ihn und wie er," hinkt hinten nach und so man, H.; hinkt . . . so man nur, G. — 25—32 fehlt, G. — 25. „schaudert's mich auf irrer Bahn," sieht es Deinen Bruder an, H. — 27. „ruf' ich," ruft er, H. — 29. „Ich bin . . . Leben," In Sprach' und Leben ist er, H. — 31 f. Er kehret Dir zurück, der sonst er war, Nur älter, immer doch ein Kind, ein Narr, H. — 33. „Wann," wenn, G. — 39 f. Dann wird die Macht das Düstre auch wohl brechen, Und ich mit Dir aus milden Träumen sprechen, H.; So kann die Macht das Düstre . . . sprechen, G. — „Bei der Rückkehr," Gedichte 1831, S. 6. Im Briefe an Hitzig aus Swinemünde v. 17. Oktober 1818 (Werke 6^3, 72 f.); citiert am Schlusse des „Tagebuchs" der Reise um die Welt (Hempel 3, 245). Vgl. den Anfang eines unvollendeten Briefes an einen Freund (Werke 6, 278): „Ich habe Dir aus dem halszuschnürenden Rußland zu schreiben nicht vermocht. Hier aus Swinemünde wo ich gleichsam zwischen meiner Vergangenheit und Zukunft schwebend erhalten werde, bis sich der Wind legt, ich meine Güter löschen kann und meine Reise nach Berlin fortsetzen, will ich, Guter, mich an Dich wenden und Dir ein fröhliches „Glück auf!" zurufen. Ich, lieber Freund, bin der ich war, in der Erscheinung wie in der Wesenheit, und stehe nur auf so vielen Beinen da, als mir nach dem Linné'schen Systeme zukommen, unschlüssig, ob ich Wurzel fassen, oder mich schnell zu einer neuen selbständigen Fahrt rüsten soll. Denn das Moos wächst mir auf dem Kopfe und ich bin alt geworden, ich weiß nicht wie."

Er legt von sich den Stab und kniet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Thränen.
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

3. Berlin.

Im Jahr 1831.

Du, meine liebe deutsche Heimat, hast,
Warum ich bat, und mehr noch mir gegeben;
Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
Die eig'ne traute Hütte sich erheben,
Und der bescheid'ne kleine Raum umfaßt
Ein neuerwachtes heitres, reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen. —

Du siehst mich zweifelnd halb und halb erschrocken
Mit feuchten Augen an, mein gutes Kind;
Laß nicht den Schein in Irrtum dich verlocken,
Es ist ja nur des Abends kühler Wind,
Des Mondes bleicher Schein auf meinen Locken,
Die fast wie Silber anzusehen sind;
Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen üpp'gen Blumenkränzen mußt,
Mit Rosen du beschatten ihren Glanz;
Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust,
Und windet um die Stirne sich der Kranz,
Und wieget sich mein Haupt an deiner Brust,
Und wird der Traum zur Wirklichkeit so ganz,
Erblühet zum Gesang mein heimlich Weinen,
Und alle meine Lieder sind die deinen.

47. „Wann" — wenn, H. „Berlin. Im Jahr 1831." — Gedichte 1831, S. 7.

Ja! Lieder, neue Lieder will ich singen;
Du, meine Muse, lauschest unverwandt,
Und wenn die Weisen dir zum Herzen dringen,
Drückst leise du belohnend mir die Hand;
Laß ungestraft um uns die Kinder springen,
Vielleicht, daß sie der Geist der Lieder bannt;
Kein Zwang: es würden mich die armen dauern,
Sie dürfen nicht um unsre Freude trauern.

Und, liebes Kind, laß Thür' und Fenster offen;
Erworben hab' ich mir der Freunde viele,
Und habe derer manche schon getroffen,
Die Freude hatten an dem heitern Spiele;
Willkommen sei, wer lauschen will: mein Hoffen
Wär' eben, daß es vielen wohlgefiele;
Wem aber unsre Lieder nicht gefallen,
Der stört uns nicht, der wird vorüber wallen.

Lieder

und

lyrisch-epische Gedichte.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Uhland.

6. „Uhland," das bekannte Citat aus dem Gedichte „Freie Kunst"; vgl. „Zur Einleitung d. d. Musenalmanachs" Str. 7 und „Nachhall" V. 59.

1. Frauen-Liebe und Leben.

1.

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her,
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein;
Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein.

2.

Er, der herrlichste von allen,
Wie so milde, wie so gut!
Holde Lippen, klares Auge,
Heller Sinn und fester Mut.

So wie dort in blauer Tiefe,
Hell und herrlich, jener Stern,
Also er an meinem Himmel,
Hell und herrlich, hoch und fern.

„Frauen-Liebe und Leben." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1831" S. 73.
Komponiert von Schumann, Opus 42, 1—8.

Wandle, wandle deine Bahnen;
Nur betrachten deinen Schein,
Nur in Demut ihn betrachten,
Selig nur und traurig sein!

Höre nicht mein stilles Beten,
Deinem Glücke nur geweiht;
Darfst mich niedre Magd nicht kennen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Nur die Würdigste von allen
Soll beglücken deine Wahl,
Und ich will die Hohe segnen,
Segnen viele tausend Mal.

Will mich freuen dann und weinen,
Selig, selig bin ich dann;
Sollte mir das Herz auch brechen,
Brich, o Herz, was liegt daran.

3.

Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' er doch unter allen
Mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig dein —
Mir war's — ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so sein.

O, laß im Traume mich sterben,
Gewieget an seiner Brust,
Den seligsten Tod mich schlürfen
In Thränen unendlicher Lust.

4.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich, verloren
Im öden, unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Da hast du mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Wert.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

5.

Helft mir, ihr Schwestern,
Freundlich mich schmücken,
Dient der Glücklichen heute mir.
Windet geschäftig
Mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrte Zier.

Als ich befriedigt,
Freudiges Herzens
Dem Geliebten im Arme lag,
Immer noch rief er,
Sehnsucht im Herzen,
Ungeduldig den heut'gen Tag.

Helft mir, ihr Schwestern,
Helft mir verscheuchen
Eine thörichte Bangigkeit,

Daß ich mit klarem
Aug' ihn empfange,
Ihn, die Quelle der Freudigkeit.

Bist, mein Geliebter,
Du mir erschienen,
Giebst du, Sonne, mir deinen Schein?
Laß mich in Andacht,
Laß mich in Demut
Mich verneigen dem Herren mein

Streuet ihm, Schwestern,
Streuet ihm Blumen,
Bringt ihm knospende Rosen dar.
Aber euch, Schwestern,
Grüß' ich mit Wehmut,
Freudig scheidend aus eurer Schar.

6.

Süßer Freund, du blickest
Mich verwundert an,
Kannst es nicht begreifen,
Wie ich weinen kann;
Laß der feuchten Perlen
Ungewohnte Zier
Freudenhell erzittern
In den Wimpern mir.

Wie so bang mein Busen,
Wie so wonnevoll!
Wüßt' ich nur mit Worten,
Wie ich's sagen soll;
Komm und birg dein Antlitz
Hier an meiner Brust,
Will in's Ohr dir flüstern
Alle meine Lust.

Hab' ob manchen Zeichen
Mutter schon gefragt,
Hat die gute Mutter
Alles mir gesagt,

Hat mich unterwiesen,
Wie, nach allem Schein,
Bald für eine Wiege
Muß gesorget sein.

Weißt du nun die Thränen,
Die ich weinen kann,
Sollst du nicht sie sehen,
Du geliebter Mann;
Bleib an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur dich drücken mag.

Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;
Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht,
Und daraus dein Bildnis
Mir entgegen lacht.

7.

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück,
Ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung giebt;

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

O, wie bedaur' ich doch den Mann,
Der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schaueſt mich an und lächelſt dazu,
Du lieber, lieber Engel, du!

An meinem Herzen, an meiner Bruſt,
Du meine Wonne, du meine Luſt!

8.

Nun haſt du mir den erſten Schmerz gethan,
Der aber traf.
Du ſchläfſt, du harter, unbarmherz'ger Mann,
Den Todesſchlaf.

Es blicket die Verlaſſ'ne vor ſich hin,
Die Welt iſt leer.
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
Nicht lebend mehr.

Ich zieh' mich in mein Innres ſtill zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich dich und mein vergangnes Glück,
Du meine Welt!

9.

Traum der eignen Tage,
Die nun ferne ſind,
Tochter meiner Tochter,
Du mein ſüßes Kind,
Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins friſche Leben
Meinen Segensſpruch.

Siehſt mich grau von Haaren,
Abgezehrt und bleich,
Bin, wie du, geweſen
Jung und wonnereich,
Liebte, wie du liebeſt,
Ward, wie du, auch Braut,
Und auch du wirſt altern,
So wie ich ergraut.

Laß die Zeit im Fluge
Wandeln fort und fort,
Nur beständig wahre
Deines Busens Hort;
Hab' ich's einst gesprochen,
Nehm' ich's nicht zurück:
Glück ist nur die Liebe,
Liebe nur ist Glück.

Als ich, den ich liebte,
In das Grab gelegt,
Hab' ich meine Liebe
Treu in mir gehegt;
War mein Herz gebrochen,
Blieb mir fest der Mut,
Und des Alters Asche
Wahrt die heil'ge Glut.

Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins frische Leben
Meinen Segensspruch:
Muß das Herz dir brechen,
Bleibe fest dein Mut,
Sei der Schmerz der Liebe
Dann dein höchstes Gut.

2. Küssen will ich, ich will küssen.

Freund, noch einen Kuß mir gieb,
Einen Kuß von deinem Munde,
Ach! ich habe dich so lieb!
Freund, noch einen Kuß mir gieb.
Werden möcht' ich sonst zum Dieb,
Wär'st du karg in dieser Stunde;
Freund, noch einen Kuß mir gieb,
Einen Kuß von deinem Munde.

„Küssen will ich, ich will küssen." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1831," S. 191.

Küssen ist ein süßes Spiel,
Meinst du nicht, mein süßes Leben?
Nimmer ward es noch zu viel,
Küssen ist ein süßes Spiel.
Küsse, sonder Zahl und Ziel,
Geben, nehmen, wiedergeben,
Küssen ist ein süßes Spiel,
Meinst du nicht, mein süßes Leben?

Giebst du einen Kuß mir nur,
Tausend geb' ich dir für einen.
Ach, wie schnelle läuft die Uhr,
Giebst du einen Kuß mir nur.
Ich verlange keinen Schwur,
Wenn es treu die Lippen meinen,
Giebst du einen Kuß mir nur,
Tausend geb' ich dir für einen.

Flüchtig, eilig wie der Wind
Ist die Zeit, wann wir uns küssen.
Stunden, wo wir selig sind,
Flüchtig, eilig wie der Wind!
Scheiden schon, ach, so geschwind!
O, wie werd' ich weinen müssen!
Flüchtig, eilig wie der Wind
Ist die Zeit, wann wir uns küssen.

Muß es denn geschieden sein,
Noch nur einen Kuß zum Scheiden!
Scheiden, meiden, welche Pein!
Muß es denn geschieden sein?
Lebe wohl und denke mein,
Mein in Freuden und in Leiden;
Muß es denn geschieden sein,
Noch nur einen Kuß zum Scheiden!

3. Thränen.

1.

Was ist's, o Vater, was ich verbrach?
Du brichst mir das Herz und fragst nicht darnach.

Ich hab' ihm entsagt nach deinem Befehl,
Doch nicht ihn vergessen, ich hab' es nicht Hehl.

Noch lebt er in mir, ich selbst bin tot,
Und über mich schaltet dein strenges Gebot.

Wann Herz und Wille gebrochen sind,
Bittet um eins noch dein armes Kind.

Wann bald mein müdes Auge sich schließt,
Und Thränen vielleicht das deine vergießt;

An der Kirchwand dort, beim Hollunderstrauch,
Wo die Mutter liegt, da lege mich auch.

2.

Ich habe, bevor der Morgen
Im Osten noch gegraut,
Am Fenster zitternd geharret
Und dort hinaus geschaut.

Und in der Mittagsstunde,
Da hab' ich bitter geweint,
Und habe doch im Herzen:
Er kommt wohl noch, gemeint.

Die Nacht, die Nacht ist kommen,
Vor der ich mich gescheut;
Nun ist der Tag verloren,
Auf den ich mich gefreut.

3.

Nicht der Tau und nicht der Regen
Dringen, Mutter, in dein Grab,
Thränen sind es,
Thränen deines armen Kindes
Rinnen heiß zu dir hinab.

„Thränen," Gedichte 1831. S. 25. Vgl. den Nachtrag.

Und ich grabe, grabe, grabe;
Von den Nägeln springt das Blut,
Ach! mit Schmerzen,
Mit zerriss'nem, blut'gem Herzen
Bring' ich dir hinab mein Gut.

Meinen Ring, sollst mir ihn wahren,
Gute Mutter, liebevoll;
Ach! sie sagen,
Daß ich einen andern tragen,
Weg den meinen werfen soll.

Ring, mein Ring, du teures Kleinod!
Muß es denn geschieden sein?
Ach! ich werde
Bald dich suchen in der Erde,
Und du wirst dann wieder mein.

4.

Denke, denke, mein Geliebter,
Meiner alten Lieb' und Treue,
Denke, wie aus freud'gem Herzen,
Sonder Harm und sonder Reue,
Frei das Wort ich dir gegeben,
Dich zu lieben, dir zu leben —
Suche dir ein and'res Lieb!

Ach! er kam, besah die Felder
Und das Haus, der Mutter Erbe,
Sprach und feilschte mit dem Vater,
Der befahl gestreng und herbe. —
Eitel war das Wort gesprochen,
Herz und Treue sind gebrochen —
Suche dir ein and'res Lieb!

Und der Priester mit dem Munde
Sprach den Segen unverdrossen,
Unerhöret, einem Bunde,
Der im Himmel nicht geschlossen. —
Zieh' von hinnen! zieh' von hinnen!
And'res Glück dir zu gewinnen,
Suche dir ein and'res Lieb!

5.

Die, deren Schoß geboren,
In Wonn' und Luſt verloren,
Ihr Kind in Armen hält,
Sie giebt dir Preis und Ehren
Und weint des Dankes Zähren
Dir, Vater aller Welt.

Und, welcher du verneinet
Des Leibes Segen, weinet
Und grämt und härmet ſich,
Sie hebt zu dir die Arme
Und betet: Ach! erbarme,
Erbarme meiner dich!

Ich Ärmſte nur von allen,
In Schuld und Schmach gefallen,
Bin elend grenzenlos;
Ich bete: — Weh mir! — mache,
Aus Mitleid oder Rache,
Unfruchtbar meinen Schoß.

6.

Ich hab' ihn im Schlafe zu ſehen gemeint,
Noch ſträubt vor Entſetzen mein Haar ſich empor,
O, hätt' ich doch ſchlaflos die Nacht durchweint,
Wie manche der Nächte zuvor.

Ich ſah ihn verſtört, zerriſſen und bleich,
Wie er in den Sand zu ſchreiben ſchien.
Er ſchrieb unſ're Namen, ich kannt' es gleich,
Da hab' ich wohl laut geſchrien.

Er fuhr zuſammen, vom Schrei erſchreckt,
Und blickte mich an, verſtummt wie das Grab;
Ich hielt ihm die Arme entgegengeſtreckt,
Und er — er wandte ſich ab.

7.

Wie ſo bleich ich geworden bin?
Was willſt du fragen?
Freue, freue dich immerhin,
Ich will nicht klagen.

Hast das Haus und die Felder auch,
Und hast den Garten,
Laß mich unter'm Hollunderstrauch
Den Platz erwarten.

Tief das Plätzchen und lang und breit
Nur wen'ge Schuhe,
Leg' ich dort mich zu guter Zeit
Und halte Ruhe.

— — —

4. Die Blinde.

1.

Es hat die Zeit gegeben,
Wo hinaus mein Auge mich trug,
Zu folgen im tiefen Lichtmeer
Der flüchtigen Wolken Zug;

Zu streifen über die Ebne
Nach jenem verschwindenden Saum,
Mich unbegrenzt zu verlieren
Im lichten, unendlichen Raum.

Die Zeit ist abgeflossen,
Leb wohl, du heiterer Schein!
Es schließet die Nacht der Blindheit
In engere Schranken mich ein.

O trauert nicht, ihr Schwestern,
Daß ich dem Licht erstarb;
Ihr wißt nur, was ich verloren,
Ihr wißt nicht, was ich erwarb.

Ich bin aus irren Fernen
In mich zurücke gekehrt,
Die Welt in des Busens Tiefe
Ist wohl die verlorene wert.

„Die Blinde." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1834," S. 117.

Was außen tönet, das steiget
Herein in mein Heiligtum;
Und was die Brust mir beweget,
Das ist mein Eigentum.

2.

Wie hat mir Einer Stimme Klang geklungen
Im tiefsten Innern
Und zaubermächtig alsobald verschlungen
All mein Erinnern!

Wie einer, den der Sonne Schild geblendet,
Umschwebt von Farben,
Ihr Bild nur sieht, wohin das Aug' er wendet,
Und Flammengarben:

So hört' ich diese Stimme übertönen
Die lieben alle,
Und nun vernehm' ich heimlich nur ihr Dröhnen
Im Wiederhalle.

Mein Herz ist taub geworden! wehe, wehe!
Mein Hort versunken!
Ich habe mich verloren, und ich gehe
Wie schlafestrunken.

3.

Jammernd sinn' ich und sinn' immer das Eine nur:
Wonneselig die Hand, welche beseelet, sanft
Gleitend über sein Antlitz,
Dürft' ihm Form und Gestalt verleihn!

Armes, armes Gehör, welches von ferne nur
Du zu schlürfen den Ton einzig vermagst, ins Herz
Ihn nachhallend zu leiten,
Ob nachhallend, doch wesenlos!

4.

Stolz, mein Stolz, wohin gekommen!
Bin ein armes, armes Kind,
Deren Augen, ausgeglommen,
Nur zu weinen tauglich sind.

Lesen kann ich in den seinen
Nicht das heimlich tiefe Wort;
Meine schweigen, aber weinen,
Weinen, weinen fort und fort.

Ja, wir sind getrennt! In Scherzen
Und in Freuden wandelst du,
Über mich und meine Schmerzen
Schlägt die Nacht die Flügel zu.

5.

Wie trag' ich's doch, zu leben
Nur mir und meiner Pein?
Dem Liebsten sollt' ich dienen,
Da wollt' ich selig sein!

Ich wollt' ein treuer Page
Um den Gebieter steh'n,
Bereit zu jeder Botschaft
Und jeden Gang zu geh'n.

Ich kenne jede Windung
Der Straßen, jedes Haus
Und jeden Stein am Wege,
Und weiche jedem aus.

Wie freudig zitternd trüg' ich
Ihm nachts die Fackel vor,
Die freud'ge Lust ihm spendend,
Die selber ich verlor!

O, traurig ist's im Dunkeln,
Ich weiß es nur zu sehr!
Licht wollt' ich, Licht verbreiten
Um seine Schritte her.

Ihn sollte stets erfreuen
Das allerfreu'nde Licht;
Sein Anblick sollte jeden
Erfreuen, mich nur nicht.

Und sollte da mich treffen
Der Menschen Spott und Hohn,
Ich seh' es nicht, und hört' ich's,
Auch das ertrüg' ich schon.

6.

Du mein Schmerz und meine Wonne,
Meiner Blindheit and're Sonne,
Holde Stimme, bist verhallt.
Meine Nacht hüllt sich in Schweigen,
Ach, so schaurig, ach, so eigen,
Alles öd' und leer und kalt!

Leise welken, mich entfärben
Seht ihr Schwestern mich und sterben,
Und ihr fragt und forscht und klagt;
Laßt das Forschen, laßt das Fragen,
Laßt das Klagen, seht mich tragen
Selbst mein Schicksal unverzagt.

Hingeschwunden ist mein Wähnen,
Ohne Thränen, ohne Sehnen
Welk' ich meinem Grabe zu;
Nichts dem Leben bin ich schuldig,
Stumm, geduldig trag' ich, duld' ich,
Schon im Herzen Todesruh'.

---

5. Lebens-Lieder und Bilder.

1. Der Knabe.

Gehört vom Lindwurm habt ihr oft,
Ihr meine Spielgesellen,
Nun wird es wahr, was ich gehofft,
Den Drachen werd' ich fällen.
Er liegt gekrümmt am dunklen Ort
Im kleinen Schrank am Spiegel dort,
Da hat er seine Höhle.

„Lebens-Lieder und Bilder." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1832," S. 21. Vgl. den Nachtrag.

Ihr seid die beiden Doggen traut,
Die ich zum Kampfe brauche,
Ich treib' euch an, ihr heulet laut
Und packt ihn unterm Bauche.
Ich geh' mit Schwert und Schild voran,
Mit Helm und Panzer angethan,
Und schrei' ihn aus dem Schlafe.

Hervor, hervor! Du Höllenbrut!
Da, seht den grimmen Drachen!
Hu! wie er Feuer speit und Blut
Aus weit gesperrtem Rachen!
Wir kamen unbedachtsam nicht
Zu diesem Strauß, thut eure Pflicht,
Ihr meine guten Doggen.

Und schnappt er gierig erst nach mir,
Ich werd' ihn listig fassen,
Die aufgehäuften Bücher hier
Sind schwere Felsenmassen;
In seinen Rachen werf' ich sie,
Du Untier, erst verschlucke die,
Bevor du mich kannst beißen.

Die Schlacht beginnt, wohl aufgepaßt!
Wir wollen Gutes hoffen;
Er denkt: er hält mich schon gefaßt,
Sein weites Maul ist offen, —
Der dicke Scheller fliegt hinein,
Die andern folgen, groß und klein,
Der Bröder und der Buttmann.

O Buttmann! o, was thust du mir,
Du dummer, zum Verderben!
Du triffst den Spiegel, nicht das Tier,
Da liegen, ach, die Scherben!

33. „Der dicke Scheller," gemeint ist J. J. G. Schellers (1735—1803) „Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexikon" (Leipzig 1792, II); im folgenden bezieht sich Chamisso auf Ch. G. Bröders (1744—1819) „Kleine lateinische Grammatik" (Leipzig 1795) und Ph. K. Buttmanns (1764—1829) „Griechische Schulgrammatik" (Berlin 1816), durchaus die beliebtesten Schulwerke für den Gymnasialunterricht der Zeit.

Der dumme Spiegel nur ist schuld,
Und tragen soll ich in Geduld
Deshalb noch viele Schläge.

Das Glück hat feindlich sich erprobt;
Getrost, ihr Spielgesellen!
Ich werde, wenn der Meister tobt,
Mich selbst für alle stellen.
Er schlage mich nach Herzenslust,
Daß er es kann, ist mir bewußt,
Doch wird es so nicht dauern.

Ich bin auf immer nicht ein Kind,
Es wird das Blatt sich wenden;
Die durch die Rute mächtig sind,
Die Ruten werden enden.
Ich hab' als Kind den Schwur gethan,
Und bin ich erst erwachs'ner Mann,
Dann weh' den Rutenführern!

2. Das Mädchen.

Mutter, Mutter! meine Puppe
Hab' ich in den Schlaf gewiegt,
Gute Mutter, komm und siehe,
Wie so englisch sie da liegt.

Vater wies mich ab und sagte:
Geh, du bist ein dummes Kind;
Du nur, Mutter, kannst begreifen,
Welche meine Freuden sind.

Wie du mit den kleinen Kindern,
Will ich alles mit ihr thun,
Und sie soll in ihrer Wiege
Neben meinem Bette ruhn.

Schläft sie, werd' ich von ihr träumen,
Schreit sie auf, erwach' ich gleich, —
Meine himmlisch gute Mutter,
O, wie bin ich doch so reich!

3. Er.

Möchte doch einer die Fäuste sich nagen!
Also zu jung! nicht stark noch genug!
Hören muß ich die Trommel schlagen,
Sehen die andern Waffen tragen,
Fernab ziehen, verschwinden den Zug.

Hören muß ich und ruhig kauern,
Schelten der Fremden Übermut;
Sehen die Mutter beten und trauern,
Aber, gefangen in diesen Mauern,
Kühlen am Tacitus meine Wut.

Ziehet, ihr glücklichen, fröhlichen Fechter,
Sorget, daß ihr vom Joch uns befreit;
Aber bestellt mich vertrauend zum Wächter
Über die künftigen Schergengeschlechter,
Einst auch kommen wird meine Zeit.

4. Sie.

Mutter, Mutter! unsre Schwalben —
Sieh doch selber, Mutter, sieh!
Junge haben sie bekommen,
Und die Alten füttern sie.

Als die lieben kleinen Schwalben
Wundervoll ihr Nest gebaut,
Hab' ich stundenlang am Fenster
Heimlich sinnend zugeschaut;

Und wie erst sie eingerichtet
Und bewohnt das kleine Haus,
Haben sie nach mir geschauet
Gar verständig klug hinaus.

Ja, es schien, sie hätten gerne
Manches heimlich mir erzählt,
Und es habe sie betrübet,
Was zur Rede noch gefehlt.

Also hab' ich, liebe Schwalben,
Unverdrossen euch belauscht,
Und ihr habt mit euren Rätseln
Wunderseltsam mich berauscht;

Jetzt erst, jetzt hat das Geheimnis,
Das ihr meinet, sich enthüllt,
Eure heimlich süße Hoffnung
Hat sich freudig euch erfüllt.

Sieh doch hin! die beiden Alten
Bringen ihnen Nahrung dar.
Giebt es Süßeres auf Erden
Als ein solches Schwalbenpaar!

5. Er.

Kraft der Erde, Licht der Sonne,
Schäumt der edle Wein;
Laßt, ihr Brüder, ernst und heilig
Unsre Stimmung sein!

Heute nicht dem Rausch der Freude,
Nicht der eitlen Lust,
Nein, dem Gotte soll er gelten
Tief in unsrer Brust.

Gleich dem Weine warm und kräftig,
Lauter, rein und klar,
Bringen wir das volle Leben
Ihm zum Opfer dar.

Schmach der Feigheit! Krieg der Lüge!
Allem Schlechten Krieg!
Herrlich für die Freiheit sterben,
Herrlicher der Sieg!

Wir für Menschenrecht und Würde
Kämpen allzumal,
Weihen den gefall'nen Helden
Funkelnd den Pokal.

6. Sie.

Rose, Rose, Knospe gestern
Schliefst du noch in moos'ger Hülle,
Heute prangst in Schönheitsfülle
Du vor allen deinen Schwestern.
Träumtest du wohl über Nacht
Von den Wundern, die geschahen,
Von des holden Frühlings Nahen
Und des jungen Tages Pracht?

7. Er.

Ich hab' in den Klüften des Berges gehaust
Gar manche schaurige Nacht,
Und wann in den Föhren der Sturm gesaust,
Recht wild in den Sturm gelacht.

Da, wo die Spur sich des Menschen verlor,
Ward's erst mir im Busen leicht;
Ich bin geklommen auf Gipfel empor,
Die sonst nur der Adler erreicht.

Das Land, vom luftigen Horst geschaut,
Lag unten, von Wolken verdeckt;
Da schallte mein Lied gar grimmig und laut, —
Das Lied — hat schier mich erschreckt.

Und nieder trieb mich die grausige Lust
Am Strom der Wildnis entlang;
Ihn überschrie aus bewegter Brust
Mein seltsam brausender Sang.

Der Strom vertobt in ein friedliches Thal,
Dort liegt ein einsames Haus —
Ein Rosengarten — ein Gartensaal —
Es schaut wohl jemand heraus.

Und wie ich schweifend vorübergewallt
Am Hag, wo die Rosen sind,
Sind alle die schaurigen Lieder verhallt,
Ich ward so ein sanftes Kind!

8. Sie.

Ich muß den Zweig, den bösen Rosenzweig
Verklagen.
Er bat so sanft, wie sollt' ich den ihm gleich
Versagen?

Doch war's, daß ich ihn selbst zum Strauch geführt,
Nicht weise,
Wo seine Hand die meinige berührt
So leise.

Und als er zögernd aus dem Garten war
Gegangen,
Stand zitternd ich, als hätt' ich Böses gar
Begangen.

O, hätt' ich seiner holden Rede nicht
Gelauschet!
Mich nicht an seines Auges klarem Licht
Berauschet!

Nun trag' ich unabläßig, schreckhaft, bang,
Mit Schmerzen,
Das Licht des Auges und der Stimme Klang
Im Herzen.

9. Er.

Ein Rosenzweig dich schmücken?
Du Wilder, wie will sich's schicken?
Was hast du mit Rosen gemein? —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Zwei Knospen am Zweig und die Rose
Entscheiden nun meine Lose,
Die Dreie, die mein' ich allein. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Die Rose, die zarte, blühet,
Die Liebe blühet und glühet,
Das fühl' ich im Herzen mein. —

Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Noch Knospen im grünen Laube,
Die Hoffnung und der Glaube,
Sie müssen zur Blüte gedeih'n. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Ich pflanz' ihn in meinen Garten,
Den Zweig, und seiner zu warten,
Dem will ich ernst mich weih'n. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Ich seh' ihn im freudigen Traume
Erwachsen zum starken Baume,
Mein Obdach soll er sein. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Und hat der Traum mich betrogen,
Verdorrend der Zweig mich belogen,
Mag alles dann Lüge sein;
Dann steht kein Stern am Himmel,
Kein Stern giebt der Liebe den Schein.

10. Sie.

Hör' ich seine Stimme wieder?
Weh mir, weh mir! welche Lieder!
Ach! was hab' ich ihm gethan?
Mitleid sollt' er an mir üben,
Aber nur mich zu betrüben,
Sinnt der schonungslose Mann.

Vor den Liedern sollt' ich fliehen,
Mich verbergen, mich entziehen
Der bezaubernden Gewalt —
Aber lauschen muß ich, lauschen,
Gierig, schmerzlich mich berauschen,
Bis der letzte Ton verhallt.

Schweigt es, hallt in mir die Weise
Nach, gar unbegriff'ner Weise,
Traurig mild und schaurig wild —
Und die Träume! Wehe, wehe!
Wann ich leuchtend vor mir sehe
Wundersam sein hohes Bild.

11. Er.

Am Rosenhag im Thal, am Quell der Linden,
Da haben meine Lieder oft gerauscht;
Sie hofften glaubig Wiederhall zu finden;
Hast, Wiederhall, den Liedern du gelauscht,
Und ahnungsvoll gebebt bei ihrem Klange? —
Lange!

Geahnet hättest du, daß ich dich meinte,
Und dich in Schmerz und Lust mit mir vereint?
Und hättest bald, wann ich verzagend weinte,
Betrübet und verzagend auch geweint?
Und bald gehofft, wann ich ermutigt hoffte? —
Ofte!

Du kennst das unbegriff'ne bange Sehnen,
Den Widerstreit in der bewegten Brust?
Den Hochgesang der Freuden und die Thränen,
Den liebgehegten Schmerz, die herbe Lust?
Der Hoffnung Honigseim, des Zweifels Galle? —
Alle!

Wohlan! Ich werde gehn, mein Haus zu bauen;
Sei fest, wie ich es bin, gedenke mein.
Den dreien Sternen will ich fest vertrauen,
Die dort der Liebe geben ihren Schein;
Und wirst auch du vertrauen ihrem Schimmer? —
Immer!

So lebe wohl, du Seele meiner Lieder,
Und nur auf kurze Zeit verstumme du,
Gar bald erweckt dich meine Stimme wieder,
Dann rufen wir es laut einander zu,
Was ungesagt verschwiegen nicht geblieben, —
Lieben!

12. Sie.

So still das Thal geworden! — ach! die Lieder,
Seitdem er fortgezogen, sind verhallt;
Und sorglos wandl' ich, aber trauernd, wieder
Am Quell der Linden, wo sie sonst geschallt.

Der Winter schleicht heran, die Bäume zeigen
Die Äste schon vom falben Schmuck beraubt,
Mein Rosenbaum wird bald die Krone neigen,
Vom Reife schwer und schimmernd neu belaubt.

Und auch auf meinen Wangen, hör' ich sagen,
Entfärben sich die Rosen, sie sind bleich;
Und mir ist wohl, ich habe nicht zu klagen,
Ich bin in der Erinnerung so reich!

Er hat, der Morgensonne gleich, dem Traume
Dem nächtlichen, der Kindheit mich entrückt;
Er schreite vor im lichterfüllten Raume,
Es sinkt mein Blick geblendet und entzückt.

Ich werde nicht, einfält'ges Kind, begehren,
Daß mir die Sonne nur gehören soll;
Mag flammend mich ihr mächt'ger Strahl verzehren,
Ich segne sie und sterbe freudenvoll.

13. Er.

Wie stürmte der Knab' in das Leben,
So feindlich schroff und ergrimmt! —
Ein Blick in dein klares Auge,
Ein Blick in den reinen Himmel,
Wie friedsam ward er gestimmt!

Er liegt, der Wilde, besänftigt,
Gelassen, besonnen und mild,
Zu deinen Füßen gebändigt,
Und hebet zitternd die Hände
Zu dir, du friedliches Bild!

Ich habe mir einen Garten
Bestellt nach allem Fleiß;
Da seh' ich die Rosen erblühen,
Sich härmen und still verglühen,
Von denen die Herrin nicht weiß.

Ich hab' ein Haus mir erbauet,
Begründet es dauerhaft;
Das seh' ich so düster trauern,
Weil nicht in den öden Mauern
Die segnende Hausfrau schafft.

Ich habe von reinem Golde
Bestellt mir einen Ring,
Den Ring . . . ich zittre verstummend —
Den Ring, du Reine, du Holde,
Nimm an den goldenen Ring.

Den Gartenhag und die Rosen,
Das Haus, des Ringes Zier,
Mein Herz und meinen Frieden,
Mein Leben und mein Lieben,
Die leg' ich zu Füßen dir.

14. Sie.

Mein güt'ger Herr, du willst herab dich lassen
Beseligend zu deiner armen Magd!
Mir hat die Sonne deiner Huld getagt!
Ich kann es nicht ermessen, nicht erfassen.

Du sollst nicht wirre Träume neu beleben,
Mein innres Herz nicht rufen an das Licht,
Laß ab, du täuschest dich, du kennst mich nicht,
Ich habe nichts als Liebe dir zu geben.

Laß ab, du Vielgeliebter, von der Armen,
Die schon der Liebe Schmerz um dich beglückt;
Sie heißt dich flieh'n, und fest und fester drückt
Sie wonnetrunken dich in ihren Armen.

15. Er.

Wie klang aus deinem Munde
Das Ja so wunderbar?
Ich bin nun Zwei geworden,
Der ich so einsam war.

Sie.

Wie klang es aus deinem Munde
Beseligend meinem Ohr?
Ich habe Ruhe gefunden,
Da ich in dir mich verlor.

Er.

Mein Kind, mein Weib, mein Liebchen,
Mein süßes Eigentum,
Du meines Laubes Blume,
Du meine Freude, mein Ruhm!

Sie.

Dein Kind, dein Weib, dein Liebchen
Und deine Magd und dein!
Mein teurer Herr, mein Gebieter,
Du Vielgeliebter mein!

Er.

Wie anders ergeht in die Zukunft
Sich nun der Gedanken Flug!
Nun gilt es, stark zu erhalten,
Beharrlich, besonnen und klug.

Sie.

Vergessen aller Zeiten
An deiner lieben Brust!
Der Gegenwart genießen
In süßer, himmlischer Lust!

Beide.

Wirf, segenreicher Vater,
Den Blick auf die Kinder dein,
Und laß ihre fromme Liebe
Ein Dankgebet dir sein!

16. Sie.

Du schlummerst, feiner Knabe,
Du meiner Freuden Kind,
So sanft in meinen Armen,
Die deine Welt noch sind.

Nun wachst du auf, du lächelst,
Ich blicke wonnereich
In deines Vaters Augen
Und in mein Himmelreich.

Laß schwelgend mich genießen
Der süßen, kurzen Frist,
Wo noch an meinem Herzen
Du ganz der Meine bist.

Es will sich bald nicht passen,
Es treibt und dehnt sich aus,
Es wird dem lock'gen Knaben
Zu klein das Mutterhaus.

Es stürmt der Mann in's Leben,
Er bricht sich seine Bahn;
Mit Lieb' und Haß gerüstet,
Strebt kämpfend er hinan.

Und der verarmten Mutter
Ist nun Entsagung Pflicht;
Sie folgt ihm mit dem Herzen,
Ihr Aug' erreicht ihn nicht.

O Liebling meines Herzens,
Mein Segen über dich!
Sei gleich nur deinem Vater,
Das andre findet sich.

17. Er.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt gar eigene Träume
Und singt und wieget dich ein.

Es eilt die Zeit so leise,
Gewaltig und geschwind,
Aus enger Wiege steiget
Hervor das muntere Kind.

Das Kind wird still und stiller,
Es drängt an die Mutter sich;
Wie blühet heran die Jungfrau
Bewußtlos so minniglich!

Ein Himmel, welcher Tiefe!
Ihr Auge so blau und klar!
Wie bist du gleich geworden
Der Mutter, die dich gebar!

Nun übertauen Perlen
Des hellen Blickes Glanz,
Nun will der Zweig der Myrte
Sich biegen zum bräutlichen Kranz.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt von deiner Mutter
Und singt und wieget dich ein.

18. Sie.

Du liebst mich wohl, ich zweifle nicht daran,
Und lebte nicht, wenn mir ein Zweifel bliebe;
Doch liebst du mich, du lieber böser Mann,
Nicht so, wie ich dich liebe.

Geteilten Herzens, halb, und halb wohl kaum,
Wann eben Zeit und Ort es also geben;
Du aber bist mein Wachen und mein Traum,
Mein ganzes Sein, mein Leben.

Du kennst nicht deiner süßen Stimme Macht,
Wenn du dich liebeflüsternd zu mir neigest;
Ein armes Wort, das schon mich selig macht,
Du sprichst es nicht, du schweigest.

Noch winde dich aus meinem Arm nicht fort,
Laß lesen mich aus deinen lieben Augen
Und von dem kargen Lippenpaar das Wort,
Das ungesproch'ne, saugen.

19. Er.

Ich werde nicht mit dir, du Süße, rechten; —
Dich lieben, so wie du mich liebest? nein.
Aus Rosen laß den Siegerkranz dir flechten,
Der Liebe Preis ist dein.

Die Lieb' umfaßt des Weibes volles Leben,
Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich;
Die sich in Demut liebend hingegeben,
Sie dient und herrscht zugleich.

Gekehrt nach außen ist des Mannes Trachten,
Und bildend in die Zukunft strebt die That;
Als Pflegling muß die Liebe den betrachten,
Dem segnend sie sich naht.

So hab' ich dir im allgemeinen Bilde,
Beglückende, dein eigenes gezeigt,
Dein Bild, vor dem der Ungefüge, Wilde
Sich sanft gebunden neigt.

O, lasse mich in deinen lieben Armen
Vergessen dieser Zeiten düstern Schein,
An deiner lieben, treuen Brust erwarmen
Und reich und glücklich sein.

20. Sie

Es wallt das Gewölk herüber,
Verhüllt, verfinstert meinen Stern.
Es faltet sich trüb und trüber
Die Stirne meines teuern Herrn.

Zu dir erhebet die Hände,
Erbarmer, die gebeugte Magd;
Du schaffe des Grames Ende,
Der meinem Herrn am Herzen nagt.

Wo nicht sie vermag zu heilen,
Vertraut die Liebe dir allein;
Befiehl dem Gewölk, sich zu teilen,
Gieb meinem Stern du seinen Schein.

21. Er.

Sei stark, du meine Männin, reiche mir
Und weihe, sie berührend, meine Waffen;
Nicht thöricht gilt's, die Welt mehr umzuschaffen;
Sei stark! für Recht und Ordnung kämpfen wir.

Bricht selbstverschuldet Unheil auf ein Land,
Und krächzet mahnend links am Weg der Rabe,
Wird ihm verderblich seine Sehergabe,
Ihm giebt des Unheils Schuld der Unverstand.

Es hob sich wider mich der Thoren Zunft,
Sie stürmten auf mich ein, mich zu zerreißen;
Ich, Rabe, schrie: die schwangre Zeit will kreißen! —
Nun bebt die Welt bei ihrer Niederkunft.

Das haben ja die Kinder schon gewußt,
Und jene haben doch das Wort gesprochen;
Nun ist der Tag des Blutes angebrochen;
Mit Erz umgürte sich jedwede Brust.

Wir ziehen trauernd in die Männerschlacht,
Und über Trümmer kämpfen wir und Leichen.
Fluch über sie, die uns den Ölzweig reichen
Verschmähend sah'n und Krieg uns zugebracht!

Fluch über sie! denn losgerissen stürzt
Anwachsend die Lawin' und schafft Verderben.
Für Recht und Ordnung gilt's annoch zu sterben —
Wer weiß, wie morgen sich der Knoten schürzt?

In Zwietracht auf erkämpftem Boden mag
Sich leicht die Schar zerspalten der Genossen;
Die heut um mich den Heldenkreis geschlossen,
Sind Feinde mir vielleicht am nächsten Tag.

Ich werde stehen, wo ich soll und darf,
Und fallen, muß es sein, wo Edle starben,
Für Recht und Ordnung wehen meine Farben,
Für Recht und Ordnung ist der Tod nicht scharf.

Ich deck' euch kämpfend mit dem eig'nen Leib;
Umarme mich noch einmal, laß das Weinen,
Bring her mir meine beiden armen Kleinen,
Und nun — — Leb' wohl, du vielgeliebtes Weib!

22. Sie.

Bestreut mit Eichenlaub die Bahre dort — —
O meine Kinder! so wird hergetragen,
Der unser Vater war und unser Hort;
Sein Herz hat ausgeschlagen.

Heb' auf das Tuch, du bist sein einz'ger Sohn;
Dem Sohne wird die Wunde dieses Helden,
Was Mannestugend sei, und was ihr Lohn,
Gar unvergeßlich melden.

Des Namens Erbe, den er sich erwarb,
Sollst trachten du dereinst nach gleichem Adel
Und sterben, muß es sein, so wie er starb,
Stets ohne Furcht und Tadel.

Du, Auge meiner Freude, fielest zu,
Dich, süßer Mund, erschließet nicht mein Sehnen; —
Ja, weine, meine Tochter, weine du,
Ich habe keine Thränen.

---

6. Die Braut.

Wie wohlgefällig hat auf mir
Des teuern Vaters Auge geruht!
Wie sprach der stumme Blick doch schier:
Bist meine Lust, ich bin dir gut.

„Die Braut." A. v. Chamissos Werke 3³, 51.

Wie hat die Mutter früh und spat
Für mich sich bemühet so liebereich!
Und was sie geschäftig auch alles that,
Wie war ihr Segen auf mir zugleich.

Wie sehen die lieben Schwestern mich
So trauernd scheiden aus ihrer Zahl,
Die, feuchten Auges, heute für dich
Mich noch geschmückt zum letztenmal!

Wie glücklich war ich im Mutterhaus!
Wie haben alle mich doch geliebt!
Und dir, Geliebter, folg' ich hinaus,
Dich hab' ich mehr als alle geliebt.

Ich werde, Geliebter, dir unterthan
Und werde dir dienen in treuer Pflicht.
Was ich verlassen, was ich gethan
Für dich, du Guter, vergiß es nicht.

7. Der Klapperstorch.

1.

Was klappert im Hause so laut? horch, horch!
Ich glaub', ich glaube, das ist der Storch.

Das war der Storch. Seid, Kinder, nur still
Und hört, was gern ich erzählen euch will.

Er hat euch gebracht ein Brüderlein
Und hat gebissen Mutter in's Bein.

Sie liegt nun krank, doch freudig dabei,
Sie meint, der Schmerz zu ertragen sei.

Das Brüderlein hat euer gedacht
Und Zuckerwerk die Menge gebracht;

20. „Vergiß," so schreibe ich trotz Palm 5³, XII.*); ich finde seine Änderung „vergißt" undurchführbar. — „Der Klapperstorch." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1834". S. 123. Anläßlich der Geburt des vierten Sohnes geschrieben (Werke 6³, 126).
9. „euer — eurer, MA.

Doch nur von den süßen Sachen erhält,
Wer artig ist und still sich verhält.

2.

Und als das Kind geboren war,
Sie mußten der Mutter es zeigen;
Da ward ihr Auge voll Thränen so klar,
Es strahlte so wonnig, so eigen.
Gern litt ich und werde, mein süßes Licht,
Viel Schmerzen um dich noch erleben.
Ach! lebt von Schmerzen die Liebe nicht,
Und nicht von Liebe das Leben?

3.

Der Vater kam, der Vater frug nach seinem Jungen,
Und weil der Knabe so geweint,
So hat ihm auch der Alte gleich ein Lied gesungen,
Wie er's im Herzen treu gemeint.
Als so ich schrie, wie du nun schreist, die Zeiten waren
Nicht so, wie sie geworden sind;
Geduld, Geduld! und kommst du erst zu meinen Jahren,
So wird es wieder anders, Kind!
Da legten sie, mit gläub'gem Sinn, zu mir, dem Knaben,
Des Vaters Wappenschild und Schwert;
Mein Erbe war's, und hatte noch, und sollte haben
Auf alle Zeiten guten Wert.
Ich bin ergraut, die alte Zeit ist abgelaufen,
Mein Erb' ist worden eitel Rauch.
Ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen,
Und du, mein Sohn, das wirst du auch.

---

8. Die kleine Lise am Brunnen.

(Frei nach dem Dänischen von Andersen.)

In den Grund des Brunnens schaut
Lischen gar gedankenvoll;
Was hier dieser Brunnen soll,
Hat die Mutter ihr vertraut.

„Die kleine Lise am Brunnen." A. v. Chamissos Werke (1836) 5, 56.

„Meine Schwester sagte zwar,
Daß der Storch die Kinder bringt;
Wie verständig es auch klingt,
Ist es aber doch nicht wahr.

Nein, das macht sie mir nicht weis.
Mutter, wie ich sie gefragt,
Hat es anders mir gesagt,
Mutter, die es besser weiß.

Aus dem Brunnen holt bei Nacht
Sie die weise Frau allein,
Die hat jüngst das Brüderlein
Aus dem Brunnen uns gebracht.

Vor fünf Jahren schlief ich auch
Hier im Brunnen, wundersam,
Bis sie mich zu holen kam
Nach dem hergebrachten Brauch.

Könnt' ich nur die Kleinen sehn!
Ach, ich säh' sie gar zu gern!
Doch sie schlafen tief und fern,
Keines läßt sich heut erspähn.

Wüßt' ich, wie die Frau es macht,
Holt' ich eines mir geschwind.
So ein himmlisch kleines Kind,
Ei, das wär' auch eine Pracht!

O, was gäb' ich nicht darum!
Seit es durch den Sinn mir fährt,
Bist mir gar nichts, gar nichts wert,
Garst'ge Puppe, stumm und dumm!"

9. Die Klage der Nonne.

(Deutsch nach dem Chinesischen.)

Ich muß in diesen Mauern in Abgeschiedenheit
Versäumen und vertrauern die schöne Jugendzeit.
Sie haben ja zur Nonne mich eingemauert arg
Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.

„Die Klage der Nonne." A. v. Chamissos Werke (1836), 5, 58. Das Gedicht reiht sich den freien Phantasien Rückerts über Lacharmes lateinische Übersetzung der „Schi-king" an, die 1833 zu Altona erschienen sind.

Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
Vergieb mir, du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei,
Vergieb mir und vergieb auch in deiner reichen Huld
Den Blinden, den Bethörten, die an dem Unheil schuld.

Hier senkt die hohe Wölbung sich schwer auf mich herab,
Und drängen sich die Wände zu einem engen Grab;
Mein Leib nur ist gefangen, es hält die dumpfe Gruft
Mein Sinnen nicht, das schweifet hinaus nach freier Luft.

Mich zieht die Sehnsucht schmerzlich in die erhellte Welt,
Wo Liebe sich mit Liebe zu froher Lust gesellt;
Die Freundinnen mir waren, sie lieben, sind geliebt,
Und nur für mich auf Erden es keine Liebe giebt.

Ich seh' sie, ihre Männer, ihr häuslich stilles Glück,
Umringt von muntern Kindern, — es ruft mich laut zurück
In Gottes Welt, ich weine und weine hoffnungslos;
Ward doch auch mir verheißen des Weibs gemeinsam Los!

Ich hätte nicht den Reichsten, den Schönsten nicht begehrt,
Nur einen, der mich liebe, der meiner Liebe wert;
Ja, keine Prunkgemächer, nur ein bescheidnes Haus,
Er ruhte sich am Abend vom Tagwerk bei mir aus.

Ich könnt' im ersten Jahre in stolzer Mutterlust
Ein Kind, wohl einen Knaben, schon drücken an die Brust;
Da würden manche Sorgen und Schmerzen mir zuteil,
Ist doch das Glück auf Erden um hohen Preis nur feil.

Ich wollt' an seiner Wiege so treu ihm dienstbar sein;
Ihn pflegte ja die Liebe, was sollt' er nicht gedeihn?
Du lächelst, streckst die Händchen, du meine süße Zier!
O Vater! sieh den Jungen, fürwahr er langt nach dir!

Ich müßte bald verschmerzen, was meine Freude war,
Ich müßt' ihn ja entwöhnen wohl schon im nächsten Jahr;
Du blickst, mein armer Junge, verlangend nach mir hin,
Du weinst, — ich möchte weinen, daß ich so grausam bin.

Er wächst, er kreucht, er richtet an Stühlen sich empor,
Verläßt die Stütze, schreitet selbständ'ge Schritte vor;
Er fällt; du armer Junge, verliere nicht den Mut,
Ein Hauch von deiner Mutter macht alles wieder gut.

Und wie die ersten Laute er schon vernehmlich lallt:
Mama, Papa, ihr Klang mir im Herzen wiederhallt!
Und wie ihn reich und reicher die Sprache schon vergnügt,
Und seltsam noch die Worte er an einander fügt!

Er wird schon groß, wir schaffen ein Wiegenpferd ihm an,
Er tummelt es und peitscht es, ein kühner Reitersmann. —
Ei! kletterst du schon wieder? Du ungezog'ner Wicht!
Er lacht, er kommt, er küßt mich, und zürnen kann ich nicht.

Er muß in seinen Jahren bald in die Schule gehn,
Muß lesen, schreiben lernen: das wirst du, Vater, sehn,
So wild er ist, wir lösen — ja, er wird fleißig sein, —
Noch manchen roten Zettel von ihm mit Naschwerk ein.

Und wenn von roter Farbe nicht alle Zettel sind,
Sollst, Vater, so nicht schelten, er ist ja noch ein Kind,
Er wird noch, unsre Freude und unser Ruhm zugleich,
Einst hochgelahrt gepriesen im ganzen röm'schen Reich.

Und Jahr' um Jahre fliehen in ungehemmtem Lauf,
Er aber durch die Klassen arbeitet sich hinauf,
Er wird zur hohen Schule entlassen, er erreicht
Gewiß ein gutes Zeugnis, das beste? — ja! — vielleicht!

Und wann er uns besuchet, — o Gott! ich seh' ihn schon
Mit seinem schwarzen Schnurrbart, den echten Musensohn. —
Die Ferien sind zu Ende, Ade! muß wieder hin,
Ich komme nun nicht früher, als bis ich fertig bin.

Ein Brief! ein Brief! lies, Vater; — Dein Sohn hat ausstudiert,
Sie haben ihn zum Doktor mit hohem Lob kreirt,
Mit nächster Post, so schreibt er, ja, morgen trifft er ein;
Hol', Mutter, aus dem Keller die letzte Flasche Wein!

Das Posthorn hör' ich schallen! — Ach nein! zu meinem Ohr
Dringt dumpf nur das Geläute, das ruft mich in das Chor;
Sie haben ja zur Nonne mich eingemauert arg
Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.

Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
Vergieb mir, du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei,
Vergieb mir und vergieb auch in deiner reichen Huld
Den Blinden, den Bethörten, die an dem Unheil schuld!

10. Die drei Schwestern.

Wir sind drei Schwestern, mit dem Leid vertraut,
Vom Alter minder als vom Gram ergraut,
Zu trauern wohl gewohnt und zu verzichten.
Und jede meint, der herbste sei ihr Schmerz;
Tritt her, der Dichter kennt das Menschenherz,
Dein Amt ist, zwischen uns den Zwist zu schlichten.

Vernimm zuerst das Leid, das mich betraf.
Ich rang erwachend mit der Kindheit Schlaf,
Die Knospe schwoll, ich fühlt' ein heimlich Regen.
Vom Hauch der Liebe brach die Blüt' hervor,
Mich zog ein Mann, ein Held zu sich empor,
Es trat das volle Leben mir entgegen.

Und mit der Myrte harrt ich' schon geschmückt
Des Freunds, in dem erschrocken und entzückt
Ich selber mich verloren und gefunden.
Die Hochzeitkerzen warfen ihren Schein —
Da trugen seine Leiche sie herein,
Sein Herzblut floß aus sieben tiefen Wunden.

Das Gräßliche, was da ich überlebt,
Das ist das Bild, das ewig vor mir schwebt,
Das Bild, das Tag und Nacht mich macht erschauern.
Ich lebe nicht, dem Tod gehör' ich an
Und kann nicht sterben! O, daß ich's nicht kann!
Wie lange soll noch diese Marter dauern!?

Die zweite nahm hierauf das Wort und sprach:
Des Blutes ist das Bild und nicht der Schmach,
Das diese wachend stets und schlafend träumet.
Mich hat ein gleicher Hauch hervorgelockt,
Gejammert hab' ich, habe frohgelockt,
Der Kelch der Liebe hat auch mir geschäumet.

Der Lichtschein schwand von des Geliebten Haupt,
Ich sah ihn selbstisch, feig, von Glanz beraubt,
Und dennoch, weh mir! mußt' ich noch ihn lieben.

„Die drei Schwestern." Musenalmanach f. d. J. 1839. S. 27.

Er floh. — Ob ihm gesellt die Schande bleibt,
Ob irrer Wahnsinn durch die Welt ihn treibt,
Ich weiß es nicht — mir ist der Schmerz geblieben.

Die dritte nahm hierauf das Wort und sprach:
Du sinnest zwischen beiden schwankend nach
Und zweifelst noch, für welche zu entscheiden.
Geliebet und gelebt, ein menschlich Los:
Nahm auch das Unglück sie in seinen Schoß,
Sie beide säugend mit der Milch der Leiden.

Ich weiß in kurze Rede wohl genug
Des Leids zu fassen, deinen Urteilsspruch
Sollst, Schiedesrichter, du nicht übereilen.
Vernimm denn, was das beff're Recht mir giebt, —
Vier Worte nur: ich wurde nie geliebt —
Du wirst des Leides Palme mir erteilen.

11. Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

„Die alte Waschfrau." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1835." S. 162

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heit'rer Mut geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand.
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

12. Zweites Lied von der alten Waschfrau.

Es hat euch anzuhören wohl behagt,
Was ich von meiner Waschfrau euch gesagt;
Ihr habt's für eine Fabel wohl gehalten?
Fürwahr, mir selbst erscheint sie fabelhaft;
Der Tod hat längst sie alle hingerafft,
Die jung zugleich gewesen mit der Alten.

Dies werdende Geschlecht, es kennt sie nicht
Und geht an ihr vorüber ohne Pflicht
Und ohne Lust, sich ihrer zu erbarmen.
Sie steht allein. Der Arbeit zu gewohnt,
Hat sie, so lang' es ging, sich nicht geschont;
Jetzt aber, wehe der vergess'nen Armen!

Jetzt drückt darnieder sie der Jahre Last,
Noch emsig thätig, doch entkräftet fast,
Gesteht sie's ein: „So kann's nicht lange währen.
Mag's werden, wie's der liebe Gott bestimmt;
Wenn er nicht gnädig bald mich zu sich nimmt, —
Nicht schafft's die Hand mehr, — muß er mich ernähren."

So lang' sie rüstig noch beim Waschtrog stand,
War für den Dürft'gen offen ihre Hand;
Da mochte sie nicht rechnen und nicht sparen.
Sie dachte bloß: „Ich weiß, wie Hunger thut." —
Vor eure Füße leg' ich meinen Hut,
Sie selber ist im Betteln unerfahren.

Ihr Frau'n und Herrn, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb' euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
Denn wohl vor allem, was man Güter heißt,
Sind's diese beiden, die man billig preist;
Ein hohes Alter und ein rein Gewissen.

„Zweites Lied von der alten Waschfrau." „Musenalmanach f. d. J. 1839." S. 38. Mit dem Zusatz: „(Siehe Deutsch. Musenalm. 1835)". Mit Bezug auf dieses Gedicht schreibt Chamisso d. 4. Juni 1838 an Diotima: „Wenn ich mich selber nicht reich schreiben kann, so kann ich doch andere reich machen. Il fait des souverains et dédaigne de l'être. — Beikommendes Blatt hat bei 150 Rthlr. eingebracht, ein schönes Honorar für 30 Zeilen." (Werke 6^2, 204.)

13. Heimweh.

O, laßt mich schlafen! o, ruft mich
In die Gegenwart nicht zurück!
Mißgönnt ihr dem kranken Mädchen
Den Traum, den Schatten von Glück?

Was sprecht ihr mir zu? Vergebens!
Mein Herz verstehet euch nicht
Bin fremd in eurem Lande;
Hier schmerzt mich das Tageslicht.

Hier dehnt sich das flache Gefilde
So unabsehbar und leer,
Darüber legt sich der Himmel
So freud- und farblos und schwer.

Es sieht mein müdes Auge,
Umflort von bitterm Tau,
Nur blasse Nebelgestalten,
Verschwindende, grau in grau.

Es rauschen fremde Klänge
Vorüber an meinem Ohr,
Es zählet die innere Stimme
Nur Schmerzen und Schmerzen mir vor.

Der Schlaf nur bringt allnächtlich
Vor Tagesgedanken mir Ruh',
Es trägt mich der Traum mitleidig
Der lieben Heimat zu.

Und meine Berge erheben
Die schneeigen Häupter zumal
Und tauchen in dunkele Bläue
Und glühen im Morgenstrahl

Und lauschen über den Hochwald,
Der schirmend die Gletscher umspannt,
In unser Thal herüber
Und schauen mich an so bekannt.

„Heimweh." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1838." S. 314.

Der Gießbach schäumet und brauset
Und stürzt in die Schlucht sich hinab;
Von drüben erschallt das Alphorn, —
Das ist der Hirtenknab!

Aus unserm Hause tret' ich,
Dem zierlich gefügten, herfür;
Die Eltern haben's gebauet,*)
Die Namen steh'n über der Thür;

Und unter den Namen stehet
Der Spruch: Gott segne das Haus
Und segne, die frommen Gemütes
Darin geh'n ein und aus.

Ich bin hinausgegangen — —
Weh' mir, daß ich es that!
Ich bin nun eine Waise,
Die keine Heimat hat.

O, laßt mich schlafen, o, ruft mich
In die Gegenwart nicht zurück!
Mißgönnt nicht dem kranken Mädchen
Den Traum, den Schatten von Glück!

14. Der erste Schnee.

Der leise schleichend euch umsponnen
Mit argem Trug, eh' ihr's gedacht,
Seht, seht den Unhold! über Nacht
Hat er sich andern Rat ersonnen.
Seht, seht den Schneemantel wallen!
Das ist des Winters Herrscherkleid;
Die Larve läßt der Grimme fallen; —
Nun wißt ihr doch, woran ihr seid.

Er hat der Furcht euch überhoben,
Lebt auf zur Hoffnung und seid stark!
Schon zehrt der Lenz an seinem Mark,
Geduld! und mag der Wütrich toben.

*) Eigentlich „gebauen", welche Lesart ich die Schweizer und die, welche die Schweiz kennen, in den Text aufzunehmen bitte.

„Der erste Schnee." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1838." S. 317.

Geduld! schon ruft der Lenz die Sonne,
Bald weben sie ein Blumenkleid,
Die Erde träumet neue Wonne, —
Dann aber träum' ich neues Leid!

15. Frühling.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Die Sonne bescheinet die blumige Au',
Der Wind beweget das Laub.
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut.
Und ist es kein Staub nicht, was sollt' es denn sein?
Mir ist wie den Vögeln zu Mut.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

16. Geh' du nur hin!

Ich war auch jung und bin jetzt alt,
Der Tag ist heiß, der Abend kalt,
Geh' du nur hin, geh' du nur hin
Und schlag' dir solches aus dem Sinn.

Du steigst hinauf, ich steig' hinab,
Wer geht im Schritt, wer geht im Trab?
Sind dir die Blumen eben recht,
Sind doch sechs Bretter auch nicht schlecht.

„Frühling." Gedichte 1831. S. 32. — 15. „Ich habe schon wieder ... gedacht." Citiert von Chamisso Werke 6³, 132. — „Geh' du nur hin." Gedichte 1831. S. 33. Vgl. das Gedicht „Geh du nur hin, ich hab mein Teil" in „Des Knaben Wunderhorn" 1, 381. Ausg. 1819.

17. Was soll ich sagen?

Mein Aug' ist trüb', mein Mund ist stumm,
Du heißest mich reden, es sei darum.

Dein Aug' ist klar, dein Mund ist rot,
Und was du nur wünschest, das ist ein Gebot.

Mein Haar ist grau, mein Herz ist wund,
Du bist so jung und bist so gesund.

Du heißest mich reden und machst mir's so schwer,
Ich seh' dich so an und zitt're so sehr.

18. Morgentau.

Wir wollten mit Kosen und Lieben
Genießen der köstlichen Nacht.
Wo sind doch die Stunden geblieben?
Es ist ja der Hahn schon erwacht.

Die Sonne, die bringt viel Leiden,
Es weinet die scheidende Nacht;
Ich also muß weinen und scheiden,
Es ist ja die Welt schon erwacht.

Ich wollt', es gäb' keine Sonne,
Als eben dein Auge so klar,
Wir weilten in Tag und in Wonne,
Und schliefe die Welt immerdar.

19. Zur Antwort.

Dir ist sonst der Mund verschlossen,
Du antwortest mir ja kaum,
Nur zu Liedern süßen Klanges
Öffnest du ihn, wie im Traum.
Könnt' ich auch so dichten, würden
Hübsch auch meine Lieder sein,
Sänge nur, wie ich dich liebe,
Sänge nur: ganz bin ich dein.

„Was soll ich sagen?" Gedichte 1831. S. 34. Im Zusammenhange der übrigen Gedichte an Antonie aus dem poetischen Hausbuche Chamissos mitgeteilt von Hitzig (Werke 6^2, 87; vgl. Hempel 1, 521 ff.), komponiert von Schumann op. 27, 3. — 4 „ein Gebot" — mir Gebot, Hausbuch. — „Morgentau." Gedichte 1831. S. 35. — „Zur Antwort." Gedichte 1831. S 36. Das Gedicht ist als Antwort auf eine durch das Gedicht „An Antonie" (Werke 6^2, 91) veranlaßte Äußerung gedacht. Vgl. Werke 6^1, 86.*)

Ich kann dir in's Antlitz schauen,
Heiter, wie das Kind in's Licht;
Ich kann lieben, kosen, küssen,
Aber dichten kann ich nicht.
Könnt' ich auch so dichten, würden
Hübsch auch meine Lieder sein,
Sänge nur, wie ich dich liebe,
Sänge nur: ganz bin ich dein.

20. Zur Unzeit.

Ich wollte, wie gerne, dich herzen,
Dich wiegen in meinem Arm,
Dich drücken an meinem Herzen,
Dich hegen so traut und so warm.

Man verscheuchet mit Rauch die Fliegen,
Mit Verdrießlichkeit wohl den Mann;
Und wollt' ich an dich mich schmiegen,
Ich thäte nicht weise daran.

Wohl zieht vom strengen Norden
Ein trübes Gewölk herauf,
Ich bin ganz stille geworden,
Ich schlage die Augen nicht auf.

21. Auf der Wanderschaft.

1.

Wohl wandert' ich aus in trauriger Stund',
Es weinte die Liebe so sehr.
Der Fuß ist mir lahm, die Schulter mir wund,
Das Herz, das ist mir so schwer.

Was singt ihr, ihr Vögel, im Morgenlicht?
Ihr wißt nicht, wie Scheiden thut!
Es drücken euch Sorgen und Schuhe nicht;
Ihr Vögel, ihr habt es gut!

„Zur Unzeit." Gedichte 1831. S. 37. — „Auf der Wanderschaft." Gedichte 1831. S. 38. Nr. 1 ist einem Briefe an die Gattin Antonie angeschlossen, den Chamisso Anfang Juni 1823 auf einer Fußreise nach Greifswald aus Prenzlow an sie gerichtet hatte. „Ich hatte von der Hitze gelitten, mein Pack war mir sehr fatal, mein Überrock, meine Stiefel dazu", schreibt er (Werke 6³, 91 f.).

2.

Der Regen strömt, die Sonne scheint,
Es geht bergauf, es geht bergab, —
Ich denke sie, die mich nur meint,
Sie, die mir ihre Treue gab.

Was gehst du suchend durch das Land,
Du Müder mit ergrautem Bart? —
Ich suche nicht, was ich schon fand,
Ich suche nicht, was mir schon ward.

Ich bin noch frisch, ich bin noch jung,
Die Welt ist kalt und ohne Lust,
Ich hab' daheim der Freude genung,
Es wird mir warm an ihrer Brust.

3.

Noch hallt nur aus der Ferne
Ein frisches Liedchen von mir.
Der Vater eilt zu dem Kinde,
Der Geliebte, mein Feinlieb, zu dir.

Er küßt dich auf die Stirne,
Er küßt dich auf den Mund;
Nun sie zu dir ihn tragen,
Sind ihm die Füße nicht wund.

22. Gern und gerner.

Der Gang war schwer, der Tag war rauh,
Kalt weht' es und stürmisch aus Norden;
Es trieft mein Haar vom Abendtau,
Fast wär' ich müde geworden.

Laß blinken den roten, den süßen Wein!
Es mag der alte Zecher
Sich gerne sonnen im roten Schein,
Sich gerne wärmen am Becher,

21. Eine ältere Form bietet der Brief an Antonie (Werke 6', 97):
„Es grüßt Dich aus der Ferne
Noch nur dies Streifchen Papier.
Bald ist, mein Kind, Dein Vater,
Süß Lieb, Dein Geliebter, bei Dir."
Str. 2 ist unverändert geblieben. — „Gern und gerner." Gedichte 1831. S. 40.

Und gerner sich sonnen in trüber Stund'
Am Klarblick deiner Augen,
Und gerner vom roten, vom süßen Mund
Durchwärmende Flammen saugen.

Reichst mir den Mund, mir den Pokal,
Mir Jugendlust des Lebens;
Laß tosen und toben die Stürme zumal,
Sie mühen um mich sich vergebens.

---

23. Im Herbst.

Niedrig schleicht blaß hin die entnervte Sonne,
Herbstlich goldgelb färbt sich das Laub, es trauert
Rings das Feld schon nackt, und die Nebel ziehen
Über die Stoppeln.

Sieh, der Herbst schleicht her, und der arge Winter
Schleicht dem Herbst bald nach, es erstarrt das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!

Gute, schreckhaft siehst du mich an, erschrick nicht;
Sieh, das Haupthaar weiß, und des Auges Sehkraft
Abgestumpft; warm schlägt in der Brust das Herz zwar,
Aber es friert mich!

Naht der Unhold, laß mich ins Aug' ihm scharf sehn:
Wahrlich, Furcht nicht flößt er mir ein, er komme,
Nicht bewußtlos raff' er mich hin, ich will ihn
Sehen und kennen.

Laß den Wermutstrank mich, den letzten, schlürfen,
Nicht ein Leichnam längst, ein vergess'ner, schleichen,
Wo ich markvoll einst in den Boden Spuren
Habe getreten.

Ach! ein Blutstrahl quillt aus dem lieben Herzen:
Fasse Mut, bleib' stark! Es vernarbt die Wunde,
Rein und liebwert hegst du mein Bild im Herzen,
Nimmer vergänglich.

„Im Herbst." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1834." S. 125.

24. Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

„Das Schloß Boncourt." Gedichte 1831. S. 41; zuerst gedruckt in der 2. Aufl. des „Peter Schlemihl" (1827); vgl. über das Gedicht und über Chamissos prosaische und metrische Übersetzung ins Französische K. Fulda „Chamisso und seine Zeit", Leipzig 1881. S. 259 ff.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

25. Frühling und Herbst.

Fürwahr, der Frühling ist erwacht;
Den holden Liebling zu empfah'n,
Hat sich mit frischer Blumenpracht
Die junge Erde angethan.

Die muntern Vögel, lieberwärmt,
Begeh'n im grünen Hain ihr Fest.
Ein jeder singt, ein jeder schwärmt
Und bauet emsig sich sein Nest.

Und alles lebt und liebt und singt
Und preist den Frühling wunderbar,
Den Frühling, der die Freude bringt;
Ich aber bleibe stumm und starr.

Dir, Erde, gönn' ich deine Zier,
Euch, Sänger, gönn' ich eure Lust,
So gönnet meine Trauer mir,
Den tiefen Schmerz in meiner Brust.

Für mich ist Herbst; der Nebelwind
Durchwühlet kalt mein falbes Laub;
Die Äste mir zerschlagen sind,
Und meine Krone liegt im Staub.

26. Die drei Sonnen.

Es wallte so silbernen Scheines
Nicht immer mein lockiges Haar,
Es hat ja Zeiten gegeben,
Wo selber ich jung auch war.

„Frühling und Herbst." Gedichte 1831. S. 43. Vgl. Werke 6^3, 11^{1*}). — „Die drei Sonnen." Gedichte 1831. S. 45. Gemeint sind Hitzigs Schwiegermutter, Gattin und die Tochter Eugenie. Vgl. auch Werke 6^1, 113 f.

Und blick' ich dich an, o Mädchen,
So rosig und heiter und jung,
Da taucht aus vergangenen Zeiten
Herauf die Erinnerung.

Die Mutter von deiner Mutter —
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich staunte sie an wie die Sonne,
Geblendet von ihrem Licht.

Und einst durchbebte mit Wonne
Der Druck mich von ihrer Hand;
Sie neigte darauf sich dem andern,
Da zog ich ins fremde Land.

Spät kehrt' ich zurück in die Heimat,
Ein Müder, nach irrem Lauf;
Es stieg am heimischen Himmel
Die andere Sonne schon auf.

Ja, deine Mutter, o Mädchen, —
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich staunte sie an wie die Sonne,
Geblendet von ihrem Licht.

Sie reichte mir einst die Stirne
Zum Kusse, da zittert' ich sehr;
Sie neigte darauf sich dem andern,
Da zog ich über das Meer.

Ich habe verträumt und vertrauert
Mein Leben, ich bin ein Greis;
Heim kehr' ich, die dritte Sonne
Erleuchtet den Himmelskreis.

Du bist es, o Wonnereiche;
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich schaue dich an wie die Sonne,
Geblendet von deinem Licht.

Du reichst mir zum Kusse die Lippen,
Mitleidig mir wohlzuthun,
Und neigst dich dem andern; ich gehe
Bald unter die Erde, zu ruh'n.

27. Nacht und Winter.

Von des Nordes kaltem Wehen
Wird der Schnee dahergetrieben,
Der die dunkle Erde decket;

Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne,
Nur der Schnee im Dunkel schimmert.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Schaurig stöhnt er in die Stille;
Tief hat sich die Nacht gesenket.

Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
Ruhn mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Tief hat sich die Nacht gesenket.

Nicht der Freude Kränze zieren
Mir das Haupt im jungen Lenze
Und erheitern meine Stirne:

Denn am Morgen meines Lebens,
Liebend und begehrend Liebe,
Wandl' ich einsam in der Fremde,

Wo das Sehnen meiner Liebe,
Wo das heiße muß, verschmähet,
Tief im Herzen sich verschließen.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne.

Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
Ruhn mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.

„Nacht und Winter." Gedichte 1831. S. 48.

Leise hallen aus der Ferne
Töne, die den Tag verkünden. —
Wird der Tag denn sich erhellen?

Freudebringend dem Gefilde
Wird er strahlen, Nacht entschweben,
Herber Winter auch entfliehen,

Und des Jahres Kreis sich wenden,
Und der junge Lenz in Liebe
Nahen der verjüngten Erde.

Mir nur, mir nur ew'ger Winter,
Ew'ge Nacht und Schmerz und Thränen,
Kein Tag, keines Sternes Flimmer!

— — —

28. Blauer Himmel.

Heiter blick' ich, ohne Reue
In des Himmels reine Bläue,
Zu der Sterne lichtem Gold.
Ist der Himmel, ist die Freundschaft,
Ist die Liebe mir doch hold.
Laure, mein Schicksal, laure!

Keine Stürme, keine Schmerzen,
Heit're Ruh' im vollen Herzen,
Kann es aber anders sein?
Blauer Himmel, treue Freundschaft,
Reiche Liebe sind ja mein.
Laure, mein Schicksal, laure!

Hat das Schicksal arge Tücke,
Sieh, ich fürchte nichts vom Glücke,
Heiter bin ich wie die Luft.
Mein der Himmel, mein die Freundschaft,
Mein die Liebe bis zur Gruft.
Laure, mein Schicksal, laure!

„Blauer Himmel." Im Briefe an Hitzig aus Napoleon v. 10. Okt. 1810 (Werke 5^2, 315); Gedichte 1831 S. 51. An Hitzig schreibt er: „Siehe ein heiliges Siegel brech' ich auf und lege Dir, an kalter Erzählung Statt, einige warme Lieder ans Herz — alles aus meinem Schatze, zuerst ein ganz neues, es klingt gerade wie es mir heute zu Herzen ist; das ist aber nicht immer, mein Guter". — 3. In der Sterne funkelnd Gold, 1810. — 15. „Hat" — hatt', 1810.

29. Winter.

In den jungen Tagen
Hatt' ich frischen Mut,
In der Sonne Strahlen
War ich stark und gut.

Liebe, Lebenswogen,
Sterne, Blumenlust!
Wie so stark die Sehnen!
Wie so voll die Brust!

Und es ist zerronnen,
Was ein Traum nur war;
Winter ist gekommen,
Bleichend mir das Haar.

Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind,
Ach! verweht das Leben
Wie ein Nebelwind!

---

30. Abend.

Laß, Kind, laß meinen Weg mich ziehen,
Es wird schon spät, es wird schon kalt;
Es neiget sich der Tag zu Ende,
Und erst dort unten mach' ich Halt.

Wozu mir deine Lieder singen?
Sie treffen mich mit fremdem Klang. —
Wie war das Wort? War's Liebe? Liebe!
Vergessen hatt' ich es schon lang'.

Und doch, gedenk' ich ferner Zeiten,
Mich dünkt, es war ein süßes Wort.
Jetzt aber zieh' ich meiner Straße,
„Ein jeder kommt an seinen Ort."

„Winter." Im Briefe an Fouqué aus Napoleon vom 28. Febr. 1811 (Werke 5², 342); Gedichte 1831. S. 52. Nach dem Briefe an Rosa Maria (ed. 341) war es für den Kerner'schen Almanach bestimmt, in dem es sich nicht findet. — „Abend." Gedichte 1831. S. 53.

Hier windet sich mein Pfad nach unten,
Die müden Schritte schwanken sehr;
Mein frühes Feuer ist erloschen,
Das fühl' ich alle Stunden mehr.

31. Frisch gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben
In duftigem Grase geruht
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Mut
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wut,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

32. Es ist nur so der Lauf der Welt.

Mir ward als Kind im Mutterhaus,
Zu aller Zeit, tagein, tagaus,
Die Rute wohl gegeben.
Und als ich an zu wachsen fing
Und endlich in die Schule ging,
Erging es mir noch schlimmer.

Das Lesen war ein Hauptverdruß,
Ach! wer's nicht kann und dennoch muß,
Der lebt ein hartes Leben.

„Frisch gesungen." Gedichte 1831. S. 54. — „Es ist nur so der Lauf der Welt." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1831." S. 99.

So ward ich unter Schmerzen groß
Und hoffte nun ein beff'res Los,
Da ging es mir noch schlimmer.

Wie hat die Sorge mich gepackt!
Wie hab' ich mich um Geld geplackt!
Was hat's für Not gegeben!
Und als zu Geld ich kommen war,
Da führt' ein Weib mich zum Altar,
Da ging es mir noch schlimmer.

Ich hab's versucht und hab's verflucht,
Pantoffeldienst und Kinderzucht
Und das Gekreisch der Holden.
O, meiner Kindheit stilles Glück,
Wie wünsch' ich dich jetzt fromm zurück!
Die Rute war ja golden!

33. Geduld!

Als einst in Knabenjahren
Ich an zu kegeln fing,
Da hab' ich selbst erfahren,
Wie's jenem Kaiser ging.

Tunelli, weiland Kaiser
Vom Reich Aromata,
Großmächt'ger Fürst und weiser,
Wie noch ich keinen sah,

Du Jäger unverdrossen,
Du knalltest mannlich los,
Und hatt'st du nichts erschossen,
So lag's am Zielen bloß.

Ich aber schob wie keiner,
Das Zielen nur war schuld;
Von neunen fiel nicht einer —
Der Junge rief: Geduld!

„Geduld!" Taschenbuch f. d. J. 1831, der Liebe und Freundschaft gewidmet. S. 301. — 5. „Tunelli." „Das Leben des Kaisers Abraham Tonelli, eine Autobiographie in drei Abschnitten" hatte L. Tieck 1798 beschrieben.

Geduld! Geduld! — Indessen
Bin worden grau und alt,
Hab' Kegeln schier vergessen,
Der Ton noch immer schallt.

Geduld! Geduld! — Ihr Jungen,
Ihr sangt ein Lied mir vor,
Euch sangen's tausend Zungen
Vielstimmig nach im Chor.

Geduld! Geduld! — Die Weise,
Die stimm' ich selbst noch an:
Geduld auf später Reise,
Du müder, alter Mann!

34. Pech.

Wahrlich, aus mir hätte vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.

Hoher Ruhm war zu erwerben,
Wenn die Waffen ich erkor;
Mich den Kugeln preis zu geben,
War ich aber nicht der Thor.

Um der Musen Gunst zu buhlen,
War ich minder schon entfernt;
Ein Gelehrter wär' ich worden,
Hätt' ich lesen nur gelernt.

Bei den Frauen, sonder Zweifel,
Hätt' ich noch mein Glück gemacht,
Hätten sie mich allerorten
Nicht unmenschlich ausgelacht.

Wie zum reichen Mann geboren,
Hätt' ich diesen Stand erwählt,
Hätte nicht vor allen Dingen
Immer mir das Geld gefehlt.

„Pech." Taschenbuch für das Jahr 1831, der Liebe und Freundschaft gewidmet. S. 293.

Über einen Staat zu herrschen,
War vor allen ich der Mann,
Meine Gaben und Talente
Wiesen diesen Platz mir an.

König hätt' ich werden sollen,
Wo man über Fürsten klagt.
Doch mein Vater war ein Bürger,
Und das ist genug gesagt.

Wahrlich, aus mir hätte vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.

35. Mäßigung und Mäßigkeit.

Laßt das Wort uns geben heute,
Uns vom Trunke zu entwöhnen;
Ziemt sich's für gesetzte Leute,
Wüster Völlerei zu fröhnen?
Nein, es ziemt sich Sittsamkeit.
Gutes Beispiel will ich geben:
Mäßigung und Mäßigkeit! —
Stoßet an, sie sollen leben!
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Seht, ein Glas ist Gottes Gabe,
Und das zweite stimmt uns lyrisch;
Wenn ich gegen drei nichts habe,
Machen viele doch uns tierisch;
Trinket mehr nicht als genung!
Und mein Lied will ich euch singen:
Mäßigkeit und Mäßigung! —
Laß die vollen Gläser klingen! —
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

„Mäßigung und Mäßigkeit." Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1835. S. 134.

Seht den Trunkenbold in schrägen
Linien durch die Gassen wanken;
Kommt die Hausfrau ihm entgegen,
Hört sie keifen, hört sie zanken;
Das verdient Beherzigung.
Laßt uns an der Tugend haften:
Mäßigkeit und Mäßigung!
Pereant die Lasterhaften!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Was hast, Schlingel, du zu lachen?
Will das Lachen dir vertreiben;
Dich moralisch auch zu machen,
Dir die Ohren tüchtig reiben;
Pack dich fort bei guter Zeit!
Doch ich will mich nicht erbosen:
Mäßigung und Mäßigkeit! —
Eingeschenkt und angestoßen! —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Modus, ut nos docuere,
Sit in rebus, sumus rati;
Medium qui tenuere
Nominati sunt beati;
C'est le juste Milieu zur Zeit!
Ergo! Ergel! — deutsch gesprochen:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Frisch das Glas nur ausgestochen —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Nüchtern bin ich, — Wein her! Wein her! —
Immer nüchtern, — das versteht sich. —
Nur das Haus, der Boden, — Nein, Herr,
Nicht betrunken! — Wie doch dreht sich

Alles so um mich im Schwung?
Laß mich, Kellner, laß mich liegen!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Heute muß die Tugend siegen!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Noch ein Glas — so — noch ein Glas!

36. Tragische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: „Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan — "
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch —"
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

„Tragische Geschichte." „Moosrosen. Taschenbuch für 1826, herausgegeben von Wolfgang Menzel." Stuttgart. S. 395 f. Chamisso teilte das Gedicht dem Jugendfreunde de la Foye am 29. März 1822 mit und schrieb: „Wir haben zusammen Rekruten exerziert und Sonette gemacht. ... Nun ... ein kleines leichtes Lied und zwar ad vocem Rekruten. Es handelt vom Zopfe." (Werke 6^2, 148; vgl. auch Werke 6^1, 191.) Strophe 4 fehlt im Briefe; V. 14 steht für „es" beidemal „er", V. 17 für „Wort": „fort". — V. 1. „'s war," War, Moosrosen. — 11. „'s wird", wird, ebda. — 17. „zu nichts", zu nichts, ebda.

37. Nachtwächterlied.

Eteignons les lumières
Et rallumons le feu.
Béranger.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen:
Geht nach Haus und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
Gute, nicht gelehrte Leute;
Seid ihr einmal doch gelehrt,
Sorgt, daß keiner es erfährt.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden,
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut.
Lobt die Jesuiten!

Seid, ihr Herrn, es wird euch frommen,
Von den gutgesinnten Frommen;
Blase jeder, was er kann,
Lichter aus und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!

Feuer, ja, zu Gottes Ehren,
Um die Ketzer zu bekehren
Und die Philosophen auch,
Nach dem alten, guten Brauch.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, ihr seid geborgen,
Geht nach Haus, und ohne Sorgen
Schlaft die lange, liebe Nacht,
Denn wir halten gute Wacht.
Lobt die Jesuiten!

„Nachtwächterlied." Gedichte 1831. S. 63.

38. Josua.

Juchhei! das war ein Schlagen,
Ein Schlachten bei Gibeon;
Der Tag gebrach den Würgern,
Es neigte die Sonne sich schon.

Sprach Josua zur Sonne:
„Du, steh am Himmel fest!"
Sie stand, da gab er gemächlich
Den Überwund'nen den Rest.

Das war ein Tag der Frommen,
Wie nie ein and'rer getagt,
Wie nie ein and'rer wird tagen,
Das wird ausdrücklich gesagt.

Das war ein feines Kunststück,
Wie mancher erachten mag,
Der wohl die Nacht uns wünschte
Zu jenem unendlichen Tag.

Sie beten und schimpfen und schöpfen
In Säcke das Sonnenlicht,
Es tief in das Meer zu versenken —
Den Tag verdunkeln sie nicht.

Laßt dieses nicht euch kümmern,
Die Welt ist kugelrund
Und rollt von Westen gen Osten
Beständig zu aller Stund'.

Und der das Lied euch gesungen,
Hat auch die Welt sich beschaut;
Er hat bei den Wilden gehauset
Und sich mit ihnen erbaut.

39. Ein französisches Lied.

Nach der Melodie: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.

Und sitz' ich am Tische bei'm Glase Wein,
Trink aus!
Und stimmen auch wacker die Freunde mit ein,
Trink aus!

„Josua." Gedichte 1831. S. 65. — „Ein französisches Lied." Gedichte 1831. S. 67.

So geht mir zu Herzen das Heil der Welt:
's ist gar zu erbärmlich damit auch bestellt;
Trink aus, trink aus, trink aus!
Es treiben's die Leute zu kraus!

Ich sollte nur tragen der Herrschaft Last,
Trink aus!
Es stünde bald anders und besser fast.
Trink aus!
Die Presse zuerst und die Wahlen frei,
Die Presse, sie dient mir als Polizei.
Trink aus, trink aus, trink aus!
Es treiben's die Leute zu kraus!

Wann erst in dem Hause Vertrauen besteht,
Trink aus!
Geht alles von selbst, was nimmer sonst geht.
Trink aus!
Wir schaffen uns bald vor den Mönchen Ruh',
Wir schicken die frommsten dem Chaves zu;
Trink aus, trink aus, trink aus!
Es treiben's die Leute zu kraus!

Es mögen die Städte verwalten sodann —
Trink aus!
Die eig'nen Geschäfte, es geht sie nur an;
Trink aus!
Regieren nur wenig, das Wenige gut,
Das hab' ich der Ruhe halber geruht;
Trink aus, trink aus, trink aus!
Es trieben's die Leute zu kraus!

Und merkt euch, ihr Freunde, wie trefflich es schafft!
Trink aus!
Die Liebe der Völker, da lieget die Kraft,
Trink aus!
Wie klingen die Gläser in heiliger Lust,
Wie schallt das Gebet mir aus jeglicher Brust,
Trink aus, trink aus, trink aus!
Der König hoch und sein Haus!

Sind aber die Gläser und Flaschen erst leer,
Zu Bett!
Dann werden der Kopf und die Zunge mir schwer,
Zu Bett!
Mein Weib wird mich schelten, mein Herrschen ist aus;
Ich schleiche mich leise, ganz leise nach Haus,
Zu Bett, zu Bett, zu Bett!
Daß sie den Pantoffel nicht hätt'!

40. Kleidermacher-Mut.

Und als die Schneider revoltiert, —
Courage! Courage!
So haben gar grausam sie massakriert
Und stolz am Ende parlamentiert:
Herr König, das sollst du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir stell'n: —
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum ersten, die Schneider-Mamsell'n,
Die das Brot verkürzt uns Schneidergesell'n;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Die brennende Pfeife, zum andern, sei —
Courage! Courage!
Zum höchsten Ärger der Polizei,
Auf offener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Das dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt es das Beste an der ganzen Geschicht',
Wir bestehn auch darauf bis ans jüngste Gericht;
Das dritte, das sollst du uns schwören.

„Kleidermacher-Mut." A. v. Chamissos Werke (1836) 5, 101.

41. Das Dampfroß.

Schnell! schnell, mein Schmied, mit des Rosses Beschlag!
Derweil du zauderst, verstreicht der Tag. —
„Wie dampfet dein ungeheures Pferd!
Wo eilst du so hin, mein Ritter wert?“ —

Schnell! schnell, mein Schmied! Wer die Erde umkreist
Von Ost in West, wie die Schule beweist,
Der kommt, das hat er von seiner Müh',
An's Ziel um einen Tag zu früh.

Mein Dampfroß, Muster der Schnelligkeit,
Läßt hinter sich die laufende Zeit,
Und nimmt's zur Stunde nach Westen den Lauf,
Kommt's gestern von Osten schon wieder herauf.

Ich habe der Zeit ihr Geheimnis geraubt,
Von gestern zu gestern zurück sie geschraubt,
Und schraube zurück sie von Tag zu Tag,
Bis einst ich zu Adam gelangen mag.

Ich habe die Mutter, sonderbar!
In der Stunde besucht, da sie mich gebar;
Ich selber stand der Kreißenden bei
Und habe vernommen mein erstes Geschrei.

Viel tausendmal, der Sonne voran,
Vollbracht' ich im Fluge noch meine Bahn,
Bis heut' ich hier zu besuchen kam
Großvater als glücklichen Bräutigam.

Großmutter ist die lieblichste Braut,
Die je mit Augen ich noch erschaut;
Er aber, grämlich, zu eifern geneigt,
Hat ohne weit'res die Thür mir gezeigt.

„Das Dampfroß.“ Gedichte 1831. S. 70. Friedrich Kurts berichtet über einen Vorfall des Reinerzer Aufenthaltes von 1835: „Die Rede kam darauf, daß, je nachdem man der Sonne entgegen oder mit ihr um die Erde reise, man einen Tag zu viel oder zu wenig zähle. „Ich habe ein tolles Gedicht darauf gemacht,“ sagte Chamisso und ging rasch in seine höher gelegene Wohnung. Ein junger Theolog und ich folgten ihm, er brachte den Band seiner Gedichte und las uns auf der Straße mit einer Lebendigkeit, die hinter der des Gedichts nicht zurückblieb, das „Dampfroß“ vor.“ (Werke 6^2, 101.)

Schnell! schnell, mein Schmied, mich ekelt schier,
Die jetzt verläuft, die Zeit von Papier;
Zurück, hindurch! es verlangt mich schon,
Zu sehen den Kaiser Napoleon.

Ich sprech' ihn zuerst auf Helena,
Den Gruß der Nachwelt bring' ich ihm da;
Dann sprech' ich ihn früher beim Krönungsfest
Und warn' ihn, — o, hielt' er die Warnung fest!

Bist fertig, mein Schmied? Nimm deinen Sold,
Ein Tausend Neunhundert geprägtes Gold.
Zu Roß! Hurra! nach Westen gejagt,
Hier wieder vorüber, wann gestern es tagt! —

„Mein Ritter, mein Ritter, du kommst daher,
Wohin wir gehen, erzähle noch mehr;
Du weißt, o sag' es, ob fällt, ob steigt
Der Kurs, der jetzt so schwankend sich zeigt?

„Ein Wort, ein Wort nur im Vertraun!
Ist's weis', auf Rothschild Häuser zu baun?"
Schon hatte der Reiter die Feder gedrückt,
Das Dampfroß fern ihn den Augen entrückt.

42. Die goldene Zeit.

Oh le bon siècle, mes freres,
Que le siècle où nous vivons!
Armand Charlemagne.
(Fliegendes Blatt.)

Füllt die Becher bis zum Rand,
Thut, ihr Freunde, mir Bescheid:
Das befreite Vaterland
Und die gute goldne Zeit!
Denn der Bürger denkt und glaubt,
Spricht und schreibt nun alles frei,
Was die hohe Polizei
Erst geprüft hat und erlaubt.

„Die goldene Zeit." Gedichte 1831. S. 73. — „Charlemagne." Jean Armand Charlemagne (1759—1838) war Schauspieler und geschickter, bühnenkundiger Theaterschriftsteller.

Du eröffnest mir den Mund,
Du geschwätz'ger Traubensaft,
Und die Wahrheit mach' ich kund
Rücksichtslos mit freud'ger Kraft.
Steigt die Sonne, wird es Tag,
Sinkt sie unter, wird es Nacht.
Nehm' vor Feuer sich in acht,
Wer sich nicht verbrennen mag!

Ungeschickt zum Löschen ist,
Wer da Öl gießt, wo es brennt;
Noch ist drum kein guter Christ,
Der zu Mahom sich bekennt.
Scheut die Eule gleich das Licht,
Fährt sich's doch vor'm Winde gut,
Besser noch mit Wind und Flut,
Aber gegen beide nicht.

Wer nicht sehen kann, ist blind;
Wer auf Krücken geht, ist lahm;
Mancher redet in den Wind;
Mancher geht, so wie er kam.
Grünt die Erde weit und breit,
Glaube nicht den Frühling fern;
Rückwärts gehn die Krebse gern,
Aber vorwärts eilt die Zeit.

Zwar ist nicht das Dunkle klar,
Doch ist nicht, was gut ist, schlecht;
Denn, was wahr ist, bleibt doch wahr,
Und, was recht ist, bleibt doch recht.
Goldes-Überfluß macht reich,
Aber Lumpen sind kein Geld.
Wer mit Steinen düngt sein Feld,
Macht gar einen dummen Streich.

An der Zeit ist nicht zu spät,
Doch Geschehnes ist geschehn,
Und wer Disteln hat gesä't,
Wird nicht Weizen reifen sehn.

Gestern war's, nun ist es heut',
Morgen bringt auch seinen Lohn;
Kluge Leute wissen's schon,
Nur sind Narren nicht gescheit.

Und am besten weiß, wer klagt,
Wo ihn drückt der eig'ne Schuh;
Wer zuerst nur A gesagt,
Setzt vielleicht noch B hinzu;
Denn, wie Adam Riese spricht,
Zwei und zwei sind eben vier — — —
Gott! wer pocht an unsre Thür?
Ihr, verratet mich nur nicht!

„Hebt auf das verruchte Nest;
Sie mißbrauchen die Geduld.
Setzt den Jakobiner fest!
Wir sind Zeugen seiner Schuld;
Er hat öffentlich gelehrt:
Zwei und zwei sind eben vier." —
Nein, ich sagte . . . . „Fort mit dir,
Daß die Lehre keiner hört!"

Shall we rouse the night-owl in a catch, that will draw three souls out of one weaver?

SHAKESPEARE Tw. N. Act 2. Sc. 3.

Sollen wir die Nachteule mit einem Kanon aufstören, der einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln könnte?

43. Kanon.

Das ist die Not der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Not!
Das ist die schwere Not der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Not!

53. „Adam Riese." Der bekannte Rechenmeister des 16. Jahrhunderts Adam Ries (1492—1559). — „Kanon." Gedichte 1831. S. 77. Zuerst im Briefe an Hitzig (Cunersdorf, Juni 1813): Werke 5^2, 385. Hier sind die beiden ersten Verse umgestellt.

44. Das Gebet der Witwe.

Nach Martin Luther.

Die Alte wacht und betet allein
In später Nacht bei der Lampe Schein:
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten.

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
Er tritt höchstselbst in das ärmliche Haus
Und fragt gemütlich das Mütterchen aus:
Wie lehrt Not beten?

Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut;
Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
Der nahm die beste der Kühe für sich
Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
Die Not lehrt beten.

Ich flucht' ihm, Herr, so war ich bethört,
Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört;
Er starb; zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Not lehrt beten.

Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals:
Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Not lehrt beten.

Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten.

„Das Gebet der Witwe. Nach Martin Luther." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1832." S. 388.

45. Katzennatur.

's war mal 'ne Katzenkönigin,
Ja, ja!
Die hegte edlen Katzensinn.
Ja, ja!
Verstand gar wohl zu mausen,
Liebt' königlich zu schmausen,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Die hatt' 'nen schneeweißen Leib,
Ja, ja!
So schlank, so zart, die Hände so weich,
Ja, ja!
Die Augen wie Karfunkeln,
Sie leuchteten im Dunkeln,
Ja, ja! — Katzennatur;
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Ein Edelmausjüngling lebte zur Zeit,
Ja, ja!
Der sah die Königin wohl von weit,
Ja, ja!
'ne ehrliche Haut von Mäuschen,
Der kroch aus seinem Häuschen,
Ja, ja! — Mäusenatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Der sprach: In meinem Leben nicht,
Ja, ja!
Hab' ich gesehen so süßes Gesicht,
Ja, ja!

„Katzennatur." „Die Sängerfahrt. Für Freunde der Dichtkunst und Mahlerey, . . gesammelt von Friedrich Förster. Berlin 1818." S. 192. „Volks- und Wiegenlied." — Das Gedicht war ursprünglich für den „Fortunatus" bestimmt (vgl. die Einleitung). Vgl. an Varnhagen 28. Sept. 1866 (Werke 5², 174 f.): „A propos, mit dem Liede „Katzennatur" wiegt sie selber [Agrippina] ihn ein in die verderbliche Ruhe am schicksaligen Tage." Auf die „Katzennatur" ist wohl mit Max Koch zu beziehen, wenn Chamisso an Varnhagen schreibt: „Ich habe hier einigen Weibern vorgelesen, der Eindruck ist der des gewaltigsten Komischen gewesen!" (Werke 5², 168.)

Die muß mich Mäuschen meinen,
Sie thut so fromm erscheinen,
Ja, ja! — Mäusenatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Der Maus: Willst du mein Schätzchen sein?
Ja, ja!
Die Katz': Ich will dich sprechen allein.
Ja, ja!
Heut' will ich bei dir schlafen —
Heut' sollst du bei mir schlafen —
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Der Maus, der fehlte nicht die Stund',
Ja, ja!
Die Katz', die lachte den Bauch sich rund,
Ja, ja!
Dem Schatz, den ich erkoren,
Dem zieh' ich's Fell über die Ohren,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

46. Sternschnuppe.

Wann einer ausgegangen ist,
So ist er nicht zu Haus;
Und wird der Winter hart, so friert
Das Ungeziefer aus.

Ihr war der Knecht so eben recht,
So lang allein er warb;
Der Jäger kam, des Federhut
Den Handel ihm verdarb.

39. „Katzennatur" — Mäusenatur, Sängerf. — „Sternschnuppe." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1836." S. 34.

Der Pächter nahm, so wie er kam,
Ihr Herz gleich in Empfang;
Kein Wunder, daß dem Amtmann auch
Der Meisterschuß gelang.

Und den Husarenoffizier
Erblickte sie von fern:
Fahr hin, fahr hin, Kartoffelkraut,
Da geht mir auf mein Stern!

Dein Stern? Was geht dein Stern mich an,
Absonderlicher Art,
Mit goldbeschnürtem, rotem Wamms
Und Schnurr- und Backenbart?

Bald hat ein solcher sich geschneuzt,
Es lischt das Lichtlein aus;
Wann einer ausgegangen ist,
So ist er nicht zu Haus.

Nun bricht der Winter an, es friert;
Du blickst nach uns zurück;
Ich und wir alle, teurer Schatz,
Wir wünschen dir viel Glück.

Und bleibst du sitzen, teurer Schatz,
So bist du nicht allein;
Noch wird der alten Jungfern Zunft
Nicht ausgefroren sein.

47. Der Frau Base kluger Rat.

Möchtest du den Jungen haben?
Den gesunden, frischen, üpp'gen,
Blondgelockten, schönen Knaben?
Ei, ein wahres Zuckerpüppchen!

Eine Luſt, mit dem zu leben!
Mußt um ihn dir Mühe geben;
Ja, der iſt ein ſchmucker Mann!
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Dir den hübſchen Jungen an!

Oder den, nach altem Brauche,
Mit Dreimaſter, Puderzopfe,
Dünnen Beinen, dickem Bauche,
Kupfernaſ' und Wackelkopfe?
Stirbt er, giebt es viel zu erben;
Und was ſollte der nicht ſterben?
Ja, der iſt ein reicher Mann!
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Kratze dir den Alten an.

Oder den vom Militäre?
Silber auf dreifarb'gem Tuche —
Federhut — „auf meine Ehre!"
Lügt er auch wie aus dem Buche.
Vornehm wirſt du, Eure Gnaden!
Kommt das Bürgergrob zu Schaden,
Hältſt du's mit dem Edelmann.
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Kratze dir den Leutnant an!

Oder wen du kannſt, den Lahmen
Wie den Krummen, laß dich warnen:
Oft von allen, die da kamen,
Bleibt nicht einer in den Garnen.
Einen Mann nur! heutzutage
Geht die allgemeine Klage:
Jede kriegt nicht einen Mann.
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Dir den erſten beſten an!

48. Recht empfindsam.

Tochter.

Meine teuren Eltern, habt Erbarmen,
Laßt mein Leid erweichen euren Sinn!
Nähm' ich diesen Mann, in seinen Armen
Welkt' ich zarte Blume bald dahin!

Vater.

Mutter, sieh, wie sie sich zieret!
Hör', du dumme Trine du,
Einen Mann sollst du bekommen,
Greif mit beiden Händen zu!

Tochter.

Rauher Wirklichkeit nur mag er frönen;
Ohne Zartheit, ohne Poesie,
Ungebildet, kann er nur mich höhnen,
Mich verstehen, nein, das wird er nie!

Vater.

Mutter, die verfluchten Bücher
Müssen ihr den Kopf verdreh'n.
Waren wir denn je gebildet?
Konnten wir uns je versteh'n?

Tochter.

Wo die Herzen fremd einander blieben,
Knüpft ihr nicht ein gottgefällig Band;
Weder achten kann ich ihn, noch lieben,
Nimmermehr erhält er meine Hand!

Vater.

Mutter, hör' die dumme Trine,
Hör' doch, was es Neues giebt!
Haben wir uns je geachtet?
Haben wir uns je geliebt?

„Recht empfindsam." Gedichte 1831. S. 83.

Tochter.

Lieber will ich in ein Kloster fliehen,
Giebt's kein Kloster, in mein frühes Grab;
Wohl denn! dieser Schmach mich zu entziehen,
Stürz' ich in die Wellen mich hinab!

Vater.

Hast du endlich ausgeredet?
Gut, du bleibst mir heut' zu Haus,
Hältst dein Maul und nimmst den Bengel,
Punktum, und das Lied ist aus.

49. Polterabend.

Woher, Alte, deine schönen
Launen? Willst du uns erfreuen?
Willst du dich mit uns versöhnen?
Nein, die Alte will noch freien,
Nein, sie will, vor Thoresschlusse,
Humpeln noch mit lahmem Fuße,
Und um welchen Preis es sei,
Ei, ei!
Noch ein Tänzlein oder zwei.

Hurtig, hurtig! liebe Lene,
Her die Schminke, die Perücke;
Bringe her mir meine Zähne,
Meinen Busen, meine Krücke!
Also will ich seiner harren. —
Hör' ich nicht die Thüre knarren? —
Ist er's? — Nein — es geht vorbei.
Ei, ei!
Töpfe werfen sie entzwei.

Testament und Ehepakten
Hat der Schreiber wohl geschrieben;
Beides nahm er zu den Akten,
Also darf ich frei ihn lieben.

„Polterabend." Gedichte 1831. S. 85.

Also will ich seiner harren. —
Hör' ich nicht die Thüre knarren? —
Ist er's? — Nein — es geht vorbei,
Ei, ei!
Töpfe werfen sie entzwei.

Wird der Priester, wird der Küster,
Werden bald die Gäste kommen?
Und mein Bräutigam! o wüßt' er,
Wie ich seiner, liebentglommen,
Bangend harre, wie ich schmachte! — —
Klopft er? — Ist er's? — Sachte! sachte!
Ungebet'ne sind dabei.
Ei, ei!
Sind die Leichenträger frei.

Legen mich die schwarzen Leute
Einsam in ein enges Bette,
Schleppen sich mit ihrer Beute
Langsam nach der Ruhestätte;
Priester, Bräutigam und Gäste
Singen fröhlich bei dem Feste, —
Auch die Rede war vorbei —
Ei, ei!
Nicht ein Tänzlein oder zwei!

---

50. Der vortreffliche Mantel.

Liebe Tochter, was klagst du so sehr
Um diesen Einen?
's giebt ja der hübschen Jünglinge mehr,
Laß ab zu weinen!

Liebe Mutter, es fällt mir nicht ein,
Um ihn zu klagen;
Um den Mantel klag' ich allein,
Ich will's dir sagen.

„Der vortreffliche Mantel." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1832". S. 201. Denselben Stoff behandelt Hagedorns Gedicht „Reue über eine nicht begangene Bosheit". (Sämmtl. poet. Werke 1771 2', 88.)

Ach, der gute Mantel, beschwert
Mit silbernen Ketten!
Den behielt er noch unversehrt,
Wenn den wir nur hätten!

51. Eid der Treue.

Mißtraueſt, Liebchen, du der flücht'gen Stunde,
Des Augenblickes Luſt?
Biſt Bruſt an Bruſt du nicht, und Mund an Munde,
Der Ewigkeit bewußt?

Ich ſoll nur dir, und ewig dir gehören;
Du willſt darauf ein Pfand:
Wohlan! ich will's mit kräft'gem Eid beſchwören,
Ich hebe meine Hand:

Ich ſchwör's, elftauſend heilige Jungfrauen,
Bei eurem keuſchen Bart;
Bei Jakobs Leiterſproſſe, die zu ſchauen
In Mailand wird bewahrt;

Ich ſchwör' es noch zu mehrerem Gewichte —
Ein unerhörter Schwur! —
Beim Vorwort zu des Kaiſers Karl Geſchichte
Und bei des Windes Spur;

Beim Schnee, der auf dem Libanon gefallen
Im letztvergang'nen Jahr;
Bei Nihil, Nemo und dem andern allen,
Was nie ſein wird, noch war.

Und falls ich dennoch jemals untreu würde,
Vergäße jemals dein,
So ſoll mein Eid verbleiben ohne Würde
Und ganz unbündig ſein.

„Eid der Treue" Gedichte 1831. S. 88.

52. Minnedienst.

Während dort im hellen Saale
Lustberauscht die Gäste wogen,
Hält ein Ritter vom Gedränge
Einsam sich zurückgezogen.

Wie er von dem Sofa aufblickt,
Wo er ruhet in Gedanken,
Sieht er neben sich die Dame,
Der er dienet sonder Wanken.

Sind es Sterne, sind es Sonnen,
Die in meiner Nacht sich zeigen?
Sind's die Augen meiner Herrin,
Welche über mich sich neigen?

Schmeichler! Schmeichler! Sterne, Sonnen
Sind es nicht, wovon Ihr dichtet;
Sind die Augen einer Dame,
Die auf Euch sie bittend richtet. —

Herz und Klinge sind Euch eigen;
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich bestehen
Riesen, Drachen, Ungeheuer. —

Nein, um mich, mein werter Ritter,
Soll kein Blut den Boden färben;
Um ein Glas Gefror'nes bitt' ich,
Lasset nicht vor Durst mich sterben. —

Herrin, in dem Dienst der Minne
Wollt' ich gern mein Leben wagen;
Aber hier durch das Gedränge
Wird es schwer, sich durchzuschlagen.

„Minnedienst." „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet, 1833." S. 109.

Und sie bittet, und er gehet, —
Kommt zurück, wie er gegangen:
Nein! ich konnte, hohe Herrin,
Kein Gefrorenes erlangen.

Und sie bittet wieder; wieder
Wagt er's, immer noch vergebens:
Nein! man dringt durch jene Thüre
Mit Gefahr nur seines Lebens.

Ritter, Ritter, von Gefahren
Sprachet Ihr, von Kämpfen, Schlachten;
Und Ihr laßt vor Euren Augen
Ohne Hilfe mich verschmachten.

Und ins wogende Gewühle
Ist der Ritter vorgedrungen,
Dort verfolgt er einen Diener,
Hat den Raub ihm abgerungen.

Und die Dame schaut von ferne,
Wie mit hochgehalt'ner Schale
Er sich durch den Reigen windet
In dem engen, vollen Saale;

Sieht in eines Fensters Ecke
Glücklich seinen Fang ihn bergen,
Sieht ihn hinter die Gardine
Ihren Augen sich verbergen;

Sieht ihn selber dort gemächlich
Das Eroberte verschlingen,
Wischen sich den Mund und kommen,
Ihr betrübte Kunde bringen:

Gern will ich mein Leben wagen,
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich bestehen
Riesen, Drachen, Ungeheuer.

Aber hier, o meine Herrin,
Hier ist alles doch vergebens,
Und man dringt durch jene Thüre
Mit Gefahr nur seines Lebens.

53. Lebe wohl.

Wer sollte fragen, wie's geschah?
Es geht auch andern ebenso.
Ich freute mich, als ich dich sah,
Du warst, als du mich sah'st, auch froh.

Der erste Gruß, den ich dir bot,
Macht' uns auf einmal beide reich;
Du wurdest, als ich kam, so rot,
Du wurdest, als ich ging, so bleich.

Nun kam ich auch tagaus, tagein,
Es ging uns beiden durch den Sinn;
Bei Regen und bei Sonnenschein
Schwand bald der Sommer uns dahin.

Wir haben uns die Hand gedrückt,
Um nichts gelacht, um nichts geweint,
Gequält einander und beglückt
Und haben's redlich auch gemeint.

Dann kam der Herbst, der Winter gar;
Die Schwalbe zog, nach altem Brauch,
Und: lieben? — lieben immerdar?
Es wurde kalt, es fror uns auch.

Ich werde geh'n ins fremde Land,
Du sagst mir höflich: Lebe wohl!
Ich küsse höflich dir die Hand,
Und nun ist alles, wie es soll.

„Lebe wohl." Gedichte 1831. S. 90.

54. Frühlingslied.

Wohl war der Winter ein harter Gast,
Den armen, den trauernden Vögeln verhaßt,
Die fröhlich wieder nun singen;
Aus blauer Luft, auf grüner Flur,
Wie hört man's munter erklingen!

Und als sich der Wald aufs neue belaubt,
Da hat es mir nicht zu weilen erlaubt,
Ich mußte hinaus und wandern;
Es singen so lustig die Vögel umher,
Ich singe mein Lied wie die andern.

Und komm' ich ans Wirtshaus, so kehr' ich ein;
Frau Wirtin, Frau Wirtin, ein gut Glas Wein!
Ich habe mich durstig gesungen.
Da kommt mit dem Weine die Tochter sogleich
So munter zu mir gesprungen.

Der Wein, den du schenkest, er ist fürwahr
So rot wie dein Mund, wie dein Auge so klar,
Gar kräftig und lieblich zu schlürfen;
Und darf ich dich anseh'n und trinken den Wein,
So werd' ich wohl singen auch dürfen.

Ich habe soeben ein Lied mir erdacht
Und hab' es für dich ganz eigens gemacht,
Hab's nimmer zuvor noch gesungen;
So höre mir zu, du rosige Maid,
Und sprich, ob's gut mir gelungen?

Ich liebe den Frühling, des Waldes Grün,
Der Vögel Gesang, der Bienen Bemüh'n,
Der Blumen Farben und Düfte,
Den Strahl der Sonne, des Himmels Blau,
Den Hauch der wärmeren Lüfte.

„Frühlingslied." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1831". S. 232. — 2. „trauernden" — traurenden, M.-A

Sieh dort am Thor, was die Schwalben thun,
Wie emsig sie fliegen, sie werden nicht ruh'n,
Bis fertig ihr Nestchen sie schauen;
Ich sang, wie die Vögel, mein munteres Lied,
Vergaß, ein Nest mir zu bauen.

Ich liebe, die, frischer als Waldes-Grün,
Noch emsiger schafft, als sich Bienen bemüh'n,
Vor der die Rosen sich neigen,
Deren Blick mich erwärmt wie der Sonne Strahl,
Daß Lieder dem Busen entsteigen.

Ich habe gesungen, was sagest du nun?
Sieh dort am Thor, was die Schwalben thun!
Was sollt' es uns nicht gelingen?
Frau Wirtin, Frau Mutter, sie kommt eben recht,
Sie soll noch ihr Amen uns singen.

55. Hochzeitlieder.

1.

Es steh'n in unserm Garten
Der blühenden Rosen genung, —
Dir blüht, noch schöner als Rosen,
Ein Mägdlein so frisch und so jung.

Ich habe mit Fleiß gewählet
Die schönsten Rosen zum Strauß, —
Du küssest die rosigen Lippen
Und lachst am Ende mich aus.

2.

Rosen in dem Maien
Und der Liebe Fest!
Schwalben und die Lieben
Bauen sich ihr Nest.

43. „es uns" — es denn uns, M.-A. — „Hochzeitlieder." Gedichte 1831. S. 130.

Maienrosen, Lieder,
Schwalben, Liebe gar!
Und ich werde wieder
Jung im grauen Haar.

3.

Wer doch durch des Festes Hallen
Wallet mit dem Kranz im Haar?
Ach, die Beste ist's von allen,
Sie, die uns die Liebste war.

Und wer tritt mit freud'ger Eile
Schön und stolz an ihrer Hand?
Hier schoß Amor gold'ne Pfeile,
Und sein Bruder knüpft das Band.

Und ich seh' die Götter nieder-
Steigen mit der Scherze Chor,
Und ich singe Glückeslieder,
Und ich blicke froh empor.

Liebeleben, Glückesbande,
Langes Leben, ew'ges Fest!
Tauben durch des Friedens Lande,
Viele Jungen in das Nest!

Immer froh und ohne Sorgen!
Alles, alles muß gedeih'n,
Und ihr sollt mit jedem Morgen
Glücklicher und jünger sein.

56. In malayischer Form.

1. Genug gewandert.

Es schwingt in der Sonne sich auf
Ein Bienchen in guldiger Pracht —
Bin müde vom irren Lauf,
Erstarrt von der Kälte der Nacht.

„In malayischer Form." Morgenblatt für gebildete Stände. Freitag, 4. Januar 1822. S. 13 f.: „Malayische Volkslieder. Von Adalbert von Chamisso." Mit einer Ein-

Ein Bienchen in guldiger Pracht,
In würziger Blumen Reih'n. —
Erstarrt von der Kälte der Nacht,
Begehr' ich nach stärkendem Wein.

leitung, der die Gedichte u. d. T. „Nachbildungen" ohne Untertitel in der Reihenfolge 2, 1, 3 folgen.

Die Einleitung lautet:

„Es giebt eine ursprüngliche Poesie, die dem Menschen einwohnt, wie die Stimme den Vögeln. Das Volk läßt sich von unbefugten Vorsängern nicht verleiten, sondern bleibt seinen eigenen Liedern getreu. Ein Lied, das im Volke angeklungen, überschreitet oft, unbegreiflicherweise, die Scheidegrenzen der Sprachen, erhält sich durch den Wechsel der Zeiten, und man trifft auf den entlegensten Punkten Europas unter örtlichen und eigentümlichen Gesängen dieselben Lieder wieder an. Ja, man wird oft überrascht, wenn man die Lieder von Völkern, die einander gänzlich fremd geblieben sind, zusammen vergleicht, sie einander so ähnlich zu finden, als wären sie aus einer Quelle geflossen, und es verhält sich auch also: es sind Stimmen der Natur.

Wir finden im Munde unseres eigenen Volkes Lieder, die uns die Pantun, die Volkslieder der Malayen, auf den ostindischen Inseln auf das treffendste vergegenwärtigen.

„Es ist nicht lang, daß es g'regnet hat,
Die Bäumli tröpfeln noch —
Ich hab' einmal ein Schätz'l g'habt,
Ich wollt', ich hätt' es noch."

Der Deutsche gesellt gerne der Empfindung, die er im Lied ausströmt, ein entsprechendes Naturbild und hebet mit demselben an — (Der Regen, der von den Bäumen träufelt; die grüne Linde im Thale; das Mühlrad, das sich dreht; die Sterne, die am Himmel scheinen u. s. w.) — Der Malaye läßt ähnliche Bilder und sprichwörtliche Gleichnisse ununterbrochen den Fortgang seiner Empfindung verkünden und begleiten, und es liegt darin der wesentliche Charakter der Pantun. Viele derselben sind, wie das angeführte deutsche Lied, ein bloßer Hauch. Man wird den Gang längerer Gesänge und die darin beobachtete Verkettung der Strophen und Reime aus den mitgeteilten Nachbildungen ersehen. Diese Pantun sind wirkliche Volkslieder, die, im Volk entstanden, im Volke leben. Manche werden aus dem Stegreif gesungen, und Wettgesänge sind üblich, in welchen jeder Sänger abwechselnd eine Strophe auf die ihm überlieferten Reime vorträgt.

Der malayische Vers, der im Heldengedicht (Siär) und im Pantun derselbe ist, besteht aus acht bis zwölf Silben, von denen vier akzentuiert sind und einen meist trochäisch-daktylischen Rhythmus hervorbringen. Selten fängt eine Zeile mit einer Vorschlagsilbe an. Der Einschnitt nach dem zweiten Akzent und der Endreim sind trochäisch, wie es die Betonung der malayischen Wörter mit sich bringt. Im Pantun ist der nach unserer Art vollständige weibliche Reim gewöhnlich, da sonst nur der Gleichlaut der letzten unbetonten Silbe zum Reim erfodert wird. Das Ohr entscheidet mehr als feste Regeln. Man könnte den Vers auf folgendes Schema zurückführen:

(⏑) – ⏑ ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑

Ein Beispiel diene zur Erläuterung:

Kálau túan jálan daúlu
Chári-kan sája daún kambója
Kálau túan máti daúlu
Nánti-kan sája de pintu súrga

und deutsch mit strenger Beobachtung der Silbenzahl und der Akzente, indem wir kambója (Plumeria obtusa), die um Gräber gepflanzt wird, in Rosmarin verwandeln:

Wenn im Wege du vorangehst,
Wolle mir suchen Rosmarinlaub —
Wenn im Tode du vorangehst,
Woll' mich erwarten am Paradiesthor.

Wir verweisen übrigens die, so in den anmutigen Liedergarten der malayischen Poesie einzudringen wünschen, auf Marsden: Grammar of the Malayan language. Lond. 1812. Leyden: in den Asiatic researches. Lond. edit. Vol. X. Werndly: Maleische Spraakkunst. Amst. 1736 u. a. m." — Vergl. auch Werke, Hempel 4, 62 ff.

5. „guldiger" — guldener, Mgb.

In würziger Blumen Reih'n
Bist, Rose, die herrlichste du. —
Begehr' ich nach stärkendem Wein,
Wer trinket den Becher mir zu?

Bist, Rose, die herrlichste du,
Die Sonne der Sterne fürwahr!
Wer trinket den Becher mir zu
Aus der rosigen Mädchen Schar?

Die Sonne der Sterne, fürwahr!
Die Rose entfaltete sich, —
Aus der rosigen Mädchen Schar
Umfängt die lieblichste mich.

Die Rose entfaltete sich,
Das Bienchen wird nicht mehr geseh'n. —
Umfängt die Lieblichste mich,
Ist's fürder ums Wandern geschehn.

2. Die Korbflechterin.

Der Regen fällt, die Sonne scheint,
Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind, —
Du find'st uns Mädchen hier vereint
Und singest uns ein Lied geschwind.

Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind,
Die Sonne färbt die Wolken rot, —
Ich sing' euch wohl ein Lied geschwind,
Ein Lied von übergroßer Not.

Die Sonne färbt die Wolken rot,
Ein Vogel singt und lockt die Braut, —
Was hat's für übergroße Not
Bei Mädchen fein, bei Mädchen traut?

26. „Die Windfahn" — Windfahne, Mgb. (ebenso V. 29). — 34. „singt" — girrt, Mgb — 36. „Mädchen" — Mägdlein, Morgenblatt und so immer.

Ein Vogel singt und lockt die Braut,
Dem Fische wird das Netz gestellt, —
Ein Mädchen fein, ein Mädchen traut,
Ein rasches Mädchen mir gefällt.

Dem Fische wird das Netz gestellt,
Es fengt die Fliege sich am Licht, —
Ein rasches Mädchen dir gefällt,
Und du gefällst dem Mädchen nicht.

3. Totenklage.

Windbraut tobet unverdrossen,
Eule schreiet in den Klippen. —
Weh! euch hat der Tod geschlossen,
Blaue Augen, ros'ge Lippen!

Eule schreiet in den Klippen,
Grausig sich die Schatten senken. —
Blaue Augen, ros'ge Lippen!
Hin mein Lieben, hin mein Denken!

Grausig sich die Schatten senken,
Regen strömt in kalten Schauern. —
Hin mein Lieben, hin mein Denken!
Weinen muß ich stets und trauern.

Regen strömt in kalten Schauern.
Zieh'n die Wolken wohl vorüber? —
Weinen muß ich stets und trauern,
Und mein Blick wird trüb und trüber.

Zieh'n die Wolken wohl vorüber,
Strahlt ein Stern in ew'gem Lichte. —
Ach! mein Blick wird trüb und trüber,
Bis ich ihn nach oben richte.

37. „singt", — girrt, Morgenblatt. — 45. „Windbraut tobet" — Windesbraut tobt, Mgb

57. Das Kind an die erloschene Kerze.

Du arme, arme Kerze,
Giebst fürder keinen Schein!
Erloschen ist so schnelle
Dein Licht, das freud'ge, helle,
O, mußt' es also sein!
Du arme, arme Kerze,
Giebst fürder keinen Schein!

's ist nicht, weil ich nun weilen
Muß in der Dunkelheit!
O, brenntest du nur immer,
Und gäb' dein lieber Schimmer
Nur andern Freudigkeit!
's ist nicht, weil ich nun weilen
Muß in der Dunkelheit!

Du arme, arme Kerze,
Giebst fürder keinen Schein!
's ist nicht, weil ich alleine
Im Dunkeln bin und weine,
Ich bin ja gern allein!
Du arme, arme Kerze,
Giebst fürder keinen Schein!

58. Der Glücksvogel.

Es fliegt ein Vogel in dem Hain
Und singt und lockt: man soll' ihn fangen.
Es fliegt ein Vogel in dem Hain,
Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
In die Welt und über die See.
Und könnte wer den Vogel fangen,
Der würde frei von aller Pein,
Von aller Pein und Weh!

„Das Kind an die erloschene Kerze." Gedichte 1831. S. 138. — „Glücksvogel." „Poetischer Almanach für das Jahr 1812. Besorgt von Justinus Kerner. Heidelberg." S. 122.: „Der Vogel." Vgl. Werke 5^2, 327. — 1. „in dem Hain", — in den Hain, Alm.; ebenso V. 3.

Es fliegt der Vogel in dem Hain,
„O, könnt' ich mir den Vogel fangen!"
Es fliegt der Vogel in dem Hain,
Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
In die Welt und über die See.
„O, könnt' ich mir den Vogel fangen,
So würd' ich frei von aller Pein,
Von aller Pein und Weh'!"

Der Knabe lief wohl in den Hain:
„Ich will den schönen Vogel fangen."
Der Vogel flog wohl aus dem Hain,
Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
In die Welt und über die See.
Und hat der Knab' ihn erst gefangen,
So wird er frei von aller Pein,
Von aller Pein und Weh'!

---

59. Familienfest.

(Litauisch.)

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.

Er legte wohl an, er drückte los;
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und schleiften ihn heim und jubelten lang'.

Die Töchter schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.

Die Mutter briet und schmort' ihn gleich;
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.

18. „Ich will", — Er will, Alm. — 22. „erst gefangen" — einst gefangen, Alm. — 23. „So wird" — Dann wird, Alm. — „Familienfest. (Litauisch.)" Gedichte 1831. S. 142. Metrisch genaue Nachbildung des Gedichtes „Zwirblytis" (Der Sperling) in „Dainos oder Litthauische Volkslieder gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtexte herausgegeben von L. J. Rhesa". Königsberg 1825. S. 62.

Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen der fröhlichen Gäste zuhauf.

Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest
Und thaten sich gütlich beim weidlichen Fest.

Sie schmausten den Sperling in guter Ruh'
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu.

60. Verratene Liebe.

(Neugriechisch.)

Da nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat keiner uns zugeschaut;
Die Sterne, die standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verklagt;
Da hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor;
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

61. Die Quelle.

Unsre Quelle kommt im Schatten
Duft'ger Linden an das Licht,
Und wie dort die Vögel singen,
Nein, das weiß doch jeder nicht!

Und das Mädchen kam zur Quelle,
Einen Krug in jeder Hand,
Wollte schnell die Krüge füllen,
Als ein Jüngling vor ihr stand.

„Verratene Liebe. (Neugriechisch.)" Gedichte 1831. S. 144. — „Die Quelle." Gedichte 1831. S. 145.

Mögen wohl geplaudert haben,
Kam das Mädchen spät nach Haus:
Gute Mutter, sollst nicht schelten,
Sandtest selbst ja mich hinaus.

Geht man leicht zur Quelle, trägt man
Doch zu Haus ein schwer Gewicht,
Und wie dort die Vögel singen —
Mutter, nein, das weißt du nicht!

62. Der Gemsen-Jäger und die Sennerin.

Nimm mich verirrten Jäger,
Du gute Sennerin, auf!
Es lockte mich über die Gletscher
Die Gemse mit flüchtigem Lauf.

Bin fremd auf dieser Alpe,
Verlassen für und für;
In rauher Nacht verschließe
Nicht hart mir deine Thür! —

Muß, Jäger, wohl sie verschließen,
Ich bin ja ganz allein;
Gar eng ist meine Hütte,
Für dich kein Lager darein. —

Nur Schutz an deinem Herde,
Ein Lager begehr' ich nicht;
Ich scheide, sobald die Gletscher
Sich färben mit rötlichem Licht. —

Und wenn ich ein dich ließe . . .
O Jäger, laß mich in Ruh'!
Nachrede gäb's und Geschichten;
Was sagte der Hirt dazu? —

„Der Gemsen-Jäger und die Sennerin." Gedichte 1831. S. 146.

Der Hirt soll nicht mich hören,
Das, Gute, versprech' ich dir:
Ich halte mich friedlich und stille;
Befürchte doch nichts von mir! —

Und willst du dich halten, o Jäger,
Ein stiller und friedlicher Gast,
So werd' ich herein dich lassen:
Die Nacht ist zu grausig doch fast.

Sie öffnete leise die Thüre
Und ließ den Jäger herein;
Es loderte gastlich vom Herde
Die Flamme mit freundlichem Schein.

Und bei dem Scheine sahen
Die beiden sich staunend an. —
Die Nacht ist ihnen vergangen;
Der Morgen zu dämmern begann.

Wie ließ ich dich ein, o Jäger,
Ich weiß nicht, wie es kam;
Nun rötet der Morgen die Gletscher,
Und meine Wangen die Scham.

O lieber, lieber Jäger,
So schnell vergangen die Nacht!
Auf, auf! du mußt nun scheiden,
Bevor der Hirt noch erwacht.

Und muß für heut' ich scheiden,
So bleibe, du Gute, mir hold;
Hast keinen Grund zu weinen,
Nimm diesen Ring von Gold!

Ein Haus, das mir gehöret,
Dort drüben im anderen Thal,
Mein Stutzen, auf Gletscher und Felsen
Die flüchtigen Gemsen zumal:

Ich kann dich ehrlich ernähren,
Du liebe Sennerin mein;
Und steiget zu Thal der Winter,
Soll unsere Hochzeit sein.

---

63. Die Jungfrau von Stubbenkammer.

Volkssage.

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Beim Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenrot.

Ich kam am frühen Tage
Nachsinnend einsam her
Und lauscht' dem Wellenschlage,
Und schaute übers Meer.

Wie schweifend aus der Weite
Mein Blick sich wieder neigt,
Da hat sich mir zur Seite
Ein Feenweib gezeigt.

An Schönheit sondergleichen,
Wie nimmer Augen sah'n,
Mit gold'ner Kron' und reichen
Gewändern angethan.

Sie kniet' auf Felsensteinen,
Umbrandet von der Flut,
Und wusch mit vielem Weinen
Ein Tuch, befleckt mit Blut.

„Die Jungfrau von Stubbenkammer." Gedichte 1831. S. 149. Chamisso lernte die Lokalität und vielleicht auch die Sage auf einer Greifswalder Fußreise kennen: „Stubbenkammer und Arkona", schreibt er an die Gattin Antonie (Werke 6², 96), „sind auch einem Weltumsegler noch schön — was würden sie in traulichem Zusammensein mit Dir gewesen sein."

Umsonst war ihr Beginnen;
Sie wusch und wusch mit Fleiß;
Der böse Fleck im Linnen
Erschien doch nimmer weiß.

Da sah sie unter Thränen
Mich an und bittend fast;
Da hat ein heißes Sehnen
Mich namenlos erfaßt.

„Gegrüßet mir, du blendend,
Du wundersames Bild!“ — —
Sie aber, ab sich wendend,
Sprach schluchzend, aber mild:

„Ich weine trüb' und trüber
Die Augen mir und blind;
Gar viele zieh'n vorüber
Und nicht ein Sonntagskind.

Nach langem, bangem Hoffen
Erreichst auch du den Ort —
O, hättest du getroffen
Zum Gruß das rechte Wort!

Hätt'st du „Gott helf'!“ gesprochen,
Ich war erlöst und dein;
Die Hoffnung ist gebrochen,
Es muß geschieden sein!“ —

Da stand sie auf, zu gehen,
Das Tuch in ihrer Hand;
Und wo die Pfeiler stehen,
Versank sie und verschwand.

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Beim Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenrot.

64. Das Burgfräulein von Windeck.

Halt an den schnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann!
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der lustige Hirsch hinan.

Und vor den mächtigen Türmen,
Vom äußern, verfallenen Thor
Durchschweifte sein Auge die Trümmer,
Worunter das Wild sich verlor.

Da war es so einsam und stille,
Es brannte die Sonne so heiß;
Er trocknete tiefaufatmend
Von seiner Stirne den Schweiß.

„Wer brächte des köstlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller
Verborgen noch hegen soll?"

Kaum war das Wort beflügelt
Von seinen Lippen entfloh'n,
So bog um die Epheu-Mauer
Die sorgende Schaffnerin schon.

Die zarte, die herrliche Jungfrau,
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er schlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köstlichen Wein,
Er schlürfte verzehrende Flammen
In seinen Busen hinein.

„Das Burgfräulein von Windeck." „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet 1831." S. 223.

Des Auges klare Tiefe!
Der Locken flüssiges Gold! —
Es falteten seine Hände
Sich flehend um Minnesold.

Sie sah ihn an mitleidig
Und ernst und wunderbar,
Und war so schnell verschwunden,
Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde,
An Windecks Trümmer gebannt,
Nicht Ruh', nicht Rast gefunden
Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich im wachen Traume,
Gespenstig, siech und bleich,
Zu sterben nicht vermögend
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie sagen, sie sei ihm zum andern
Erschienen nach langer Zeit
Und hab' ihn geküßt auf die Lippen
Und so ihn vom Leben befreit.

65. Herzog Huldreich und Beatrix.

Herr Huldreich, der Herzog im Böhmerland,
Er jagt auf den Höhen zur Stund';
Die Bäuerin wäscht die Leinewand
Am Bach im schattigen Grund.

„Bedürftig und müde verirrtest du
Dich, Jäger, in unser Thal;
Laß hier dich nieder zu kurzer Ruh
Und teile mit mir das Mahl!"

„Herzog Huldreich und Beatrix." „Taschenbuch f. d. J. 1832, der Liebe und Freundschaft gewidmet." S. 47.

Hab' Dank, hab' Dank, du freundliches Kind!
Du spendest, wo mancher raubt;
Wie mir ermattet die Glieder sind,
Sinkt sorgenschwer auch mein Haupt. —

„Und naht die Sorge bei freudiger Jagd
Dir, Jäger, im lustigen Wald?
Wann nagend den alten Vater sie plagt,
Verscheuchet mein Lied sie bald." —

Kein Lied aus treuer, freudiger Brust!
So einsam inmitten der Schar!
Kein Stern der heiteren, innigen Lust,
Kein Aug', wie das Deine so klar! —

„Doch leuchtet aus kühngewölbten Brau'n
Mildfreundlich dein Augenstern;
Wer möchte nicht in den Himmel schau'n,
Wer nicht in das Auge dir gern?"

Zu mir hinauf wohl manche sah,
Frug nicht nach des Auges Licht;
Und hätte gestanden ein anderer da
Statt meiner, sie merkt' es nicht. —

„Auf, Jäger, es mag geschieden nun sein;
Dort windet dein Pfad sich hinan.
Noch schaut' ich ins Auge dem Vater allein,
Sonst keinem anderen Mann." —

Mißdeute nicht ein trübes Wort,
Das nicht, du Gute, dir galt;
Und schickst du von hinnen mich zürnend fort,
Wo find' ich auf Erden noch Halt? —

„Ich zürne nicht, wie du es meinst,
Ich bin vom Zürnen, wie fern!
Gott segne dich und die dereinst
Wird deines Himmels Stern!" —

Gott segne dich, du liebe Maid!
Noch eins verkünde mir mild:
Gedenk' ich dein in Freud' und Leid,
Wie nenn' ich das süße Bild?

„Beatrix nennt der Vater mich,
Des Hütte dort sich zeigt:
Du aber sprich: Wie nenn' ich dich,
Der huldreich sich mir geneigt?" —

Beatrix, Heilesbringerin!
Wohl wirst du als solche bekannt;
Und fragst nach mir? mit zartem Sinn
Hast selbst du mich eben genannt. —

„Du Huldreich? hab' ich's doch gedacht,
Wie unser Herzog schier;
Und käm' er daher in der Herrschaft Pracht,
Ich blickte doch nur nach dir." —

Ich dünkte der Freude mich fremd noch fast,
Und hab's dir, Beatrix, vertraut;
Doch wenn um Liebe du Liebe hast,
Verbinde der Ring mir die Braut. —

„Du lieber, du seltsamer Jägersmann,
So huld- mir und liebereich!
Den Ring, den nehm' ich vom Vater nur an:
Ich führe zum Alten dich gleich."

Wohlan, wohlan, du süße Gestalt,
Ich werb' um deine Hand;
Der Alte findet den Bessern halt
Doch nicht im böhmischen Land. —

Da kamen die stolzen Genossen der Jagd,
Den Herzog suchend, einher.
Es dienet der Herr der Bauermagd;
Sie zürnen und schelten sie sehr. —

„Was zürnt ihr und scheltet die Bauermagd?
Die heut euch dünket zu klein,
Sie wird, bevor der Morgen noch tagt
Wohl über euch Herzogin sein."

66. Liebesprobe.

(Nach dem Volkslied.)

Es wiegte die alte Linde
Ihr blühendes Haupt in dem Winde,
Verstreuend Duft in das Land;
Und unter der Linde saßen
Zwei Liebende Hand in Hand.

Feinlieb, ich muß nun scheiden,
Dich sieben Jahre meiden,
's ist eine lange Zeit;
Ich frage nach sieben Jahren,
Ob du den andern gefreit. —

Ach nein! ich will dich erwarten
Die sieben Jahre, die harten,
Ich will die Deine sein;
Ich will die Treue dir halten
Und keinen andern frei'n.

Es zogen Jahre nach Jahren;
Die sieben verstrichen waren,
Das achte schon begann;
Schon kam vom vierten Monat
Der vierte Tag heran.

Es wiegte die alte Linde
Ihr falbes Haupt in dem Winde,
Verstreuend ihr Laub in das Land,
Und unter der Linde rannen
Zwei Quellen heiß in den Sand.

73. „Bauermagd" — Bauernmagd, T — „Liebesprobe." „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet 1835." S. 108; von Palm in die 3. Aufl. der „Werke" 3, 151 aufgenommen. — Das alte Volkslied bei Böhme „Altdeutsches Liederbuch" N. 39 „Es stet ein lind in jenem tal". — 25. „heiß" — von Palm gestrichen.

Du, Linde, wirst es ihm sagen;
Du blühtest in jenen Tagen,
Nun hat der Herbst dich entlaubt;
Ich habe geglaubt und geweinet,
Ich habe geweint und geglaubt.

Ein Reiter lenkte die Zügel
Vom Weg ab hinan zum Hügel,
Ritt stolz und spähend einher:
Gott grüß dich, feines Mägdlein,
Was klagst du, was weinst du so sehr? —

Gezogen sind Jahre nach Jahren,
Nichts hab' ich vom Liebsten erfahren,
Die Lind' es bezeugen mag;
Sie sieht mich im vierten Monat
Verweinen den vierten Tag. —

Er hat in den Wind es gesprochen,
Er hat dir die Treue gebrochen
Für eine schönere Braut;
Hab' unter blühenden Linden
Der Hochzeit selbst zugeschaut. —

War's auch in den Wind gesprochen,
Sind Treue und Herz mir gebrochen,
Ihm wend' es Gott zum Gewinn!
Ich werd' ihn segnen und segnen,
Bis stumm ich geworden bin.

Was guldig Schimmerndes zog er
Vom Finger sich, was bog er
Sich über ihren Schoß?
Sie weinte, daß der Goldring
In ihren Thränen floß.

Er sprang vom Roß behende,
Er legte in ihre Hände
Ein feines Linnentuch:
Trockn' ab, trockn' ab die Äuglein!
Geweinet hast du genug.

Ich habe dich nur versuchet;
Und hättest du mir gefluchet,
Mußt' weiter geritten sein;
Ich hatte es hoch geschworen:
Nun sollst du die Meine sein.

Es wiegte die alte Linde
Ihr Haupt im Abendwinde,
Und schattiger wurde das Land;
Und unter der Linde saßen
Zwei Glückliche Hand in Hand.

67. Die Mutter und das Kind.

Wie ward zu solchem Jammer
Der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer,
Kein Kind an ihrer Brust;
Das Kind gebettet haben
Sie in den schwarzen Schrein
Und tief den Schrein vergraben,
Als müßt' es also sein.

Wie da die Erde, fallend
Auf den versenkten Sarg,
Ihn dumpf und schaurig schallend
Vor ihren Augen barg,
Hat Thränen sie gefunden,
Die nicht zu hemmen sind;
Sie weint zu allen Stunden
Um ihr geliebtes Kind.

Wann and'rer Lust und Sorgen
Der laute Tag bescheint,
Weilt schweigsam sie verborgen
In finst'rer Klaus' und weint;

„Die Mutter und das Kind." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1832". S. 165. Quelle: Kinders und Hausmärchen N. 104: „Das Totenhemdchen." Auch von Hoffmann von Fallersleben behandelt („Das tote Kind"); vgl. Götzinger „Deutsche Dichter" 2^5, 560.

Wann and'rer Schmerzen lindert
Die Nacht, und alles ruht,
Vergießt sie ungehindert
Der Thränen bitt're Flut

Wie einst sie unter Thränen
Die stumme Mitternacht
In hoffnungslosem Sehnen
Verstört herangewacht,
Sieht wunderbarerweise
Das Kindlein sie sich nah'n;
Es tritt so leise, leise,
Es sieht sie traurend an.

O Mutter, in der Erden
Gewinn' ich keine Rast;
Wie sollt' ich ruhig werden,
Wenn du geweinet hast?
Die Thränen fühl' ich rinnen
Zu mir ohn' Unterlaß,
Mein Hemdlein und das Linnen,
Sie sind davon so naß.

O Mutter, laß dein Lächeln
Hinab ins feuchte Haus
Mir laue Lüfte fächeln,
Dann trocknet's wieder aus;
Und scheinet deinem Kinde
Dein Auge wieder klar,
Umblüh'n es Ros' und Winde,
Wie sonst es oben war.

O weine nicht! sei munter!
Was helfen Thränen dir?
Komm lieber doch hinunter
Und lege dich zu mir;

37. „Thränen" — Thräne, M.-A.

Da magst du leise kosen
Mit deinem Kindelein,
Du liegst auf weichen Rosen
Und schläfst so ruhig ein.

Sie hat aus süßem Munde
Die Warnung wohl gehört,
Sie hat von dieser Stunde
Zu weinen aufgehört.
Wohl bleichten ihre Wangen,
Doch blieb ihr Auge klar;
Sie ist hinabgegangen,
Wo schon ihr Liebling war.

---

68. Der Kranke.

(Nach Millevoye.)

Sei mir gegrüßt, o mein geliebter Wald!
Du Schauplatz meiner Kindheit froher Spiele,
Zum letztenmal gegrüßt! ich scheide bald. —
So jung annoch und schon am letzten Ziele!

Dein Laub wird gelb und gelber, fällt schon ab;
Ich seh' es wohl und fühle mich gebrochen
Und blicke trauernd in mein frühes Grab.
Im Sommer hat der Arzt zu mir gesprochen:

Es prangt der Wald im grünen Schmuck noch heut';
Du siehst ihn bald sich noch einmal entfärben,
Und wann der Herbst sein falbes Laub verstreut,
So wirst du, Frühverwelkter, selber sterben.

Es ist ein Gestern worden, unerhört!
Das Heut', wo du im grünen Schmuck gepranget;
Herbst ist's, es fällt dein Laub, wie sich's gehört,
Und mahnt mich, daß der Tod nach mir verlanget.

56. „schläfst so" — schlafest, M.-A. — „Der Kranke." Gedichte 1831. S. 152. Charles Hubert Millevoye (1782—1816), der französische Hölty, hat neben schwachen dramatischen und epischen Versuchen in der Elegie Anerkennenswertes geleistet.

O falle, Laub! ich kenne ja mein Los,
Zu sterben, ohne noch gelebt zu haben;
Sie werden klanglos bald und namenlos
Am Fuße dieser Eiche mich vergraben.

O falle, Laub! Dem Aug' entziehe du
Der Mutter, die mit Schmerzen mich geboren,
Die schmerzlich stille Stätte meiner Ruh'!
Sie hat die Hoffnung, unerfüllt, verloren.

Wenn aber eine kommt, die ich gemeint,
Und sucht den kleinen Platz in Waldesräumen,
Und auf den Hügel sie sich wirft und weint,
O rausche, Laub! ich werde von ihr träumen.

Er lieget nun am Fuß der Eiche dort;
Nicht aber ist, die er gemeint, gekommen;
Es überdecken Laub und Schnee den Ort,
Und weit umher wird nur das Wild vernommen.

---

69. Die Großmutter.

(Nach Viktor Hugo.)

„Großmutter, schläfst du? Deine Lippen pflegen
Wie betend sich im Schlafe zu bewegen:
Wie bist du heute regungslos und bleich!
Die Hände starr auf deiner Brust vereinet,
Die nicht dein Atem zu erheben scheinet,
Dem Marmorbild der Schmerzensmutter gleich.

„Die Großmutter." Gedichte 1831. S. 154. — Freie Übertragung des Gedichtes „La grand' mère" (mit dem Motto: „To die — to sleep" aus Shakespeares „Hamlet") von Viktor Hugo. Das Versmaß des Originals (5zeilige Strophe abaab) ist nicht beibehalten An den Bruder Hippolyt schreibt Chamisso (4. Dezember 1829 bei Fulda „Chamisso u. s. Zeit" S. 230): „Wir haben Euren poetischen Almanach von diesem Jahre gelesen und haben mehr Versmacherei als Poesie darin gefunden. Nur zwei Gedichte fanden wir beachtenswert. Das eine, die Großmutter von Viktor Hugo, habe ich übersetzt. Wir haben seinen Cromwell gelesen, sind aber sehr wenig befriedigt." — Die ältesten Übersetzungen Viktor Hugo'scher Dichtungen: Goedeke 3, 1319.

Blick' auf, erwache, rede! Wie betrübest
Du, Mutter, deine Kinder, die du liebest!
Was thaten wir? Wir waren beide fromm.
Du zürnest uns? Du hörst nicht unsre Stimmen?
Sieh her! die Lampe flackert im Verglimmen,
Und schon das Feuer auf dem Herd verglomm.

Und willst du Licht und Feuer nicht erhalten,
So müssen wir erstarren in dem kalten
Und finst'ren Haus; zu spät erwachst du dann.
Auch wir beharren stumm in deinen Armen
Und können nicht an deiner Brust erwarmen,
Du rufst die Heiligen vergebens an.

Großmutter, o, wie kalt sind deine Hände!
Wir wollen sie in unsern wärmen, wende
Nur deinen Blick uns freundlich wieder zu;
Da hast du dein Gesangbuch, nimm es wieder,
Du hast es fallen lassen; sing' uns Lieder —
Du nimmst es nicht, und nichts erwiderst du?

Zeig' uns, wir waren fromm, uns zu belohnen,
Das Bild der Bibel, wo die Heil'gen wohnen
Beim lieben Gott, umstrahlt von seinem Licht;
Erklär' uns dann die göttlichen Gebote
Und sprich vom bess'ren Leben nach dem Tode —
Was ist der Tod? — Du brichst das Schweigen nicht!"

So hallte lange noch der Waisen Klage;
Die Nacht brach ein, sie wich dem jungen Tage,
Die Turmuhr maß die Zeit mit gleichem Schlag.
Zur off'nen Thüre lauschend, sah die Kleinen
Am Sterbebette knieen, beten, weinen
Ein Wand'rer späte noch am andern Tag.

70. Die Waise.

(Litauisch.)

Sie haben mich geheißen
Nach Heidelbeeren geh'n;
Ich habe nach den Beeren
Im Walde nicht geseh'n.

Ich bin hinaus gegangen
Zu meiner Mutter Grab,
Worauf ich mich gesetzet
Und viel geweinet hab'. —

„Wer sitzt auf meinem Hügel,
Von der die Thränen sind?" —
Ich bin's, o liebe Mutter,
Ich, dein verwaistes Kind.

Wer wird hinfort mich kleiden
Und flechten mir das Haar?
Mit Liebeswort mir schmeicheln,
Wie's deine Weise war? —

„Geh hin, o liebe Tochter,
Und finde dich darein!
Es wird dir eine zweite,
Statt meiner, Mutter sein.

„Sie wird das Haar dir flechten
Und kleiden dich hinfort;
Ein Jüngling wird dir schmeicheln
Mit zartem Liebeswort."

71. Treue Liebe.

(Litauisch.)

Es schallten munt're Lieder
Hell durch den Fichtenwald.
Es kam ein munt'rer Reiter
Zum Försterhause bald.

„Die Waise. (Litauisch.)" A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1830". S. 169. Übersetzung des Gedichtes „Sirrata" (Die Waise) in Rhesas Dainos S. 22. — „Treue Liebe. (Litauisch.)" Gedichte 1831. S. 158. Nachbildung des Gedichtes „Marti ferganti" (Die kranke Braut) bei Rhesa S. 284. Der Schluß von V. 25 ab kommt auf Chamissos Rechnung zu stehen.

Frau Muhme, guten Morgen!
Wo bleibt die Liebste mein? —
Sie lieget, krank zum Sterben,
Im obern Kämmerlein.

Er stieg in bittern Thränen
Die Treppe wohl hinauf;
Er hemmte, vor der Thüre
Der Liebsten, seinen Lauf.

Herein, herein, Geliebter,
Zu schmerzlichem Besuch!
Die heim du holen wolltest,
Deckt bald das Leichentuch.

Sie schläft in engem Sarge,
Drauf liegt der Myrtenkranz;
Du wirst nicht heim sie führen,
Nicht bei Gesang und Tanz.

Sie werden fort mich tragen
Und tief mich scharren ein;
Du wirst mir Thränen weinen
Und eine and're frei'n. —

Die du mich nie betrübet,
Du meine Zier und Lust,
Wie hast du jetzt geschnitten
Mir scharf in meine Brust!

Drauf sahen zu einander
Die beiden ernst und mild,
Verschlungen ihre Hände,
Ein schönes, bleiches Bild.

Da schied sie sanft hinüber;
Er aber zog zur Stund'
Das Ringlein sich vom Finger
Und steckt's in ihren Mund.

12. „seinen" — ihren, Ms. nach Hempel 1, 14.

Ob er geweinet habe,
Als solches ist geschehn? —
Ich selber floß in Thränen,
Ich hab' es nicht gesehn.

Es gräbt der Totengräber
Ein Grab und noch ein Grab;
Er kommt an ihre Seite,
Der ihr das Ringlein gab.

72. Der Sohn der Witwe.

(Litauisch.)

Her zogen die Schwäne mit Kriegsgesang:
Zu Roß, zu Roß! es dröhnend erklang.

Es reiten aus allen Höfen umher
Die jüngern Söhne zum Kriegesheer.

Es ist mit uns gar schlimm bestellt,
Und keiner bleibt, wenn einer sich stellt.

Du ziehst, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn,
Du ziehst in den Krieg, das wissen wir schon.

Wir Frauen bedienen den Kriegesknecht;
Den Helmbusch steckt die Braut dir zurecht,

Den Rappen führt die Schwester dir vor,
Dir öffnet die Mutter des Hofes Thor.

Wann kehrst du, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Kind,
Wann kehrst du zurück? das sag' uns geschwind! —

Sind Luft und Wasser und Land erst frei,
Dann säum' ich nicht länger, dann eil' ich herbei. —

„Der Sohn der Witwe. (Litauisch.)" Gedichte 1831. S. 161. Nachbildung des Gedichtes „Sessyczù Raudojimas" (Der Schwestern Klage), bei Rhesa S. 130. Auch die Pointe dieses Gedichtes gehört Chamisso an.

Und Luft und Waſſer und Land ſind frei:
Was ſäumt er noch länger, und eilt nicht herbei?

Wir Frauen, wir wollen entgegen ihm geh'n,
Wir wollen vom Hügel entgegen ihm ſeh'n.

Dort harren die Frauen und lauſchen zu Thal
Die Straße entlang im Sonnenſtrahl.

Und auf und nieder die Sonne ſteigt;
Kein Reitersmann dem Blicke ſich zeigt.

Jetzt hebt ſich Staub, jetzt kommt im Lauf
Ein Rappe daher — kein Reiter ſitzt drauf.

Sie fangen ihn ein, ſie fragen ihn aus:
Wie kommſt du, mein Rappe, doch ledig nach Haus?

Biſt, ſchlechter Gaul, dem Herrn du entfloh'n?
Wo blieb mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn?

Sie haben erſchoſſen ihn in der Schlacht,
Auf grüner Heide ſein Bett ihm gemacht.

Mich ließen ſie laufen in alle Welt,
Ich habe die Botſchaft trauernd beſtellt.

Es zogen drei Schwäne mit Klaggeſang,
Ein Grab zu ſuchen, die Heide entlang.

Sie ließen ſich nieder, wie ſie es erſah'n,
Zu Füßen, zu Haupte, zur Seite ein Schwan.

Zu Haupte die Schweſter, zu Füßen die Braut,
Zur Seite die Mutter, hoch ergraut:

O wehe, weh Verwaiſten uns drei'n!
Wer ſtimmt in unſ're Klage mit ein?

Darauf die Sonne, ſich neigend, begann:
Ich ſtimme mit ein, ſo gut ich kann.

Neun Tage traur' ich im Nebelflor
Und komm' am zehnten nicht hervor.

Die Trauer der Braut drei Wochen war;
Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr';

Die Mutter hat der Trauer gepflegt,
Bis müde sie selbst ins Grab sich gelegt.

73. Laß reiten.

Es ritt ein Reiter die Straße hinaus,
Die Spur verwehte der Wind.
Ein Mädchen zerpflückt einen Rosenstrauß
Und weint die Augen sich blind.

„Du warst mir so rosig und wohlgemut,
Wie bist du geworden so bleich?
Was heimlich im Herzen dir wehe thut,
Mein Kind, vertraue mir gleich." —

„Ich weine ja nicht um heimlichen Schmerz,
Weiß nicht, wie in Leiden ich steh'.
Es thut mir, o Mutter, nicht bloß das Herz,
Es thut mir gar manches noch weh." —

„Herr Doktor, Herr Doktor, die Tochter ist krank,
O, helft doch dem Kinde mein!" —
Wohl mischte der Doktor 'nen bittern Trank,
Doch konnt's nicht geholfen mehr sein.

„'nen bittern Trank, den hab' ich still
Getrunken: — nun ist's vorbei!
Laß reiten, laß reiten, wer mag und will!
Man kommt doch dem Winde nicht bei."

„Laß reiten." Gedichte 1831. S. 165.

74. Die Müllerin.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel;
Der Sturm, der sauset darin;
Und unter der Linde am Hügel,
Da weinet die Müllerin:

Laß sausen den Sturm und brausen,
Ich habe gebaut auf den Wind;
Ich habe gebaut auf Schwüre —
Da war ich ein thörichtes Kind.

Noch hat mich der Wind nicht belogen,
Der Wind, der blieb mir treu;
Und bin ich verarmt und betrogen —
Die Schwüre, die waren nur Spreu.

Wo ist, der sie geschworen?
Der Wind nimmt die Klagen nur auf;
Er hat sich aufs Wandern verloren —
Es findet der Wind ihn nicht auf.

75. Der Müllerin Nachbar.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der sauset darin;
Ich wollte, ich wäre der Müller,
Von wegen der Müllerin.

Der Müller ist gestorben;
Gott schenk' ihm die ewige Ruh'!
Ich wollte, es holte der Henker
Den Flegel von Knecht noch dazu.

Am Sonntag in der Kirche,
Da glaubt' ich, sie schiele nach mir;
Sie schielte an mir nur vorüber;
Der Knecht, der stand an der Thür.

„Die Müllerin." Dieses und das folgende Gedicht in Menzels Moosrosen (1826) S. 118 f. als „Windmüllerlieder" I und II. — 9. „belogen" — betrogen, Moosr. — 11. „betrogen" — belogen, Moosr. — „Der Müllerin Nachbar", siehe z. d. vorhergehenden Gedicht.

Und als es ging zum Tanze,
Da kam sie eben mir recht;
Sie grüßte mich freundlich und fragte —
Und fragte mich gar — nach dem Knecht.

Der Knecht, der Knecht! — Ich wollte ....
Mir kocht in den Adern das Blut —
Ich wollte an ihm mich rächen,
Ich wollte, ich hätte den Mut.

Ich wollte .... Nun, was weiß ich?
Ich weiß nicht, wo ich bin. —
Die Mühle, die dreht ihre Flügel;
Der Wind, der sauset darin.

76. Don Quixote.

Noch ein Abenteuer,
Welches Ruhm verspricht;
Siehst du auf dem Hügel
Dort die Riesen nicht?
Turmhoch, mißgeschaffen,
Drohend in den Wind,
Welche anzuschauen
Fast wie Mühlen sind?
Mit Vergunst, Herr Ritter,
Kann ich da nur seh'n
Mühlen, die im Winde
Ihre Flügel dreh'n.

Seien, feiger Knappe,
Deinem stumpfen Sinn
Diese Ungeheuer
Mühlen immerhin;

13. „es" — ich, Moosr. — „Don Quixote." Gedichte 1831. S. 170. Natürlich nach Cervantes „Don Quixote" 1. Band, 1. Buch, Kap. 8.

Hülle sich mit Trugschein
Zauberhaft der Graus,
Findet doch der Ritter
Sich die Riesen aus.
Mit Vergunst, Herr Ritter,
Glaubt's mir, auf mein Wort,
Das sind echte Mühlen
Auf dem Hügel dort.

Dürft ihr's euch erfrechen,
Haltet mir nur Stand!
Strauß mit euresgleichen
Ist mir Kindertand.
Einer gegen alle,
Falsche Höllenbrut,
Und die Erde trinkt bald
Eures Herzens Blut.
Mit Vergunst, Herr Ritter,
Hört mich doch nur an,
Mühlen sind's, nur Mühlen,
Wie ich schwören kann.

Süße Dulcinea,
Blick' auf mich herab!
So der wack're Ritter,
Spornt den Gaul in Trab,
Treibet auf den ersten,
Der da seiner harrt —
Und geschleudert stürzt er
Auf die Erde hart.
Lebt Ihr, guter Ritter,
Oder seid Ihr tot?
Aber that's mit Mühlen
Euch zu raufen Not?

Sollte wer mich fragen,
Wie man vieles fragt,
Ob es Riesen waren,
Wie der Herr es sagt,

Oder bloße Mühlen,
Wie es meint der Knecht:
Geb' ich unbedenklich
Unserm Ritter Recht.
Mit den Herr'n es halten,
Bleibt das Klügste noch;
Was von solchen Dingen
Wissen Knechte doch!

77. Der alte Müller.

Es wütet der Sturm mit entsetzlicher Macht,
Die Windmühl' schwankt, das Gebälk erkracht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Der Meister ist nicht, der alte, zur Hand;
Er steht an der Felswand schwindligem Rand.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Da steht er allein, mit dem Winde vertraut,
Und spricht mit den Lüften vernehmlich und laut.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Er schüttelt im Sturme sein weißes Haar,
Und was er da spricht, klingt sonderbar.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Was bringst du mir Neues? Verkünd' es geschwind!
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mich gewiegt, du hast mich genährt,
Du hast mich geliebt, du hast mich gelehrt.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mir die Worte wohl hinterbracht,
Die Worte der Weisheit, von Thoren verlacht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

„Der alte Müller." Gedichte 1831. S 173.

Ihr Thoren, ihr Thoren, die faßtet ihr nicht,
Die faßte der Wind auf, der gab mir Bericht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Wort wird That, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm, wer zweifelt daran?
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Und was du auch bringest, vollend' es geschwind.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Maß ist voll, die Zeit ist aus;
Jetzt kommt das Gericht in Zerstörung und Graus
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ein Wirbelwind faßt den Alten zumal
Und schleudert zerschmettert ihn tief in das Thal.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Zerschellt ist der Mühle zerbrechlicher Bau,
Und Wogen von Sand bedecken die Au'.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

78. Vier Lieder von Béranger.

1. Die Kartenlegerin.

Schlief die Mutter endlich ein
Über ihre Hauspostille?
Nadel, liege du nun stille!
Nähen, immer nähen, — nein! —
Legen will ich mir die Karten.
Ei, was hab' ich zu erwarten?
Ei, was wird das Ende sein?

„Die Kartenlegerin." Gedichte 1831. S. 92. „Die Kartenlegerin. Nach Béranger." — Bérangers Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von Adalbert von Chamisso und Franz Freiherrn Gaudy. Leipzig 1838. S. 93. Übersetzung von Bérangers „Les cartes ou l'horoscope" (Chansons. Paris 1851. S. 253 f.).

Trüget mich die Ahnung nicht,
Zeigt sich einer, den ich meine. —
Schön! da kommt er ja, der eine,
Coeurbub' kannte seine Pflicht. —
Eine reiche Witwe? — wehe!
Ja, er freit sie, ich vergehe!
O verruchter Bösewicht!

Herzeleid und viel Verdruß, —
Eine Schul' und enge Mauern, —
Carreaukönig, der bedauern
Und zuletzt mich trösten muß. —
Ein Geschenk auf art'ge Weise —
Er entführt mich — Eine Reise —
Geld und Lust in Überfluß!

Dieser Carreaukönig da
Muß ein Fürst sein oder König,
Und es fehlt daran nur wenig,
Bin ich selber Fürstin ja. —
Hier ein Feind, der mir zu schaden
Sich bemüht bei Seiner Gnaden,
Und ein Blonder steht mir nah.

Ein Geheimnis kommt zu Tag,
Und ich flüchte noch bei Zeiten, —
Fahret wohl, ihr Herrlichkeiten!
O, das war ein harter Schlag!
Hin ist einer, eine Menge
Bilden um mich ein Gedränge,
Daß ich kaum sie zählen mag.

Dieser hier im grauen Haar
Ist ein Junker wohl vom Lande;
Spröde halt' ich ihn am Bande
Und ich führ' ihn zum Altar. —
Nach Paris! — Ein lustig Leben!
Brummt der Mann, so lach' ich eben,
Bleibt doch alles, wie es war. —

Kommt das grämliche Gesicht,
Kommt die Alte da mit Keuchen,
Lieb' und Lust mir zu verscheuchen,
Eh' die Jugend mir gebricht? —
Ach! die Mutter ist's, die aufwacht
Und den Mund, zu schelten, aufmacht. —
Nein, die Karten lügen nicht!

2. Die rote Hanne oder das Weib des Wilddiebes.

Den Säugling an der Brust, den zweiten
Der Knaben auf dem Rücken, führt
Sie an der Hand den Erstgebor'nen,
Der fast entkleidet, barfuß friert.
Den Vater haben sie gefangen,
Er kühlt im Kerker seinen Mut;
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

Ich sah sie oft in bessern Tagen,
Schulmeisters liebes Töchterlein;
Sie spann und sang und las und nähte,
Ein herzig Kind und schmuck und fein;
Beim Sonntagstanz im Kreis der Linden,
Wie war sie froh und wohlgemut!
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

Ein junger, hübscher, reicher Pächter
Versprach ihr einst ein bess'res Glück;
Ihr rotes Haar, das ward verspottet,
Der reiche Freier trat zurück;
Es kamen andre, gingen wieder;
Sie hatte ja kein Heiratsgut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

„Die rote Hanne oder das Weib des Wilddiebes." A. v. Chamissos Werke (1836) 5, 179. — Bérangers Lieder. 1838. S. 20. Mit dem Zusatz: „Versmaß des Originals". Übers. von B.'s „Jeanne la rousse ou la femme du braconnier" (a. a. O. S. 509 f.).

Ein Taugenichts war schnell entschlossen:
Ich nehme dich, blond oder rot;
Drei Büchsen hab' ich, weiß die Schliche,
Der Förster macht mir keine Not;
Den Schwarzrock will ich auch bezahlen,
Des Sprüchlein uns zusammenthut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

Sie sprach nicht Nein; mit sanfter Lockung
Gebot Natur in ihrer Brust,
Und dreimal ward allein im Walde
Sie Mutter unter bitt'rer Lust;
Die Kinder treiben und gedeihen
Ein blühend frisch gesundes Blut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

Des treuen Weibes nächt'gen Jammer
Erhellet noch ein milder Schein;
Sie lächelt, ihre Kleinen werden
Schwarzlockig wie der Vater sein;
Sie lächelt; ach! aus ihrem Lächeln
Schöpft der Gefang'ne frischen Mut.
Sei Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sich'rer Hut.

3. Der Bettler.

Ich will in dieser Rinne sterben,
Bin alt und siech genug dazu;
Sie mögen mich „betrunken" schelten,
Mir recht! sie lassen mich in Ruh'.
Die werfen mir noch ein'ge Groschen,
Die wenden ab ihr Angesicht;
Ja, eilt nur, eilt zu euren Festen!
Zum Sterben brauch' ich euch doch nicht.

„Der Bettler." A. v. Chamissos Werke (1836), 5, 181. — Bérangers Lieder. 1828. S. 228. Übers. von: „Le vieux vagabond" (a. a. O. S. 550f.).

Vor Alter muß ich also sterben,
Man stirbt vor Hunger nicht zumal;
Ich hofft' in meinen alten Tagen
Zuletzt noch auf ein Hospital.
So viel des Elends giebt's im Volke;
Man kommt auch nirgends mehr hinein;
Die Straße war ja meine Wiege,
Sie mag mein Sterbebett auch sein.

Lehrt mich ein Handwerk, gebt mir Arbeit,
Mein Brot verdienen will ich ja! —
Geh betteln! hieß es; Arbeit? Arbeit?
Die ist für alle Welt nicht da.
Arbeite! schrie'n mich an, die schmausten,
Und warfen mir die Knochen zu.
Ich will den Reichen doch nicht fluchen;
Ich fand in ihren Scheunen Ruh'.

Ich hätte freilich stehlen können,
Mir schien zu betteln minder hart;
Ich habe höchstens mir am Wege
Ein paar Kartoffeln ausgescharrt;
Und immer allerorten steckte
Die Polizei mich dennoch ein,
Mir raubend meine einz'ge Habe —
Du, Gottes Sonne, bist ja mein!

Was kümmern mich Gesetz und Ordnung,
Gewerb' und bürgerliches Band?
Was euer König, eure Kammern?
Sagt, hab' ich denn ein Vaterland?
Und dennoch, als in euern Mauern
Der Fremde Herr zu sein gemeint,
Der Fremde, der mich reichlich speiste,
Ich Narr, wie hab' ich da geweint!

Ihr hättet mich erdrücken sollen,
Wie ich das Licht der Welt erblickt;
Ihr hättet mich erziehen sollen,
Wie sich's für einen Menschen schickt;

Ich wäre nicht der Wurm geworden,
Den ihr euch abzuwehren sucht;
Ich hätt' euch brüderlich geholfen
Und euch im Tode nicht geflucht.

4. Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM.

Schreibt Nostradamus, der die Zeit beschwören
Und aus den Sternen konnte prophezei'n
Im Jahr Zweitausend wird von Jubelchören
Das glückliche Paris durchtönet sein;
Man wird nur einer Stimme Mißlaut hören,
Die wird am Fuß des Louvre kläglich schrei'n:
Ihr glücklichen Franzosen, wollt des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Aus Rom gekommen, wird ein sieder Greise,
Ein armer Lazarus, den Ruf erheben
Und einem weiten, dichtgedrängten Kreise
Von Straßenjungen sich zum Schauspiel geben;
Drauf giebt ihm streng ein Senator Verweise:
Hört, Freund! hier darf von Betteln keiner leben. —
Ihr werdet doch, mein gnäd'ger Herr, des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Bist wirklich du von jener Sippe? — Ja!
Der ich zu Rom zur Papstzeit noch die Krone
In meines Ahnherrn Händen schimmern sah.
Er mußte sie verkaufen; die Spione,
Die Skribler und die Helfer heischten da
Den vollen Goldeswert zu ihrem Lohne.
Ein Stab ist nun mein Zepter. Wollt des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Mein Vater starb bejahrt im Schuldenturme;
Er hatte mir ein Handwerk untersagt;
Ich bettle. Hart erweist ihr euch dem Wurme,
Ihr Glückeskinder, sei es Gott geklagt!

„Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM." A. v. Chamissos Werke (1836), 5, 183. — Bérangers Lieder. 1838. S. 76. Übers. von „Prédiction de Nostradamus pour l'an deux mil" (a. a. O. S. 570f.).

Ich komme her, verschlagen von dem Sturme;
Ihr habt so oft die Meinen weggejagt;
O, wollt doch, da ihr glücklich seid, des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Wird der Senator bei der Hand ihn fassen
Und sprechen: Komm mit mir nach meinem Gute!
Wir hören auf, die Könige zu hassen;
Die letzten küssen höflich uns're Rute;
Darfst dem Senat dein Schicksal überlassen.
Der ich aus altem Königsmörderblute
Entsprossen bin, ich will indes des armen,
Des letzten Königs Frankreichs mich erbarmen.

Und Nostradamus schreibt: Dem Fürsten spenden
Wird der Senat zweitausend Franken jährlich;
Der Alte wird zum Guten noch sich wenden,
Als Mair' von Saint Cloud wird er schlicht und ehrlich,
Ein wack'rer Bürger, seine Laufbahn enden.
Die Chronik macht's der Nachwelt dann erklärlich,
Wie Frankreich sich im Glücke seines armen
Und letzten Königs mochte mild erbarmen.

79. Nach dem Dänischen von Andersen.

1. Märzveilchen.

Der Himmel wölbt sich rein und blau;
Der Reif stellt Blumen aus zur Schau.

Am Fenster prangt ein flimmernder Flor;
Ein Jüngling steht, ihn betrachtend, davor.

Und hinter den Blumen blühet noch gar
Ein blaues, ein lächelndes Augenpaar.

„Nach dem Dänischen von Andersen. 1. Märzveilchen." A. v. Chamissos Werke (1836) 5, 185.

Märzveilchen, wie jener noch keine gesehn!
Der Reif wird angehaucht zergehn.

Eisblumen fangen zu schmelzen an —
Und Gott sei gnädig dem jungen Mann!

2. Muttertraum.

Die Mutter betet herzig und schaut
Entzückt auf den schlummernden Kleinen;
Er ruht in der Wiege so sanft, so traut;
Ein Engel muß er ihr scheinen.

Sie küßt ihn und herzt ihn; sie hält sich kaum,
Vergessen der irdischen Schmerzen;
Es schweift in der Zukunft ihr Hoffnungstraum;
So träumen Mütter im Herzen.

Der Rab' indes mit der Sippschaft sein
Kreischt draußen am Fenster die Weise:
Dein Engel, dein Engel wird unser sein!
Der Räuber dient uns zur Speise!

3. Der Soldat.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lang!
O, wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch giebt.
Bei klingendem Spiele wird paradiert;
Dazu bin auch ich kommandiert.

Nun schaut er auf zum letztenmal
In Gottes Sonne freudigen Strahl; —
Nun binden sie ihm die Augen zu —
Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

„2. Muttertraum." A. v. Chamissos Werke (1836), 5, 185. — „3. Der Soldat." A. v. Chamissos Werke (1836) 5, 186.

Es haben die Neun wohl angelegt;
Acht Kugeln haben vorbeigefegt.
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

4. Der Spielmann.

Im Städtchen giebt es des Jubels viel,
Da halten sie Hochzeit mit Tanz und mit Spiel;
Den Fröhlichen blinket der Wein so rot,
Die Braut nur gleicht dem getünchten Tod.

Ja, tot für den, den nicht sie vergißt,
Der doch beim Fest nicht Bräutigam ist;
Da steht er inmitten der Gäste im Krug
Und streichet die Geige lustig genug!

Er streichet die Geige, sein Haar ergraut;
Es springen die Saiten gellend und laut;
Er drückt sie ans Herz und achtet es nicht,
Ob auch sie in tausend Stücken zerbricht.

Es ist gar grausig, wenn einer so stirbt,
Wann jung sein Herz um Freude noch wirbt;
Ich mag und will nicht länger es seh'n;
Das möchte den Kopf mir schwindelnd verdreh'n. —

Wer heißt euch mit Fingern zeigen auf mich?
O Gott! bewahr' uns gnädiglich,
Daß keinen der Wahnsinn übermannt!
Bin selber ein armer Musikant.

80. Der Müllergesell.

(Frei nach dem Dänischen des Andersen.)

Ich hab' in dieser Mühle gedienet schon als Kind;
Die Tage meiner Jugend mir hier entschwunden sind.
Wie war des Müllers Tochter so herzig und so traut!
Wie hat man zu den Augen ihr in das Herz geschaut!

„4. Der Spielmann." A. v. Chamissos Werke (1836) 5, 187. — „Der Müllergesell." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1837." S. 334. Original auf der kgl. Bibliothek zu Berlin, faksimiliert in G. Könneckes „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur". (Marburg 1887.) S. 276.

Sie setzte sich vertraulich am Abend oft zu mir;
Wir sprachen viel zusammen und alles sagt' ich ihr;
Sie teilte meinen Kummer und teilte meine Lust —
Das eine nur verschwieg ich, die Lieb' in meiner Brust.

Das hätte sie gesehen, wenn selber sie geliebt.
Ist's denn das Wort, das arme, das die Verständ'gung giebt?
Ich sprach zu meinem Herzen: Laß fahren und sei still!
Für dich, du armer Bursche, sich's doch nicht schicken will.

Und wie ich still mich härmte, da sprach sie liebereich:
„Wie hast du dich verändert, wie bist du worden bleich!
Mußt wieder fröhlich werden! mir ist um dich so bang!"
So kam's, daß ich aus Liebe die Liebe selbst bezwang.

Sie kam mir nachgesprungen einst bei der Felsenwand;
Ihr Auge strahlte heller, sie faßte meine Hand:
„Nun mußt du Glück mir wünschen, du grüßest eine Braut,
Und du, du bist der erste, dem ich mein Glück vertraut."

Wie ich die Hand ihr küßte, verbarg ich mein Gesicht;
Es flossen meine Thränen, und reden konnt' ich nicht;
Es ward mir, als verschlänge vor mir zur selb'gen Stund'
Mein Denken und mein Hoffen der Erde tiefster Grund.

Am Abend war Verlobung, wobei ich selber war;
Ich saß am Ehrenplatze vor dem beglückten Paar;
Man ließ die Gläser klingen und stimmte Lieder an;
Ich mußte fröhlich scheinen, da sie mich alle sah'n.

Es ging am andern Morgen mir in dem Kopf herum;
Inmitten ihrer Freude war ich verwirrt und stumm.
Was fehlte mir? Nur eines! Es war so wundersam;
Sie liebten ja mich alle, sie selbst, ihr Bräutigam.

9. „Das hätte sie gesehen." War Reden denn von nöten, Hs. gestrichen. — 12. „Bursche", Knabe, Hs. gestr. — 15. „mir ist", mir wi[rd], wi gestr. Hs. — 19. Du grüßest", ausgebessert in „Dich grüßet", Hs. — 24. „tiefster" — dunkler, gestr. Hs. — 25. Nach „Verlobung", ich aber, gestr. Hs. — 28. „alle sah'n", alle auf mich sahen, auf mich gestr. Hs.

Sie trugen mich auf Händen und wußten nicht mein Weh.
Wie sie einander liebten und kos'ten, daß ich's seh',
Kam mir die Lust, zu wandern weit in die Welt hinein.
Ich schnürte gleich mein Bündel; geschieden mußt' es sein.

Ich bat: Laßt jetzt mich sehen die Welt und ihre Lust!
Ich meinte nur: vergessen die Welt in meiner Brust.
Sie sah mich an und sagte: „O Gott, was fällt dir ein?
Wir lieben dich so herzlich; wo kannst du besser sein?"

Da stürzten meine Thränen. Diesmal war's guter Brauch;
Man weint ja, wenn man scheidet: sie sagt' es selber auch.
Sie haben mich geleitet, als ich mich fortgemacht, —
Sie haben krank zum Sterben mich wieder heimgebracht.

Sie pflegen in der Mühle mich gar mit Zärtlichkeit,
Sie kommt mit ihrem Liebsten zu mir zu aller Zeit
Im Juli wird die Hochzeit; sie aber wollen's so:
Ich soll mit ihnen ziehen und werden wieder froh.

Ich höre stumm dem Brausen des Wasserrades zu
Und denke: Tief da unten, da fänd' ich erst die Ruh'!
Dann wär' ich ohne Schmerzen und ledig aller Pein!
Das wollen ja die beiden: ich soll zufrieden sein.

81. Roland ein Roßkamm.

(Orlando furioso 30. 5.)

Herr Roland ein seltsamer Roßkamm,
Als feil er die Stute bot.
Ausnehmend schön war die Stute,
Sie aber war leider tot.

35. „Kam mir die Lust." Da fiel mir ein, gestr ; über „kam mir", „bekam ich", Hs. — 48. „mit", zu, gestr. Hs. — 51. „Dann wär' . . zufrieden sein." Da möcht' ich froh gesunden von allem Herzeleid, S'ist ja, warum ihr Lieben, um mich bekümmert seid; ferner: Da läg ich ohne Schmerzen von keinem Gram umhüllt. Wir das begehren Beide, so wär ihr Wunsch erfüllt; endlich für: Wir . . . beide, Das wollen ja die Beiden. Alles aufgegeben Hs. — „Roland ein Roßkamm." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1836." S. 36. Die polemische Spitze des Gedichtes wird durch das „Tagebuch" der Reise um die Welt (Hempel 3, 33) erläutert, welcher unter Beziehung auf dieses Gedicht Kotzebue und die Brüder Schlegel vom Gesichtspunkte der Popularität gegenüberstellt.

Die Episode lautet in Gildemeisters Übersetzung (30, 4—7):

„Ich bin nicht minder toll als Roland ist,
Nicht minder würdig, daß man frei mich spreche,

„Sieh her, die vortreffliche Stute,
Du kaufst sie, das sag' ich dir!
Mein Ohm, der mächtige Kaiser,
Besitzt kein schöneres Tier.

Betrachte den Hals und die Hüften,
Den zierlichen Gliederbau;
Kein Fehler an ihr zu rügen,
Und forschtest du noch so genau.

Ist leider sie tot, was verschlägt das?
Ein Unglück ist es doch nur,
Kein Fehler; es lieget das Totsein
In solcher Stuten Natur.

Sieh her, die untadlige Stute,
Du kaufst sie, das sag' ich dir!
Mein Ohm, der mächtige Kaiser,
Besitzt kein schöneres Tier." —

Als er, der jetzt das Reich Marsils durchmißt,
Bald auf den Bergen, bald in ebner Fläche,
Und nie die Stute nachzuzieh'n vergißt,
Tot wie sie ist, durch Walder, Sümpf' und Bäche,
Bis er zuletzt sie liegen lassen muß,
Wo sich ins Meer ergießt ein breiter Fluß.

„Und weil er schwimmt wie eine Wasserratte,
Springt er hinein und kömmt jenseits ans Land.
Dort ritt ein Hirt zu Pferde von der Matte
Hinab zur Tränk' an des Gestades Rand,
Der Rolands wegen keine Sorgen hatte,
Weil er ihn so allein und nackend fand.
„Ich möchte", sprach der Narr, „du gäbest mir
Im Tausch für meine Stute dieses Tier.

„Willst du sie seh'n, so hab' ich nichts dagegen;
Jenseits des Flusses liegt sie tot im Feld.
Du kannst hernach gesund sie wieder pflegen.
Sonst hat sie keinen Fehl, der mir mißfällt.
Mit etwas Aufgeld ist dir's wohl gelegen?
Steig' ab mein Freund, weil mir dein Gaul gefällt."
Der Hirte schweigt und lacht ob solcher Schwänke
Und läßt den Narren steh'n und will zur Tränke.

„Ich will dein Pferd, kannst du nicht hören, Bauer?"
Schrie Roland und lief wütend gegen ihn.
Der Hirt hatt' einen derben Stab voll rauher
Aststnoten, und er schlug den Paladin.
Da brach der Zorn los wie ein Hagelschauer,
Nie war er wilder, als er heut' erschien.
Er traf des Hirten Kopf mit einem Streiche;
Der Schädel brach, zu Boden sank die Leiche."

Ist musterhaft auch geschrieben
Und regelrecht das Gedicht,
Wir kaufen die tote Stute,
Wir lesen die Verse doch nicht.

82. Hans Jürgen und sein Kind.

Hans Jürgen, läßt du das Trinken nicht sein
Und läßt nicht vom leidigen Branntewein,
Du wirst zur Verzweiflung mich bringen;
Im Weiher dort ist's bald geschehn,
Da wirst du dein Kind mich ertränken sehn,
Mich selbst hinunter springen. —

Ach, Frau, sei mir darum nicht gram,
Weiß selber kaum, wie gestern es kam,
Der goldene Löw' ist schuldig;
Ich kam an der Schenke vorüber und sann;
Das Tier mich anzuglotzen begann;
Der Löw', er gleißte so guldig.

Ich ging hinein, das war nicht gut;
Ich trank, hinaus zu gehn, mir Mut,
Kam unter dem Tische zu liegen;
Wenn abermals es dem Teufel gelang,
Sei, liebes Herz, darum nicht bang!
Er soll nicht wieder mich kriegen.

Die Augen zu! Ein Wort, ein Mann!
Ich bringe dir heut', was ich alles gewann,
Und eine trockene Kehle.
So ging er zu seinem Meister hin;
Es lag ihm schwer in seinem Sinn,
Es quält' ihn in seiner Seele.

„Hans Jürgen und sein Kind." Gedichte 1831. S. 103.

Und als es Feierabend war,
Und heim er kam, da fühlt' er gar
Den leidigen Durst ihn beißen.
Die Augen zu! Er kam mit Glück
Der Klippe vorbei, da schaut er zurück;
Er sah den Löwen so gleißen.

Jedweder Tugend ihren Lohn!
Verdient, wahrhaftig, hab' ich ihn schon;
Ein Schluck darauf wird schmecken! —
Und taumelnd gelangt' er und spät nach Haus;
Die Frau saß da, sah finster aus;
Er mußte vor ihr erschrecken.

Sie prüft' ihn mit den Augen stumm;
Es ging ihm seltsam im Kopf herum,
Gedenkend der eigenen Schwüre.
Sie aber schritt zu der Wiege hin
Und nahm das Kind, das gelegen darin,
Und eilte hinaus zur Thüre.

Er ist da nüchtern geworden fast;
Ein kaltes Entsetzen hat ihn erfaßt: —
Dahin, dahin gekommen! —
Hans Jürgen, rette, rette dein Kind!
Zum Weiher, zum Weiher! geschwind, geschwind!
Sie hat den Weg genommen. —

Er eilt ihr nach im vollen Lauf;
Ein Plätschern schallt vom Weiher herauf, —
Nur noch die Mutter zu sehen: —
Zurück! das Kind, ich hol' es hervor;
Noch halten's die schwimmenden Tücher empor;
Zurück! genug ist geschehen. —

Er schreit es und springt in das Wasser hinein; —
Das Wasser, das mochte so tief nicht sein,
Die Beute leicht zu erhalten.

Er trägt das Wickelkind im Arm
Und drückt's an die Brust so innig und warm
Und steigt aus dem Bade, dem kalten. —

„An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!
Doch mußt du mich nicht so kratzen."
Ein gutes, schönes Kind, allein
Es kratzet doch ganz ungemein:
Was hast denn du für Tatzen?

Und wie er's näher untersucht,
Erkennt er den schwarzen Kater und flucht,
Den Kater, ihm zum Possen. —
Ach Frau, ach Frau, wo bist denn du? —
Die sitzt zu Hause, die Thür' ist zu;
Die Thüre bleibt verschlossen. —

Ach Frau, das ist ein frostiger Spaß!
Es ist so kalt, ich bin so naß. —
Die Thüre bleibt verschlossen;
Und wie er pocht und flucht und lärmt
Und fleht und winselt und sich härmt,
Die Thüre bleibt verschlossen.

Die Nachbarsleute, die Gäste zuhauf
Vom goldenen Löwen paßten wohl auf,
Das kann leicht einer sich denken;
Die haben wacker ihn ausgelacht
Und haben ein Lied auf ihn gemacht
Und singen's in allen Schenken:

Hans Jürgen, rette, rette dein Kind!
Zum Weiher, zum Weiher! geschwind, geschwind!
Doch lasse dich ja nicht kratzen!
Und schmeckt, Hans Jürgen, der Branntewein,
Komm her zu dem goldenen Löwen herein;
Wir singen ein Lied dir zum Platzen.

61. Vgl. „Frauen-Liebe und -Leben" 7. Vers 143 f. (oben S. 15).

83. Böser Markt.

Einer kam vom Königsmahle
In den Park sich zu bewegen;
Aus dem Busch mit einem Male
Trat ein andrer ihm entgegen;
Zwischen Rock und Kamisole
Griff der schnell, und die Pistole
Setzt er jenem auf die Brust.

Leise, leise! muß ich bitten;
Was wir hier für Handel treiben,
Mag vom unberuf'nen dritten
Füglich unbelauschet bleiben.
Wollt Ihr Uhren nebst Gehenken
Wohl verkaufen? nicht verschenken;
Nehmt drei Batzen Ihr dafür? —

Mit Vergnügen! — Nimmer richtig
Ist die Dorfuhr noch gegangen;
Thut der Küster auch so wichtig,
Weiß er's doch nicht anzufangen;
Jeder weiß in unsern Tagen,
Was die Glocke hat geschlagen;
Gottlob! nun erfahr' ich's auch.

Sagt mir ferner, könnt Ihr missen,
Was da blinkt an Euren Fingern?
Meine Hausfrau, sollt Ihr wissen,
Ist gar arg nach solchen Dingern;
Solche Ringe, solche Sterne,
Wie Ihr da habt, kauf' ich gerne;
Nehmt drei Batzen Ihr dafür? —

Mit Vergnügen! — Habt Ihr künftig
Mehr zu handeln, laßt mich holen;

„Böser Markt." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1834", S. 127; Handschr. auf der kgl. Bibliothek zu Berlin. 2 Seiten 8°. — 29. „Mit Vergnügen ... unverhohlen." Hs. gestr.:

Mit Vergnügen! — Unverhohlen
Edel seid Ihr und vernünftig,
Ja ich bitt' Euch, laßt mich holen,
Habt Ihr mehr zu handeln künftig.

Edel seid Ihr und vernünftig,
Und Ich lob' Euch unverhohlen
Gleich mich dankbar Euch zu zeigen,
Laß ich jede Rücksicht schweigen
Und verkauf' Euch, was Ihr wollt.

Seht den Ring da, den ich habe;
Nur von Messing, schlecht, unscheinsam,
Aber meiner Liebsten Gabe;
Ach, sie starb und ließ mich einsam!
Nicht um einen Goldeshaufen . . .!
Aber Ihr, wollt Ihr ihn kaufen,
Gebt mir zehn Dukaten nur. —

Mit Vergnügen! — Ei! was seh' ich?!
Schöner Beutel, goldgeschwollen,
Du gefällst mir, das gesteh' ich;
Die Pistole für den vollen!
Sie ist von dem besten Meister,
Kuchenreuter, glaub' ich, heißt er,
Nehmt sie für den Beutel hin! —

Mit Vergnügen! Nun, Geselle,
Ist die Reih' an mich gekommen!
Her den Beutel auf der Stelle!
Her, was du mir abgenommen!
Gieb mir das Geraubte wieder,
Gleich! ich schieße sonst dich nieder,
Wie man einen Hund erschießt! —

Schießt nur, schießt nur! Wahrlich, Schaden
Wär't Ihr fähig anzurichten,
Wäre nur das Ding geladen.
Ihr gefallt mir so mit nichten.
Unfein dürft' ich wohl Euch schelten:
Abgeschloss'ne Händel gelten,
Merkt es Euch und — gute Nacht!

48. „Kuchenreuter" — Kugelreuter, Hs. gestr., ebenso unten.

Ihn verlachend unumwunden,
Langgebeint, mit leichten Sätzen,
War er in dem Busch verschwunden
Mit den eingetauschten Schätzen.
Jener, mit dem Kuchenreuter
In der Hand, sah nicht gescheiter
Aus, als augenblicks zuvor.

84. Der rechte Barbier.

Und soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange putzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen.
Ja, ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn
Soll mancher noch erzittern!

Holla! Herr Wirt, mein Pferd! macht fort!
Ihm wird der Hafer frommen.
Habt Ihr Barbierer hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen.
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten.

Tritt her, Bartputzer, aufgeschaut!
Du sollst den Bart mir kratzen;
Doch kitzlig sehr ist meine Haut,
Ich biete hundert Batzen;
Nur, machst du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einz'ges Tröpflein Blut, —
Fährt dir mein Dolch ins Herze.

„Der rechte Barbier." A. v Chamissos Werke (1836) 5, 197. Quelle: Hebels „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" Nr. 73 (D. N.-L. 142, 2, 127); „Der Barbierjunge von Segringen"; vgl. Götzinger „Deutsche Dichter" 2^5, 576.

Das spitze, kalte Eisen sah
Man auf dem Tische blitzen,
Und dem verwünschten Ding gar nah'
Auf seinem Schemel sitzen
Den grimm'gen, schwarzbehaarten Mann
Im schwarzen, kurzen Wamms, woran
Noch schwärz're Troddeln hingen.

Dem Meister wird's zu grausig fast;
Er will die Messer wetzen;
Er sieht den Dolch; er sieht den Gast;
Es packt ihn das Entsetzen;
Er zittert wie das Espenlaub,
Er macht sich plötzlich aus dem Staub
Und sendet den Gesellen.

Ein hundert Batzen mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest;
Doch, merk' es dir, dich stech' ich tot,
So du die Haut mir ritzest.
Und der Gesell: Den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch.
Er läuft und schickt den Jungen.

Bist du der Rechte, kleiner Molch?
Frisch auf! fang an zu schaben;
Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
Das beides ist zu haben!
Und schneidest, ritzest du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der erste.

Der Junge denkt der Batzen, druckst
Nicht lang' und ruft verwegen:
Nur still gesessen! nicht gemuckst!
Gott geb' Euch seinen Segen!
Er seift ihn ein ganz unverdutzt,
Er wetzt, er stutzt, er kratzt, er putzt:
Gottlob! nun seid Ihr fertig.

Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
Du bist ein wahrer Teufel!
Kein andrer mochte den Gewinn,
Du hegtest keinen Zweifel;
Es kam das Zittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich dich doch nieder.

Ei! guter Herr, so stand es nicht,
Ich hielt Euch an der Kehle;
Verzucktet Ihr nur das Gesicht
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich Euch dazu nicht Zeit;
Entschlossen war ich und bereit,
Die Kehl' Euch abzuschneiden. —

So, so! ein ganz verwünschter Spaß!
Dem Herrn ward's unbehäglich;
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:
So, so! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken.

85. Hans im Glücke.

Willst zurück zu deiner Mutter?
Hans, du bist ein braver Sohn;
Hast gedient mir treu und redlich;
Wie die Dienste, so der Lohn.
Gebe dir zu deinem Sold
Diesen Klumpen da von Gold;
Bist du mit dem Lohn zufrieden,
Hans im Glücke?

„Hans im Glücke." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1832", S. 128; Handschr. auf der kgl. Bibliothek zu Berlin. 7 Seiten 8°. Quelle: „Kinder- und Hausmärchen" Nr. 83; vgl. Götzinger „Deutsche Dichter" 2^5, 562.

Ja, zufrieden! und die Mutter,
Ja, die gute Mutter soll
Mich beloben und sich freuen;
Alle Hände bring' ich voll.
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

Und er ziehet seine Straße
Rüstig, frisch und frohgesinnt;
Doch es sticht ihn bald die Sonne,
Die zu steigen schon beginnt,
Und der Klumpen Gold ist schwer,
Drückt die Schulter gar zu sehr.
Du erliegest unter'm Golde,
Hans im Glücke!

Kommt ein Reiter ihm entgegen; —
Schimmel! ei, du munt'res Tier!
Aber schleppen muß ich, schleppen
Den verwünschten Klumpen hier;
So ein Reiter hat es gut,
Weiß nicht, wie das Schleppen thut;
Hätt' ich diesen Schimmel, wär' ich
Hans im Glücke. —

Lümmel, sage mir, was ist es,
Was du da zu schleppen hast? —
Nichts als Gold, mein werter Ritter! —
Gold?! — Und mich erdrückt die Last —
Nimm dafür den Schimmel! — Topp! —
Und so reit' ich, hop, hop, hop!
Trabe, Schimmel! trabe, Schimmel!
Hans im Glücke.

15. „Glückeshaut" Die Anmerkungen zu Nr. 29 der „Kinder- und Hausmärchen" berichten über die Glückshaut; Kinder wurden in (nicht auf) der Glückshaut geboren; man glaubt, daß ein Geist darin wohne, der durchs ganze Leben das Kind begleite daher die Glückshaut sorgfältig aufgehoben und versteckt wird.

Hop, hop, hop! der dumme Teufel
Schwitzt nun unter meinem Schatz;
Hop, hop! Hop, hop! sachte, Schimmel!
Pfui dich! — Plautz! ein Seitensatz,
Und er lieget da zum Spott,
Danket aber seinem Gott,
Daß er nicht den Hals gebrochen,
Hans im Glücke.

Kommt ein Bauer, treibt gemächlich
Vor sich hin ein mag'res Rind;
Halt' den Schimmel! halt' den Schimmel!
Schreit ihn an das Glückeskind.
Ja! es lief sehr glücklich ab;
Aber hart ist doch der Trab,
Und ich will nicht wieder reiten,
Hans im Glücke!

Eine Kuh giebt Milch und Butter;
Der Besitzer hat's nicht schlecht. —
Wollt Ihr mit den Tieren tauschen?
Mir ist schon der Schimmel recht. —
Mit den Tieren tauschen?! Topp!
Trabe, Bauer, hop, hop, hop!
Selig, überselig preist sich
Hans im Glücke.

Erst den Dienst und dann die Bürde,
Wieder nun den Schimmel los!
Immer besser! immer besser!
Nein, mein Glück ist allzu groß! —
Und im heißen Sonnenschein
Findet bald der Durst sich ein:
Hast ja deine Kuh zu melken,
Hans im Glücke. —

Melken also; er versucht es,
Nicht gedeiht es ganz und gar,
Weil er melken nicht gelernt hat,
Und die Kuh ein Ochse war;

Und er stößt und wehret sich:
Prr! prr! ruhig! denkst du mich,
Wilde Bestie, tot zu schlagen?
Hans im Glücke. —

Und des Weges zog ein Metzger,
Der ein Schwein zur Metzig trieb:
Esel, bleibe von dem Ochsen,
Hast du deine Knochen lieb! —
Von dem Ochsen?! — Tritt zurück! —
Ist's ein Ochse? welch ein Glück!
Ich erfahr' es noch beizeiten,
Hans im Glücke.

Aber ach! die Milch? die Butter?
Nun! der wird zu schlachten sein.
Aber Schweinefleisch ist besser,
Und ich lobe mir das Schwein;
Schweinebraten, Rippenspeer,
Speck und Schinken, ja, noch mehr,
Frische Wurst und Metzelsuppe!
Hans im Glücke! —

Dieses alles kannst du haben,
Gieb dafür den Ochsen hin;
Willst du tauschen? — Herzlich gerne!
Ja, der Handel ist Gewinn.
Auf! mein Schweinchen, trabe du
Lustig unserm Dorfe zu!
Ja, die Mutter wird mich loben,
Hans im Glücke!

Und es hat ein loser Bube
Bei dem Handel ihn belauscht,
Hätte gern auf gute Weise
Sich von ihm das Schwein ertauscht,

89. „Aber ach!" Ach wo bleibt, Hs. gestr.

Kommt daher mit einer Gans,
Schaut das Schwein an, dann den Hans: —
Hast du selbst das Schwein gestohlen,
Hans im Glücke? —

Schwein gestohlen?! — Wie denn anders?
Ja, das ist gestohl'nes Gut.
Sei du mir im nächsten Dorfe
Vor dem Schulzen auf der Hut!
Auf der Inquisitenbank,
Dort im Amthaus ... — Gott sei Dank!
Das erfahr' ich noch beizeiten,
Hans im Glücke. —

Nun! dir wäre schon zu helfen,
Mach' ich doch mir nichts daraus;
Gieb das Schwein und nimm den Vogel!
Ich gehöre hier zu Haus,
Weiß die Schliche durch den Wald;
Man ertappt mich nicht so bald. —
Ei! schon wieder außer Sorgen,
Hans im Glücke!

Freuen wird sich doch die Mutter;
Eine Gans ist gar kein Hund,
Und nach gutem Gänsebraten
Wässert lange mir der Mund;
Und das edle Gänsefett
Und die Daunen für das Bett!
Ei! wie wirst darauf du schlafen,
Hans im Glücke!

Nicht das Beste zu vergessen:
Auch der Federkiele viel!
Nichts ist mächtiger auf Erden
Als ein solcher Gänsekiel,

116. „Vor dem Schulzen ... Hut!" Vor dem Schulz auf deiner Hut, Hs. gestr. — 140. „solcher" scharfer, Hs. gestr.

Wenn der Kantor Wahres spricht;
Aber schreiben kannst du nicht;
Hättest schreiben du gelernt,
Hans im Glücke! —

Und ein lust'ger Scherenschleifer
Kam daher die Straß' entlang,
Machte Halt mit seinem Karren,
Rieb die Hände sich und sang:
Geld im Sack und nimmer Not;
Meine Kunst ist sich'res Brot. —
Könnt' ich diese Kunst, so wär' ich
Hans im Glücke. —

Kerl, wo hast du diese Gans her? —
Hab' getauscht sie für mein Schwein. —
Und dein Schwein? — Für meinen Ochsen. —
Diesen? — Für den Schimmel mein. —
Und den Schimmel? — Für mein Gold. —
Gold?! — Ja, meiner Dienste Sold. —
Blitz! du hast dich stets gebessert,
Hans im Glücke!

Aber eins mußt du bedenken!
Eine Gans ist bald verzehrt;
Mußt auf eine Kunst dich legen,
Die ein sich'res Brot gewährt. —
Meister! Ja, das mein' ich auch;
Lehrt mich Scherenschleifer-Brauch!
Bin ich Scherenschleifer, bin ich
Hans im Glücke.

Willst dafür die Gans mir geben? —
Ja, es lohnet wohl der Kauf. —
Zwei der Steine, die da lagen,
Hebt der Schalk vom Boden auf,
Wohlgerundet, glatt und rein,
Nicht zu groß und nicht zu klein:
Wirst ein tücht'ger Scherenschleifer,
Hans im Glücke!

Her die Gans, und nimm die Steine,
Trage sie im Arme, so!
Auf dem klopfst du, auf dem schleifst du,
Und das ist das A und O!
Geld im Sack und nimmer Not;
Deine Kunst ist sich'res Brot;
Alles andre wird sich finden,
Hans im Glücke! —

Und er nimmt mit Gans und Karren
Schnell den nächsten Seitensteg;
Hans mit seinen Steinen ziehet
Jubilierend seinen Weg:
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

Aber späte war's geworden,
Fern das Dorf, und Essenszeit,
Nichts gegessen, nichts getrunken,
Hunger, Durst und Müdigkeit;
Und die Steine waren schwer,
Drückten, wie das Gold, auch sehr:
Holte die der Teufel, wär' ich
Hans im Glücke! —

Dort am Brunnen will er trinken,
Setzt wie ein bedächt'ger Mann
Auf den Rand die Steine nieder,
Schaut sich um und stößt daran;
Plump! sie liegen in dem Grund,
Und er lacht den Bauch sich rund:
Auch der Wunsch ist eingetroffen,
Hans im Glücke!

178. „Trage ... Arme." Auf dem linken Arme, Hs. gestr. — 185. „Seitensteg", Seitenweg, Hs. gestr.

Zu der Mutter! ruft er freudig,
Zu der Mutter, leicht zu Fuß!
Sollst mich loben! sollst dich freuen!
Bringe Glückesüberfluß;
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

---

86. Das Urteil des Schemjáka.

(Russisches Volksmärchen.)

Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
Hilf, Reicher du, dem Armen!
Wirst gegen mich doch menschlich sein,
Wirst meiner dich erbarmen;
Leih' mir den Gaul auf einen Tag,
Daß ich zu Holze fahren mag;
Gar grausam ist der Winter!

Dich lehrt das Roß, das du verlangst,
Die Zunge zu bewegen;
Wann erst du an zu betteln fangst,
Wird's nicht so bald sich legen.
So nimm es hin und schier dich fort
Und sieh dich vor! denn auf mein Wort:
Heut' ist's zum letztenmale!

Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
Hilf, Reicher du, dem Armen!

209. „Zu der Mutter .. zu Fuß!" Zu der Mutter, zu der Mutter, Wohlgemut und leicht zu Fuß, Hs. gestr. — „Das Urteil des Schemjáka." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1833." S. 301; Hs. auf der kgl. Bibliothek zu Berlin. 8 Seiten 8°. — Über das dem Gedichte zu Grunde liegende Märchen ist zu bemerken:

Der Šemjakin sud findet sich häufig in Handschriften des 17. Jahrhunderts, und seine Popularität ist durch Sprichwörter, Märchen und Darstellungen auf fliegenden Blättern bezeugt. Die verschiedenen Veränderungen der ursprünglichen Erzählung erklären sich durch mündliche Überlieferung und durch den Einfluß ähnlicher wahrscheinlich jüdischer Erzählungen, die das Motiv des Urteils mit Anlehnung an das biblische Urteil Salomons verarbeiteten. Das Resultat dieser Einflüsse war der besondere Charakter und die Popularität der Erzählung in Rußland: der Richter blieb gerecht, aber aus Hoffnung auf Belohnung. In diesem zufälligen Fund der Wahrheit lag eine große Ironie, welche das russische Märchen einseitig verarbeitete. Der Name Šemjaka ist orientalisch (vgl. Alexander Veselowskij in Galachows Istorija russkoj slovesnosti 1, 432 f.).

Wirst gegen mich doch menschlich sein,
Wirst meiner dich erbarmen;
Du giebst das Kummet noch daran,
Daß ich zu Holze fahren kann;
Du leihst mir noch das Kummet?

Wirst mich in einem Atemzug
Um Haus und Hof noch bitten;
Du hast das Roß, das ist genug,
Hier, Punktum! abgeschnitten.
Was zauderst du? So schier dich fort,
Du kriegst es nicht, nein! auf mein Wort,
Ich leihe dir kein Kummet!

Und gab er nicht das Kummet her,
Wird nur der Gaul es büßen,
Wird mit den Schwanze weit und schwer
Den Schlitten ziehen müssen.
Noch diese Scheiter obenauf, —
Nun ist's gepackt; lauf, Schimmel, lauf!
Heut' gilt's zum letztenmale.

Und wie er kam in seinem Stolz,
Nichts ahnend von Gefahren,
Mit einem tücht'gen Fuder Holz
Den Hof hinangefahren,
Erlitt er Schiffbruch schon am Ziel; —
Es stolperte der Gaul und fiel
Und riß sich, ach! den Schwanz aus.

Hier, Bruder, lieber Bruder, schau!
Hier hast den Gaul du wieder;
Nimm's, Bruderherz, nicht zu genau,
Er hat gesunde Glieder;
Er ist noch gut, er ist noch ganz;
Es fehlt ihm nichts als nur der Schwanz;
Der Schwanz — ist ausgerissen. —

Und hast du mir mein gutes Pferd
Verstümmelt und geschändet,
Und zahlst du mir nicht gleich den Wert,
So weiß ich, wie das endet:
Schemjáka spricht, der Richter, schon
Mit dir aus einem andern Ton;
Du folgst mir vor den Richter!

Dem Armen, der die Sach' ermißt,
Behaget schlecht das Wandern;
Weil's aber doch nicht anders ist,
So folgt er still dem andern.
Sie kamen, wo zur rechten Hand
Am Weg die weiße Schenke stand;
Zeit war es, einzukehren.

Gleich ward der grüne Branntewein
Dem Reichen aufgetragen;
Mit trank der Wirt, das muß so sein;
Dem Armen knurrt der Magen;
Er steiget auf die Ofenbank,
Verschlafen will er Speis' und Trank;
Er hat's nicht zu bezahlen.

Der Hunger ist ein scharfer Gast,
Der Schlaf hat seine Launen;
Er findet oben keine Rast,
Er hört sie unten raunen;
Er dreht sich hin, er dreht sich her
Und stürzt am Ende plump und schwer
Herunter auf die Wiege.

Mein Kind! mein Kind! es ist erstickt!
Der hat den Mord begangen!
Du hast's erwürgt, du hast's erdrückt,
Du wirst vom Galgen hangen!
Schemjáka spricht, der Richter, schon
Mit dir aus einem andern Ton;
Du folgst mir vor den Richter!

Zum Richter wallten nun die drei,
  Sich um ihr Recht zu balgen;
Dem Armen ward nicht wohl dabei,
  Er träumte Rad und Galgen;
Drum auf der Brücke, die nun kam,
Er plötzlich einen Anlauf nahm,
  Er sprang, dem Tod entgegen.

Just unterhalb der Brücke fuhr
  Ein Greis in seinem Schlitten;
Im Fall erdrückt er diesen nur
  Und hatte nichts gelitten. —
Ein Mord! ein Mord! du hast's vollbracht,
Hast mir den Vater umgebracht!
  Du folgst mir vor den Richter!

Zum Richter wallten nun die vier,
  Der Arme gar mit Grimme:
Was hilft mein Sterben-wollen mir?
  Das Schlimmste jagt das Schlimme.
Zwei Tote zu dem Pferdeschweif!
Und bin zum Galgen ich schon reif,
  So will ich Rache haben.

Den Stein da will ich in mein Tuch
  Gewickelt bei mir tragen,
Und lautet wider mich sein Spruch,
  Ich schwör', ihn zu erschlagen;
Nicht hab' ich Geld, nicht hab' ich Gut,
Und soll ich geben Blut um Blut,
  Will Blut um Blut ich nehmen.

Auf hohem Richterstuhle sitzt
  Schemjáka da, der Weise;
Die Kläger treten ein erhitzt
  Und stellen sich zum Kreise;
Der Arme, zorn'gen Herzens, stellt
Sich hinter sie, und fertig hält
  Er schon den Stein zum Wurfe.

113. „sitzt", saß, Hs. gestr. — 115. „erhitzt", fürbaß, Hs. gestr.

Der reiche Bruder war nicht faul,
Die Klage zu erheben:
Der Schwanz, der Schwanz fehlt meinem Gaul,
Den soll er wiedergeben!
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte schon dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne,
Er meinte: Hundert Rubel sind
Es wohl, die nehm' ich gerne.
Und Rechtens folgt daraus der Schluß,
Daß er den Gaul behalten muß,
Bis wieder ihm der Schwanz wächst!

Der Schenkwirt trat zum andern vor,
Die Klage zu erheben:
Das Kind, das Kind, das ich verlor,
Er soll's mir wiedergeben!
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte noch dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne:
Aha! noch hundert Rubel sind
Zu haben, herzlich gerne!
So nehm' er denn zu sich dein Weib
Und zeuge dir aus ihrem Leib
Ein Kind, das dich entschädigt!

Zuletzt begann des Greises Sohn,
Um Mord ihn anzuklagen:
Gieb diesem Mörder seinen Lohn!
Mein Vater liegt erschlagen.
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte baß dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's vom weiten:
Ei, Gottessegen! wieder sind
Hier hundert zu erbeuten. —
So sollt ihr zu der Brücke geh'n,
Er unten und du oben steh'n;
Dann springst du und erschlägst ihn!

Und früh erschien am andern Tag
Der Arme vor dem Reichen:
Gieb her den Gaul! Schemjáka mag
Ich Salomon vergleichen.
Gewiß, ich bring' ihn dir zurück,
Sobald ihm nur zu gutem Glück
Hinwiederum der Schwanz wächst. —

Ich hab's bedacht, es war nicht klug,
Um einen Roßschweif zanken;
Der Gaul ist so mir gut genug,
Ich will für Bess'res danken.
Laß Freund' uns sein! Ich schenke dir
Die Ziege mit dem Zicklein hier
Und noch zehn Rubel Silber.

Dem Schenkwirt macht' er den Besuch:
Ich will dein Weib mir holen,
Du weißt Schemjákas Richterspruch,
Und was er mir befohlen;
Ich will zur Sühne meiner Schuld
Die Straf' erleiden in Geduld
Und gleich zum Werke schreiten. —

Bemüh' dich nicht! Es thut nicht not;
Viel Kinder, viele Sorgen;
Und ist mein armes Kindlein tot,
Ich will kein fremdes borgen.
Als Friedenspfand nimm diese Kuh,
Das Kalb, die Stute noch dazu
Und hundert Rubel Silber!

165. „Ich Salomon vergleichen." Rechts-Händel gut vergleichen, Hs. gestr.

Er kam zu dem verwaisten Sohn:
Ich bin bereit zum Tode,
Du kennst Schemjákas Urteil schon,
Ich steh' dir zu Gebote.
Was zauderst du? Der Weg ist lang;
Der kleine Sprung, der mir gelang,
Er wird dir schon gelingen. —

Der weite Gang unnötig ist,
Gefällt mir auch mit nichten;
Ich bin versöhnlich als ein Christ,
Wir wollen's gütlich schlichten;
Und weil die Sache dich verdroß,
So schenk' ich dir ein gutes Roß,
Dazu dreihundert Rubel.

Und wie sein Vieh er überschaut
Und läßt die Münze klingen,
Tritt ein Schemjákas Diener traut,
Ein seltsam Wort zu bringen:
Gieb her, was du gezeiget hast,
Der weißen Rollen Silberlast,
Gieb her dreihundert Rubel! —

Dreihundert Rubel, sagst du? Nein,
Wer hat die zu verschenken?
Gezeiget hab' ich ihm den Stein,
Den nimm zum Angedenken!
Mißfiel sein Spruch mir, sag's ihm nur,
Geschworen hatt' ich einen Schwur,
Mit dem ihn zu erschlagen.

Den Stein, o Herr, den schickt er nur
Und läßt dabei dir sagen:
Mißfiel dein Spruch ihm, galt sein Schwur,
Mit dem dich zu erschlagen.
Da hat gehustet, sich geschneuzt
Schemjáka, und zuletzt bekreuzt:
Gottlob! das lief noch gut ab.

---

220. „Mißfiel .. Schwur", ursprünglich: Geschworen hab' er einen . . ., Hs. gestr.

87. Ein Lied von der Weibertreue.

S'il est un conte usé, commun et rebattu,
C'est celui qu'en ces vers j'accomode à ma guise.
La Fontaine.

Sie haben zwei Tote zur Ruhe gebracht;
Der Hauptmann fiel in rühmlicher Schlacht,
Mit Ehren ward er beigesetzt;
Und der, den jüngst er wacker gehetzt,
Der Räuber hängt am Galgen.

Da hält die Wacht als Schildergast
Ein junger Landsknecht, verdrießlich fast;
Die Nacht ist kalt, er flucht und friert,
Und wird ihm geraubt, der den Galgen ziert,
So muß für ihn er hangen.

Im Grabgewölb' bei des Hauptmanns Leib
Verweilt verzweiflungsvoll sein Weib;
Sie hat geschworen in bitt'rer Not,
Für ihn zu sterben den Hungertod,
Die Amme zur Gesellschaft.

Die Amme spricht: Gebieterin!
Ich habe geschworen nach Eurem Sinn;
Beklagt und lobt den sel'gen Herrn!
Da stimm' ich mit ein von Herzen gern;
Doch plagt mich sehr der Hunger.

Er war, so alt er war, gar gut,
Nicht eifersüchtig, von sanftem Mut.
Ach, edle Frau, Ihr findet zwar
Den zweiten nicht, wie der erste war;
Doch plagt mich sehr der Hunger.

„Ein Lied von der Weibertreue." Gedichte 1831. S. 95. Die Filiation des Stoffes, den das Gedicht behandelt, findet sich in E. Grisebachs Buche „Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltlitteratur" (2. Aufl., Leipzig 1889, S. 127) behandelt; selbstverständlich hat Chamisso weder die orientalische Fassung noch die Erzählung des Petron benutzt, sondern den von ihm citierten Conte des Lafontaine „La matrone d'Ephèse".

Euch war's, es ist mir wohl bewußt,
Ein harter Schlag, ein großer Verlust;
Doch seid Ihr noch schön, doch seid Ihr noch jung,
Und könntet noch haben der Freude genung;
Es plagt mich sehr der Hunger.

Die Amme so; und stumm beharrt
Die edle Frau, im Schmerz erstarrt;
Erloschen scheint der Augen Licht;
Sie klaget nicht, sie weinet nicht;
Es plagt sie sehr der Hunger.

Und draußen bläst der Wind gar scharf;
Der Landsknecht läuft, so weit er darf,
Indem er sich zu erwärmen sucht;
Und wie er läuft, und wie er flucht,
So sieht ein Licht er schimmern.

Von wannen mag der Schimmer sein?
Er schleicht hinzu, er tritt hinein:
Gegrüßet mir, ihr edle Frau'n;
Wie muß ich hier im Grabe schau'n
So hoher Schönheit Schimmer!

So staunend er; und stumm beharrt
Die edle Frau, im Schmerz erstarrt;
Erloschen scheint der Augen Licht;
Sie klaget nicht, sie weinet nicht;
Es plagt sie sehr der Hunger.

Die Amme drauf: Das seht Ihr ja,
Wir trauern um den Toten da;
Wir haben geschworen in bitt'rer Not,
Für ihn zu sterben den Hungertod;
Es plagt mich sehr der Hunger.

Drauf er: Das ist nicht wohlgethan
Und hilft zu nichts dem toten Mann.
So schön! so jung! ihr seid nicht klug,
Es hat die Welt der Freude genug;
Entsetzlich nagt der Hunger!

Ich sage nur, ihr Frauen sollt
Mich essen seh'n, dann thun, was ihr wollt.
Hier hab' ich Brod, hier hab' ich Wurst,
Hier eine Flasche für den Durst;
Es plagt auch mich der Hunger.

Und wie er thut, was er gesagt,
Und ihm so wohl das Essen behagt,
Da sinkt der Alten ganz der Mut:
Ach! edle Frau, das schmeckt so gut!
Und ach, mich plagt der Hunger!

Drauf er, so eßt, ich habe für zwei
Genug, und habe genug für drei;
Ich esse sonst allein für vier;
So eßt und trinkt getrost mit mir!
Das hilft schon für den Hunger.

Die Amme versucht auf gutes Glück
Ein Stückchen erst und dann ein Stück;
Sie sieht der Herrin ins Angesicht;
Sie klaget nicht, sie weinet nicht;
Es plagt sie sehr der Hunger.

Ach, edle Frau, das schmeckt so gut!
Ihr wißt schon, wie der Hunger thut;
Was hat davon Euer Herr Gemahl?
Es sei genug für dieses Mal!
Entsetzlich nagt der Hunger.

Er tritt zu ihr: Versucht es nur!
Sie aber spricht: Mein Schwur! mein Schwur!
Und stößt ihn dennoch nicht zurück;
Sie nimmt ein Stückchen und dann ein Stück:
Das hilft denn für den Hunger.

Er fällt vor ihr auf seine Knie:
Ich sah ein schöneres Weib noch nie,
Nur sollt Ihr hinfort mir klüger sein!
Nun muß ich gehen. Gedenket mein!
Ich komme morgen wieder.

Nichts da von Lebensüberdruß!
Er spricht's und raubt ihr einen Kuß
Und stürzt hinaus, er ist schon fort;
Die Alte ruft: So halt' auch Wort,
Du lieber, lieber Landsknecht!

Und ferner spricht sie zu der Frau:
Bedenk' ich, Herrin, die Sache genau,
Er hat es gar nicht schlecht gemacht,
Und uns auf guten Weg gebracht,
Der liebe, liebe Landsknecht!

Sie sagt nicht nein, sie sagt nicht ja;
Sie steht betroffen, errötend da,
Giebt ihren Thränen freien Lauf
Und seufzet leis eratmend auf:
Du lieber, lieber Landsknecht!

Der Landsknecht aber verwundert sich sehr;
Er steht vor dem Galgen, und der steht leer.
Blitz Hagel! das war mein Henkersschmaus!
Den Platz da füll' ich morgen noch aus,
Ich armer, armer Landsknecht!

Er läuft zurück: Nun schafft auch Rat!
Sonst muß ich hangen, ich kam zu spat.
Sie fragen ihn aus; wie er alles gesagt,
Da weint die edle Frau und klagt:
Du armer, lieber Landsknecht!

Die Alte spricht: Geduld! Geduld!
Ich wasch' ihn rein von aller Schuld;
Er hat uns errettet, das wißt Ihr doch?
Versteht mich, Frau! Was zaudern wir noch?
Du lieber, lieber Landsknecht!

Man hat ihm seinen Toten geraubt;
Wir haben auch einen; wenn Ihr es erlaubt,
Gebt ihm den unsern, gebt Euren Schatz!
Der füllt, wie einer, seinen Platz.
Du lieber, lieber Landsknecht!

Und wer betrachtet's scharf genug,
Daß er entdecke den Betrug?
Frisch angefaßt und schnell ans Werk.
Daß keiner dort den Mangel merk'!
Du lieber, lieber Landsknecht!

Wie er die Hand an den Toten legt,
Da ruft der Landsknecht tief bewegt:
Mein Hauptmann! was? du bist es fürwahr!
Nun bring' ich dich an den Galgen gar!
Du lieber, guter Hauptmann!

Die Frau versetzt: Was zauderst du?
Geschwind! sonst kommen noch Leute dazu;
Geschwind! ich helfe, was ich kann;
Geschwind! geschwind! du lieber Mann!
Du lieber, lieber Landsknecht!

Und er darauf: Es geht nicht an;
Dem Räuber fehlt ein Vorder-Zahn.
Da nimmt sie selber einen Stein
Und schlägt den Zahn dem Toten ein:
Du lieber, lieber Landsknecht!

So schleifen hinaus ihn alle drei
Und hängen ihn an den Galgen frei;
Und streift nun der Wind die Heide entlang,
So geben die Knochen gar guten Klang
Zum Lied von der Weibertreue.

88. San Vito.

Fünf Jahre zur See! Das sechste Jahr
Sieht heim mich kehren, so arm ich war.
Ich bin — ich bin ein geschlagener Mann,
Dem nichts auf der Welt gelingen kann,
Dem nicht will helfen San Vito!

„San Vito." „Musenalmanach f. d. J. 1839." S. 36. Denselben Stoff behandelt Leising in dem Gedichte „Faustin" (D. N.-L. 58, 96); seine Quelle ist die erste Facetie des Poggio. Das Motiv gehört zum Stoffgebiete der Erzählung vom Schneekind; über deren Litteratur vgl. Müllenhoff-Scherer „Denkmäler d. Poesie u. Prosa" 2^3, 115.

Da bin ich, Frau, und reise nicht mehr.
Wie aber gehst du so schmuck einher?
Was hast du für schöne Kleider an? —
's ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Und ausgebaut da unser Haus!
Wie sieht's so räumlich und blank jetzt aus!
Wer half uns dazu? das sage mir an! —
's ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Und drinnen wie glanzig alles und rein!
Das prächtige Bett, der Spiegel, der Schrein!
Woher uns das alles? das sage mir an! —
's ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Ein lustig Büble, das daher springt,
An dich sich klammert und dich umschlingt!
Wer ist das Kind, das sage mir an! —
Auch Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Mord Element, zu viel ist zu viel!
Laß solchen Segen mir aus dem Spiel!
San Vito her, San Vito hin!
Ich bin — Gott besser's! — ich bin . . ich bin . . .
Hole der Hund San Vito!

---

89. Vetter Anselmo.

1.

Noch war zu Toledo in hohem Flor
Die heimliche Kunst, die sonst sich verlor;
Ein weiser Meister war dort bekannt,
Yglano, der Magier und Nekromant.

„Vetter Anselmo." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1835." S. 138. Das Gedicht gehört zur selben Motivgruppe wie Grillparzers „Der Traum ein Leben", vgl. R. v. Payer „Österr. Revue" 1890 und A. v. Weilens „Shakespeares Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung" (Frankf. a. M. 1884).

Wie abends er einſt vor dem Stundenglas
In ſeinem Muſeum ſinnend ſaß,
Trat ein zu ihm demütig faſt
Sein Vetter Anſelmo, ein ſeltener Gaſt. —

Herr Vetter Anſelmo, wie hat man das Glück?
Was führt Euch endlich zu uns zurück?
Ihr wart ja ſonſt auf der rechten Bahn;
Was gingen Euch da die Verwandten an? —

Seid grauſam nicht und ungerecht,
Herr Vetter, verſteht mich endlich recht!
Mich hielt von Toledos leuchtendem Stern,
Von Don Yglano nur Ehrfurcht fern.

O, wüßtet Ihr, wie der Buſen mir ſchwoll,
Wann Euer Lob mir entgegen erſcholl!
Wie ſtolz und jubelnd ich eingeſtimmt:
Der iſt uns allen zum Muſter beſtimmt!

Der eine rief, der andere ſchrie:
So einen ſah die Welt noch nie,
Der, zaubermächtig und weiſe zugleich,
Beherrſcht der Geiſter nächtliches Reich!

Er iſt das Gold der Wiſſenſchaft
Und iſt das Erz und iſt die Kraft,
So mannlich feſt, ſo kindlich mild,
So aller Tugend vollendetes Bild!

Doch hat Euch einer zu tadeln gewußt,
Den alle ſo preiſen zu meiner Luſt;
Und dieſer Tadel, daß Ihr es wißt,
Iſt eben der Wurm, der das Herz mir frißt.

Er ſprach: Wie kommt es, wer macht mir das klar,
Daß Euer Löw' und Lamm und Aar
Den Biedermann, der ſein Vetter doch iſt,
Den guten Anſelmo ſo ſchmählich vergißt? —

Was sagtet denn Ihr, wenn ich bitten darf,
Zu solchem Tadel, so spitz und scharf?
Ich machte die Lehre mir gerne zu Nutz;
Ihr nahmt mich, Vetter, doch wacker in Schutz? —

Vermocht' ich es denn, der ich da stand,
Dem hämischen Kläger bequem zur Hand,
Um so mich zu legen ad acta gleich,
Zerlumpt, verhungert, hager und bleich?

Ich frag' Euch: O, blickt doch auf mich herab!
Sah je ein Bettler als Leiche im Grab
Erbärmlicher aus? O, tilgt doch die Schmach!
Sie trifft Euch zumeist, wie der Neider sprach.

Mir eine Pfründe, ein Bischofsstab!
Das macht nur bald mit dem Teufel ab!
Und ihm und Euch mit Haut und Haar
Verschreib' ich mich auf immerdar. —

Herr Vetter, Herr Vetter! Ei, ei! mit Vergunst!
Von Gott allein ist meine Kunst,
Versteht mich recht, von Gott allein!
Hab' mit dem Teufel nichts gemein.

Von Gott, versteht sich! sagt' ich es nicht?
Es ist der Hunger, der aus mir spricht.
Mit Gott, Herr Vetter, verhelft mir zu Brot
Und rechnet auf mich auf Leben und Tod! —

Ihr wolltet dankbar, erkenntlich sodann
Vergelten, was Gutes ich Euch gethan,
Wann einen Gönner und Schutzpatron
Ich einmal suchte für meinen Sohn? —

Ja, dankbar, ja! mit unendlicher Lust!
Die Dankbarkeit ist die Tugend just,
Die einz'ge vielleicht, deren unverblümt
Mit Fug und Recht mein Herz sich rühmt.

Man hat von mir Euch Böses gesagt,
Mich manches Lasters angeklagt,
Mich angeschwärzt zu aller Stund',
Oft, leider! vielleicht nicht ohne Grund.

Ich weiß, Herr Vetter, ich habe gefehlt,
Das Gute versäumt, das Böse gewählt,
Gewatet in Sünden bis an die Knie;
Undankbar aber, das war ich nie.

O Dankbarkeit, du süße Pflicht,
Du Himmelsluft, du Himmelslicht!
Wie hab' ich dich mir eingeprägt,
Wie hab' ich stets dich heilig gehegt!

Und Euer vortrefflicher, teurer Sohn —
Wie lieb' ich den lieben Vetter doch schon!
O welch ein Glück ist Dankbarkeit!
O, wär' ich doch erst, Herr Vetter, so weit! —

Gemach, gemach! das liegt noch fern,
Und nicht das Nächste versäum' ich gern.
Da kommt Frau Martha, die eben fragt,
Was mir zum Abendessen behagt.

So hört, Frau Martha, seid eben gefaßt —
Nicht wahr, Herr Vetter? — auf einen Gast!
Ihr habt zwei Hühner; das zweite Huhn
Steckt erst an den Spieß, wenn ich's heiße thun!

Jetzt aber nehmt die Flasche dort
Und dort den Humpen von seinem Ort,
Und schenkt mir langsam den edlen Wein
Von hoch, recht perlend und schäumend ein!

Ihr, Vetter, indes kommt näher zu mir
In diesen Kreis auf dem Estrich hier!
Da, nehmt das Stundenglas in die Hand
Und schaut nur scharf auf den rinnenden Sand!

Es ist nur so ein Experiment.
Ihr wißt den Anfang, ich weiß das End'.
Sic hocus pocus, bracadabra!
Wir sind noch hier und wähnen uns da! —

Er hatte die Worte murmelnd gebraucht
Und heimlich zugleich ihn angehaucht;
Anselmo stand, die Augen verdreht
Und starr, wie ein hölzerner Heiliger steht.

2.

Die Boten sind kommen, Anselmo, du bist
Bischof geworden zu dieser Frist;
Vernimmst du's? Bischof! Erschrickt dir vor Lust
Das schlagende Herz in der schwellenden Brust?

Wirf ab die schlechten Lumpen geschwind,
Die grau und zerschlitzet vor Alter sind;
Leg' an das seidene Purpurgewand;
Zum Segen lerne falten die Hand!

Das Kreuz auf die Brust, das blinkende Ding!
An deinen Finger den Siegelring!
Leg' an, Anselmo, den vollen Ornat,
Und zeige dich uns als stolzer Prälat!

Und wie im Palast er heimisch war,
Umglitzerten rings ihn die Wände so klar;
Er legte sich, strahlend vom Wiederschein,
Ins Fenster und sah in die Straße hinein.

Da hätt' er gerne die Leute gefragt:
Ihr Lumpenvolk da unten, sagt,
Wie nehm' ich denn hier oben mich aus?
Steht trefflich mir nicht das prächtige Haus?

Doch ward es ihm bald zu öd' und zu weit;
Ihm graute schier in der Einsamkeit;
Da kam ihm eine ..... Nichte nach,
Von welcher man schon zu Toledo sprach.

Hoffärtig war und launiſch das Kind,
Wie ſolche Nichten zu Zeiten es ſind;
Die trug nun auch ein ſeidenes Kleid
Und brauchte Perlen und and'res Geſchmeid'.

Das Regiment, wie ſich's gebührt,
Ward bald allein von ihr geführt,
Und Regen kam und Sonnenſchein
In Haus und Kirche von ihr allein.

Wie wetterwendiſch ſie's immer trieb,
Er ärgerte ſich und hatte ſie lieb;
Und alſo kam es, bei Ärger und Spaß,
Daß ganz er Vetter Yglano vergaß.

Wie einſt beim Veſpern er fröhlich war,
Bedünkte es ihn faſt ſonderbar;
Die Thür ging auf, und herein gewallt
Erſchien Yglanos vergeſſ'ne Geſtalt.

Gott grüß' Euch, Herr Vetter! Ich bin erfreut,
Euch wohl zu finden; mit nichten gereut
Es mich, was immer ich für Euch gethan,
Sofern Ihr ſeid ein zufriedener Mann.

Doch ſeht: die Welt iſt kugelrund;
Der Supplikant, der bin ich zur Stund';
Entſinnt Euch, ich ſprach Euch von meinem Sohn,
Verſorgt mir ihn jetzt, das ſei mein Lohn!

Die kleine Pfründe, die eben vakant
Geworden iſt, wie wohl Euch bekannt,
Und die Ihr erſt vergeben ſollt,
Die wäre ſo recht, was für ihn ich gewollt. —

Die Pfründe, verſetzte haſtig die Maid,
Iſt ſchon vergeben, es thut mir leid;
Mein Bruder bekommt ſie; Ihr ſeht ſelbſt ein,
Das nächſte Recht war doch wohl ſein.

Und nächstens, — künftig, — einst vielleicht
Wird Eurem Sohn das Seine gereicht;
Geht's heut nicht an, ist's unsre Schuld?
Der Vetter muß warten; Geduld! Geduld! —

Muß warten! erhub in demselben Ton
Der würdige Bischof seinen Sermon,
Ihr Bruder ... mein Neffe ... wir ändern es nicht;
Die Sache verhält sich so, wie sie spricht.

Ein Bistum ist kein Königreich!
Ich werde geplagt dem Besten gleich,
Von Schranken und aber Schranken beengt,
Von Supplikanten und Bettlern bedrängt.

Sie haben den Vorteil, ich habe die Qual;
Ich kann nicht helfen allen zumal,
Nicht jeden fördern nach seinem Begehr; —
Ein Kardinal, der könnte schon mehr.

Ja, Vetter, hättet Ihr mich gemacht
Zum Kardinal, und entspräche die Macht
Dem redlichen Willen des Herzens nur,
So wollt' ich Euch helfen, bei meinem Schwur!

Darauf mit großer Seelenruh'
Der Vetter Yglano: Da drückt Euch der Schuh?
Der rote Hut, der rote Hut!
Nicht wahr, das ist, was not Euch thut? —

Darauf erglühend im Angesicht
Der geistliche Herr: Ich leugn' es nicht;
Und wenn Ihr den mir noch verschafft,
So wahr mir helfe des Zaubers Kraft! ....

Ihm fiel der Wunderthäter ins Wort:
Genug! kein Schwur ist hier am Ort;
Ich lasse mich den Versuch nicht reu'n,
Euch mag der rote Hut noch erfreu'n!

Er hub die Hand bedrohlich fast,
Zog Kreis auf Kreis in die Luft mit Hast:
Sic hocus pocus Schiboleth!
Es wird erst Tag, wann die Nacht vergeht! —

Ihm schaute zu und atmete kaum
Der geistliche Herr, wie im Fiebertraum:
Das Wort war gesprochen, das Werk vollbracht;
Er rieb sich die Augen; es war noch Nacht.

3.

Da kam vom heiligen Vater der Brief,
Der unsern Prälaten nach Rom berief;
Zum Fürsten der Kirche, zum Kardinal
Erhebt ihn des Dreimalgekrönten Wahl.

Der alten Günstlinge junger Genoß,
Erschien er am Hof, wo bald ihn umfloß
Der trüglichen Sonne blendendes Licht,
Das dort auf schwankendem Boden sich bricht.

Selbstsüchtig schritt, ehrgeizig hinan
Er unverdrossen die schwindlige Bahn
Und hatte, bei üppiger Lust und Pracht,
Mit nichten noch an Yglano gedacht.

Einst saß er am offenen Fenster allein
In der scheidenden Sonne verlöschendem Schein
Und starrte, befallen mit finsterem Mut,
Hinaus in die blutig dämmernde Glut.

Da regte Geräusch sich im Säulengang;
Hin warf er den Blick; noch schimmerte lang'
Ein farbiges Spiel dem Geblendeten vor;
Yglano erschien, als der Schein sich verlor;

Und wie er ihn scharf in das Auge gefaßt,
Ward eines ihm klar, er erzitterte fast:
Die Sonne sinkt, dein Stern geht auf!
Der lenkt für dich des Geschickes Lauf.

Wie kühn er den Wurf schnell überschaut,
Trat hastig er vor und grüßt' ihn vertraut
Und sprach, als ein welterfahrener Mann,
Geflügelten Wortes zuerst ihn an:

Du kommst, mich zu mahnen an deinen Sohn,
Mich anzuspornen, das merk' ich schon;
Doch solches, mein Alter, ist nicht am Ort;
Vergaß ich denn je ein gegebenes Wort?

Und was ich bin, dir schuld' ich es nur,
Dein bin ich, deine Kreatur;
Ich sag' es laut, ich bekenn' es frei; —
Du zweifelst, ob ich erkenntlich sei?

Du hast mich erzogen und meiner gepflegt,
Hast, guter Vetter, mich liebgehegt,
Du halfest dem Liebling nach deiner Macht;
Doch eines hast nicht recht du bedacht.

Du hättest gern recht hoch mich gestellt,
Zu wirken, zu schaffen in Kirche und Welt;
Ein Kardinal! das Wort schallt recht; —
Sein Sinn ist: der Knechte niedrigster Knecht.

Mein guter Vetter! O, wüßtest du doch,
Wie gespannt du mich hast in ein schmähliches Joch!
Der Neid umlagert die Pfade der Gunst:
Es gilt, sich zu dreh'n und zu wenden, für Kunst.

Dich lockt die Larve, du traueſt ihr wohl?
So schlag' an das Herz, da klingt es hohl;
Von Ränken und aber Ränken umgarnt;
Der stellt dir ein Bein, der vor Schlingen dich warnt.

Die Schuld, die heimlich im Finstern schleicht,
Die hat das Ziel am ersten erreicht;
Verworfene Dirnen, um Sünde und Geld,
Und Schächer beherrschen die christliche Welt.

Du wähnest annoch, gutherziger Mann,
Daß deinen Sohn ich befördern kann?
Ich bin, ob sündenhaft, zu rein,
Um irgend in Rom vermögend zu sein.

In meinem Bistum vermocht' ich's einmal,
Zu schalten, zu walten nach Einsicht und Wahl;
Das schlechteste Dorf ist ein kleines Reich;
In Rom ist der zweite dem letzten gleich.

Der heilige Vater ist schwach und alt, —
Der müden Hand entsinkt die Gewalt, —
Er ist sehr krank, — er leidet viel, —
Er sehnt sich selbst nach dem letzten Ziel.

Er könnte ..... sterben, der alte Mann,
Er könnte! mein lieber Vetter, und dann .....
Ich meine nicht ..... versteh' mich nur:
Er könnte, es liegt im Lauf der Natur.

Sieh krampfhaft deine Knie mich umfah'n!
Verbess're, vollende, was du gethan;
Zieh mich empor aus dem Sündenpfuhl
Und bahne den Weg mir zum heiligen Stuhl!

Dann bricht mir an der gehoffte Tag,
Wo alles ich dir zu vergelten vermag;
Dein Sohn ..... Gebiete, Vetter! du bist
Mein einziger Gott, mein Heiland, mein Christ.

Gelassen darauf Yglano: Genug!
Zu viel gesprochen in einem Zug!
Was aber dahinter verborgen und nicht,
Wir fördern es, mein' ich, sogleich an das Licht.

Der Kardinal ist Euch zu gering;
Es dünkt Euch Papst sein ein anderes Ding;
Wir wollen seh'n, wir wollen seh'n;
Euch mag nach Eurem Glauben geschehn!

Er hub die Hand bedrohlich fast,
Zog Kreis auf Kreis in die Luft mit Hast:
Sic hocus pocus Schiboleth!
Es wird erst Tag, wann die Nacht vergeht! —

Ihm schaute zu und atmete kaum
Der Kardinal, wie im Fiebertraum;
Das Wort war gesprochen, das Werk vollbracht;
Er rieb sich die Augen; es war noch Nacht.

4.

Und bald sprang auf ein verschlossenes Thor;
Der Papst Anselmo trat hervor
Und ward geweiht in Sankt Petri Dom;
Ihm jauchzte entgegen das heilige Rom.

Darauf von den hohen Stufen herab
Er urbi et orbi den Segen gab
Und sah vor seiner Heiligkeit
Sich beugen die sämtliche Christenheit.

Dann eilten herbei von nah und fern
Die Abgesandten der Fürsten und Herrn,
Den Fuß in Demut zu küssen bestellt
Dem dreimalgekrönten Beherrscher der Welt.

Drauf saß er geruhig im Vatikan,
Der niedern Sorgen abgethan,
Und nicht war an Lust und Freuden karg
Der enge Raum, der ihn verbarg.

Der Tisch war gut, die Pfühle weich,
Der Kämmerling dem geübtesten gleich;
Ein Kardinal ging ihm zur Hand,
Der Lesen und Schreiben trefflich verstand.

Und was das lästige Volk betrifft,
Das nicht zufrieden noch mit der Schrift,
Redselig uns oft viel Kummer macht, —
Da hielten die Pförtner schon gute Wacht.

Die Sonne ſtieg am Morgen auf,
Beſchloß am Abend ihren Lauf;
Es wurde Tag, es wurde Nacht,
Und alles ging, wie hergebracht.

Der Frühling kam mild, der Sommer warm,
Der Herbſt kam reich, der Winter arm;
Es wurde Tag und wurde Nacht,
Und alles ging, wie hergebracht.

Da wiegte der heilige Vater ſein Haupt
Und ſprach: Ich hätte nimmer geglaubt,
Bevor ich ſelber die Macht erreicht,
Es ſei die Welt zu regieren ſo leicht.

Und wie im Traum ein Bild uns erſcheint,
Das längſt wir tot und verſchollen gemeint,
Trat einſt ein Vergeſſener mahnend vor ihn,
Der ſchier ihm unheimlich, geſpenſtiſch erſchien:

Ich bin's, Herr Vetter! Erkennt Ihr mich nicht?
Es iſt Yglano, der mit Euch ſpricht;
Ich ließ Euch Zeit, ich hatte Geduld!
Nun komm' ich, einzufodern die Schuld.

Errötend, erblaſſend in einem Nu,
Sprang auf der Papſt und ſchrie ihm zu:
Hinweg aus meinem Angeſicht!
Hinweg! entfleuch! ich kenne dich nicht.

Yglano blieb geruhig und trat
Zwei Schritte noch vor, dann lächelnd that
Er auf den Mund mit leiſem Hohn
Und ſprach in ſchaurig flüſterndem Ton:

O Dankbarkeit, du ſüße Pflicht,
Du Himmelsluſt, du Himmelslicht!
Wie hat ſich dieſer dich eingeprägt!
Wie hat er ſtets dich heilig gehegt!

Ich zog dich, Wurm, aus deinem Staub
Und mästete dich mit der Kirche Raub;
Du stiegest und stiegest im schwindelnden Flug
Auf meinen Flügeln, nichts galt dir genug.

Ich machte, nach deiner gierigen Wahl,
Zum Bischof dich, zum Kardinal,
Und machte dich gar am Ende zum Papst; —
Wo blieb das Wort, das du mir gabst?

Der heilige Vater hub an zu schrei'n:
Wer ließ mir den groben Gesellen herein?
Trabanten und Wachen herbei! wir sind
Gefährdet; ergreift den Alten geschwind!

Da keiner erschien, fuhr Yglano fort:
Erfülle mir, Papst, dein gegebenes Wort!
Zum andern, zum dritten fodr' ich dich auf,
Ich, welcher noch lenkt des Geschickes Lauf.

Und laut und lauter inzwischen erscholl
Die Stimme des Papstes, er schrie wie toll:
Verruchter! Zauberer! Ketzer! dein Lohn,
Der Scheiterhaufen, erwartet dich schon!

Yglano darauf: Herr Vetter! Ihr wißt
Aus Erfahrung jetzt, was des Brauches ist:
Ein jeder für sich; — was frommte mir nun,
Das Allergeringste für Euch zu thun?

Dann trat er vor ihn und gab ihm zugleich
Mit fliegender Hand einen Backenstreich.
Anselmo starrte erwachend empor;
Ihm schallten die letzten Worte im Ohr.

Er sah sich um; im Büchersaal
Yglanos stand er, wie dazumal;
Zerlumpt, das Stundenglas in der Hand,
Und unvermindert rann der Sand.

Dort stand Frau Martha und schenkte den Wein
Mit erhobener Hand in den Humpen ein;
Und wie er gefüllt bis zum Rande war,
So reichte sie ihn dem Hausherrn dar,

Yglano nahm den Humpen und trank
Und setzte ihn weg und sagte: Schön Dank!
Erbat sich sodann das Stundenglas
Und stellte es hin zu dem Tintenfaß

Und sprach: Wir haben uns bedacht,
Frau Martha; ein einziges Huhn zur Nacht! —
Es thut, Herr Vetter, mir herzlich leid,
Daß Ihr zu fasten gesonnen seid.

So lebt denn wohl! — Frau Martha, das Licht!
Daß nicht der Vetter den Hals noch bricht!
Ihr leuchtet ihm hübsch die Treppe hinab
Und schließt die Hausthür hinter ihm ab!

---

90. Der neue Ahasverus.

Hegst im Herzen du die Stunden
Unf'rer Kindheit noch, die Träume,
All mein Lieben, all mein Hoffen?
Siehst du wandeln uns verbunden
Durch des Paradieses Räume,
Und die Zukunft vor uns offen,
Sternbeglänzt und ungemessen,
Wie des Äthers reines Blau?
Nein, Sie haben das vergessen,
Gnäd'ge Frau!

Ja, vergessen! und es sollen
Die französisch wohlgestellten
Worte für Erinn'rung gelten!

„Der neue Ahasverus." Gedichte 1831. S. 123.

Mitleid also und Erbarmen
Schenken gnädig Sie dem Armen,
Dessen Thränen Sie entrollen
Sehen, ohne nur zu wissen,
Welch ein Dämon ihn bethört.
O, du hast mein Herz zerrissen
Unerhört!

Hab' in altem Buch gelesen
Eine wundersame Sage,
Wer der ew'ge Jud' gewesen.
Nicht kann Ahasverus sterben,
Sterben nicht, noch Ruh' erwerben,
Bis der Herr am jüngsten Tage
Ruft die Toten aus dem Grabe,
Und auch er vernimmt das Wort;
Und er wankt am Wanderstabe
Fort und fort.

Fürder durch der Erde Weiten
Rastlos, müden Fußes wallt er,
Läßt die Weltgeschicke fluten.
Menschenalter ihm Minuten,
Und Minuten Menschenalter,
Stehen still vor ihm die Zeiten;
Bleibt in ihm sein Herz, das alte,
Drin der alte Schmerz gebannt,
Lastend über ihm die kalte
Schicksalshand.

Aber stets nach hundert Jahren
Treibt's nach Salem ihn zu wandern,
Von der Heimat zu erfahren.
Römer, Sarazenen, Franken
Wechselten, verdrängt von andern;
Tempel und Altäre sanken;
Mauern und Paläste brachen;
Flüsse wandten ihren Lauf;
Neue Götter, neue Sprachen
Stiegen auf.

Düster sinnt der Fremdgeword'ne
Über unbekannten Trümmern,
Daß im Geist er's wieder ordne;
Und er fragt, und fragt vergebens,
Keiner will um ihn sich kümmern;
Auf dem Grabe seines Lebens
Steht versteint der Sohn der Schmerzen.
Über ihn hin braust der Sturm,
Und in seinem alten Herzen
Nagt der Wurm.

Ich bin Ahasverus, sag' ich,
Sieh darauf mich an verwundert,
Salem du, wovor mir grauet!
Irrens müd', das Haar ergrauet,
Wank' ich heim nach aber hundert
Jahren und vergebens frag' ich,
Ruf' ich — in den öden Mauern
Weck' ich keinen Wiederhall; —
Sieh Versteinten mich betrauern
Salems Fall.

91. Der Schatz.

Fernher aus geheimem Schreine
Winkt ein Schatz so wunderbar;
Weiß allein nur, wen er meine,
Und den Ort, wo er bewahrt.
Und wir streben, und wir meinen,
Streben, meinen immerdar,
Schweifen durch des Lebens Weite
Und verachten die Gefahr;
Wir begehren nur das eine,
Wir begehren immerdar;
Immerdar auch will's erscheinen,
Ach, verschwinden immerdar!

„Der Schatz." A. v. Chamissos Werke (1836) 5, 215. Das Gedicht entstammt dem unvollendeten Drama „Fortunatus" von 1806 (vgl. die Einleitung); in drei Strophen geteilt, führt es dort den Titel „Auf hoher See" und gehört dem „Wechselgesang bei der Abfahrt zu singen" an.

92. Herein!

Χαίρετε, τέκνα Διός, καὶ ἐμὴν τιμήσατ' ἀοιδήν.

(Melodie des Chors: Bekränzt mit Laub ꝛc.)

Tragiker.

Gestalten hab' ich, wie der Geist es mir gebot,
Nach meinem Bilde aus dem Schattenreich hervor
Gerufen, Leben ihnen eingehaucht, und so,
Selbständig und einander widerstrebend, sie
Sich selber überlassen und dem Waltenden.
Sie stürmten unaufhaltsam dem verderblichen,
Zermalmend sie ereilenden Geschicke zu.
Ich trete, kaum aufatmend, tief erschüttert noch,
Vor euch: Gewährt Aufnahme mir in euren Kreis!

Chor.

Herein, herein! du erster unsʼrer Fürsten,
Das hast du gut gemacht! :,:
Du sollst uns nicht beim frohen Mahle dürsten!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Komiker.

Gestalten aus dem Schattenreich hervor
Zu rufen, Leben ihnen einzuhauchen,
Versteh' ich auch, ich hab' es auch gethan;
Nur hab' ich sie gesehen närrisch sich,
Wie eben andʼre Menschen thun, gebärden;
Und doch — es dünkt mich, muß ich frei gesteh'n,
Wir haben nicht verschiedene Gestalten,
Verschieden wohl dieselben nur geschaut;
Denn alle Menschen sind einander gleich.
Ihr hört, ich bin ein Liberaler, wollt
Mich drum aus eurem Bunde nicht verbannen!

Chor.

Herein, herein! du köstlicher Geselle,
Das hast du gut gemacht! :,:

„Herein!" Gubitz' „Gesellschafter" 1827, Nr. 53: „Herein! Gewidmet für die Mittwochsgesellschaft in Berlin." Das Motto fehlt; die Soli durchaus mit dem Zusatz: „(Gesprochen.)" Über die Tafellieder der Mittwochsgesellschaft vgl. Goedeke 3, 1179 (1832, 6); über die Mittwochsgesellschaft und ihre Beziehungen zu Chamisso vgl. Werke 6², 164. 172. 399. 208.

Dir fließe gleich des Weines reichste Quelle!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Mimiker.

Ich zeigte Wesen euren Blicken, die
Des Dichters inn'res Auge nur geschaut,
Und machte seines Hirnes Träume wahr;
Den er gedacht, der war ich. Räumet mir
Den nächsten Sitz zu seiner Linken ein!

Chor.

Herein, herein! du bist der Sohn vom Hause,
Das hast du gut gemacht! :,:
Er dürfte nicht bei unserm frohen Schmause!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Übersetzer.

Ihr staunet ob dem königlichen Gast,
Der stolz erscheint inmitten eurem Rat,
Ein Heim'scher doch, und doch ein Fremder fast.
Ich bin's, und bin ein and'rer euch genaht;
Nicht Scepter und nicht Krone rühm' ich mein,
Doch führ' ich Kron' und Scepter in der That.
Forscht nicht und schafft mir Platz in euren Reihn!

Chor.

Herein, herein! mit fremder Herrscherkrone,
Das hast du gut gemacht! :,:
Dir fließe Wein, gereift in glüh'nder Zone!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Lyriker.

Gewiegt in ihren weichen Armen,
Gelehnt das Haupt an ihrer Brust,
Da fühlt' ich wohlig mich erwarmen,
Da ward Gesang aus süßer Lust.
Es klang wohl gut in dieser Stunde;
Doch, was es war, ich weiß es nicht:
Mein Lohn — ein Kuß von ihrem Munde
Und ihres Auges strahlend Licht.

Ich singe gerne, trinke gerne
Und liebe wohl, geliebt zu sein:
Mit eurem Lorbeer bleibt mir ferne,
Von euren Weinen schenkt mir ein!

Chor.

Herein, herein! du Lieblingskind der Musen,
Das hast du recht gemacht! :,:
Dir wärme Wein den liedervollen Busen!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Maler.

Ob ich ein Dichter sei? Seht diese Tafel,
Wo Farben Leben werden, und der Geist
Hervor aus schönen Formen strahlt! Ich bin
Ein Glied von eurer Kette. Laßt mich ein!

Chor.

Herein, herein! du Dichterfürst der Farben,
Das hast du gut gemacht! :,:
Du darfst uns nicht beim frohen Mahle darben;
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Musiker.

Rauschend auf Cherubs-
Schwingen getragen,
Verträum' ich mein Leben
In Harmonien.
Aber es senkt sich
Der Flug hernieder,
Und in der Halle,
Der festlich erhellten,
Seh' ich der Stühle
Viele bereitet,
Und der goldene Nektar blinkt.
Empfangt mich gastlich,
Söhne der Musen,
Reicht mir die Schale,
Trinkt mir die funkelnde zu!

Chor.

Herein, herein! Beherrscher du der Töne,
Das hast du gut gemacht! :,:
Ihm fließe Wein, daß er sich hergewöhne!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Leser.

Ich habe meine Pflichten treu erfüllt,
Genützt, wie ich gesollt; einheimisch dann
Im schönen Dichterlande, hab' ich Ohr
Und Herz dem Zauber eurer Schöpfungen
Gelieh'n, und nicht den oft verschuldeten,
Den schweren Vorwurf über mich geladen,
Daß ich, was besser ungeschrieben wär'
Geblieben, doch geschrieben hätte; — nein,
Ich trete kühn in diesen Kreis, es sind
Die Hände mir von Tinte rein geblieben.

Chor.

Herein, herein! du seltenster der Gäste,
Das hast du gut gemacht! :,:
Er dürfte nicht bei unserm frohen Feste!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

93. Liederstreit.

Die Sänger saßen in dem Saal,
Gelehnt auf ihre Harfen,
Nach dem Genossen ihrer Wahl
Sie rings die Blicke warfen:
Die Jünger streben hohen Drangs;
Wer ist ein Meister des Gesangs?
Wem reichen wir die Palme?

„Liederstreit." „Der Gesellschafter" hrsgegeb. v. J. W. Gubitz 1827, Nr. 146: „Lieder für die Mittwochsgesellschaft. Liederkampf. Melodie: Was hör' ich draußen vor dem Thor"

Der Jünger.

Der Palmen nicht begehrend, naht'
Ich euch, ehrwürd'gen Meistern.
Verteilet sie nach weisem Rat
Den sangbegabten Geistern!
Mir schläft das Lied in tiefster Brust
Und träumt, sich selber unbewußt,
Und kann sich nicht gestalten.

Mich laßt, wo ihr begeistert singt,
Bei mächt'ger Harfen Rauschen,
Nach dem, was mir im Busen ringt,
In euren Liedern lauschen.
Es schwellen wogend Lust und Schmerz;
Ich bin ganz Ohr, ich bin ganz Herz,
Und meine Thränen rollen.

Die Sänger.

Das deutsche Lied, der deutsche Laut
Sind frei, so wie Gedanken;
Ihr Jünger, die ihr euch vertraut,
Wir öffnen euch die Schranken.
Verhalle, was nur leerer Schall!
Und wecke späten Wiederhall,
Wem es ein Gott gegeben!

Du aber komm, seltsamer Gast,
Du sitzest bei uns nieder
Und üb'st die Gabe, die du hast,
Du Wiederhall der Lieder;
Die Palme, die des Sieges Pfand,
Wir legen sie in deine Hand,
Dem Würd'gen sie zu reichen.

31. „sitzest bei uns", setzt bei uns dich, Ges.

94. Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid',
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor!
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

„Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

„O, wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Tier!
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

„Es fiel ihm ein, daß schön ich sei;
Ich wurde gefreiet; es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

„Verstehst du mich ganz? schau'st grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du!
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

„Die Löwenbraut." „Taschenbuch für das Jahr 1829, der Liebe und Freundschaft gewidmet." Herausgegeben von Dr. St. Schütze, Frankfurt a/M. bei Friedrich Wilmans. S. 100. — 3. „liegt", fliegt, Tschb.

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie, flehend, gebietend und drohend, begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei.
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wut.

Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
Da fällt er, verwandelt, die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie vergossen das teure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Mut;
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

95. Der Bettler und sein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herren von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

„Der Bettler und sein Hund." „A. Wendts Musenalmanach f. d. J. 1831." S. 236. Im Besitze Max Kalbecks befindet sich ein Oktavblatt von Chamissos Hand mit folgenden auf das obige Gedicht bezüglichen, bisher unveröffentlichten Zeilen:

„Dies Lied, mein Freund, das eben du vernommen,
Ich hab' es einem treuen Hund gesungen,
Der von der Liebe seines Herrn durchdrungen
Im Tod ihm noch, der Edle, nachgeschwommen.
Wie aber sind Sie auf den Hund gekommen?
Sie, dessen Leier einst so voll erklungen
Von eines Henkers, eines Mörders Jungen,
Nachdem Sie solchen hohen Flug genommen?" —
„Ich kam, mein Freund, auf diesen selt'nen Hund
Als mich ergriff die große Weltbetrachtung,

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Not.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwei'n;
Es muß, mein Tier, geschieden sein!
Du bist, wie ich, nun alt und krank;
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht;
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es gethan!

Viel edler als der Mensch sei doch das Tier.
Das löste mir den liederreichen Mund,
Der Mensch sank mir als Mörder in Verachtung,
Der Hund allein ist noch das Große hier."

Unter diese Fassung stellt Chamisso sofort eine zweite, die folgende Veränderungen aufweist. V. 4. 5. „Der seinem Herrn im Tode nachgesprungen, Sich ihm geopfert, als er umgekommen" (letzteres ist wieder korrigiert aus „Sich tot gegrämt, als dieser umgekommen). — 7. „Sie, dem das Henkerslied so schön gelungen." —
10—11. „So wie man auf den Hund wohl kommen kann, —
Das Publikum, — der heutige Geschmack —
Es thut's der Wein nicht mehr, man säuft daran
Und schreit: Pfui Teufel, der verbrennt den Mund!
Und zapft ein Faß doch nach dem andern an."

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt;
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und that einen Fluch, gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft
Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh',
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her;
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund;
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

---

96. Der Invalid im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill schaffteſt du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankſt mein rotes Blut, wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Thor nicht alles glaubt!
Und von schwerem Säbelstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abwärts wälzte
Unheilschwanger sich die Schlacht;
Über mich und über Leichen
Sank die kalte, finſt're Nacht.

„Der Invalid im Irrenhaus.“ Gedichte 1831. S. 190.

Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei' ich wütend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnöde Ruh' zurück.

97. Des Gesellen Heimkehr.

Wer klopft so stark? wer begehrt ins Haus?
Ich schließe nicht auf, mein Eh'herr ist aus.

„Und sag' ich dir an, der klopft, ist dein Sohn,
O Mutter, o Mutter! so öffnest du schon."

Was kehrtest du heim, mein Sohn, so geschwind,
Bevor noch die Jahre verstrichen sind?

„Ich kehrte heim — ich war wohl bethört —
Hast, Mutter, du nie vom Heimweh gehört?"

Mein Mann, befürcht' ich, vernimmt's nicht gern; —
O weh, daß ich freite den anderen Herrn!

„O weh, daß dem zweiten du hin dich warfst
Und nicht mit dem Sohne dich freuen mehr darfst!"

Mein Sohn, o schone der Mutter dein
Und laß das Gericht nur Gottes sein!

„O meine Mutter! — doch mache mir kund,
Wo weilt die Christel zu dieser Stund'?"

Mein Mann ist streng, unfreundlich fast;
Er trieb aus dem Haus den ihm lästigen Gast.

„Des Sohnes Braut aus dem Hause gejagt! —
So auch den Sohn, sei Gott es geklagt!

„Des Gesellen Heimkehr." Gedichte 1831. S. 192.

„Das Heimweh trieb; ich kam geeilt;
Die Heimat hat gar bald mich geheilt.

„Und falls Frau Mutter mich länger nicht hält,
Möcht' weiter ich zieh'n in die weite Welt.

„Wohin — wen kümmert's? — auf gutes Glück,
Und käme vielleicht so bald nicht zurück.

„Ade! du giebst deinen Segen mir doch —
Und Gott, vielleicht, erbarmet sich noch!"

So schied er und wandte zu gehen sich um;
Die Mutter verharrte zitternd und stumm.

Und wie hinab er die Straße gewallt,
Am Thor, vor der Wache, da macht er Halt.

Stand Christel dort im Soldatenschwarm
Und hing verbuhlt dem einen im Arm.

Wie aber sie erst den Gesellen erschaut,
Verhüllt' sie ihr Antlitz und weinte laut.

Da haben umher die Soldaten der Wacht
Mit lärmendem Jubel sie ausgelacht.

Er hat nicht gelacht, er hat nicht geweint;
Er starrte sie an und war wie versteint.

Er raffte sich endlich, endlich auf
Und stürzte hinaus mit schnellerem Lauf.

Wohin? wen kümmert's? man weiß es nicht,
Erzählt sich zur Kurzweil nur manche Geschicht'.

Er war hienieden so ganz verarmt;
Hat Gott vielleicht sich seiner erbarmt?

Sein Nam', als eines Verschollenen, hat
Zu drei Mal gestanden im Wochenblatt.

98. Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas;
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein;
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
Du bringst es doch nicht an den Tag.

Wer nicht? was nicht? die Frau fragt gleich;
Was stierst du so an? was wirst du so bleich?
Und er darauf: Sei still, nur still!
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitter'm Wort;
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

Nein, nimmermehr! — Du sagst es mir noch. —
Ich sag' es nicht. — Du sagst es mir doch. —
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar;
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

„Die Sonne bringt es an den Tag." Gubitz' „Gesellschafter" 1827, Nr. 49. Quelle: „Kinder- und Hausmärchen", Nr. 115 „Die klare Sonne bringt's an den Tag"; vgl. M. W. Götzingers „Deutsche Dichter" 2^5, 535. — 18. „bitter'm", bittrem, Ges.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer;
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: Vergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag!

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheit!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost. —
Du, schau' nicht hin und sei getrost!
Sie bringt es doch nicht an den Tag.

So hatte die Sonn' eine Zunge nun;
Der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n. —
Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt Euch nicht merken, was Ihr nun wißt! —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

31. „mir ... Jud'", ein Jud' mir just, Ges. — 44. „ins", in das, Ges. — 65. „bringt's die Sonne", bringt die Sonne es, Ges.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

---

99. Das Auge.

Dir ist der alte Müller bekannt,
Bolei, der wack're wird er genannt,
Bettlägerig ins zwanzigste Jahr,
Der Geist noch kräftig, heiter und klar.

Ihn rührte der Schlag in der Schreckensnacht,
Wo vom Stall herüber, vom Sturme gefacht,
Der ungeheure Brand das Schloß
Ergriff und über das Dorf sich ergoß.

Wo's galt zu retten, war er dabei,
Der erste, der kühnste, der wack're Bolei;
Er meint', und sprang in die Glut hinein,
Der Stallknecht möchte zu retten noch sein.

Den Fritz begrub der lodernde Graus;
Selbst kam er mit brennenden Kleidern heraus;
Und wie darauf er ins Wasser sprang,
Ward er gelähmt auf sein Leben lang.

Sein Aug' ist wunderbarlich hell,
Den Kindern und Reinen ein freudiger Quell;
Doch nimmer den scharfen Lichtblick erträgt,
Wer selbst im Busen Nächtliches hegt.

Bolei war jüngst im Haus allein;
Es trat ein fremdes Weib zu ihm ein;
Ein Fäßlein Branntwein trug sie daher,
Den bot sie feil und rühmte ihn sehr.

„Das Auge." „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet 1836." S. 84. Von Palm in die 3. Aufl. der „Werke" 3, 259 aufgenommen. Palm läßt V. 30 „noch" aus und schreibt V. 57 „lag" für „saß", V. 67 „als" für „wie".

„Es steht nach Branntwein nicht mein Sinn;
Geh' du mit Gott nur wieder hin!"
Sie ließ sich nicht abweisen und trat
Zudringlich näher und trotzte und bat.

Er sah sie an verwundert schier:
„Geh' du mit Gott! was suchst du noch hier?"
Sie machte frech der Worte noch viel,
Bis scharf sein Blick ihr ins Auge fiel.

Dem wollte sie nicht noch weichen sogleich
Und wurde doch stumm und wurde doch bleich;
Da schrie sie auf: „Was siehst du mich an?
Was willst du? was hab' ich Böses gethan?"

Er aber lag auf dem Lager dort,
Sah bloß sie an und sprach kein Wort;
Und zitternd stand sie gefesselt und schien
Unmächtig, sich dem Blick zu entzieh'n.

„Was willst du von mir, Entsetzlicher, sprich!
Laß ab von mir! was peinigst du mich?
Ich bin nicht schuldig; was hältst du Gericht?
Wend' ab dein Auge, halte mich nicht!"

Er aber lag auf dem Lager dort,
Sah scharf sie an und sprach kein Wort.
Und heftiger immer erzitterte sie
Und rang, sich loszureißen, und schrie:

„Wend' ab dein Auge! was hast du erdacht?
Was hältst du mich fest? wer giebt dir die Macht?
Was dringt dein Blick mit dem blutigen Schein
Des lodernden Brandes so auf mich ein?!"

„Wer redet vom Brande? was geht der mich an?
Wie darfst du sagen: ich hab' es gethan?!
Ich sage: Nein! was keiner weiß,
Das macht mich nicht bang' und macht mich nicht heiß."

Er aber saß auf dem Lager dort,
Sah schärfer sie an und sprach kein Wort.
Sie rang, wie ihrer selbst nicht bewußt,
Da erscholl ein Schrei aus zerrissener Brust:

„Du weißt es schon, daß ich es war!
Nun ja! nun ja! es ist doch wahr!
Der böse Feind hat mich versucht,
Die Liebe, was weiß ich? die Eifersucht!

„Das weißt du: Fritz, der die Eh' mir versprach,
Ging jetzt der Anne Marie doch nach;
Ich hatt's ihm gesagt, und — wie er schlief —
Das Messer war scharf, der Schnitt war tief. —

„Er zappelte noch und röchelte bang;
Das Blut, das rann die Dielen entlang;
Er hatte des Blutes entsetzlich viel!
Es trieb der Böse damit sein Spiel.

„Ja, wenn die Flamme das Blut nur leckt
Mit roter Zunge, so wird es verdeckt.
Und unten im Stalle war willig das Stroh,
Auf einmal flackert es lichterloh!"

Sie sprach's und stöhnte und raffte sich auf
Und war verschwunden in schnellem Lauf.
Er sah ihr nach erschrocken fast,
Bis er zum Beten sich stille gefaßt.

---

100. Des Basken Etchehons Klage.

(Gazette des tribunaux.)

Gendarmen, ausgesendet,
Zu fahen den Etchehon,
Ihr sucht ihn vergeblich zu Barcus;
Er ist zu den Bergen entfloh'n.

„Des Basken Etchehons Klage." Gedichte 1831. S. 199.

Die Pyrenäen verbergen
Ihn gastlich in ihrem Schoß;
Da teilt er, in bitterem Elend
Des flüchtigen Wildes Los.

Es staunen La Soules Hirten
Zu Eguiton ihn an
Und reichen das Brot des Mitleids
Dem blutigen Sängersmann.

Ihr staunt, mitleidige Hirten,
Wie blutig die Hand mir sei? —
Zehn Jahre hab' ich geschmachtet
In Ketten und Sklaverei.

Ich hab' ein Weib mir gefreiet
In meiner Jugend Kraft;
Sie hat mich umstricket in Liebe,
Mir Gift in das Haus nur geschafft.

Fünf Jahre lag ich in Ketten,
War kaum noch meiner bewußt;
In Eifersucht zehn Jahre.
Die reißt erst scharf in die Brust.

Ich trug wohl, Eguiapal,
Um dich der Ketten Last; —
Was trieb dich, mein Weib zu verführen,
Der selbst du ein Weib doch hast?

Du wußtest Ränke zu schmieden,
Du spanntest um mich den Verdacht;
Derweil in Sünde du schwelgtest,
Verkam ich in Kerkersnacht.

Ich lag in Ketten, im Kerker,
Auf Stroh, in Elend und Not,
Erweichte mit meinen Thränen
Mein hartes, mein trockenes Brot.

Du, übermüt'ger Geselle,
Warst Herr in dem Hause mein
Und schliefest auf meinen Pfühlen
Und trankest von meinem Wein.

Und als den Tag der Freiheit
Ich endlich, endlich geschaut,
Da dünkte reif uns die Rache,
Da hat es vor mir dir gegraut.

Ja, zitt're, tückischer Bube!
Ich lade verhängnisvoll
Ins Feuerrohr die Kugel,
Die nieder dich strecken soll.

So harrt' ich zu Nacht bei der Brücke
Von Barcus auf dich, mein Ziel;
Es trieben die Geister der Hölle
Mit mir ihr grausiges Spiel.

Ich sah' dich; du kamst gegangen;
Ich zielte sicher und gut;
Ein Druck — und — Etchegoyen
Lag röchelnd in seinem Blut.

Mein Etchegoyen, der liebend
Mich stets zu erfreuen gestrebt! —
Das ist das Blut, ihr Hirten,
Das mir an den Händen klebt.

Und nicht vergebens schreit es
Um Rache zum Himmel empor;
Du bist mir, Eguiapal,
Der Schuldige, siehe dich vor!

Du mochtest frevelnd dich rühmen,
Wie trefflich dir alles gelang;
Durch dich ein gleiches Verderben
Die Besten von Barcus umschlang.

Bin müde, nur Lieder zu dichten
Zu müßigem Zeitvertreib,
Nur Thränen der Wut zu weinen,
Gleich einem gekränkten Weib.

Es zieht mit Gewalt mich hinunter,
Hinunter ins heimische Thal;
Ob ich, ob du sollst dienen
Den Geiern des Himmels zum Mahl?

---

101. Das Mädchen zu Cadix.

„Willst ein Schlechter unter Schlechten,
Um die Spanierin du buhlen?
Girrend zu der Laute singst du,
Und der Franke hält die Runde.

Geht, ich kenn' euch, Taubenherzen!
Geht, ich kenn' euch, Andalusier!
Euch die Spindel, uns die Waffen,
Besser ständ's mit Spaniens Ruhme!

Regen sich in ihrer Scheide
Eure Messer ungeduldig,
Durstend nach dem Blut der Fremden,
Sprecht ihr zu dem Eisen: Ruhig!

O, der übermüt'gen Fremden!
Über euch sei ihre Rute,
Über euch, ihr feigen Knechte,
Würdig solcher Nebenbuhler!" —

„„Herrin, Worte schweren Inhalts
Sprichst du aus mit leichter Zunge;
Stehst du mit den fremden Henkern
Scherzend gegen mich im Bunde?"" —

„Das Mädchen zu Cadix." Gedichte 1831. S. 203.

„Dünken dich, mein zarter Knabe,
Schon des Mädchens Worte furchtbar? —
Sieh den Franken! — willst du Schutz nicht
Unter meinem Mantel suchen?“ —

„„Unverhohlen, was begehrst du?
Eh' ich solche Schmach erdulde,
Will ich jede That begehen,
Gehen selber dann zu Grunde!““ —

„Dieser kommt im Glanz der Waffen
Und vertrauet seiner Jugend;
Bist ein Spanier du, beweis' es, —
Nieder mit dem stolzen Buben!“ —

Aber röchelnd lag der fremde
Krieger schon in seinem Blute;
Schergen holten ein den Thäter,
Brachten ihn daher gebunden.

Und das Mädchen sang frohlockend:
„Diesmal ist es mir gelungen!
Eines Thoren werd' ich ledig,
Und der Franke zahlt die Buße.“

Diese Worte hört der Spanier,
Winket schweigsam seiner Buhlen,
Ziehet schweigsam dann vorüber,
Finstern Sinnes, kecken Mutes. —

„„Nicht ihr, Franken, gebt den Tod mir,
Nicht um Sühne muß ich bluten,
Weil ich Spaniens Boden schmückte
Mit dem ihm verfall'nen Purpur.

Nein, ich trag' in meinem Herzen
Schweigsam schon die Todeswunde;
Meine Herrin hat gerichtet,
Meine Stunde hat gerufen!““ —

Also sang er vor der Fronte,
Als die Augen ihm verbunden;
Auf den Wink des Führers sank er,
In dem Herzen sieben Kugeln.

---

102. Nächtliche Fahrt.

In Purpur pranget der Abend,
Der Landwind hebet schon an;
Zur Lustfahrt ladet der Fischer
Dich, Mädchen, in seinen Kahn. —

Noch heißer begehr' ich selbander
Mit dir zu fahren als du.
Gieb voll das Segel dem Winde!
Es kommt zu steuern mir zu. —

Du steuerst zu kühn, o Mädchen,
Hinaus in das offene Meer;
Du traust dem leichten Fahrzeug
Bei hohen Wellen zu sehr. —

Mißtrauen sollt' ich dem Fahrzeug?
Ich habe dazu nicht Grund,
Die einst ich deiner Treue
Getrauet in böser Stund', —

Unsinnige, wende das Ruder!
Du bringest uns beide in Not;
Schon treiben der Wind und die Wellen
Ihr Spiel mit dem schwachen Boot. —

Laß treiben den Wind und die Wellen
Mit diesen Brettern ihr Spiel!
Hinweg mit Rudern und Segel!
Hinweg! ich bin am Ziel.

„Nächtliche Fahrt." „Taschenbuch für das Jahr 1830, der Liebe und Freundschaft gewidmet." S. 319.

Wie du mich einst, so hab' ich
Dich heut' zu verderben berückt;
Mach' Frieden mit dem Himmel;
Denn siehe, der Dolch ist gezückt!

Du zitterst, verworf'ner Betrüger,
Vor dieses Messers Schein?
Verratene Treue schneidet
Noch schärfer ins Herz hinein.

Und manche betrogene Buhle
Härmt stille zu Tode sich;
Ich weiß nur, mich rächend, zu sterben.
Weh über dich und mich! —

Der Jüngling rang die Hände,
Der eigenen Schuld bewußt;
Sie stieß den Dolch in das Herz ihm.
Und dann in die eigene Brust.

Es trieb ein Wrack an das Ufer
Bei wiederkehrender Flut;
Es lagen darauf zwei Leichen
Gebadet in ihrem Blut.

103. Die Sterbende.

Geläute schallt vom Turm herab;
Es ruft der Tod, es gähnt ein Grab.
Ihr sünd'gen Menschen zum Gebet!
Ein gleiches Los bevor euch steht.

Im Sterben liegt ein schönes Weib,
Sie weint um ihren jungen Leib,
Sie weint um ihre sünd'ge Lust,
Sie ringt die Hände, sie schlägt ihre Brust.

„Die Sterbende." Menzels Moosrosen. 1826. S. 147. Quelle ist das Notatenbuch E. T. A. Hoffmanns in Hitzigs Lebensabrisse desselben (Berlin 1823), 2, 288: „Eine Frau, die in der Todesnot dem Manne gesteht, daß sie ihm untreu gewesen. Darauf der Mann: ein Vertrauen ist des anderen wert; eben weil du mir untreu gewesen, darum stirbst du an dem Gift, das ich dir bot."

Es harrt des Ausgangs ihr Gemahl,
Blickt starr und kalt auf ihre Qual;
Sie windet sich in dieser Stund'
Zu seinen Füßen, sie öffnet den Mund:

Vergieb mir, Gott, in deiner Huld!
Vergieb, Gemahl, mir meine Schuld!
Ich klag' es an in bitt'rer Reu';
Weh mir! ich brach geschworne Treu'. —

„Vertrauen ist Vertrauen wert!
Und machst du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach' ich dir kund in deiner Not:
Du stirbst am Gift, das ich dir bot." —

---

104. Die Giftmischerin.

Dies hier der Block, und dorten klafft die Gruft.
Laßt einmal noch mich atmen diese Luft
Und meine Leichenrede selber halten.
Was schauet ihr mich an so grausenvoll?
Ich führte Krieg, wie jeder thut und soll,
Gen feindliche Gewalten.
Ich that nur eben, was ihr alle thut,
Nur besser; drum, begehret ihr mein Blut,
So thut ihr gut.

Es sinnt Gewalt und List nur dies Geschlecht;
Was will, was soll, was heißet denn das Recht?
Hast du die Macht, du hast das Recht auf Erden.
Selbstsüchtig schuf der Stärk're das Gesetz,
Ein Schlachterbeil zugleich und Fangenetz
Für Schwächere zu werden.
Der Herrschaft Zauber aber ist das Geld:
Ich weiß mir Bess'res nichts auf dieser Welt
Als Gift und Geld.

12. „Zu seinen Füßen", Sie ringt die Hände, Moosr. — „Die Giftmischerin." Gedichte 1831. S. 211.

Ich habe mich aus tiefer Schmach entrafft,
Vor Kindermärchen Ruhe mir geschafft,
Die Schrecken vor Gespenstern überwunden.
Das Gift erschleicht im Dunkeln Geld und Macht;
Ich hab' es zum Genossen mir erdacht
Und hab' es gut befunden.
Hinunter stieß ich in das Schattenreich
Mann, Brüder, Vater, und ich ward zugleich
Geehrt und reich.

Drei Kinder waren annoch mir zur Last,
Drei Kinder meines Leibes; mir verhaßt,
Erschwerten sie mein Ziel mir zu erreichen.
Ich habe sie vergiftet, sie geseh'n,
Zu mir um Hilfe rufend, untergeh'n,
Bald stumme, kalte Leichen.
Ich hielt die Leichen lang' auf meinem Schoß
Und schien mir, sie betrachtend thränenlos,
Erst stark und groß.

Nun frönt' ich sicher heimlichem Genuß;
Mein Gift verwahrte mich vor Ueberdruß
Und ließ die Zeugen nach der That verschwinden.
Daß Lust am Gift, am Morden ich gewann,
Wer, was ich that, erwägt und fassen kann,
Der wird's begreiflich finden.
Ich teilte Gift wie milde Spenden aus
Und weilte lüstern Auges, wo im Haus
Der Tod hielt Schmaus.

Ich habe mich zu sicher nur geglaubt
Und büß' es billig mit dem eig'nen Haupt,
Daß ich der Vorsicht einmal mich begeben.
Den Fehl, den einen Fehl bereu' ich nur,
Und gäbe, zu vertilgen dessen Spur,
Wie viele eurer Leben!
Du, schlachte mich nun ab, es muß ja sein!
Ich blicke starr und fest vom Rabenstein
Ins Nichts hinein.

105. Der Tod des Räubers.

(Nach de la Vigne.)

Dem Söldner zahlt den ausgerufnen Preis! —
Der sonst um Romas Mauern weit im Kreis
Gemordet und geraubt, liegt überwunden;
Der Schreckliche verspritzt aus tiefen Wunden
Sein Blut so heiß.
Die Seinen haben ihn hinabgetragen
In ihre Höhle, wo beim Fackelschein
Um den Gefall'nen sie gekauert klagen;
Der Alte liegt besinnungslos, allein
Die Pulse schlagen.

Der späht, indem den Brand er näher schiebt,
Ob er kein Lebenszeichen von sich giebt,
Der spricht, indem er geht, das Grab zu graben,
Und seine Thränen er verschluckt: Wie haben
Wir ihn geliebt!
Die um das Sterbebett des Papstes weilen,
Sie haben nicht für ihn die Herzlichkeit.
Wie wußt' er zu der Plünderung zu eilen!
Wie stark im Kampf, und welche Ehrlichkeit
Sodann beim Teilen!

Er war ein echter Christ vom alten Schlag;
Er hielt die Fasten, wie nur einer mag;
Die heil'ge Kirche nebst den Heil'gen ehrt' er,
Und Raub und Mord und jedes Werk verwehrt' er
Am Feiertag.
Da hatte nicht ein Christenkind zu beben;
Der Ketzer durfte nur, wie sich's gebührt,
Der Engeländer uns zu schaffen geben. —
Beeifert euch, wenn's so zu sterben führt,
Noch fromm zu leben!

„Der Tod des Räubers." „Berl. Musenalm. f. 1831." S. 85. Casimir J. F. Delavigne (1793—1843), Vermittler zwischen Klassicismus und Romantik, war 1820 als Dramatiker in die deutsche Litteratur eingeführt worden. (Goedeke 3, 1315.) „La mort du bandit" bildet den 4. Gesang seines Romanzencyklus „Memmo" (Oeuvres. Paris, Didier 1845. 8, 47).

Nun regt er sich; erwartet sein Gebot! —
Er streckt die Hand aus, breit und blutig rot,
Sie suchet seine Flinte noch zu fassen;
Nicht will er von der alten Waffe lassen,
Nicht in den Tod.
Sie war so manche Jahre sein getreuer,
Sein einziger Beschützer und Genoß;
Er freut sich ihrer, die er hält so teuer,
Versucht mit starrem Finger noch das Schloß —
Da giebt sie Feuer.

Schon gut, du kennst mich noch; — indessen rafft
Der Söldner mich inmitten meiner Kraft;
Ich kann nicht selber meine Rache nehmen;
Du mußt dich einer stärkern Hand bequemen,
Die Rache schafft.
Durch dich getroffen, muß der Wicht erstarren,
Den schuldest du mir noch, versage nicht!
Sie werden in die Erde mich verscharren!
Drei Tage geb' ich Zeit; thu' deine Pflicht!
Ich werde harren.

Des Weges zog ein Mönch von ungefähr;
Mit Geld und milden Gaben hatten schwer
Die Gläub'gen ihn beladen; dieses bracht' er
Dem Kloster zu, des Geldes nur gedacht' er;
So zog er her.
Ein Räuber hieß, ehrfürchtig die Gebärde,
Das Haupt entblößt, ihn folgen zu dem Platz;
Er kam unweigerlich, den Blick zur Erde,
Mit leisem Schritt, daß klingend nicht sein Schatz
Verraten werde.

Und brünstig betet' er zu Gott empor;
Da klang dies Wort unheimlich in sein Ohr:
Ihr sollt mich beichten hören, mich entbinden,
So lieb Euch Euer Kopf ist, meiner Sünden.
Confiteor:

Es lastet mancher Mord auf meiner Seele,
Darauf war einmal mein Gewerb' gestellt.
Demütig sprach mit angstgeschnürter Kehle
Der Mönch: Wer ist, mein Sohn, in dieser Welt
Ganz frei von Fehle?

Erbaulich kreuzigte, wer um ihn stund,
Bei jedem Mord sich traurend, den sein Mund
Berichtete; und ferner sprach der Alte:
Wie sich's mit meinem Nachlaß noch verhalte,
Ich mach' es kund.
Im Namen Gottes und der Jungfrau sollen
Gehören meinem Weib Geschmeid' und Tand;
Dir mein Gewehr, um Rache mir zu zollen!
Euch, Herr, mein Geld! — die Seel' in Gottes Hand!
Mög' er sie wollen!

Der Mönch empfing im Schrecken seinen Lohn
Und gab dem Sünder Absolution;
Dann trat das schöne Weib herein, mit stieren,
Mit stolzen Augen, in den Armen ihren
Unmünd'gen Sohn.
Tot, rief sie, tot! doch hat er nicht die Seinen
Verlassen, und kein Feiger liegt er da!
Nein! schrie er zornig auf, wer dürft' es meinen?
Das Kind indessen weinte, weil es sah
Die Mutter weinen.

Sie warf sich neben den geliebten Mann,
Nahm in den Schoß sein Haupt und weinte dann.
Ihm klapperten vor Schmerz die Zähne heftig;
Bezwingen wollt' er sich noch willenskräftig;
Es ging nicht an.
Wir werden länger nicht vereinigt bleiben;
Leb' wohl, du gutes Kind! es wird nun wahr:
Der scheidet, will auch uns zusammen treiben.
Er lächelte, — sein Lächeln aber war
Nicht zu beschreiben.

Und weißt du noch den Kuß, der uns verband,
Den ersten, als im Wald ich einst dich fand,
Dich widerstrebend fest umschlungen hatte,
Und liebesstark dein Bräutigam, dein Gatte
Dich überwand?
So laß mit einem letzten Kuß uns scheiden!
Nicht wonnetrunken, taumelnd, unbewußt,
Nein, schmerzenreich besiegelt er uns beiden,
Wie jener erste dort die erste Lust,
Die letzten Leiden.

Es will nicht taugen, daß du einsam bist;
Nimm einen wackern Mann nach kurzer Frist,
Und beide liebet meinen armen Knaben!
Laßt, wie ich selbst, ihn Gott vor Augen haben
Als guter Christ!
Wann dreizehn Jahr' er alt ist, so erschein' er
Zum Abendmahl; dann sprich zu ihm das Wort:
Dein Vater, der dich schaut, war kühn wie keiner;
Sieh hier sein Grab, die off'ne Straße dort, —
Und denke seiner!

Er sprach's; dann ging's zu sterben; in der Wut
Der Schmerzen wälzt' er stöhnend sich im Blut,
Das Antlitz bleich, von Angstschweiß überflossen.
Noch rief er: Ave! — Amen! die Genossen
Mit trübem Mut.
Dann sank sein müdes Haupt zurück. Hienieden
Gebührt die Ehr' ihm: Feuert in die Luft
Noch dreimal die Musketen! schaffet Frieden
Vor Kinderschrei um dieses Mannes Gruft!
Er ist verschieden.

106. Der Graf und der Leibeigene.

1.

Laß, Graf, die Jagd und wende dein Roß!
Es wird, bevor du erreichest dein Schloß,
Wo kreißend die Gräfin begehret dein,
Der Erbe vielleicht dir geboren sein.

„Der Graf und der Leibeigene." Gedichte 1831. S. 221.

Wie sprengt er daher mit freudigem Mut!
Wie trieft der Rappe von Schweiß und von Blut;
Die Burg erreicht er mit letzter Kraft; —
Verwirrung herrscht in der Dienerschaft;

Es dringt in das Frauengemach der Graf;
Die Wöchnerin liegt in ruhigem Schlaf,
Die Frauen entfernt, die Fenster verhängt,
Die Wiege dicht an das Bette gedrängt.

Er deckt die Wieg' auf, atmend kaum; —
Zwei Knaben faßt der enge Raum;
Zu Haupt liegt einer, der and're am Fuß;
Wie schwelgt nun sein Herz in Überfluß!

Er hebt den einen, den andern mit Lust
Aus enger Wiege an seine Brust;
Er legt sie beisammen, und wieder hervor
Sie hebend, hält er die beiden empor.

„Wie bin ich so reich, wie war ich so arm!
Nun wieg' ich der Sprößlinge zwei im Arm;
Nun grünt mein Stamm in Üppigkeit;
Nun soll er mir ragen in Herrlichkeit!"

Da kommt die Wehemutter herein;
Sie ahnet schon, was geschehen mag sein;
Sie hört und sieht ihn erschrocken an:
Was hast du, Graf, was hast du gethan?

Entbunden ward mit der Herrin zugleich
Die Schaffnerin. — Was wirst du so bleich? —
Sie hat, die hier sich geschäftig verletzt,
Der Kinder eins in die Welt gesetzt.

Zu Häupten lag, der dir gehört,
Der and're zu Füßen, wie sich's gehört.
Wer ist dein Blut, wer dein Geschlecht?
Leibeigen wer und nied'rer Knecht?

Da ruft er entsetzt: „Was hab' ich gethan?
Mein Sohn, mein Sohn! wer zeigt mir ihn an?"
Erwachend ruft die Gräfin: mein Kind!
O, gebt mein eigenes Kind mir geschwind!

Vergebliche Klage! Kein Zeuge spricht;
Zu kennen sind die Kinder nicht;
Verloren ist der Irrung Spur;
Die Zeichen schweigen, es schweigt die Natur.

2.

„Bald legt sich der Alte zur letzten Ruh',
Und fällt sein brechendes Aug' erst zu, —
Auf welcher Seite sei das Recht, —
So bin ich der Herr, so bist du der Knecht." —

„„Du, Doppelgänger, bist mir fast,
So wie ich dir, in der Seele verhaßt;
Und schläft er ... ich frage nach keinem Recht,
So bin ich der Herr, so bist du der Knecht."" —

„Ich bin der Graf, wer widersagt
Dem hochgeborenen Herrn? Wer wagt
Verblendet gegen mich den Raub?
Vor mir, Leibeigener, in den Staub!" —

„„Ich bin der Graf und dulde hier
Dein blasses Bild nicht neben mir;
Ich werfe dich in den tiefsten Turm;
Zu meinen Füßen kreuch, du Wurm!"" —

„Wenn schmähen deine Zunge darf,
Ist doch dein Schwert viel minder scharf,
Sonst müßte bald entschieden sein
Wohl zwischen uns das Mein und Dein." —

„„Was warten wir, daß sein Auge bricht?
Ich fälle dich gleich, du Bösewicht!"" —
„Was warten wir? das sprachst du gut;
Gleich dünge mein Land dein schwarzes Blut!"

Vernahmst du, Graf, der Waffen Klang
Vom Hag herüber die Halle entlang?
Was trägt dein schwankender Fuß dich dahin?
Ach! Unheil ahnet dein finsterer Sinn.

Und über zwei Leichen auf blutigem Grund,
Da ringt er, verwaist, die Hände wund
Und weint die alten Augen blind
Und schüttelt sein greises Haar in dem Wind

---

107. Der Waldmann.

Der Wand'rer eilt das Thal hinauf,
Er steigert fast den Schritt zum Lauf;
Der Pfad ist steil, die Nacht bricht ein,
Die Sonne sinkt in blut'gem Schein,
Die Nebel zieh'n um den Drachenstein.

Und wie er bald das Dorf erreicht,
Ein seltsam Bild vorüberschleicht,
Gespenstisch fast, unheimlicher Gast. —
Drückt ihn annoch des Lebens Last?
Gewährt das Grab ihm keine Rast?

„Ihr friedlichen Leute, was zaget ihr
Und kreuziget euch und zittert schier? —
Ob mir das Haar zu Berge steigt,
Ich sag's dir an, wenn alles schweigt:
Es hat der Waldmann sich gezeigt.

„Der Waldmann? — Ja. Du wirst nicht bleich,
Du bist hier fremd, ich dacht' es gleich;
Ich bin ein achtzigjähr'ger Mann
Und war ein Kind, als sich's entspann;
Ich bin's, der Kunde geben kann.

„Der Waldmann." Gedichte 1851. S. 226.

Die Drachenburg stand dazumal
Stolz funkelnd noch im Sonnenstrahl;
Da lebte der Graf in Herrlichkeit,
Bei ihm, bewundert weit und breit,
Das junge Fräulein Adelheid.

Der Schreiber Waldmann, höflicher Art,
Trübsinnig, blaß und hochgelahrt,
Erfreute sich der Gunst des Herrn;
Er sah das Fräulein nur zu gern,
Und der Versucher blieb nicht fern.

Zu reden wie er kein and'rer verstund;
Er webte fein mit falschem Mund
Das Netz, womit er sie umschlang;
Er sprach von Lieb', er sprach von Rang,
Von freier Wahl und hartem Zwang,

Von Gott und Christo nebenbei
Und Sündenhaftes allerlei;
So hat er sie bestürmt, geplagt,
Gequält, umgarnt, sei's Gott geklagt!
Bis sie ihm Liebe zugesagt.

Spät ward's dem Vater hinterbracht;
Sein Zorn, sein Mitleid sind erwacht;
Sein Kind Erbarmen bei ihm fand;
Der falsche Schreiber ward verbannt
Bei Leibesstrafe von Burg und Land.

Schön Adelheid in Thränen zerfloß;
Der Waldmann aber irrt' um das Schloß;
Er kannt' nicht Ruh', er wußt' nicht Rat,
Er wütete, brütete früh und spat
Und sann auf schauerliche That.

Er sandt' ihr heimlich einen Brief,
Wovor es kalt sie überlief:
Zusammen sterben! hieß es darin;
Getrennt zu leben, bringt keinen Gewinn;
Nach einem Dolchstoß steht mein Sinn.

Du schleichst zu Nacht aus des Schlosses Raum
Und stellst dich ein beim Kästenbaum!
Bestellt das Brautbett findest du,
Das Bett zur langen, langen Ruh';
Am Morgen deckt dein Vater uns zu.

Und wie in schwerem Fiebertraum
Zog's sie zu Nacht nach dem Kästenbaum.
Ob da sie selbst den Tod begehrt,
Ob widerstrebt, ob sich gewehrt,
Die Nacht verbirgt's, kein Mensch es erfährt.

Der Tag, wie er in Osten ergraut,
Hat erst das blut'ge Werk geschaut;
Er hat in der Geliebten Brust,
Die Liebe nur atmet und süße Lust,
Den Dolchstoß sicher zu führen gewußt.

Wie aber sie sank in seinen Arm,
Ihr Blut verspritzte so rot und warm,
Da merkt' er erst, wie das Sterben thut,
Da ward er feig, da sank sein Mut,
Da dünkt' es ihn zu leben gut.

Er hat die Leiche hingestreckt
Und ist entfloh'n und hat sich versteckt.
Es ward das Schrecknis offenbar,
Wie kaum die Arme verblichen war;
Der Vater zerraufte sein greises Haar.

Er hat dem Mörder grausig geflucht:
Dem Tod zu entkommen, der drohend ihn sucht;
Er hat das Grab der Tochter bestellt,
Er hat sich bald zu derselben gesellt;
Sein Stamm verdorrt, die Burg zerfällt.

Der Waldmann dort bei den Gräbern haust,
Beim Kästenbaum, wann der Sturm erbraust,
Gespenstisch fast, unheimlicher Gast. —
Drückt ihn annoch des Lebens Last?
Gewährt das Grab ihm keine Rast?

Man weiß es nicht; doch wann er steigt
Hinab zu Thal, im Dorfe sich zeigt,
So folgt ihm Unheil auf dem Fuß;
Verderben bringt sein ferner Gruß,
Und wen er anhaucht, sterben muß.

108. Vergeltung.

Wie der Mai du anzuschauen,
Wonnereiche, Zarte, Feine,
Mit des Haares Gold, der blauen,
Klaren Augen Himmelsreine;
Mit den Lippen von Korallen,
Mit der Gabe zu gefallen,
Holdes, süßes Mägdelein! —
Mußt, unseligste von allen,
Du des Henkers Tochter sein?!

Und der Vater kam nach Hause
Düstern, fast verstörten Mutes;
Ihn verfolgt das Bild, das grause,
Des am Tag vergoss'nen Blutes: —
„Haben, die den Stab gebrochen,
Nach den Rechten auch gesprochen,
Schreit um Rache doch dies Blut.
Jene Rechte sind bestochen,
Sind der Unterdrücker Gut.

„Ja, die Mächt'gen, die Beglückten,
Ja, die Götter dieser Erden!
Ihnen muß der Unterdrückten
Sühnend Blut geopfert werden.
Rein von Blut sind ihre Hände;
Das Gesetz verlangt die Spende,
Wie der Richter selber spricht;
Ich Verworf'ner bring's zu Ende,
Ob das Herz darob mir bricht.

„Vergeltung." Gedichte 1831. S. 231.

„Recht und Freiheit! rufen wollte
Dieser noch, da scholl der dumpfe
Trommelschlag, — ein Wink, — es rollte
Schnell sein Haupt, getrennt vom Rumpfe.
Morgen werden Mütter weinen;
Morgen folgen zwei dem einen,
Und gebrandmarkt werden drei! —
Möchte noch der Tag mir scheinen,
Wo Vergeltung Losung sei!“ —

Wühlt in seines Herzens Wunden
So der Alte trüb' und trüber,
Und die nächtlich bangen Stunden
Ziehen träg' an ihm vorüber;
Ewig scheint die Nacht zu dauern;
Wahngebilde sieht er lauern,
Wo sein Auge starrend ruht,
Sieht an den geweißten Mauern
Rieseln der Gerechten Blut.

Und er hofft die düstern Sorgen,
Sich beschäft'gend, abzustreifen;
Im voraus zum andern Morgen
Will er Beil und Messer schleifen,
Will am Herde sich bemühen,
Noch die Stempel auszuglühen,
Die er morgen brauchen soll; —
Blutrot sieht er Funken sprühen
Um das Eisen schreckenvoll.

Blut und Blut! die grausen Bilder
Stürmen auf ihn ein und hadern;
Es empöret wild und wilder
Sich das Blut in seinen Adern;
Frieden hofft er nur zu finden,
Sich der Angst nur zu entwinden
In der reinen Unschuld Näh': —
„Dieser Spuk, er wird verschwinden,
Wann ich meine Tochter seh'.

„Nahen will ich ihr, mich halten
Ihr zu Häupten, nur sie schauen,
Zum Gebet die Hände falten
Und auf meinen Gott vertrauen." —
Wie er sagte, also that er;
Sorglich, leisen Schrittes naht' er,
Nicht zu stören ihre Ruh'. —
Was, verzweiflungsvoller Vater,
Zuckst dein scharfes Messer du?

Ach, du siehest, weh dir Armen!
Siehst den Wüstling, siehst den Grafen,
Siehst der Tochter in den Armen
Den Verführer eingeschlafen.
Im Begriff, den Stoß zu führen,
Wirst du and'res noch erküren;
Ja, du wirfst das Messer weit; —
„Zeit war's, jene Glut zu schüren,
Und der Stempel liegt bereit. —

„Wirst nicht, Schandbub', mit dem Leben
Nur die Frevelthat mir büßen;
Werde meinen Fluch dir geben,
Und du wirst dich krümmen müssen!
Trage du auf deiner bleichen
Stirne dieses Kainszeichen,
Eingebrannt von meiner Hand!
Magst so ungefährdet schleichen,
Mann der Sünde, durch das Land!"

Zischend brennt sich ein das Eisen;
Schreiend fährt er aus dem Schlafe
Und erblickt den grimmen Greisen
Mit dem Werkzeug seiner Strafe. —
„Zeuch von hinnen! Dein Erwachen
Möge den noch glaubend machen,
Der Vergeltung nicht geglaubt;
Gott ist mächtig in dem Schwachen!"
Spricht's und wiegt sein graues Haupt.

109. Der König im Norden.*)

Es war ein König im Norden,
Gar stolz, gewaltig und reich;
Ihm gleich ist keiner geworden,
Und nie wird einer ihm gleich.

Und als es galt zu sterben,
Er saß am öden Meer;
Es schlichen herbei seine Erben,
Der Wolf, die Eule, der Bär.

Da sprach er zum zottigen Bären:
Dir lass' ich Forst und Wald;
Kein Jagdherr wird dich stören
Im luftigen Aufenthalt.

Und weiter sprach er zur Eule:
Ich lasse sonder Zahl
Dir Burgen und Städte, verteile
Sie deinen Töchtern zumal!

Und sprach zum Wolfe desgleichen:
Dir lass' ich ein stilles Feld,
Mit Leichen und aber Leichen,
So weit ich geherrscht, bestellt.

Und wie er solches gesprochen,
So streckt' er sich aus zur Ruh'; —
Ein Sturm ist angebrochen,
Der deckte mit Schlossen ihn zu.

*) Ich schmücke mich mit fremden Federn. Dieses Gedicht ist eigentlich von Julius Curtius; ich habe es nur beim Abschreiben unbedeutend in den Worten verändert.

„Der König im Norden." A. v. Chamissos Werke (1836) 5, 294. — „Julius Curtius." Über den Journalisten Karl Julius Curtius (1802—1849) vgl. Goedekes Grundriß 3, 1178 f.

110. Laß ruh'n die Toten.

Es ragt ein altes Gemäuer
Hervor aus Waldesnacht;
Wohl standen Klöster und Burgen
Einst dort in herrlicher Pracht.

Es liegen im kühlen Grunde
Behauene Steine gereiht;
Dort schlummern die Frommen, die Starken,
Die Mächt'gen der alten Zeit.

Was kommst du bei nächtlicher Weile
Durchwühlen das alte Gestein?
Und förderst herauf aus den Gräbern —
Nur Staub und Totengebein!

Unmächtiger Sohn der Stunde!
Das ist der Zeiten Lauf.
Laß ruh'n, laß ruh'n die Toten,
Du weckst sie mit Klagen nicht auf!

— — —

111. Ungewitter.

Auf hohen Burgeszinnen
Der alte König stand
Und überschaute düster
Das düster umwölkte Land.

Es zog das Ungewitter
Mit Sturmesgewalt herauf;
Er stützte sein Rechte
Auf seines Schwertes Knauf.

Die Linke, der entsunken
Das goldene Scepter schon,
Hielt noch auf der finstern Stirne
Die schwere, goldene Kron'.

„Laß ruh'n die Toten." „Der Gesellschafter." Herausgegeben von F. W. Gubitz. 1827. Nr. 157. — „Ungewitter." „Der Gesellschafter." Hrsg. v. Gubitz. 1827. Nr. 61.

Da zog ihn seine Buhle
Leis' an des Mantels Saum:
„Du hast mich einst geliebet,
Du liebst mich wohl noch kaum?“ —

„Was Lieb' und Lust und Minne?
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt.

„Ich bin auf Burgeszinnen
Nicht König mit Schwert und Kron',
Ich bin der empörten Zeiten
Unmächtiger, bangender Sohn.

„Was Lieb' und Lust und Minne?
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt.“

112. Der alte Sänger.

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltsam!
Unabläßig, unaufhaltsam,
Allgewaltig naht die Zeit.

„Thorenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüten prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Äste schütteln!
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt.“

24. „Unmächtiger“, Unmächt'ger, Ges. — „Der alte Sänger.“ „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1834.“ S. 159.

Und die aufgeregte Menge
Zischt und schmäht den alten Sänger:
„Lohnt ihm seine Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen,
Treff' ihn allerorten Schmach!"

Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer lässig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltsam, unablässig,
Allgewaltig drängt die Zeit.

„Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heischt Vernichtung,
Treibst als Wrack du doch hinab."

Einen sah man da erschrocken
Bald erröten, bald erblassen:
Wer hat ihn hereingelassen,
Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt, den Thoren festzuhalten,
Laßt verstummen den Gesang!

Sang der sonderbare Greise
Immer noch im finstern Turme
Ruhig, heiter seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.

Schreien mußt' ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unabläßig, allgewaltig,
Unaufhaltsam naht die Zeit."

113. Deutsche Volkssagen.

„Die Sage will ihr Recht. Ich schreit' ihr nach."
Fouqué an Fichte. (Held d. N. II.)

1. Das Riesen-Spielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! artig Spielding!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus."
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt,

„Held d. N." Fouqués Trilogie „Der Held des Nordens". Berlin 1810, III. — „1. Das Riesen-Spielzeug." „Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1833." S. 290. Quelle: „Deutsche Sagen" der Brüder Grimm, Bd. 1, Nr. 17. „Das Riesenspielzeug (Mündlich von einem Förster)"; vgl. Götzinger „Deutsche Dichter" 2⁵, 71, der die Bearbeitungen durch Karl Streckfuß und Charlotte Engelhardt-Schönighäuser mitteilt, die Dichtungen Langbeins, Rückerts, Fr. Güls erwähnt. Über die Sage vgl. Simrocks „Mythologie" 409.

Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliches bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei!"

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

„Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Die versunkene Burg.

Es ragt, umkrönt von Türmen, empor aus dunklem Forst
Ein steiler, luft'ger Felsen, das ist der Raubherrn Horst,
Und wie aus blauen Lüften der Aar auf seinen Fang,
So schießen sie auf Beute von dort das Thal entlang.

„2. Die versunkene Burg." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1833." S. 293.

Drei Brüder sind's, auf Straßen zu Roß in blankem Stahl,
In Hermelin und Purpur daheim im Ritterſaal,
In Blut und Luſt und Sünden, in Stolz und Üppigkeit,
So ſchwelgen ſie und praſſen, gefürchtet weit und breit.

Und ihre freche Buhle weiß nicht, wie Hunger thut;
Sie prunkt in Gold und Seide und tritt aus Frevelmut
Die heil'ge Gottesgabe verächtlich in den Kot,
Sie geht einher auf Schuhen von feinem Weizenbrot.

Der Wächter hat gerufen, „Auf, Ritter, auf! zu Roß!
Von Reiſigen erſcheinet ein ſtaubumwölkter Troß;
Das ſind die fremden Kaufherrn, das iſt der reiche Zug,
Die führen wenig Eiſen, doch rotes Gold genug.“

„Vergeßt nicht eure Buhle,“ ruft ihnen nach die Maid,
„Schafft Gold und Edelſteine, ſchafft funkelndes Geſchmeid',
Verſorgt mit Singevögeln aufs neu' den Roſenhag,
Daß ſich an ihrem Zwitſchern mein Ohr erfreuen mag!“

Und bald mit Jubel ziehen ſie wieder Burg hinan,
Vor ihnen die Gefang'nen, gebunden Mann für Mann. –
„Wir bringen dir die Vögel, die du begehret haſt,
Im Roſenhag zu zwitſchern, und Goldes manche Laſt.“

Der Roſenhag: tief öffnet und eng ſich eine Gruft,
Das Burgverließ, es ſteiget empor der Leichen Duft;
Tief unten gähnt der Abgrund, ein jäher Felſenſpalt;
Kein and'rer Ausgang führet aus dieſem Aufenthalt.

Da galt es zu verhungern. Der Angſtruf, welcher drang
Aus dieſem Schreckensſchlunde, das war der Vogelſang.
Und wenn hinab ſich ſtürzte, am Felſen ſich zerſchlug
Verzweiflungsvoll ein Opfer, das war der Vogelflug.

Sie ſtießen nun die Armen hinab in dieſen Graus;
Da rief ein Greis, ein Prieſter, noch händeringend aus:
„Weh über euch, ihr Thoren! die ihr verblendet ſeid,
Einſt werden ſolche Werke mehr euch denn uns noch leid!“

Da rief ein Ritter grimmig: „Nun — Blutschuld, Sinnenlust?
Ich bin der eig'nen Werke vollkommen mir bewußt;
Ich will darüber brüten, bei meinem teuren Eid!
Bis zu dem Weltgerichte, sie werden mir nicht leid."

Da rief der and're höhnend: „Du willst der Rabe sein?
Die Sorg' um meine Werke, sowie die Lust ist mein;
Ich selber will sie tragen, bei meinem teuren Eid!
Bis zu dem jüngsten Tage, sie werden mir nicht leid."

Da rief der dritte lachend: „Hinunter in den Schlund,
Als Nachtigall zu singen, der hier gebellt als Hund!
Ich trage meine Werke, bei meinem teuren Eid!
Bis an den Tag der Tage, sie werden mir nicht leid."

Wie frevelnd ihren Lippen das schnelle Wort entfloh'n,
Entgegnet aus der Tiefe ein Wehgeschrei dem Hohn,
Und „Amen!" ruft die Buhle, die höllisch gellend lacht;
Da schallt und rollt der Donner, der Felsen wankt und kracht.

Und jene kreischt verwandelt, es rauscht der Flügelschlag,
Sie schwingt sich in die Lüfte, verfinstert wird der Tag;
Die Erde flammensprühend eröffnet ihren Mund,
Und wie die Burg versunken, so ebnet sich der Grund,

Du forschest nach der Stätte, wo einst die stolze stand?
Du fragest nach den Namen, wie jene sonst benannt? —
Vergebliches Beginnen! Es waltet das Gericht;
Vergessen und verschollen! die Sage weiß es nicht.

3. Die Männer im Zobtenberge.

Es wird vom Zobtenberge gar Seltsames erzählt:
Als tausend und fünfhundert und siebzig man gezählt,
Am Sonntag Quasimodo lustwandelte hinan
Johannes Beer aus Schweidnitz, ein schlichter, frommer Mann

„3. Die Männer im Zobtenberge." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1833." S. 246. „Die Männer in Zottenberge" und so immer. Quelle: Brüder Grimm „Deutsche Sagen" Nr. 144 „Die Männer in Zottenberge."

Er war des Berges kundig, und Schlucht und Felsenwand
Und jeder Stein am Stege vollkommen ihm bekannt;
Wo in gedrängtem Kreise die nackten Felsen steh'n,
War diesmal eine Höhle, wo keine sonst zu seh'n.

Er nahte sich verwundert dem unbekannten Schlund,
Es hauchte kalt und schaurig ihn an aus seinem Grund;
Er wollte zaghaft fliehen, doch bannt' ihn fort und fort
Ein lüsternes Entsetzen an nicht geheuren Ort.

Er faßte sich ein Herze, er stieg hinein und drang
Durch enge Felsenspalten in einen langen Gang;
Ihn lockte tief da unten ein schwacher Dämmerschein,
Den warf in eh'rner Pforte ein kleines Fensterlein.

Die Pforte war verschlossen, zu welcher er nun kam;
Er klopfte, von der Wölbung erdröhnt' es wundersam;
Er klopfte noch zum andern, zum dritten Mal noch an,
Da ward von Geisterhänden unsichtbar aufgethan.

An rundem Tische saßen in schwarzbehang'nem Saal,
Erhellt von einer Ampel unsicher bleichem Strahl,
Drei lange, hag're Männer; betrübt und zitternd sah'n
Ein Pergament vor ihnen sie stieren Blickes an.

Er, zögernd auf der Schwelle, beschaute sie genau, —
Die Tracht so altertümlich; das Haar so lang und grau; —
Er rief mit frommen Gruße: „Vobiscum Christi pax!"
Sie seufzten leise wimmernd: Hic nulla, nulla pax!"

Er trat nun von der Schwelle nur wen'ge Schritte vor,
Vom Pergamente blickten die Männer nicht empor,
Er grüßte sie zum andern: „Vobiscum Christi pax!'
Sie lallten zähneklappernd: „Hic nulla, nulla pax!"

Er trat nun vor den Tisch hin und grüßte wiederum:
„Pax Christi sit vobiscum!" sie aber blieben stumm,
Erzitterten und legten das Pergament ihm dar:
„Hic liber obedientiae" darauf zu lesen war.

116. „an", am, M.

Da fragt' er: wer sie wären? — Sie wüßten's selber nicht.
Er fragte: was sie machten? — Das endliche Gericht
Erharrten sie mit Schrecken, und jenen jüngsten Tag,
Wo jedem seiner Werke Vergeltung werden mag.

Er fragte: wie sie hätten verbracht die Zeitlichkeit?
Was ihre Werke waren? Ein Vorhang wallte breit
Den Männern gegenüber und bildete die Wand;
Sie bebten, schwiegen, zeigten darauf mit Blick und Hand.

Dahin gewendet, hob er den Vorhang schaudernd auf:
Geripp' und Schädel lagen gespeichert da zuhauf:
Vergebens war's mit Purpur und Hermelin verdeckt,
Drei Schwerter lagen drüber, die Klingen blutbefleckt.

Drauf er: ob zu den Werken sie sich bekennten? — „Ja."
Ob solche gute waren, ob böse? — „Böse, ja."
Ob leid sie ihnen wären? Sie senkten das Gesicht,
Erschraken und verstummten; sie wüßten's selber nicht.

4. Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie aufs neu';
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

Das Walserfeld bei Salzburg bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt;
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Mal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.

Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll —
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

149. „den Vorhang schaudernd", sogleich den Vorhang, M. — „4. Der Birnbaum auf dem Walserfeld." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1833." S. 209. Quelle: Brüder Grimm „Deutsche Sagen" Nr. 24. „Der Birnbaum auf dem Walserfeld (Brixener Volksbuch von Untersberg S. 38. 39)."

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein;
Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wann das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu;
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh';
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

Nun sag' ich euch das Zeichen: Ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Baum empor.

Wann nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morschen Holze aufs neu' lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angethan,
Das ist das erste Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er seine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang' verheiß'ne Zeit;
Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah';
Und trägt er reife Früchte, so ist die Stunde da.

Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft
Und schwöllen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maß der Sünde? ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wol klar:
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

196. „ernst und sonderbar", vgl. „Zur Einleitung des Deutschen Musenalmanachs 1825" Schlußstrophe.

5. Die Weiber von Winsperg.

Der erste Hohenstaufen, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Winsperg seit manchem langen Tag;
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

Der Hunger kam, der Hunger! das ist ein scharfer Dorn;
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Thore, so trifft euch doch das Schwert."

Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug! wir sind vom Blute rein"
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

„Die Weiber mögen abzieh'n, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei!
Laßt zieh'n mit ihrer Bürde sie ungehindert fort!"
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort.

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
Da hat ein selt'nes Schauspiel vom Lager man geschaut:
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Eh'herrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht; —
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht."

Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht;
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht.
Die Sage schallt herüber aus halbvergess'ner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

„5. Die Weiber von Winsperg." A. v. Chamissos Werke 3^1, 306. Quelle: Brüder Grimm, Deutsche Sagen" Nr. 493 „Die Weiber zu Winsperg" nach der Kölner Chronik 1499, Bl. 169. Bürgers Bearbeitung: Deutsche National-Litteratur 78, 184 ff.; vgl. auch Götzinger 1^5, 291.

114. Abdallah.

(Tausend und eine Nacht.)

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
Es weiden um ihn die Kamele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurückzugewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß am Wanderstab',
Ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl
Und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise teilnehmend einander befragt,
Was jeder verlangt zu wissen, willfährig einander gesagt;
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort,
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz
Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kamele, es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und reich.

„Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kamele mein,
Nur achtzig Kameleslasten, es wird zu merken nicht sein.
Und dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu deines Dienstes Sold,
Das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold."

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint,
Dir vierzig Kamele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint;
Den Wert der vierzig Tiere empfängst du millionenfach,
Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach!"

„Abdallah (Tausend und eine Nacht)." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1830." S. 171. Quelle: „Geschichte der blinden Baba Abdallah" in „Tausend und einer Nacht" (Nacht 354—359); auch von Rückert in den „Jugendliedern" behandelt. Vgl. Götzingers „Deutsche Dichter" 2^5, 539. — 22. „Nur", Mir, Musenalm.

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
Wir teilen gleich die Kamele, wir teilen gleich den Gewinn.“
Er sprach's, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid;
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die beiden vom Lager sich ohne Verzug:
Abdallah treibt die Kamele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und schmal,
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
Noch drang in diese Wildnis des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Tieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge verteilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamem Thun und Reden viel kräftige Spezerei'n.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag;
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag:
Die Finsternis entweichet, der Tag bricht neu hervor;
Es zeigt sich in dem Felsen ein weitgeöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut;
Es tragen gold'ne Pilaster ein hohes Gewölb' von Kristall,
Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den gold'nen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, des Glanz den Menschen bethört;
Es wechseln mit den Haufen des Goldes, die Hallen entlang,
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrtum und wechselt die Last und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, des Glanz ihn berauscht,
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kamele, schier über ihre Kraft;
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft:
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh'
Und nimmt daraus ein Büchschen und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze und, was darin verwahrt,
Gleich wertlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid';
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan;
Der Schatz verschließt sich donnernd; ein jeder übernimmt
Die Hälfte der Kamele, die ihm das Los bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint;
Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint;
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah erzeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust;
Des andern vierzig Lasten, sie dünken ihn eig'ner Verlust:
Ein Derwisch solche Schätze, die eig'nen Kamele, — das kränkt,
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör', mein Bruder!" — so folgt er seiner Spur —
„Nicht um den eig'nen Vorteil, ich denk' an deinen nur;
Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
Du, Guter, an vierzig Kamelen dir aufgebürdet hast.

„Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Tieren wohnt;
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch' ich's wohl mit achtzig, dir wird's mit vierzig zu schwer,
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn!
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt geh'n."

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seiner Gier:
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir.
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet sein;
Er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelassen sein.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o traue meinem Wort:
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kamelen nicht fort;
Die widerspenstigen Tiere sind störriger, denn du denkst,
Du machst es dir bequemer, wenn du mir zehen noch schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn!
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt geh'n."

Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheu'n,
Noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt,
Noch dies ihm abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht nein mir sagen, noch sagtest du nein mir nie."

„So nimm das Tier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt!
Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht wert.
Sei fromm und weis' im Reichtum und beuge vor Allah dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seinem Sinn;
Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: das ist das rechte Geschmeid',
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort!
Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?“ —
„So nimm es!“ spricht der Derwisch und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das rätselhafte, hält;
Er spricht, kaum dankend, weiter: „So lehre mich nun auch,
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?“

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar.
Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind.“

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder! du machst es besser, traun!
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schau'n!“

Willfährig thut's der Derwisch; da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Er denkt: Würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letztenmal mich an!
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan;
Noch diese meine Bitte, die letzte gewähre du mir;
Dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit dir!“

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund,
Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund.
Ich will, nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die dich ins Elend stieß.“

Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld,
Den Neid, die Schuld des Herzens, giebt er dem Derwisch schuld;
Daß dieser sich so weigert, das ist für ihn der Sporn;
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind;
Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind;
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann!“

Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt:
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht — —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst,
Nun heile, kenntnisreicher, was selber du verbrachst!“ —
„Ich habe nichts verbrochen; dir ward, was du gewollt,
Du stehst in Allahs Händen, der alle Schulden zollt.“

Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub:
Der Derwisch abgewendet, bleibt seinen Klagen taub:
Der sammelt die achtzig Kamele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne vollbringet ihren Lauf,
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf;
Noch lag er da verschmachtend; ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

115. Der heilige Martin, Bischof von Tours.

Legende.

„Diesen Martin,“ rief der Satan, —
Fürchtet nichts, ihr Höllengeister,
Fürchtet nichts und hört den Rat an,
Den geschmiedet euer Meister! —

„Der heilige Martin, Bischof von Tours. Legende.“ Gedichte 1831. S. 119.

Diesen Martin, der, geplaget,
Angefochten, — unverzaget,
Unverfährdet, uns zum Hohn,
Wiederbringt die Kreaturen,
Die zu unsern Zeichen schwuren,
Dem verhaßten Menschensohn,
Diesen gilt es zu verderben;
Also will um ihn ich werben,
Zählt ihn zu den unsern schon!"

Redend hat der Geist der Lüge
Form und Körper angenommen,
Und es sind des Heilands Züge,
Welche seiner Arglist frommen. —
„Fürchtet nichts, o Vielgetreue,
Fürchtet nichts, wenn euch aufs neue
Tief verhaßt der Anblick kränkt;
Fürchtet nichts, ich bin der Alte,
Der, wie er sein Antlitz falte,
Alten Grolles nur gedenkt!
Ihm, den sie den Heil'gen schelten,
Will ich für den Juden gelten,
Bis er seine Seel' uns schenkt."

Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolz und Hochmut die Gebärde.
Und die Teufel faßt ein Grauen,
Wie das Schreckenbild sie schauen,
Und ein Weheruf erschallt;
Heulend stürzen sie vonsammen,
Suchen Schutz in ew'gen Flammen
Vor des Rächers Allgewalt;
Und mit Angst erfüllt nicht minder
Auch den argen Trugs-Erfinder
Die erfrevelte Gestalt.

Bischof Martin liegt indessen,
Lieb' im Herzen, Hoffnung, Glaube,

Tief in Demut, selbstvergessen,
Vor dem Kruzifix im Staube:
„Der du starbst, uns zu erlösen,
Sieh uns Schwache, von dem Bösen,
Von der Sünde Garn umstellt;
Straf uns nicht in deinem Zorne,
Wasch uns rein im Gnadenborne
Von der Schuld, die auf uns fällt!“
Und es tritt der Geist der Lüge
Vor ihn hin, er trägt die Züge
Des Erlösers dieser Welt.

Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolz und Hochmut die Gebärde:
„Martin, sieh, ich bin der wahre
Christus, und ich offenbare
Dem mich, der zu mir sich neigt;
Und es ist dir anbefohlen,
Anzubeten unverhohlen,
Der sich deinen Augen zeigt.“
Martin starrt, die Augen offen,
Schier entrüstet und betroffen
Den Versucher an und schweigt.

Und der Arge redet wieder:
„Christus bin ich und befehle:
Falle betend vor mir nieder
Und ergieb mir deine Seele!“
Er darauf: „Der Allerbarmer
War hienieden selbst ein Armer;
Er, die Wahrheit, er, das Licht,
Er, mein Christus, starb am Holze;
Aber dich in deinem Stolze,
Dich — entfleuch! — dich kenn' ich nicht.“
Und es war der Trug zerstoben;
Martin seinen Gott zu loben,
Liegt im Staube fromm und schlicht.

116. Abba Glosk Leczeka.

Es schallen gut im Liede der Purpur und das Schwert,
Doch hüllt sich oft in Lumpen, der auch ist preisenswert;
Ich führ' euch einen Juden und Bettler heute vor,
Den Abba Glosk Leczeka; verschließt ihm nicht das Ohr!

Er harrte vor der Thüre von Moses Mendelssohn
Gelassen und geduldig vor Sonnenaufgang schon;
Wie hoch in Himmelsräumen zu steigen sie begann,
Trat erst aus seiner Wohnung der weitberühmte Mann.

Ihn grüßt der fremde Bettler in polnisch jüd'scher Tracht,
Sein Gruß den Schriftgelehrten dem andern kenntlich macht;
Er aber geht vorüber: „An Zeit es mir gebricht!" —
Der Fremde weicht zurücke, doch von der Schwelle nicht.

Und Mittag ward's und Abend, und als zur Nacht es ging,
Die Stadt in ihren Straßen die Schatten schon empfing,
Kam heim zu seinem Herde der weitberühmte Mann;
Da grüßt' ihn noch der Bettler, wie morgens er gethan.

Er sucht in seiner Börse nach einem Silberstück,
Ihm hält der fremde Bettler die milde Hand zurück:
„Das nicht von dir begehr' ich, nur dein lebend'ges Wort;
Mich führt der Durst nach Wahrheit allein an diesen Ort." —

„Du scheinst der kleinen Gabe bedürftig mir zu sein." —
„Du hältst mich für unwürdig der größern!" — „Tritt herein!
Suchst redlich du die Wahrheit, die vielen so verhaßt,
So sei dem Gleichgesinnten ein liebgehegter Gast!"

Beim wogenden Gespräche, beim häuslich trauten Mahl,
Beim Becher edlen Weines, dem flüss'gen Sonnenstrahl,
Erblüht dem fremden Bettler die Rede wunderbar,
Ein Gläub'ger und ein Denker, wie nie noch einer war.

„Abba Glosk Leczeka." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1833." S. 312. Hschr. auf der kgl. Bibliothek zu Berlin. 4 Seiten 4°: Strophe 1—41. — 28. „wie nie", wie kaum, Hs. gestrichen.

Er hat des Wortes Feſſel geſprengt mit Geiſtes-Kraft,
Er hängt am Guten, Wahren ſo recht mit Leidenſchaft,
Er ſprühet Lichtgedanken ſo machtvoll vor ſich hin,
So eig'nen Reiz verleiht ihm ſein heitrer, froher Sinn.

Und ob des felt'nen Mannes verwundert und erfreut,
Der ſeine Neigung feſſelt und Ehrfurcht ihm gebeut,
Fragt Mendelsſohn ihn traulich: „Wie haben Schul' und Welt
So ſeltſam dich erzogen und deinen Geiſt erhellt?"

Drauf er: „Du lenkſt vom Lichte die Blicke niederwärts,
Zu forſchen nach dem Menſchen und ſchauen ihm ins Herz;
Ich zeige mich dem Freunde und meinen Weg und Ziel,
Und melde, wie die Binde mir von den Augen fiel.

„Mein Forſchen und mein Trachten, das bin ich ſelbſt und ganz;
Minuten ſo wie dieſe ſind meines Lebens Glanz;
Ich trage ſechzig Jahre noch friſch und wohlgemut,
Noch ſchmilzt den Schnee des Alters des Herzens inn're Glut.

„Zu Gloſk in unſern Schulen bekam ich Unterricht;
Der Talmud und der Talmud! ſie wußten and're nicht;
Verhangen und verfinſtert das göttliche Gebot,
Das leiſ' aus tiefſtem Herzen ſich doch mir mahnend bot!

„Wie hab' ich oft mit Schmerzen die ſtumme Mitternacht
Auf ihren toten Büchern verſtört herangewacht!
Wie hätt' ich fromm und willig den Lehrern nur geglaubt,
Und wiegte doch verneinend mein ſorgenſchweres Haupt!

„Und nun ich ſollte lehren, ſo wie ich ſelbſt belehrt,
Da hat ſich mir die Rede gar wunderſam verkehrt;
Da ſchalt aus mir die Stimme auf Satzungen und Trug,
Dem Blitze zu vergleichen, der aus den Wolken ſchlug.

„Sie haben ſich entſetzet, ſie haben mich fortan
Bedrohet und gefährdet und in den Bann gethan;
Ich hatte mich gefunden, ich war, der ich nun bin,
Ich folgte meiner Sendung mit leichtem, freud'gem Sinn.

29. „mit Geiſtes-Kraft", mit eigner Kraft, Hſ. geſtr. — 33. „Und ob des felt'nen", Und ob dem felt'nen, Hſ. — 55. „Satzungen", Menſchen Lug, Hſ. geſtr.

„So wallt' ich, in der Heimat ein Fremder, nun hinfort
Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort
Und forschte, sprach und lehrte und trachtete doch nur,
Das arme Volk zu leiten auf eine bess're Spur.

„Und dreizehn Bücher hatt' ich verfaßt mit allem Fleiß;
Die Bücher, sie enthielten das Beste, was ich weiß;
Zu Wilna, o! da waren fast grausam allzu sehr
Die Ältesten des Volkes, wie nirgends anders mehr.

„Sie haben meine Bücher zerrissen insgesamt
Und haben zu den Flammen sie ungehört verdammt;
Sie schichteten den Holzstoß beim alten Apfelbaum
Vor ihrer Synagoge im innern Hofesraum.

„Da standen in dem Rauche die Alten blöd' und blind,
Den schlug auf sie hernieder ein mächt'ger Wirbelwind;
Gereinigt schwang die Flamme sich zu dem höhern Licht;
Den Geist, das Licht, die Sonne vernichten sie doch nicht.

„Ich selbst, ich sollte sterben, kaum heimlich war der Rat;
Doch fand sich ein Rabbiner, der um mein Leben bat;
Ich wurde bloß gegeißelt, und als man frei mich gab,
So griff ich heitern Sinnes zu meinem Wanderstab.

„Der freud'ge, rüst'ge Waller zieht über Berg und Thal,
Ihm scheinet, ihn erwärmet der lieben Sonne Strahl;
Der Schoß der grünen Erde empfängt mit rechter Lust
Sein müdes Haupt am Abend, er ruht an Mutterbrust.

„Wer je von seinen Brüdern den Hunger selber litt,
Teilt ihm vom letzten Brote gern einen Brocken mit;
Er zieht durch Land und Städte und rühmt sich reich und frei
Und weiß von keiner Armut und keiner Sklaverei.

„Vor Sprach- und Stammverwandten entquillt an jedem Ort
Aus übervollem Herzen ihm das lebend'ge Wort,
Zu lehren und zu bessern, zu sichten sonder Scheu
Den Glauben von dem Wahne, den Weizen von der Spreu.

65. „mit allem Fleiß", nach allem Fleiß, Hs. gestr. — 71. „Apfelbaum", Lindenbaum, Hs. gestr. — 77. „kaum heimlich", beschlossen, Hs. gestr.

„Ist Felsen auch der Boden, die Saat verstreue nur!
Es träufelt auf den Felsen wie auf die grüne Flur
Des Ew'gen milder Regen. Beharrlichkeit! Geduld!
Du zahlest deinem Schöpfer so deines Lebens Schuld.

„Und herwärts zog mich mächtig und ahndungsvoll mein Herz,
Von deines Namens Klange gelockt, du reines Erz!
Du bist, den ich gesuchet, du, der vom Wahne fern,
Zerbricht die hohle Schale und sucht nach ihrem Kern.

„Das will auch ich, so reiche mir deine liebe Hand!
Wir schaffen hier und knüpfen ein gottgefällig Band;
Das Licht, das ist das Gute; die Finsternis, die Nacht,
Das ist das Reich der Sünde und ist des Bösen Macht.

„Dir strömet von den Lippen ein ruhig klarer Born,
Es leiht gewalt'ge Worte mir oft ein heil'ger Zorn;
So laß vor unserm Volke zerreißen uns vereint
Des Aberglaubens Schleier, bis hell der Tag ihm scheint!

„Nicht träge denn, nicht lässig! die Hand ans Werk gelegt!
Versammle du die Jünger; es tagt, die Stunde schlägt!
Wir hammern an den Felsen, bis hell der Stein erklingt,
Und an das Licht der Sprudel lebend'gen Wassers springt."

Darauf mit Rührung lächelnd der Wirt zu seinem Gast:
„Genügt dir nicht, du Guter, was du erduldet hast?
Soll wiederum sich schichten ein Scheiterhaufen? kann
Die Geißel nicht dich lehren? du lehrbegier'ger Mann!

„Du forschest nach der Wahrheit; erkenne doch die Welt,
Die fester als am Glauben am Aberglauben hält!
Was je gelebt im Geiste, gehört der Ewigkeit;
Nur ruft es erst ins Leben die allgewalt'ge Zeit.

„Bleib hie und lerne schweigen, wo sprechen nicht am Ort!
Du magst im stillen forschen, erwägen Geist und Wort
Und magst das Korn der Furche der Zeiten anvertrau'n;
Vielleicht wird einst dein Enkel die gold'nen Saaten schau'n."

95. „Des Ew'gen", Jehovahs, Hs. gestr. — 110. „Versammle . . es tagt." Auf in die Synagoge, sobald, Hs. gestr. — 112. „lebend'gen", lebend'ges, Hs. u. Musenalm.

Drauf er: „Du schweigst, du Kluger, und schweigen soll mein Mund;
So sprich, wer soll denn reden und thun die Wahrheit kund?
Du helles Licht des Geistes sollst leuchten freundlich mir;
Die Hand darauf! — Wir scheiden! mein Pfad, der trennt sich hier."

Er ging; dem Flammengeiste, dem Flammenherzen galt
Für Feigheit jede Vorsicht, und freundlich zürnend schalt
Ihn Mendelssohn vergebens; er ging und lehrt' und sprach,
Bis über ihn aufs neue das Ungewitter brach.

Die Ältesten des Volkes, entrüstet, luden ihn
Vor ihre Schranken: „Rede, was machst du in Berlin?" —
„Ich forsch' in dem Gesetze, darüber sprech' ich auch
Mit andern Schriftgelehrten nach hergebrachtem Brauch." —

„Du stehst in keinem Dienste? hast kein Gewerbe?" — „Nein!
Ich kann und will nicht handeln und mag nicht dienstbar sein." —
„Und wir, nach hies'ger Ordnung, verbieten diese Stadt
Dem ärgerlichen Neu'rer, der hier gelästert hat."

Darauf erhob sich Abba und sprach: „Hartherzigkeit,
Du bist zur Ordnung worden, du herrschest hier zur Zeit!
Und kennt ihr den Propheten Jeremia denn nicht,
Der so aus meinem Munde zu euch, ihr Starren, spricht:

„„Die Missethat der Tochter von Sion, unerhört!
Verdunkelt Sodoms Sünde, die doch mein Grimm zerstört!""
Die Schrift und die Propheten, die les' ich Tag und Nacht
Und hab' auch and're Worte zu eigen mir gemacht!

„„Du sollst dich nicht entsetzen und sollst, du Menschenkind,
Vor ihnen dich nicht fürchten, die mir abtrünnig sind;
Du wohnst bei scharfen Dornen und Skorpionen dort;
Doch sollst du dich nicht fürchten, verkündest du mein Wort.""

134. „Vor ihre .. Rede", Vor ihren Stuhl: Der Rabbi, Hs. gestr. — 139. „hies'ger Ordnung", dem Gesetze, Hs gestr. — 141. „Hartherzigkeit ... Zeit", Hs. ursprünglich: mit Würdigkeit:
Nach dem Gesetz, dem euren, der Ungerechtigkeit.
141. „Starren", Heuchler, Hs. gestr. — 147. „die les' ich", studiere ich, Hs. gestr.

Sie holten ihn am Abend wohl mit der Polizei,
Ihn auf die Post zu bringen; er rief den Freund herbei,
Der schafft' ihm einen Dienstschein; geschirmet war er so
Vor seinen Widersachern, sie waren des nicht froh.

Und eine Rechnung reichten zur Zahlung sie ihm dar,
Wo Postgeld nebst der Bütteln Gebühr verzeichnet war;
Er aber sprach und lachte: „Geduldet euch, ihr Herrn!
Hier paßt wohl ein Geschichtchen, und ich erzähl' es gern:

„Den Unsern wird zu Lemberg ein kummervolles Los,
Die jungen Herrn, die Schüler sind ganz erbarmungslos;
Den armen Unterdrückten mißhandeln sie und schmäh'n
Und werfen ihn mit Steinen, wo immer sie ihn seh'n.

„Als einer, den sie schlugen, nah am Verscheiden war,
Vermaß sich die Gemeinde, bedrängt von der Gefahr,
Den Jesuiten-Obern zu klagen ihre Not;
Die haben unparteiisch erlassen ein Verbot:

„„Es dürfen nicht die Schüler aus eitlem Zeitvertreib
Die Juden so mißhandeln, daß sie an ihrem Leib
Beschädigt werden möchten; es wird auch untersagt,
Blutrünstig sie zu schlagen, wie eben wird geklagt.

„„Ein arglos Schimpfen, Werfen, ein Stoß und solcherlei,
Das müssen sie erdulden und steht den Schülern frei,
Weil mancher unter diesen ist guter Eltern Kind,
Und Juden doch am Ende nur eben Juden sind.““

„Ein Jud' in diesen Tagen, der her die Straße kam,
Bemerkte, daß ein Schüler ihn recht zum Ziele nahm.
Er bückte sich beizeiten und wich dem Stein noch aus,
Der klirrend flog ins Fenster dem nächsten Bürgerhaus.

„Die Scheibe war zerbrochen; der Bürger säumte nicht
Und zog, Ersatz zu fordern, den Juden vor Gericht:
„„Denn hättest du gestanden dem Wurf, wie sich's gebührt,
So wurde von dem Steine mein Fenster nicht berührt.““

„Ihr habt den Stein geworfen, ich habe mich gebückt,
So hat der Wurf die Scheibe des Nachbars nur zerstückt;
Ich soll die Scheibe zahlen, das Recht, das eure, spricht's;
Doch hat das Recht verloren, denn seht! ich habe nichts."

Als jene sich entfernet, verblieben noch die zwei
Im traulichen Gespräche; sie dachten laut und frei;
Begegnen sich die Geister verwandt im Lichtrevier,
Das ist des Lebens Freude, das ist des Lebens Zier.

Und Abba zu dem Freunde: „Bin friedlich ja gesinnt;
Du siehst, daß allerorten sich Hader um mich spinnt;
Frei muß ich denken, sprechen und atmen Gottes Luft,
Und wer die drei mir raubet, der legt mich in die Gruft

„Von hinnen will ich ziehen, den Wanderstab zur Hand
Ein Land der Freiheit suchen, nach Holland, Engeland;
Der Druck hat hier den Juden Bedrückung auch gelehrt;
Wohl wird er Duldung üben, wo Duldung er erfährt."

Und Mendelssohn dagegen und schüttelte das Haupt:
„Du liebewerter Schwärmer, der noch an Duldung glaubt,
Zeuch hin, dich bloß zu geben auch dort der Eulenbrut!
Dein zugewog'nes Glücksteil, das ist dein froher Mut" —

„Mein zugewog'nes Glücksteil, das ist die Liebe mein
Zu meinem Volk; mein Glaube, zu bessern müss' es sein;
Mein Hoffen, mitzuwirken dazu mit Gut und Blut;
Du nennst die drei zusammen, das ist mein froher Mut."

Und frohen Mutes nahm er den Wanderstab zur Hand
Und zog wohl in die Fremde, nach Holland, Engeland:
Den blut'gen Welterob'rer verfolgt die Sage nur,
Vom Menschenfreund und Bettler verlieret sich die Spur

Zurück nach manchen Jahren gleich frohen Mutes kam
Er nach Berlin gewandert; sein rechter Arm war lahm,
Und blind sein and'res Auge, vernarbt sein Angesicht,
Sein Herz allein das alte, verändert war es nicht.

So trat er freundlich lächelnd vor Moses Mendelssohn:
„Wie dort es mir ergangen, du Kluger, siehst es schon;
Sie haben mich geschmähet, mißhandelt und verbannt;
War ihnen Macht gegeben, sie hätten mich verbrannt.“

Und wieder frohen Mutes, da ihn Berlin verstieß,
Zog er nach seiner Heimat, die Haß ihm nur verhieß;
Da wallt' er rüst'gen Schrittes, ein Fremder, fort und fort,
Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort.

Einst sucht' er wohl vergebens seit manchem Tag vielleicht,
Wer ihm von seinem Brote das dürft'ge Stück gereicht;
Der Schoß der Mutter Erde empfing zur letzten Ruh'
Sein graues Haupt, ihm fielen die müden Augen zu.

---

117. Der neue Diogenes.

Was pressen sich die dichten Massen
Des Volkes in den engen Raum?
Es fassen, Amiens, deine Straßen
Das wogende Gedränge kaum. —
Der Kaiser naht, der Herr der Welt,
Hebt Siegeslieder an zu singen!
Er hat der Feinde Macht zerschellt,
Er naht, den Seinen Heil zu bringen! —

Der Freudenrausch, der sich ergossen,
Er läßt den einen unberührt;
Ein Steinmetz ist's, der unverdrossen
Den Meißel und den Hammer führt;
Der läßt den Zug vorübergeh'n
Und nicht im Tagewerk sich stören,
Als hab' er Augen nicht, zu seh'n,
Als hab' er Ohren nicht, zu hören.

„Der neue Diogenes.“ Gedichte 1831. S. 239.

Vom Roß herab bemerkt von ferne
Der Kaiser dort den rüst'gen Mann;
Es reizt ihn, daß er kennen lerne,
Wer so von ihm sich sondern kann.
Er hat sich ihm genaht, er fragt:
„Was schaffst du da?" — „Den Stein behauen!"
Entgegnet der, und wie er's sagt,
Er kann ihm scharf ins Antlitz schauen.

„Ich sah dich bei den Pyramiden,
Du schlugst dich gut, du warst Sergeant;
Wie kam's, daß du den Dienst gemieden,
Vergessen hier und unbekannt?"
„Ich habe meine Schuldigkeit
Gethan, o Herr, zu allen Stunden
Und ward nach ausgedienter Zeit
Von Eid und Kriegespflicht entbunden!" —

„Es thut mir leid, im Heer zu missen,
Wer brav sich hielt im Kriegeslauf;
Laß deinen kühnsten Wunsch mich wissen,
Des Kaisers Gnade sucht dich auf!" —
„Ich brauche nichts; die Hände mein
Genügen noch, mich zu ernähren;
Laß mich behauen meinen Stein
Und deiner Gnade nicht begehren!"

---

118. Georgis.

(Neugriechisch.)

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gieb einem noch den Tod!
Wer aber bringt dir Kunde aus ferner Heimat her?
Du trägst nun Sklavenbande in unsr'er Feinde Heer.

„Georgis." Gedichte 1831. S. 241.

Der Türke Ariph schaltet in Kretas eb'nem Land,
Er hat die stolze Botschaft den Rajas rings gesandt:
„Es sollen eure Töchter erscheinen allzumal,
Zu meiner Lust zu tanzen vor mir in meinem Saal!"

Und an Georgis' Vater sein Wort ergangen ist:
„Es werde deine Tochter beim Tanze nicht vermißt!"
Sie kam, und als am Abend er frei die andern sprach,
Da hatt' er sie erkoren zu seines Bettes Schmach.

Die Jungfrau, stark und tüchtig, von aller Hilfe bloß,
Entwand sich dem Versucher und rang von ihm sich los;
Im schnellen Lauf entflohen dem prunkenden Gemach,
Erreichte, fromm und züchtig, sie bald das heim'sche Dach.

Zu ihres Vaters Hause am Morgen Ariph ging;
Der Greis auf seiner Schwelle den argen Gast empfing;
Er schickt ihn aus zum Frondienst und dringt ins Inn're nun;
Die Jungfrau sucht der Wilde, Gewalt ihr anzuthun.

Vor ihr in ihrer Kammer in Waffen er erscheint,
Die Thüren sind verschlossen, er nun zu siegen meint;
Mit mannlichem Erkühnen greift selber sie ihn an;
Er liegt vor ihr entwaffnet, ein furchtsam feiger Mann.

Da schwur er beim Propheten ihr einen teuren Eid,
Er würde nun und nimmer versuchen eine Maid;
Da gab sie dem Bezwung'nen die Freiheit, aufzusteh'n,
Und schenkt' ihm seine Waffen und hieß hinaus ihn geh'n.

Er aber zähneknirschend, der tiefen Schmach bewußt,
Nach blut'ger Rache dürstend, stößt schnell in ihre Brust
Denselben Dolch, den eben ihm ihre Hand gereicht;
Sie sinkt zu seinen Füßen, verblutet und erbleicht.

Vom Frondienst kommt der Alte zurück in böser Stund',
Er schaut die teure Leiche und ringt die Hände wund;
„Mein Sohn, mein Sohn Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gieb einem noch den Tod!"

Und Ariph hört den Jammer und schaut des Greises Schmerz; —
Es ist ein Schuß gefallen, die Kugel traf ins Herz;
Der Vater und die Tochter sind blutig nun vereint,
Und keiner ist vorhanden, der über beide weint.

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gieb einem noch den Tod!
Wer aber bringt dir Kunde aus ferner Heimat her?
Du trägst nun Sklavenbande in uns'rer Feinde Heer.

Die Möven bringen Kunde von Kretas heim'schem Strand;
Er hört die Möven, schüttelt und sprengt sein Sklavenband;
Ein Landsmann schafft ihm Waffen, ein and'rer Überfahrt;
Er brütet Tag' und Nächte auf Rache selt'ner Art.

Was wühlt er stumm und grausig ein neugeschüttet Grab
Und stört die Leiche dessen, der ihm das Leben gab?
Wohl schneidet aus dem Herzen er Ariphs Blei hervor
Und ladet vielbedächtig damit sein Feuerrohr.

Der Türke hat vernommen, sein Feind ist heimgekehrt;
Er schickt ihm eine Botschaft, daß seiner er begehrt.
„Er möge heim mich suchen; ich traur' im öden Haus,
Ich komme nicht zu Ariph und trete nicht hinaus."

Wie jener es gehöret, erwacht der alte Groll;
Er rufet seine Türken und spricht bedeutungsvoll:
„Mir folgen zehn in Waffen! der Raja spricht mir Hohn, —
Dem Vater und der Tochter gesell' ich noch den Sohn."

Er schreitet zu Georgis wohl in das Haus hinein;
Der Held saß überm Tische und trank den kühlen Wein;
Er greift nach seiner Waffe: „Hab' oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, dir schuld' ich noch den Tod."

Er spricht's und schießt zurücke die Kugel, die er nahm
Aus seines Vaters Leiche, auf den, von dem sie kam;
Er zielte nach dem Herzen und trifft, der Schütze, gut; —
Der Ariph wälzt sich röchelnd in seinem schwarzen Blut.

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gabst Ariph auch den Tod!
Dein Nachruhm lebt in Liedern in aller Griechen Mund
Und wird noch unsern Enkeln in späten Zeiten kund.

119. Lord Byrons letzte Liebe.

Byron ist erschienen! Der Kamönen
Und des Ares Zögling strahlt, ein Held,
Unter Hellas' heldenmüt'gen Söhnen
Auf dem blutgedüngten Freiheitsfeld.

Und ihm schlagen aller Griechen Herzen —
Eines nicht, nach welchem er doch ringt;
Und er schafft sich unabläßig Schmerzen,
Wo er selbst das Heil den Völkern bringt.

„Wie mein Volk, so will ich dich verehren!"
Mild, doch ungerührt die Jungfrau spricht:
„Magst die Krone von Byzanz begehren,
Meine Liebe nur begehre nicht!"

Eilig ward er einst zu ihr entboten,
Die der Stern ist seiner innern Nacht;
Stürmend folgt er, ahnungsvoll dem Boten. —
Welch ein Schreckensbild vor ihm erwacht!

Starr lag, regungslos die Schmerzensreiche,
Um ein Schwert die rechte Hand geballt;
Langsam richtet sich empor die bleiche,
Geisterartig herrliche Gestalt.

Sie beginnt: „Du sollst es jetzt erfahren;
Frühe traf ich schon der Liebe Wahl,
Gab sein Schwert auch meinem Palikaren,
Als das Vaterland es mir befahl.

„Lord Byrons letzte Liebe." Der Gesellschafter. Hrsg. v. F. W. Gubitz. 1827. Nr. 155. — 11. „Byzanz", Byfanz, Ges. — 15. „ahnungsvoll", ahnungvoll, Ges.

„Scheidend sprach ich ernst in ernster Stunde:
Sieg nur oder Tod, das wissen wir;
Auf denn! und ein Wort aus treuem Munde:
Stirbst du unserm Volke, sterb' ich dir.

„Du nun siehst mich dem Gestorb'nen sterben;
Fallend sandt' er mir zurück sein Schwert;
Nimm es hin, du Dichterheld! Zum Erben
Solchen Gutes bist nur du mir wert!"

Mit Entsetzen forscht er — und gelassen
Spricht sie: „Gift!" — und atmet, merklich kaum,
Und vollbracht ist's; — seine Arme fassen
Erst als Leiche seines Lebens Traum.

Byrons Züge seit der Stunde waren
Trüb' und nächtlich, wie sein düst'res Los;
Und er nahm das Schwert des Palikaren
Bald mit sich hinab in Grabes Schoß.

---

120. Sophia Kondulimo und ihre Kinder.

(Ed. Blaquière, Letters from Greece. London, 1828.)

Du sinkest, Missolunghi, und liegst in Trümmern nun,
Bezeichnend nur den Friedhof, wo deine Helden ruh'n;
Einziehend jauchzt der Moslem, der unserm Glauben flucht,
Und strauchelt über Leichen, wo er nach Sklaven sucht.

„Sophia Kondulimo und ihre Kinder." Gedichte 1831. S. 247. Da die von Chamisso benutzte Quelle (Letters from Greece: with remarks on the treaty of intervention. By Edward Blaquière, Esq London: James Ilberg 1828, p. 6 ff.) nicht allgemein zugänglich sein dürfte, teile ich sie mit:

You will scarcely believe the following well authenticated anecdote, which I have heard from the mouth of the principal actress, and had confirmed by the members of the Society. The heroine in question, Sofia Condulimo was the wife of an officer of distinction, who fell during the siege. When the Turks entered the town, she was among the crowd which sought to escape the fury of the enemy by quitting the walls, accompanied by her son and daughter. They had not proceeded far, when the mother perceived a party of Turks coming towards them: horrified at the fate which was about to befal her daughter, a beautiful girl of sixteen, she turned to her son, who was armed, and told him to shoot his sister, lest she should become a victim of Mussulman brutality! The youth instantly obeyed the dreadful mandate, drew a pistol from his girdle and lodged the contents — four large slugs, in his sisters head, when she fell to the ground, apparentley a lifeless corpse. Thus relieved from a charge which the mother could not perserve, herself and son endeavoured to take refuge in a cavern.

Sophia Kondulimo, die nun verwitwet ſtand, —
Ihr Gatte war geſtorben den Tod fürs Vaterland —
Drückt ihre beiden Kinder an ihr gebroch'nes Herz
Und mißt die nächſte Zukunft mit grenzenloſem Schmerz;

Die blüh'nde Jungfrau gleichet an hoher Schönheit Ruhm
Der gold'nen Aphrodite vom blinden Heidentum;
Nicht Jüngling noch zu nennen, der Knab' entſchüttelt kaum
Der blondgelockten Stirne den frohen Kindheitstraum.

„Auf, auf! der wüſte Lüſtling, der Türke ſtürmt herbei!
Noch ſteht ein Thor uns offen! Ob wohl noch Rettung ſei?
Nimm, Sohn, des Vaters Waffen, du — geſtern noch ein Kind,
Es ſpricht die Zeit dich mündig; nun ſei, was Männer ſind!

„Der Schande gilt's zu wehren, die gräßlich uns bedroht;
Wir fliehen vor der Schande, wir fürchten nicht den Tod;
Den letzten Schuß verwahrſt du, auf meinen Wink bereit!
Ich werde dir bezeichnen das Ziel und auch die Zeit."

Just as they were entering it, a [7] grape-shot struck the boy in the leg, and he also fell. Scarcely had the mother succeeded in dragging him after her, than a picket of Turkish cavalry came up: one of the party drawing forth a pistol, pointed it at the temple of poor Sofia, who suddenly rising up, looked sternly at the Turk and exclaimed. — „Barbarian, do you not see that I am a woman!" This appeal had the desired effect, and both the mother and her son were spared to be conducted into slavery. The most extraordinary part of this story remains to be told. Being among the two hundred ransomed by the Continental Greek Committees, they were sent over to this island and placed with the others. Judge of the mothers astonishement on finding that her imaginary murdered daughter were among the number! — To be brief, on perceiving she was a female, the Turks carried her back to Messolonghi, bound up her wounds, which had all the appearance of being mortal, but she recovered, and her story having attracted the attention of the ransoming agents, the interesting Cressula was rescued from bondage, and, what is more, thus singularly destined to be once more restored to the arms of her disconsolated parent!*) When such acts as the foregoing attend a [8] struggle for freedom, how is it possible to withhold our sympathy? I have written to the Society of Friends on the subject of the Philanthropic Association of Corfu, and feel assured they will give it all the support in their power.**)

*) On my return to Corfu in June, I paid another visit to the mother of Cressula, and was glad to hear that both her son and daughter, had been placed in good situations, and were quite [8] recovered from the effect of their sufferings while in captivity. The mother was still supported with many other redeemed captives by the Philanthropic Society.

**) As I found on my return to Corfu, that no notice had been taken of my application in behalf of the Association, I concluded that the funds of the Benevolent Society of Friends were exhausted. Its conduct with regard to the Greek youths I brought to England, is above all praise and entitled to my warmest gratitude.

Es wälzt sich durch die Straßen, bedrängt von der Gefahr,
Der Witwen und der Waisen verzweiflungsvolle Schar,
Und flüchtend zu den Bergen, ergießt sie sich durchs Feld
Und wird in vollem Jammer vom Brand der Stadt erhellt.

Beritt'ne Haufen schweifen und stellen auf dem Plan,
Sich Sklavinnen zu fangen, ein Menschentreiben an. —
O weinet, meine Augen! ich kann im Elendmeer
Sophia mit den Ihren nicht unterscheiden mehr.

Dort taucht sie aus der Menge, dort, bei der Bergesschlucht;
O rette deine Kinder, beflüg'le deine Flucht!
Es brechen Menschenräuber dort aus dem Hinterhalt,
Und feldwärts jagen Reiter herbei mit Sturmgewalt.

Zu spät! Die Schmerzensreiche ermißt, was kommen muß;
Der Sohn, des Winks gewärtig, bereitet sich zum Schuß,
Und sie — verhüllt ihr Antlitz und ruft: „Der Türke naht! —
Dein Ziel — der Schwester Busen!" — Geschehen ist die That.

Stumm liegt zu ihren Füßen die göttergleiche Maid,
Von deren Herzensblutquell sich gräßlich färbt ihr Kleid.
„Hinweg, hinweg! Sie ruhet gesichert so vor Schmach;
Hinweg vor dem Entsetzen, wovor das Herz uns brach!"

Sie sind nur wen'ge Schritte noch weiter ab gefloh'n,
Da sinkt an ihrer Seite verwundet auch der Sohn;
Und wie in ihren Armen sie ihn zu bergen glaubt,
Da blitzt ein Türkensäbel hernieder auf ihr Haupt.

Sie deckt den zarten Sprößling mit ihrem eig'nen Leib:
„Halt an! Und siehest, Unmensch, du nicht, ich bin ein Weib!"
Der Türke hält, getroffen vom Mutterangstgeschrei,
Und sparet die Gefang'nen für harte Sklaverei.

Woher auf jenem Eiland das freudige Gewühl?
Sie küssen dort den Boden mit frommem Dankgefühl.
Ja, Eynards Boten eilten zur blutgedüngten Statt;
Die Griechensklaven sind es, die er erkaufet hat.

51. „Eynards Boten." Der Genfer Banquier Jean Gabriel Eynard (1775—1863) war einer der thätigsten Philhellenen.

Sophia Kondulimo, du Schmerzensmutter, hier?
Und auch, den du gerettet, der Sohn zur Seite dir?
Bist du zu längerm Jammer hienieden aufgespart,
Das blut'ge Bild der Tochter in steter Gegenwart?

Noch bringen and're Schiffe der Freigekauften viel,
Und viel des bittern Elends erreicht der Hoffnung Ziel;
Der junge Kondulimo, gemischt in ihre Schar,
Teilt Freud' und Leid mit jedem, den Griechenland gebar.

„Wer bist du, Licht der Jungfrau'n? O, wäre nicht geschehn,
Was selbst doch ich vollbrachte, ich dächte dich zu seh'n;
O Schwester! — ja, du bist es, ja, meine Schwester du!
Nun führ' ich selbst der Mutter die Neugebor'ne zu!"

Eynard, du Freund der Menschheit, du segenreicher Mann,
Den auch der Dichter preisend nicht höher ehren kann!
Er beugt vor dir sich schweigsam und zollet dir gerührt
Mit Thränen frommer Ehrfurcht den Dank, der dir gebührt.

---

121. Chios.

1. Der Dichter.

„Auf! wach' auf! entsetzlich müssen
Fieberträume dich erschrecken,
Krampfhaft stöhnst du, — laß mit Küssen
Dich dein treues Weib erwecken!" —
Dank dir, Weib! verscheuchst die bangen
Träume, hegst mich traut umfangen,
Und noch starrt mein Haar empor;
Noch, wohin die Blicke schweifen,
Seh' ich blut'ge Leichen schleifen,
Schwebt der Greuel Bild mir vor.

„Chios." Gedichte 1831. S. 251. Veranlaßt durch das zweideutige Vorgehen von Karls X. verhaßtem Minister Joseph Graf Villèle (1773—1854), verwertet Chamisso fünf Episoden des Buches von Pouqueville (3, 479 f. 481 f. 503—507. 485 f. 515 f.) zu den Gedichten 2—6.

Dieses Buch*) — es ist vergebens!
Laß an deiner Brust mich weinen!
Nimmer wird die Lust des Lebens
Wieder lächelnd mir erscheinen.
Chios, blüh'nder Friedensgarten,
Weh! du unterliegst dem harten,
Dem entmenschten Blutgericht;
Deine neunzigtausend Bürger
Sind erwürgt, es zürnt der Würger,
Daß an Opfern es gebricht.

Allah! ruft der Moslem, hauet
Greise nieder, Kinder, Frauen;
Christus! ruft der Raja, schauet
Himmelwärts mit Hochvertrauen;
Er begehrt die heil'ge Palme; —
Menschen mähet der wie Halme,
Jauchzet auf ob Allahs Sieg. —
Das ist zu des Himmels Rache,
Das ist für die heil'ge Sache
Völker- und Vernichtungskrieg!

Die dem Wüterich zu Willen
Christensklaven hier verladen,
Schnöden Goldesdurst zu stillen,
Sich in Blut und Thränen baden,
Die nach Stambul blut'ge Glieder
Liefern der erschlag'nen Brüder —
Weh mir! — sind — o Schand' und Spott!
Wagt mein Mund es auszusprechen? —
Franken sind es, und die Frechen
Nennen Christum ihren Gott.

*) Pouquevilles Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands VI. Buch.

„Pouqueville." François Charles H. C. Pouqueville (1770—1838) war als Mitglied der wissenschaftlichen Kommission, die Napoleon Bonaparte nach Ägypten begleitete, Seeräubern in die Hände gefallen, befreite sich durch seine medizinischen Kenntnisse, war 1805 Generalkonsul in Janina bei Ali Pascha und kam 1820 nach Paris zurück. Hier schrieb er neben anderen auf Griechenland bezüglichen Werken seine „Histoire de la régénération de la Grèce 1740—1824" (Paris 1824, IV), welche alsbald ins Deutsche übersetzt wurde. (Heidelberg 1824 f.)

Und die Pairs von Frankreich haben
Eines hohen Rats gepflogen,
Solcher Schandthat, solchen Knaben
Recht und Strafe zugewogen.
Du — Villele, sollst mir sagen,
Der den Rat zu unterschlagen
Du dich nicht entblödet hast:
Kennst du noch des Schlafes Mächte?
Nicht die Träume meiner Nächte
Tauscht' ich gegen deine Rast!

2. Die Brüder.

„Als von Samos du uns brachtest,
Logothetes, die Empörung,
Unglückselger, du bedachtest
Nicht die drohende Zerstörung,
Nicht Vehib und seine Rotte,
Ali nicht und seine Flotte,
Nicht der Asiaten Brut;
Du entfleuchst, — wir sind vernichtet;
Der gereizte Tiger richtet,
Sättigt sich in unserm Blut."

Und er schreitet spähend, zagend
Über Schutt und zwischen Leichen,
Gold und Edelsteine tragend,
In die Festung sich zu schleichen.
Ach, er kommt, um zu den Füßen
Des Vehibs den Staub zu küssen,
Kommt, den Unmensch zu erfleh'n; —
Wird dem Glanz der Edelsteine,
Wird Vehib dem Goldesscheine
Unerbittlich widersteh'n?

„Du und Ali habt's beraten:
Alle Geiseln müssen sterben,
Keiner soll von den Primaten
Unsers Volkes Gnad' erwerben. —

Nicht mit meinem Herrn zu rechten,
Kam ich her; mit euren Knechten
Schaltet, wie ihr's rätlich glaubt;
Nimm hier deines Sklaven Gabe,
Nimm, Herr, seine ganze Habe,
Nimm sein dargebrachtes Haupt!

„Ja, mein Haupt! Der Geiseln einer
Ist mein Bruder; nicht den Guten
Straf' am Leben, nimm statt seiner
Mich und laß für ihn mich bluten!
Er ist Vater vieler Kinder;
Haupt um Haupt, es zählt nicht minder
Meines als das teure Haupt.
Nimm hier deines Sklaven Gabe,
Nimm, Herr, meine ganze Habe,
Nimm mein dargebrachtes Haupt!"

Und es scheint, daß er sich freue
An dem Glanze des Metalles:
„Gilt dir, Raja, Brudertreue
Überschwenglich mehr als alles?
Willst den Tod für ihn erleiden?
Wohl, ich werde nicht euch scheiden. —
Schafft zur Stelle, den er meint!"
Wie sie sich umarmen wollen,
Winkt er; — beider Häupter rollen,
Und der Tod hat sie vereint.

3. Die Märtyrer.

Welche nicht gewohnte Klänge
Hallen von den Klüften wieder?
Jubelruf' und Festgesänge:
„Heil dem Kreuz!" und Siegeslieder,
Und der Türke schaut verzaget
Nach den Bergen hin und fraget,
Ob der Halbmond unterliegt?
Ja, die Christusstreiter waren
Stark in harten Kampfs Gefahren,
Ja, es hat das Kreuz gesiegt.

Neun Tag' ist das Blut geflossen;
Der Barbaren wilde Horden,
Die sich rings ins Land ergossen,
Fangen Menschen ein und morden;
Herdenweise heimgetrieben,
Wie sie fest im Glauben blieben,
Sind dem Tode sie geweiht;
Wen'ge sparet man zu Sklaven;
Sie zu feilschen, sind im Hafen
Fränk'sche Schiffe schon bereit.

Von den Bergen niederwallen
Sieht man einen neuen Haufen;
Diese sind, ach! abgefallen,
Sich vom Tode loszukaufen;
Türken, welche sie begleiten
Und voran dem Zuge reiten,
Triumphieren hoch entzückt;
Doch sie selbst mit dumpfem Schweigen
Und mit Schamerröten zeigen,
Wie die Schmach sie niederdrückt.

Wie zum Richtplatz sie gelangen
Und dem Tod ins Auge schauen,
Dort, wo ihre Brüder hangen,
Überwinden sie das Grauen;
Es erfaßt sie, und sie beben
Vor der Sünde nur, dem Leben,
Vor der Schande bitt'rer Not: —
„Heil dem Kreuze! wir sind Christen,
Wollen nicht das Leben fristen;
Gebt uns Märtyrern den Tod!"

Und der Pascha winkt im Grimme
Seinen Schergen, sie zu schlachten;
Laut erschallt von fester Stimme
Der Gesang der Christenschlachten;
Blut beginnt den Grund zu färben,
Und sie singen, und sie sterben,

Und des Kreuzes Hymne schallt,
Bis erfüllt des Himmels Wille,
Schauerlich in Todesstille
Endlich der Gesang verhallt.

4. Die Geretteten.

Vor der Wiege lieget blutig,
Jung und schön, der Mann erschlagen,
Hat die schweren Wunden mutig
Vorn auf seiner Brust getragen;
Auf der Wiege selber lieget,
Angeklammert, angeschmieget,
Regungslos das zarte Weib,
Und den Säugling, welcher weinet
Und der Brust bedürftig scheinet,
Deckt sie starr mit ihrem Leib.

Jourdain, der mit zweien Booten
Kam, die Küste zu erspähen
Und den letzten der Chioten
Rettung bringend beizustehen,
Jourdain sieht das Bild mit Schaudern,
Sucht die Mutter ohne Zaudern
Zu erwecken — kalt und tot!
Zitternd nimmt er in die Arme
Nun das Kind, es trieft das arme
Von der Mutter Blut so rot.

Schüsse, die er höret, ziehen
Ins Gebirg' ihn; mit Barbaren
Kämpft ein Grieche; jene fliehen,
Und befreiet von Gefahren,
Zeigt ihm dieser eine bleiche
Junge Frau, die auf die Leiche
Des durchbohrten Säuglings weint;
Trost will dieser Schmerzenreichen
Hochergraut ein Priester reichen,
Und er weint mit ihr vereint.

In den Schoß des jungen Weibes
Legt den Findling Jourdain nieder:
„Nahm das Kind dir deines Leibes
Gott, er schenket eins dir wieder;
Nennen sollst du's: Gottesgabe.
Aber auf! und folgt! ich habe
Boote dort bereit zur Fahrt."
Wie die Gatten folgend danken,
Redet zu dem edlen Franken
So der Priester, hochbejahrt:

„Zeuch mit Gott, der her dich sandte,
Und er leuchte deinen Wegen!
Der in dir zu uns sich wandte,
Spendet auch durch mich den Segen;
Schau auf diese meine Haare,
Die gebleichet achtzig Jahre!
Nicht der Lust gehör' ich an;
Es geziemt mir hier zu wandeln,
An den Brüdern so zu handeln,
Wie du, Fremder, hast gethan."

5. Die Leichen.

Da, wo Chios einst gewesen,
Herrschet Stille sondergleichen;
Auf der Trümmerstatt verwesen
Zwanzigtausend Christen-Leichen;
And're füllen Strand und Hafen;
Keine Raja, keine Sklaven
Frönen mehr am öden Ort;
Es beginnt die Pest zu wüten,
Und, die Seuche zu verhüten,
Zog der Türke weiter fort.

Ausgespannt die dunkeln Flügel,
Deckt die Nacht die stummen Trümmer;
Doch wer geht, wer gräbt am Hügel
Einsam bei der Lampe Schimmer?

Ach! es ist der Gottesdiener,
Ist der fromme Kapuziner,
Der aus Frankreichs Konsulat;
Armer Greis! ins Grab sie betten
Muß er, die er jüngst von Ketten
Und vom Schwert errettet hat.

Das Gekreisch, was hat's zu schaffen,
Angstvoll auf dem Meer erhoben?
„Zu den Waffen! zu den Waffen!
Allah, sollen wir dich loben?
Schwarzer Ali, du sollst wachen!"
Donnerndes Geschützes-Krachen
Weckt den fernen Wiederhall; —
„Zu den Waffen! Feinde kommen,
Rajas kommen hergeschwommen,
Wagen einen Überfall!"

Und aus finst'rer Wolkenschichte
Bricht hervor des Mondes Scheibe;
Schaudernd seh'n sie bei dem Lichte,
Daß der Landwind Leichen treibe,
Leichen in gedrängten Scharen,
Raja-Leichen, die da waren
Alis grauses Siegesmal:
Angespült wie von Gedanken,
Legen sie sich um die Flanken
Seines Schiffes sonder Zahl.

Bischof Platon dort, der Greise,
Scheinet starr ihn anzuschauen,
Und es wird sein Blut zu Eise,
Es erfasset ihn ein Grauen;
Will sich diesem Graus entziehen,
Will vor seinen Toten fliehen —
Schwarzer Ali, nur gemach!
Sieh, in deines Kieles Gleise
Zieh'n sie wunderbarer Weise
Ihrem Mörder drohend nach.

6. Kanaris.

Mondlos ist die Nacht; im Dunkeln
Sieht man fernher von den Masten
Alis farb'ge Lichter funkeln;
Schwelgend feiert er die Fasten,
Hat auch für ein Fest zu sorgen:
Dem Propheten weiht er morgen
Kinder, die er jüngst geraubt;
Und die fränk'schen Schiffe brachten
Ihm Trophä'n von Kretas Schlachten,
Ihm Baleſtes blut'ges Haupt.

Siegsmusik und Hohn dem Armen!
Schwelge, schwelge noch Sekunden!
Hält dich fest in Flammenarmen
Doch dein Schicksal schon umwunden.
„Heil dem Kreuze!" — „Feuer! Feuer!"
Held Kanaris, Ungeheuer,
Leitete den Brander gut;
Deine Zeit ist um, die Flammen
Schlagen über dir zusammen,
Unter dir ergrimmt die Flut.

Unter gräßlichem Geheule
Stürzen krachend Mast' und Rahen,
Wirbelnd steigt die Feuersäule,
Keine Hilfe wagt zu nahen;
Sonder Führung und Gebote
Überfüllen sich die Boote
Sie verschlingt des Meeres Schoß;
Glut erfaßt nach kurzem Jammer,
Endlich auch die Pulverkammer, —
Ali, du erfüllst dein Los.

Schweigsam steuert — angegriffen,
Wird sein Boot er selber sprengen —
Held Kanaris zwischen Schiffen,
Die in blinder Flucht sich drängen; —

Keines mag um ihn sich kümmern —
Steuert zwischen Schiffestrümmern,
Bis er freier um sich schaut:
„Heil dem Kreuz!“ vor Pisaras Strande,
Vor dem teuren Vaterlande,
Flaggt er, als der Morgen graut.

„Seht die Flaggen! Heil dem Sieger!
Heil dem Rächer! ihm zum Lohne,
Der erlegt den grimmen Tiger,
Lorbeer, winde dich zur Krone!“
Und, sein Steuerruder tragend,
Landet, schreitet er entsagend
Durch die Haufen, stumm und taub,
Barhaupt, barfuß zur Kapelle,
Und er wirft auf heil'ger Schwelle
Vor dem Kreuz sich in den Staub.

122. Korsische Gastfreiheit.

Die Blitze erhellen die finstere Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald saust,
Der wilde Gießbach schwillt und braust.

Und düsterer noch als der nächtliche Graus
Starrt Rocco, der Greis, in die Nacht hinaus;
Er stehet am Fenster und späht und lauscht
Und fährt zusammen, wenn's näher rauscht.

„Der Bote muß es, der blutige, sein.
Du bist es, Vetter Giuseppe? — Nein! —
Die Zeit ist träg — es wird schon spat —
Ist solche Nacht doch günstig der That.

„Du, Polo, bringst uns selber dein Haupt,
Hast thöricht die Rache schlafend geglaubt,
Hast her dich gewagt in unsern Bereich,
Die Rache wacht, das erfährst du gleich.

„Korsische Gastfreiheit.“ „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1837.“ S. 331.

„Du kommst dort über den Gießbach nicht.
Euch Schützen geben die Blitze Licht;
Geschmähet seid ihr — trefft ihn gut!
Wascht rein die Schmach in seinem Blut!“

Da pocht's an die Thür; er fährt empor,
Er öffnet schnell — wer steht davor? —
„Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
Was willst du? rede!“ — „Gastlichkeit!

„Die Nacht ist schaurig, unwegbar das Thal,
Es lauern mir auf die Deinen zumal.“ —
„Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast
Von mir gedacht; willkommen, mein Gast!“

Er führt ihn zu den Frauen hinein
Und heißt sie ihm bieten Brot und Wein;
Sie grüßen ihn staunend, gemessen und kalt;
Die Hausfrau schafft ohn' Aufenthalt.

Sobald er am Herd sich gewärmt und gespeist,
Erhebt sich Rocco, der folgen ihn heißt,
Und führt ihn selbst nach dem obern Gemach:
„Schlaf unbesorgt, dich schirmt mein Dach!“

Er steht, wie im Osten der Morgen graut,
Vor seinem Lager und rufet laut:
„Wach auf! steh auf! es ist nun Zeit,
Ich gebe dem Gast ein sich'res Geleit.“

Er reicht ihm den Imbiß und führet alsbald
Ihn längs des Thals durch den finsteren Wald
Und über den Gießbach die Schlucht hinan
Bis oben auf den freieren Plan.

„Hier scheiden wir. Nach Korsenbrauch
Hab' ich gehandelt, so thätest du auch;
Die Rache schlief, sie ist erwacht:
Nimm fürder vor mir dich wohl in acht!“

123. Der arme Heinrich.

Zueignung an die Brüder Grimm.

Ihr, die den Garten mir erschlossen,
Den Hort der Sagen mir enthüllt,
Mein trunk'nes Ohr mit Zauberklängen
Aus jener Märchenwelt erfüllt;

Ich schuld' es euch, daß, wie im Traume
Berührt, mein Saitenspiel erklang,
Und sich dem übervollen Busen
In Schmerz und Lust das Lied entrang.

Da wollt' ich euch zum Kranze winden
Die schönsten Blumen, die ich fand,
Doch abgelöst von ihrer Wurzel,
Verdorrten sie in meiner Hand.

Und immer sprach zu meinem Herzen
Ich zögernd: Also soll's nicht sein;
Unwürdig wirst den wackern Meistern
So nicht'ge Gabe du nicht weih'n.

Und immer hofft' ich: morgen, morgen! —
Ich ward indessen schwach und alt;
Nehmt heute denn des Greisen Gabe,
Bevor sein letztes Lied verhallt!

Wessen ist die Burg, die dort verödet
Mitten in dem schönen Schwaben trauert?
Gras und Farrenkraut bewächst die Stiegen
Und die Eule nistet in den Türmen.

Guter Ritter Heinrich von der Aue,
Blume du der Jugend und der Schöne,
Klarer Spiegel aller Rittertugend,
Schwert der Kraft und Rosenhag der Milde,

„Der arme Heinrich." „Musenalmanach f. d. J. 1839." S. 7—26. Die Übersetzung stammt vom November 1837 (Werke 6', 148).

Mund der Wahrheit, Fels der echten Treue,
Der Bedrängten Schirm und Hort, der Freunde
Ehrenschild und Banner, heller Stern du,
O, wie bist du, heller Stern, gefallen!

Seine Geißel hat der Herr geschwungen
Über den Weltseligen, ergriffen
Hat ihn schmählich Leid, ihn hat der Aussatz
Heimgesucht, und ekelnd abgewendet
Haben schnell sich, die an ihm gehangen.

Seht das Vorwerk dort am Waldesrande!
Weltverlassen, hat der arme Heinrich
Dort beim Meier ein Asyl gefunden.
Und der Alte dienet ihm in Treuen,
Und die greise Mutter pfleget seiner,
Und das Töchterlein, das er im Scherz oft
Seine kleine Frau nennt, weiß gefällig,
Spielend, kosend, ihm des bittern Grames
Wolken von der Stirne zu verscheuchen.

Also war das dritte Jahr dem Dulder
Schon verstrichen, und er saß in Unmut
Düster brütend, als der gute Meier
Ihm zuredend sprach die flücht'gen Worte:

„Herr, Ihr müsset dessen nicht verzagen!
Giebt's zu Montpellier und zu Salerno
Ja der kunsterfahr'nen weisen Meister
Viele noch, da sollt Ihr Hilfe suchen!"

Drauf der arme Heinrich bitter lächelnd:
„Bin zu Montpellier und zu Salerno
Hilfe suchend früher wohl gewesen;
Von den weisen Meistern nicht der eine,
Nicht der and're mochte Trost mir geben,
Schlechten Trost nur einer zu Salerno,
Der mich lehrte, wie ich zwar zu heilen,
Aber ungeheilt doch müsse bleiben."

Drauf der Meier: „Herr, Ihr sprecht in Rätseln."
Und der Kranke: „Wohl, das Rätsel löf' ich:
Schafft mir, sprach der Meister, eine Jungfrau,
Die aus freiem Mut für Euch zu sterben
Sich entschließt und aus der Brust das Herz sich
Schneiden läßt, so will ich wohl Euch heilen!"

Es verstummten beide, Stille ward es.
Lauschend saß die Maid, wie sie gewohnt war,
Unbemerket ihrem Herrn zu Füßen,
Und ein leises Wimmern ward vernommen.

Als darauf zu Nacht die beiden Alten
Sich gelegt, das Kind zu ihren Füßen,
Konnte sie vor Herzeleid nicht schlafen.
Ihres Herrn gedenkend, troff der Regen
Ihrer Augen auf der Eltern Füße,
Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

Um ihr Weh befragte sie der Vater
Jetzt mit sanften, jetzt mit strengen Worten,
Bis sie's länger nicht verhehlen konnte:
„Denk' ich uns'res güt'gen Herrn und seines
Bittern Elends, muß ich immer weinen.
Ach, es giebt den Bessern nicht auf Erden!"
Und der Vater und die Mutter sagten:
„Kind, das sprichst du wahr, doch kann dem Guten
Unser Harm nicht frommen, über ihm ist
Gottes Urteil, drum laß' ab zu klagen!"

So geschweigten sie das Kind, doch schlaflos
Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
Aber auf gewohnter Lagerstätte
Fand das gute Mädchen keine Ruhe;
Ein Gedanke war in ihrem Herzen,
Wuchs in ihrem Herzen übermächtig;
Erst nachdem mit Gott sie fest beschlossen,
Herz und Herzblut ihrem Herrn zu opfern,
Ward sie wieder froh und leichten Mutes.

Aber bald zur Angst wuchs eine Sorge:
Ob Herr Heinrich, ob die lieben Eltern
Ihren Willen ihr gewähren möchten.
Wieder, des verzagend, troff der Regen
Ihrer Augen auf der Alten Füße,
Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

Auf sich richtend, schalt der liebe Vater
Unverständig, kindisch ihre Klage,
Da nur Gott im Himmel könne helfen.
„Und doch," sprach die sanfte Maid erwidernd,
„Und doch hat mein Herr gesagt, ihm könne
Wohl geholfen werden. Tauglich bin ich
Ihm zur Arzenei; ich will euch bitten,
Wehrt mir nicht, daß ich mit Gott mein Herzblut
Freudig für den Guten möge geben!"

Ob der Red' entsetzten sich die Alten,
Und betrübten Mutes sprach der Vater:
„Kind, du redest, wie die Kinder reden,
Hast noch nicht den herben Tod geschauet,
Überschwengliches versprichst du thöricht;
Laß den Leichtsinn, laß die Träume fahren
Und verstör' uns müßig nicht die Nächte!"

Und es schwieg das Mägdlein, aber schlaflos
Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
Wieder troff der Regen ihrer Augen
Auf der Alten Füße, sie erweckend.

Aufrecht sitzend, sprach zu der Bedrängten
So die greise Mutter, selbst in Thränen:
„Sinnst Unseliges du uns zum Jammer?
Kind du meiner Schmerzen, die du solltest
Unsers Alters Stab sein und uns ehren,
Willst dein Heil verwirken, willst das Leben
Uns verleiden und das Herz uns brechen?"

Dem entgegnete die fromme Tochter:
„Lege Gott mir Worte auf die Lippen,
Die das Herz der teuren Eltern treffen!
Nicht mein Heil verwirken, nicht zum Jammer
Will ich euch, ihr Vielgeliebten, sterben;
Nicht auch red' ich kindisch, angeschauet
Hab' ich ernst den herben Tod, wie einer
Nur vermag, dem noch das Leben lieb ist.
Sterben muß doch auch, wer alt geworden;
Aber schwer in Arbeit alt geworden,
Stirbt in Sünde mancher hin; ihm wäre
Besser, wär' er nie zur Welt geboren.
Mir aus Gottes Hulden wird's zu teile,
Um der Seele Heil in jungen Jahren
Meinen Leib zu geben; solches gönnt mir,
Denn so muß es sein! Die Leute sagen,
Daß ich schön bin; würd' ich älter, möchte
Leicht der Weltlust Süße mich verstricken.
Wollt ihr einem Manne mich vermählen:
Lieb' ich ihn, ist's eine Not, ich habe
Meinen armen Herrn doch stets vor Augen;
Wird er mir verhaßt, so ist's der Tod gar.
Mein begehrt ein Freier, dem ich gerne
Folgen will, dem mag ich wohl vertrauen.
Setzt mich in ein Glück, das nicht vergehet;
Lasset Gott mich preisen, der so Wertes
Will durch mich einfält'ges Kind vollenden;
Laßt für ew'gen Lohn um kurzes Leiden
Mich vergüten unserm Herrn das Gute,
Das er unabläßig uns gespendet.
Seid der That teilhaftig, und vergelt' euch
Gott, was nimmer ihr versagen dürfet!
Wieder heben muß der Baum des Ruhmes
Zu dem Lichte seine volle Krone;
Aber ihr im Schatten seiner Milde
Werdet sein euch freuen und der Tochter."

Schneidend drangen in das Herz der Alten
Diese Worte, denn das Mädchen hatte,

Keinem Kinde gleich, mit Macht gesprochen.
Wagten auch nicht länger, ihr zu wehren,
Jammernd schwiegen sie und kämpften lange
Mit dem Liebesschmerz im wunden Herzen,
Bis sie sprachen: „Möge denn geschehen,
Was dich so der Geist erbeten lehrte!“

Freute jetzt dem jungen Tag entgegen
Sich die Jungfrau; aber kaum erhellte
Sich der Osten, trat sie leisen Schrittes
An das Bett des Siechen, kniete nieder,
Seinen Schlaf bewachend, bis die Sonne
In die Kammer schien und ihn erweckte.

Und der erste Blick des armen Heinrich
Fiel ins Aug' ihr, das verklärt strahlte
Ihres reinen Herzens sanften Frieden.
Und er fragte: „Liebe Frau, was bringt dich
Heute zu mir her so früh am Tage?“

Flehend hob gefaltet ihre Hände
Sie zu ihm empor und sprach in Demut:
„Hab' an meinen Herrn wohl ein Bitte;
Zürne mir mein Herr nicht! darf ich hoffen,
Daß ich nicht vergebens werde bitten?“

Wohlgefällig ruht' auf ihr sein Auge:
„Was ich darf vor Gott und meiner Ehre,
Das getrau' ich mir, dir zu verheißen.“

Sie darauf: „Mein lieber Herr, ich dank' Euch,
Sag' Euch auch, was Ihr mir habt gewähret.
Jammernd sahen wir die Tag' und Nächte
Eurem Leide zu, dem soll geholfen
Wohl noch werden; seht, ich bin die Jungfrau,
Die aus freiem Mut sich fest entschlossen,
Aus der Brust das Herz wird schneiden lassen.
Auf denn, nach Salerno! Laßt den Meister
Seine Kunst an Eurer Magd beweisen!“

Lange Zeit sah zweifelnd, fast erschrocken,
Thränen in den Augen, er die Maid an;
Sprach besonnen dann, sie zu versuchen:
„Kind, du Seltsame, dein fromm Gemüte,
Das erscheinet klar in dieser Stunde;
Willst für mich du sterben, Kind, bedenke,
Deiner Eltern bist du, mußt sie fragen!"
Aber anders kam es, als er meinte.
Eingerufen, traten ein die Eltern,
Sprachen beide schluchzend: „Nimm sie, nimm sie!
Haben ihr gewehrt drei lange Nächte,
Ihr ist nicht zu wehren; aus dem Mädchen
Hat zu uns ein höh'rer Geist gesprochen."

Als der arme Heinrich jetzt erkannte,
Daß einmütig doch das Ungeheure
Alle wollten und von ihm begehrten,
Stieg in ihm aufs neue Lebenslust auf,
Sah er schon im Geiste sich genesen,
And'res nicht gedacht' er, und mit Grausen
Sprach er leis' und langsam: „Also sei es!"
Großes Leid erhob sich, nur die Jungfrau
Schaute selig lächelnd in die Runde.

Nach Salerno! nach Salerno! Prächtig
Schmückte Heinrich zu der Fahrt das Opfer,
Ließ ihr Sammt und Hermelin und Zobel,
Brautgeschmeid' und gold'ne Spangen reichen;
Und des weltlich eitlen Tandes freute
Selber sich die Maid, wie Himmelsbräute,
Die entsagend zum Altare treten.

Nach Salerno! Wohl nach schwerem Abschied
Zogen nach Salerno jetzt die beiden,
Freud'gen Herzens aber nur die Jungfrau.

Angekommen, gleich zum weisen Meister
Führt' er sie. Verwundert, sie zu prüfen,
Nahm der sie beiseite, starrte lange
Zweifelnd scharf sie an und sprach mit Nachdruck:

„Sag', Unselige, dein Herr hat solches
Dir geboten, nicht dein Wille war es." —
„War und ist mein Wille," sprach sie ruhig.
Er dagegen: „Tritt zurück! noch kannst du;
Üpp'ge Lebenslust ziemt deinen Jahren!
Hast die Angst des Todes nicht verstanden,
Weißt nicht, welche Marter dir bevorsteht;
Wirst dich schämen, schon mir zu enthüllen
Deinen zarten Busen. Siehe! binden
Werd' ich dich mit Stricken, werde wühlen
Mit dem scharfen Eisen nach dem Herzen
In der Brust dir und heraus es schneiden.
Wankt dein Wille, von dem Schmerz erschüttert,
Und bereuest du die That, — zu spät ist's.
Nichts mehr wird sie deinem Herren frommen
Und dein junges Leben ist verloren.
Tritt zurück! ich will mich dein erbarmen."

Ihm entgegnete die Jungfrau lächelnd:
„Lieber Herr, Ihr habet mir die Wahrheit
Dessen wohl gesagt, was mir bevorsteht;
Habet Dank! das eine nur befürcht' ich:
Seht Euch vor! es wird die Hand Euch zittern
Und den Preis des Werkes noch gefährden.
Zaghaft seid Ihr; Eure Rede ziemet
Einem Weibe sich, nicht einem Manne;
Faßt ein Herz, getrauet Euch zu schneiden!
Ich, ein Weib, getraue mich zu dulden."

Solches hörend, stand der greise Meister
Vor der zarten Jungfrau, ihr ins Antlitz,
In das fromme, ruhig heit're schauend;
Er erbleichte vor dem Mut des Kindes.
Lange stand er also; endlich wandt' er
Langsam sich der Thüre zu, dem Siechen,
Was er jetzt erkundet, zu berichten.

Aber hastig trat ihm der entgegen,
Ihm zurufend: „Meister, lieber Meister,
Bringst mir Leben, Leben und Genesung?

Sprich es aus, erfreue meine Seele!
O, der Sieche nur ermißt im Jammer
Ganz den Preis des vollen, frischen Lebens!"

Ihm erwiderte gefaßt der Meister:
„Tüchtig hat fürwahr dem blut'gen Dienste,
Den zu deiner Heilung du ihr ansinnst,
Wundersam! sich diese Maid bewähret.
Dir nun ziemt's, gebietend zu entscheiden."

Aber mit verhülltem Angesichte
Ab sich kehrend, winkte Heinrich: „Schneide!"
Und der Meister wandte sich zu gehen;
Von der Schwelle schaut' er noch zurücke,
Aber nicht zurücke rief ihn jener.

Zu der Maid, die hoffend ungeduldig
Seiner harrte und des bittern Todes,
Kam er, winkte, und sie folgte freudig.
Durch den Kreuzgang in ein heimlich Zimmer
Führt' er sie hinein und schloß die Thür ab.

Nicht geheuer gleißte von den Wänden
Rings befremdlich wundersam Geräte;
Rotbestrichen stand ein Tisch inmitten,
Kettenwerk darauf und blanke Messer.

Und der Meister hieß sie sich entkleiden;
Also that sie, willig, sonder Scheue;
Nicht die Spangen einzeln erst zu lösen,
Riß sie hastig in der Naht die Kleider,
Schneller nur dem scharfen Todesschnitte
Ihren reinen Busen zu entblößen.
Auf des Meisters Wink bestieg den Tisch sie,
Legte hin sich, ließ die zarten Glieder
Fest mit Riemen und in Eisen schließen.

Als der greiſe Meiſter jetzt des Mädchens
Jungen Leib erſah, des nicht ein ſchön'rer
Mocht' auf Erden je gefunden werden,
Jammert's ihn im Herzen zum Verzagen,
Daß ſo ſchön ſie ſei und müſſe ſterben.

309. Um einen Vergleich von Chamiſſos Bearbeitung mit dem Originale zu erleichtern, ſei im folgenden Vers 1197—1256 abgedruckt; gerade an dieſer Stelle hat Chamiſſo die mittelhochdeutſche Dichtung zu vertiefen geſucht.

Dô si der meister ane sach
in sîme herzen er des jach
daz schoener crêatiure
al der werlte waere tiure.
so sêre erbarmte si in,
daz im daz herze und der sin
vil nâch was daran verzaget
nû ersach diu guote maget
einen hôhen tisch dâ stân:
dâ hiez si der meister ûf gân.
dar ûf er si vil vaste bant,
und begunde nemen in die hant
ein scharpfez mezzer daz dâ lac,
des er ze solhen dingen pflac.
ez was lange unde breit,
wan daz ez sô vil niht ensneit
als im wære liep gewesen.
dô si niht solte genesen
dô erbarmete in ir nôt,
und wolte ir sanfte tuon den tôt.

Nû lac dâ bi in ein
harte guot wetzestein
da begunde erz ane strichen
harte müezeclîchen,
da bi wetzen. daz erhôrte,
der ir fröude stôrte,
der arme Heinrich hin für
dâ er stuont vor der tür,
und erbarmte in vil sêre
daz er si niemer mêre
lebende solte gesehen.
nu begunde er suochen unde spehen,
unze daz er durch die want
ein loch gâhde vant,
und ersach si durch die schrunden
nacket und gebunden.

Ir lîp der was vil minneclich,
nû sach er si an unde sich,
und gewan einen niuwen muot.
in dûhte dô daz niht guot
des er ê gedaht hâte,
und verkêrte vil gedrâte
sin altes gemüete
in eine niuwe güete.

Nû er si alse schoene sach,
wider sich selben er dô sprach
„dû hâst einen tumben gedanc,
daz dû sunder sinen danc
gerst ze lebenne einen tac
wider den niemen niht enmac,

Aber er ergriff das krumme Messer,
Prüfte dessen Schärfe, fand mit nichten
Sie so schneidig, als er wohl begehrte.
Und er nahm den Schleifstein, strich bedächtig
Hin und her darauf die krumme Klinge,
Oft mit leisem Finger sie versuchend.
Sanfter mocht' er gern den Tod ihr anthun.

Aber draußen wand indes in Zweifel
Sich der arme Heinrich, und des Ausgangs
Harrend, sprach er so zu seinem Herzen:
„Herz, mein Herz, sei hart in dieser Stunde,
Hast nicht selbst die grause That verschuldet;
Hat das sanfte Kind sich doch ihr Schicksal
Selbst ersonnen, selbst ja will sie sterben!
Wende dich dem Leben zu, der Freude!
Laß die Toten ruh'n! Der Tod der Unschuld,
Solcher Unschuld Tod ist zu beneiden!
Aber du, auf deinem Sterbepfühle . . . . .
Weh mir! Still! — ich will ja, will ja leben,
Schwelgend, taumelnd in das Leben tauchen
Und vergessen dieser Schreckensstunde!
Beten will ich, bis die That geschehen,
Beten, daß zu Stein mein Herz erhärte."

Und die Hände ringend warf und weinend
Sich vor Gott der Arme; seine Worte
Quollen schier verkehrt aus seinem tiefern,
Bessern Herzen, und er schrie zu Gott auf:
„Herr, barmherz'ger Gott, gieb Kraft mir Sünder,
Kraft zu dulden, was du selbst verhängt hast;

du enweist ouch rehte waz dû tuost,
sît dû benamen sterben muost,
daz dû diz lesterliche leben
daz dir got hât gegeben
niht vil willeclîchen treist
unde ouch dar zuo enweist
ob dich diss kindes tôt ernert,
swaz dir got hât beschert,
daz lâ dir allez geschehen,
ich enwil diss kindes tôt niht sehen".

Hartmann läßt die Umkehr in Heinrich ganz naiv durch die sinnliche Wirkung beim Anblick seines Opfers vor sich gehen; bei Chamisso wirkt allein die Schwere des Augenblicks.

Laß in Demut mich mein Siechtum tragen,
Aber nicht, in deinem Zorn, der Unschuld
Schreiend Blut auf meine Seele laden!"

Und vom Estrich sprang er auf verwandelt,
Lief den Gang hinab zu jener Kammer,
Rief und schrie und rüttelt' an der Thüre:
„Meister, höre, Meister!" — Der von innen
Gab die karge Antwort: „Wartet, wartet!"
„Laß mich ein!" schrie Heinrich; der dagegen:
„Herr geduldet Euch, bald ist's geschehen!"
Heinrich schrie: „Halt ein! das Kind soll leben!"

Stein und Messer ließ der Alte fallen,
Schloß die Thür auf; Heinrichs Blicke suchten,
Trafen schnell die Jungfrau; als so schmählich
Er die Wonnigliche sah gebunden,
Weint' er laut und sprach: „Laß gleich sie frei sein!
Gottes Urteil mag an mir geschehen,
Aber nicht soll diese für mich büßen!"
Und die beiden lösten schnell das Mädchen.

Sie nur brach in Klagen aus, sie konnte,
Daß sie leben sollte, nicht verwinden.
„Wie doch hab' ich's," klagte sie, „verschuldet,
Daß ich meinen Herrn nicht zu erlösen,
Daß ich nicht der reichen Himmelskrone
Mehr gewürdigt werden soll? Was that ich?
Euch gebricht der Mut, des soll ich leiden?
Wie doch hat die Welt mich hintergangen,
Die Euch unverzagt vor allen rühmte!"

Zog in tiefer Demut gottergeben
Jetzt der arme Heinrich nach der Heimat,
Wo ihm Hohn bevorstand; mit dem Siechen,
Abgehärmt, verweint, das gute Mädchen.

Aber der die Nieren prüft und Herzen,
Der nach seiner Lieb' und Macht die beiden

Schwer versuchte, schied von ihrem Elend
Die Bewährten. Sieh! der böse Aussatz
Wich zur Stunde von dem armen Heinrich,
Und der gute Ritter von der Aue
Kehrt' in Ehren in die liebe Heimat,
Schön und kräftig, wie er je gewesen.

Vor ihm her erscholl durch Schwabens Gauen
Schnell der Freudenruf: Er kehret wieder,
Kehret rein von seiner Schmach, der Gute!
Und es eilten Vettern rings und Freunde,
Eilten seine Mannen ihm entgegen,
Daß sie Lieb' und Ehrfurcht ihm erwiesen.
Ei, mit welchen Wonnethränen herzten
Da die Alten ihre fromme Tochter!

Aber auf der Burg welch Festgewühle!
Faßt die Halle kaum die Herrn und Frauen!
Ritter Heinrich teilt den Schwarm, die Jungfrau
Führt er in den Kreis und spricht die Worte:

„Hört mich an, ihr lieben Herrn und Sippen!
Einzig dieser guten Jungfrau schuld' ich
Ehr' und Leben; frei und ledig ist sie,
Wie ich selbst; mir rät das Herz, zum Weibe
Sie zu nehmen; also wird's geschehen,
Wenn es Gott und euch gefällt; wenn anders,
Will, fürwahr! ich unvereh'licht sterben,
Doch euch insgesamt, bei Gottes Hulden!
Will ich bitten, daß es euch gefalle."

Und es sprachen alle: „So geziemt sich's!"
Und der Abt trat segnend zu den beiden,
Die in Andacht auf die Kniee sanken.

Gedichte.

Zweite Abteilung.

Sonette und Terzinen.

Ich danke dir, daß du ein freundlich Licht
An meines Busens Himmel angezündet,
Dem Monde gleich, wenn schon der Sonne nicht.

Trinius.

„Trinius." Über den Freund Chamissos, den Lyriker und Botaniker Karl Bernhard Trinius (1778—1844) vgl. Goedeke 3, 1218. Seine Beziehungen zu Chamisso beleuchtet Palm (Werke 6^3, 87 ff. 116. 130. 136 f. 147); vgl. die Sonette unten.

1. Der einst zum Grabstein Blüchers bestimmte Granitblock am Zobten.

Was dieser mächt'ge Stein der künft'gen Zeit
Von uns erzählen wird? Ihr mögt ihn fragen;
Er wird euch schroff und kalt die Antwort sagen:
Ich bin der Denkstein der Vergessenheit.

Um Freiheit ward und Unabhängigkeit
Begeistert manche Völkerschlacht geschlagen,
Ein Held war Völkerfürst in diesen Tagen
Und Vorwärtsführer in den heil'gen Streit.

Ich ward bestimmt, als Grabstein dieses Helden
Der späten Nachwelt die Begeisterung,
Die schnell verrauchende des Tags, zu melden.

Doch als sie her mich zogen, war indessen
Das Rad der Zeit gerollt in schnellem Schwung,
Und er und ich, wir waren schon vergessen.

2. An die Apostolischen.

1.

Ev. Matth. c. 24.

Ja, überhand nimmt Ungerechtigkeit,
Und Not, Empörung, Haß, Verrat befährden.
Die falschen Christi wollen sich gebärden,
Als mit dem Unrecht, nicht dem Recht im Streit.

„Der einst zum Grabstein u. s. w." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1836." S. 39. — „An die Apostolischen." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1830." S. 185. Hs. auf der kgl. Bibliothek zu Berlin. 4 Seiten 8°. I—IV.

Bald aber, nach der Trübsal dieser Zeit,
Wird den Geschlechtern allen auf der Erden
Des Menschen Zeichen offenbaret werden
Mit großer Kraft und hoher Herrlichkeit.

Vom Feigenbaume lernt! An seinen Zweigen
Erkennet ihr des Sommers Anbeginn,
Wann steigt der Saft und Blätter schon sich zeigen.

Wo habt ihr, blöde Thoren, doch den Sinn?
Ihr seht den Saft in alle Zweige steigen
Und leugnet euch den Sommer immerhin!

2.

Ev. Matth. c. 15—23.

Senkt sich die Sonn' in klarer Herrlichkeit,
So sagt ihr: Morgen wird das Wetter gut;
Und hüllt der Morgen sich in trübe Glut,
Urteilt ihr: ein Gewitter ist nicht weit.

Könnt ihr denn nicht die Zeichen dieser Zeit
Auch deuten, wie ihr doch den Himmel thut?
Ihr Heuchler, Pharisäer, Otterbrut,
Wohl hat von euch Jesajas prophezeit:

Es spricht der Herr: Dieweil ich es erfahren,
Daß, wenn sie mich bekennen mit dem Munde,
Sie mit dem Herzen ferne von mir sind,

Will seltsam ich mit diesem Volk verfahren,
Daß seiner Weisen Weisheit geh' zu Grunde
Und seiner Klugen Klugheit werde blind.

3.

Schiller.

Ihr wollt zurück uns führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit?
Ihr hängt umsonst an der Vergangenheit,
Ihr werdet nicht die Zukunft unterschlagen!

Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen ins bewegte Rad der Zeit;
Der Morgen graut, verscheucht die Dunkelheit,
Und leuchtend stürzt hervor der Sonnenwagen.

Die, blind und taub, ihr Augen habt und Ohren,
Nicht Stimmen hören wollt, nicht Zeichen sehen,
Ich zittre nur für euch, ihr blöden Thoren!

Denn Gottes Ratschluß wird dennoch bestehen,
Die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren
Und das, was an der Zeit ist, doch geschehen.

4.

Die öffentliche Meinung schreit und klagt:
Ihr habt von mir erborget eure Kraft;
Durch mich geschah, was Großes ihr geschafft,
Durch mich gelang, was siegreich ihr gewagt.

Und nun ich euch erhöht, wollt ihr als Magd
Mich züchtigen mit Ruten und mit Haft?
Ihr schämt euch flüchtiger Genossenschaft
Und habt mir, eurer Herrin, widersagt?

Und doch, ihr hörtet meine Donner rollen,
Und der Koloß der Zeit war schon zerstoben,
Von dessen Joch ich kam euch zu erlösen. —

„Schiller", vgl. das Sonett „An Friedrich Schiller" (aus dem „Musenalmanach f. 1804" bei Hempel I, 464 f. abgedruckt). — 40. „bestehen", geschehen, Hs. gestr. — 43. „Die öffentliche .. schreit." Es steht die öffentliche Meinung auf, Musenalm.

Ihr Seifenblasen, die mein Hauch geschwollen,
Und flücht'gen Schimmers meine Huld gehoben,
Ihr eitle Seifenblasen — seid gewesen!

5.

Wer hat zum Schreier also dich bedungen?
Es möchten Lieder besser dir gedeihen,
Welchen auch gern das Ohr die meisten leihen;
Hast du nicht sonst von Lieb' und Wein gesungen?

Könnt' ich aus eh'rner Brust doch tausend Zungen
Mit Hauch beleben, alle wollt' ich weihen,
Gellend das eine, alte Lied zu schreien,
Bis in verschloss'nen Ohren es erklungen!

Es ist hoch an der Zeit, sie aufzuschrecken,
Die taumelnd um den Rand des Abgrunds wallen,
Ob schlafend nicht, dennoch nicht zu erwecken;

O, muß die schwache Stimme so verhallen!
Es drohet euch der Sturz, mir bloß das Schrecken; —
Ein Vogel schwingt sich auf, wo Eichen fallen.

---

3. Mahnung.

Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων,
μὴ δὲ γένος πατέρων αἰσχυνέμεν, οἵ μέγ' ἄριστοι.
Il. VI. 208.

Willst deines Hauses Glanz du aufrecht halten?
Laß rosten deiner Väter Schild und Schwert!
Die thun es nicht, die geben nicht den Wert,
Die Zeit ist abgelaufen, wo sie galten.

Das Neue wird; das Alte muß veralten.
Die Meinung hat im Lichten sich verklärt
Und von der rauhen Faustkraft abgekehrt;
Das Wort ist's, der Gedanke, welche walten.

59. „auch gern .. leihen", auch viele gern das Ohr verleihen, Musenalm. — „Mahnung." A. v. Chamissos Werke 4^3, 9.

Dort magst du die verfemten Häupter sehen,
Männer des Wortes, welche tüchtig waren,
Und sehen ihre Sitze ledig stehen.

Von dir laß die Geschichte Gleiches melden!
Tüchtig, wie sie, erwirb und lasse fahren,
Und Deutschland rechnet dich zu seinen Helden!

---

4. Memento.

Wer nennt mir diesen Flüchtling, diesen Alten,
Der zitternd führt den Wanderstab zur Hand
Und bleich die Stirne zieht in düst're Falten?
Besudelt, scheint mir Purpur sein Gewand,
Und auf der Stirne, welch ein seltsam Mal?
War der ein König über dieses Land?
Er war es gestern, und zum dritten Mal
Entfleucht er, und zum letzten, seinen Reichen,
Worüber nicht mit Weisheit er befahl.
Und nun? — Er hofft die Fremde zu erreichen,
Das fremde Land, wo ihm des Fremden Gnade
Das bitt're Brot des Mitleids möge reichen.
Gelangend an das Meer auf scheuem Pfade,
Wo Schiffe, fremde Schiffe, seiner warten,
Blickt er zurück zur Heimat vom Gestade
Und lauscht — dem trunknen Freudenruf, dem harten,
Der himmelan getragen wiederhallt
Inmitten neuerblühtem Friedensgarten:
„Zerriß er den Vertrag doch selbst, da galt
Es nur, das Fest der Freiheit zu erneuen;
Er stand allein und drohte mit Gewalt!"
Die Stimmen nur von wenigen Getreuen
Erheben sich, die, vor den freud'gen Scharen,
Sich seinen Stern nicht zu betrauern scheuen,

„Memento." Gedichte 1831. S. 271. Anknüpfend an eine Betrachtung der Julirevolution von 1830 schreibt Chamisso an de la Foye den 18. August des Jahres: „Mich haben diese Dinge sehr erschüttert, ich komme erst allmählich wieder in meine Ruhe, und habe zum Beweis dessen schon heut ein großes Gedicht über Eure Geschichten gemacht. Da mich einmal Deutschland für einen Dichter gelten läßt, darf ich wohl als ein solcher die Stimme erschallen lassen." (Werke 6^2, 182); vgl. auch die Briefe an den Bruder Hippolyt v. 6. Februar 1824 und v. 21. und 31. August 1830 (bei Fulda „Chamisso und seine Zeit" 222 ff. 233 ff).

Die Stimmen derer, muß er nun erfahren,
Die er verstieß mit Unbill und mit Schmach,
Weil Thoren nicht, weil Knechte nicht sie waren. — —
Und solchem Bilde sinnt der Dichter nach,
Verstummt, von Gunst und Mißgunst gleich entfernt;
Er sinnt und weint, sein Saitenspiel zerbrach. —
Ihr Mächtigen der Erde! schaut und lernt!

5. Der vertriebene König.

Cento novelle antiche. Ed. Manni. Nov. VII.

Die alle freien Stimmen ihr verdächtigt,
So ihr, dasjenige euch vorzusagen,
Was nur ihr hören wollt, nicht selbst ermächtigt,
Vernehmt die Stimme denn uralter Sagen!
Hie bin ich, schlicht die Worte des Verstandes
Aus eurer Väter Zeit euch vorzutragen:
Es war einmal ein König Griechenlandes,
Dem segnend der Allmächtige verliehen
Macht, Weisheit und die Liebe seines Landes.
Er ließ von Weisen seinen Sohn erziehen;
Die kamen denn und sprachen: „Nimm ihn hin
Und prüf' ihn, unser Werk ist wohl gediehen!"
Und daß er prüfe seines Sohnes Sinn,
Hieß vieles Gold aus seines Schatzes Hallen
Er holen und es legen vor ihn hin.
Und vor den Rittern und Baronen allen,
Das Gold ihm schenkend, sprach er zu dem Sohne:
„Verwende dies nach deinem Wohlgefallen!"
Und er befahl, die andern sollten, ohne
Ihm Rat zu geben, scharf auf ihn nur sehen
Und dann Bericht erstatten vor dem Throne.
Da sah der Königssohn vorübergehen
Die Karawanen aus den fernsten Orten
Und hieß die Reisenden ihm Rede stehen.

„Der vertriebene König." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1832." S. 342. Die von Chamisso namhaft gemachte Quelle betitelt sich: „Come un Figliuolo d'un Re donò a un Re di Siria scacciato." Der „König Griechenlands" heißt in der Quelle Aulix.

Gewandt und kühn, mit wohlerwognen Worten
Sprach einer: „Herr, ich bin ein Handelsmann,
Und mir gehören die Kamele dorten.
Durch eigene Betriebsamkeit gewann
Ich Schätze, die ich keinem sonst verdanke,
Da mir das Land und mancher danken kann."
Ein zweiter sprach, verloren in Gedanken —
Er wäre lieber unbefragt geblieben —,
Indem zur Erde seine Blicke sanken:
„Ich bin der König Syriens, den vertrieben
Die aufgeregten Völker; mein Verhalten
War so, daß sie die Schuld mir zugeschrieben."
Und alles Gold, worüber er zu schalten,
Gab diesem alsobald das Königskind,
Darob entrüstet die Barone schalten.
Sie klagten vor dem Throne: „Herr, es sind
Nicht deines Sohnes Thaten lobenswert;
Er schlug der Weisheit Lehren in den Wind,
Er ließ den Wohlverdienten unbeehrt,
Indem er unbesonnen seine Gabe
Dem andern, Unbesonnenen beschert."
Es wurde vorgefodert nun der Knabe,
Daß Rechenschaft er gäbe, wie verwendet
Das seiner Hand vertraute Gut er habe.
„Ich habe nichts verschenkt und nichts verschwendet,"
Sprach zuversichtlich da der Königssohn,
„Und nicht vom Würdigen mich abgewendet.
Bezahlet hab' ich nur verdienten Lohn;
Von dem ich nichts gelernt, den ließ ich ziehen,
Des andern Lehre galt um meinen Thron.
Sein Beispiel hat mir gellend zugeschrieen:
Nur mächtig ist, den seine Völker lieben,
Denn über uns ist ihnen Macht verliehen!
Was ich ihm gab, sein Schuldner bin ich blieben."

6. Aus der Vendee.

1. Im Jahre 1832.

Wer stört der stillen Gegend Wiederhall?
Ich sehe durchs Gebüsch die Rosse nicht,
Ich höre nur der flücht'gen Hufe Schall.
Dort windet eine Schlucht sich an das Licht;
Ich seh' daraus den rüst'gen Führer steigen;
Ein Landmann, der die Bahn durchs Dickicht bricht.
Wer wird in dem Geleite doch sich zeigen?
Ein Weib allein, — sie ist's! schau' nicht ihr nach!
Du hast sie nicht gesehn, du weißt zu schweigen.
Und wie der Tag den Flüchtlingen gebrach,
Sein letzter Schein im Westen sich verlor,
Da sah'n sie im Gebüsch ein einsam Dach;
Und sie: „Halt an! und klopf' an dieses Thor!
Ich bin erschöpft, ich will zur Nacht hier rasten."
Darauf der Landmann: „Sei uns Gott davor!
Die Höhle da gehöret dem Verhaßten,
Der dein Verderben spinnt mit Rat und That;
Das Roß gespornt! wir müssen fürder hasten."
Sie aber schwang vom Pferde sich und trat
Ans Thor und klopfte, bald erschien ein Licht,
Der Hausherr forschte selber, wer genaht.
Und sie zu ihm: „Ich bin's, erschrecke nicht!
Ich bin's, die Schirm und Schutz von dir begehrt
Und Obdach hier zu finden sich verspricht." —
„Entfleuch, Unselige! denn meinen Herd
Umlagern, die dich suchen." — „Mir den Arm!
Dein Ruf mir volle Sicherheit gewährt."

„Aus der Vendee 1. Im Jahre 1832." A. v. Chamissos Werke (1836) 4, 14. Die beiden Gedichte beziehen sich auf die Herzogin von Berry, die Witwe des zweiten Sohnes Karls X. und Mutter Heinrichs V., des Grafen von Chambord. Sie war nach dem Sturze ihres Schwiegervaters mit diesem nach Holyrood geflohen, ging aber schon 1831 nach Italien, um von da aus ihrem Sohne zum Throne Frankreichs zu verhelfen. Am 29. April 1832 landete die Herzogin in Marseille, mußte aber, da ihre Partei zu schwach war, verkleidet nach der Vendee fliehen, erregte dort hier und da Aufstände, die aber schnell unterdrückt wurden, und geriet nach mannigfachen Abenteuern in die Gewalt Louis Philippes. In der Gefangenschaft erklärte die Herzogin, daß sie schwanger und in zweiter Ehe mit dem neapolitanischen Marchese Lucchesi-Palli vermählt sei. Das Eingeständnis vernichtete ihre ganze politische Bedeutung. Sie lebte seitdem mit ihrem Gatten zu Brunnsee in Steiermark und starb erst 16. April 1870.

Sie tritt mit ihm ins Haus; es teilt der Schwarm
Sich der Bewaffneten; mit Ehrfurcht weichen
Zur Seite der Gardist und der Gendarm
Und wie das inn're Zimmer sie erreichen,
Wo seine Töchter saßen am Klavier,
Sieht, angestaunt von ihm, sie ihn erbleichen.
Und sie beginnt: „Das wundert dich von mir?
Verdopple seine Wachten doch in steter
Befürchtung, den nun drückt der Krone Zier!
Geächtet, ehrt der Landmann mich und Städter;
Ich schweife sicher durch das Königreich
Und find' in Frankreich nirgends den Verräter."
Drauf er entrüstet: „Und bewundr' ich gleich,
Ich selbst bin Vater, deinen Heldenmut,
Macht doch das Mitleid nicht das Herz mir weich.
Dich mahn' ich an den Fluch, der auf euch ruht;
Es hat euch Frankreich zürnend ausgespieen,
Das du mit Schmach bedecken willst und Blut.
Der eurem Rechte seine Kraft verliehen,
Der Fremde wird, zum dritten Male schon,
Von deinem Frevel laut herbeigeschrieen;
Durch Blut und Schande willst du deinem Sohn
Den düstern, unheilvollen Weg vom neuen
Eröffnen zu dem angestammten Thron.
Am Blute mag der Löwe sich erfreuen!
Doch Schande, hörst du? Schande . . ! — Hör' mich an:
Hier schärfst du nur das Beil für deine Treuen;
Dir ebnet sich zur Flucht der Ocean;
Verzichtend, laß die schnöde Selbstsucht fahren
Und nimmer mich bereu'n, was ich gethan!"
Und sie mit Wehmut, ihre Augen waren
Von Thränen feucht: „Was Selbstsucht und was Schande?!
Und soll ich solche Kränkung noch erfahren!
Dein blinder Eifer lodert auf zum Brande,
Du brichst den Stab, erkenne mich erst recht:
Ich opf're ja mich selbst dem Vaterlande.
Was gelt' ich hier, was gilt hier mein Geschlecht?
Es gilt bei meinem blut'gen Unterwinden
Allein das göttliche, das ew'ge Recht.

Im Recht ist Heil für Frankreich nur zu finden;
Auf Schmach gerichtet, meinst du, sei mein Streben;
Was zögerst du? hier bin ich, laß mich binden!
Mißachtet mag ich Dulderin nicht leben;
Laß mich ein Opfer deines Wahnes sein!
Du meinst es gut, ich habe dir vergeben"
Die Thür sprang auf, Gendarmen traten ein:
„Wir sitzen auf, es ist zu reiten Zeit;
Giebt's heute Neues zu berichten?" — „Nein!" —
„Nicht Nachricht von der Fliehenden?" — „Verzeiht!
Laßt mich allein mit meiner Sorgen Last
Und ehrt die Schatten meiner Häuslichkeit!"
Wie sie hinausgegangen, sprach gefaßt
Zu seinen Töchtern er mit leisem Munde:
„Ihr sorgt mit Ehrfurcht für den hohen Gast!
Wohl quoll der Zorn, wie Blut aus tiefer Wunde,
Aus meinem Herzen, euch geziemt das nicht!
Mit stiller Andacht feiert diese Stunde
Und überlaßt dem Höchsten das Gericht!"

2. Im Jahre 1833.

„Und überlaßt dem Höchsten das Gericht!"
So sprach ich einst, und seht: er hat gerichtet.
Nicht ward im Blute dieser Zwist geschlichtet,
Es hatte da das Eisen kein Gewicht.

Die blinden, schwachen Menschen haben nicht
Durch Weisheit oder Kraft es ausgerichtet;
Blickt hin! die Macht des Gegners ist vernichtet;
Der Höchste sprach im Zorn: es werde Licht!

Seht! strafend regt die Frucht sich ihres Leibes,
Zerstoben ist des Widersachers Reich,
Sein Stolz und seine Hoffnung sind gewesen.

Kein Spott, kein Hohn dem Jammer dieses Weibes!
Sie ist, dem blitzgetroff'nen Felsen gleich,
Ein von dem Waltenden gezeichnet Wesen.

„2. Im Jahre 1833." A. v. Chamissos Werke (1836) 4, 17.

7. Deutsche Barden.

Eine Fiktion.

Es schimmerten in rötlich heller Pracht
Die schnee'gen Gipfel über mir; es lagen
Die Thäler tief und fern in dunkler Nacht.
Der frühe Nebel ward emporgetragen;
Ich sah ihn in den Schluchten bald zerfließen,
Bald über mich die feuchte Hülle schlagen;
Den Bergstrom hört' ich brausend sich ergießen,
Das starre Meer des Gletschers sich zerspalten
Und donnernde Lawinen niederschießen.
Ich hatte Müh', den steilen Pfad zu halten,
Auf dem ich klomm zum hohen Bergesthor,
Von wo die Blicke ostwärts sich entfalten.
Und wie ich zu der Höhe mich empor
Geschwungen hatte, traf mit heim'schem Klange
Hochdeutsche Mundart lockend mir das Ohr.
Ich stand gefesselt, und ich lauschte lange
Und hörte der gewalt'gen Rede Fluten
Melodisch schwellend werden zum Gesange.
Es stand der Sänger einsam, in die Gluten
Der Sonne starrend, die sich nun erhoben
Aus Wolken, die am Horizonte ruhten.
Der Schleier, blutigrot aus Dunst gewoben,
Auf ebne, weite Landschaft ausgebreitet;
Das tiefe Blau der Himmelswölbung oben;
Die Bilder, so der Morgen hier bereitet,
Sie wurden auf der Griechen Heldenkampf
Verherrlichend vom Liede hingeleitet.

„Deutsche Barden. Eine Fiktion." Gedichte 1831. S. 276. Die „Gedichte von König Ludwig von Bayern" waren in zwei Bänden, München 1829, erschienen. Im selben Jahre hatte ein anonymes Buch „Über königliche Dichter und die Gedichte des Königs Ludwig von Bayern" (Dessau) auf jene Dichtungen aufmerksam gemacht, über die Heine die ganze Schale seines Spottes ausgoß. — Dem Gegensatze seiner Stellung und seiner dichterischen Bemühungen hat König Ludwig I. selbst Ausdruck gegeben. „Ungepriesen blieb's, säßest Du nicht auf dem Thron." An seine Frau schreibt Chamisso (Werke 6[1], 124 f.): „Du gehst auf jeden Fall nach Rügen; da triffst Du mit der Frau meines Kollegen, des Dichters Ludwig von Baiern zusammen; Ihr könnt zusammen die von mir dem Manne angebotene Brüderschaft stiften und Euch von Euren Männern unterhalten." — König Ludwig war Mitarbeiter der Jahrgänge 1834—1836 von Chamissos „Musenalmanach"; vgl. auch Franzos' „Deutsche Dichtung" 1888, 4, 304.

Ich hört' ihm zu, sah über Blut und Dampf
Die Freiheitssonne Hellas' sich erheben,
Das Leben siegen ob dem Todeskrampf:
„Du, gold'ne Freiheit, bist das Licht, das Leben;
Die blut'ge Taufe tilgt der Ketten Schmach;
Du hast dir, Heldenvolk, das Sein gegeben."
Er schwieg, ich lauschte noch; vortretend, sprach
Den Mann ich an mit dargereichter Rechten:
„Du deutscher Bard', der sich die Palme brach,
Du siehst mein Aug' von deines Liedes Mächten
Geschmückt noch mit der Thränen Perlenzier,
Und nicht ob meinem Antrag wirst du rechten.
Ich bin ein Deutscher, so wie du, und mir
Entströmet der Gesang aus Herzens Grunde
Um Freiheit, Recht und Glauben, so wie dir.
Die Wildnis bringt uns näher und die Stunde,
Was in der Brust wir tragen und im Schilde;
O, reiche mir die Hand zu heil'gem Bunde!"
Drauf er, mit Wehmut lächelnd und mit Milde:
„Mich freut in deinem Aug' der Wiederschein
Von dem aus mir hervorgeblühten Bilde.
Doch blicke hier ins off'ne Thal hinein!
Du wirst auf jenem Pfade niedersteigen
Und Mensch dort unten unter Menschen sein.
Dein Wille, deine Kraft, sie sind dein eigen;
Du magst mit Lieb' und Haß ins Triebrad greifen
Und magst, so wie du bist, dich offen zeigen.
Dort wird der Freundschaft edle Frucht dir reifen,
Dort gilt der Wärme glückliche Gewalt,
Die es verschmäht, zu diesen Höh'n zu schweifen.
Blick' um uns her! wie lebensleer und kalt
Die starren Zinnen des Gebirges trauern!
Hier ist mein winterlicher Aufenthalt.
Sie sind der Völkerfreiheit feste Mauern
Und sammeln still die Wolken für das Thal
Zu Quellensegen und zu Regenschauern.
Ich hauf' in Sturm und Wolken hier zumal;
Dem dieser Alpen ist mein Schaffen gleich,
Ob aber liebend, ob aus freier Wahl —?

Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?
Wer fragt nach mir, der einsam ich verbannt
Aus menschlicher Genossenschaft Bereich?
Die flücht'ge Stunde, wo du mich erkannt,
Du magst in der Erinnerung sie feiern,
Wir sind getrennt, sobald ich mich genannt —
Ich bin der König Ludewig von Bayern!"

---

8. Erscheinung.

Die zwölfte Stunde war beim Klang der Becher
Und wüstem Treiben schon herangewacht,
Als ich hinaus mich stahl, ein müder Zecher.
Und um mich lag die kalte, finst're Nacht;
Ich hörte durch die Stille wiederhallen
Den eignen Tritt und fernen Ruf der Wacht.
Wie aus den klangreich festerhellten Hallen
In Einsamkeit sich meine Schritte wandten,
Ward ich von seltsam trübem Mut befallen.
Und meinem Hause nah, dem wohlbekannten,
Gewahrt' ich, und ich stand versteinert fast,
Daß hinter meinen Fenstern Lichter brannten.
Ich prüfte zweifelnd eine lange Rast
Und fragte: „Macht es nur in mir der Wein?
Wie käm' zu dieser Stunde mir ein Gast?"
Ich trat hinzu und konnte bei dem Schein
Im wohlverschloss'nen Schloß den Schlüssel drehen
Und öffnete die Thür und trat hinein.
Und wie die Blicke nach dem Lichte spähen,
Da ward mir ein Gesicht gar schreckenreich, —
Ich sah mich selbst an meinem Pulte stehen.

„Erscheinung." Gedichte 1831. S. 280. Vgl. Götzinger „Deutsche Dichter" 2^5, 544. Der Reinerzer Freund (vgl. S. 74 Anm.) berichtet (Werke 6^2, 101): „[Chamisso] liest die „Erscheinung", nachdem er vorher gesagt, er halte dieses für ein christliches Gedicht. Mein Begleiter schien dies augenblicklich zu verstehen, mich aber schlug wohl die tiefe Wahrheit des Gedichts, allein die gegebene Deutung konnte ich nicht schnell genug finden. Es mahnte mich mehr an den Schmerz jedes mit sich wahren Menschen, der trotz seiner Erkenntnis mancher gehaltlosen und schlechten Lebenszustände sich dennoch durch Überraschung oder nachgebende Schwäche mitten in dieselben geführt sieht. Ich wagte den Dichter um seine nähere Ansicht zu befragen; er gab die meinige halb zu, sagte aber darauf, daß er schaffe, wie es ihm einfalle, nicht, daß er wie ein Mathematiker berechne."

Ich rief: „Wer bist du, Spuk?“ — Er rief zugleich:
„Wer stört mich auf in später Geisterstunde?“
Und sah mich an und ward, wie ich, auch bleich.
Und unermeßlich wollte die Sekunde
Sich dehnen, da wir starrend wechselseitig
Uns ansah'n, sprachberaubt mit off'nem Munde.
Und aus beklomm'ner Brust zuerst befreit' ich
Das schnelle Wort: „Du graus'e Truggestalt,
Entweiche, mache mir den Platz nicht streitig!“
Und er, als einer, über den Gewalt
Die Furcht nur hat, erzwingend sich ein leises
Und scheues Lächeln, sprach erwidernd: „Halt!
Ich bin's, du willst es sein; — um dieses Kreises,
Des wahnsinn-droh'nden, Quadratur zu finden,
Bist du der Rechte, wie du sagst, beweis' es!
Ins Wesenlose will ich dann verschwinden;
Du Spuk, wie du mich nennst, gehst du das ein,
Und willst auch du zu Gleichem dich verbinden?“
Drauf ich entrüstet: „Ja, so soll es sein!
Es soll mein echtes Ich sich offenbaren,
Zu nichts zerfließen dessen leerer Schein!“
Und er: „So laß uns, wer du sei'st, erfahren!“
Und ich: „Ein solcher bin ich, der getrachtet
Nur einzig nach dem Schönen, Guten, Wahren,
Der Opfer nie dem Götzendienst geschlachtet
Und nie gefrönt dem weltlich eitlen Brauch,
Verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet;
Der irrend zwar und träumend oft den Rauch
Für Flamme hielt; doch mutig beim Erwachen
Das Rechte nur verfocht; — bist du das auch?“
Und er mit wildem, kreischend lautem Lachen:
„Der du dich rühmst zu sein, der bin ich nicht.
Gar anders ist's bestellt um meine Sachen.
Ich bin ein feiger, lügenhafter Wicht,
Ein Heuchler mir und andern, tief im Herzen
Nur Eigennutz, und Trug im Angesicht.
Verkannter Edler du mit deinen Schmerzen,
Wer kennt sich nun? wer gab das rechte Zeichen?
Wer soll, ich oder du, sein Selbst verscherzen?

Tritt her, so du es wagst, ich will dir weichen!"
Drauf mit Entsetzen ich zu jenem Graus:
„Du bist es, bleib, und laß hinweg mich schleichen!" —
Und schlich, zu weinen, in die Nacht hinaus.

9. Evangelium St. Lucae 18, 10.

Der Pharisäer trat im Tempel vor,
Stand zuversichtlich, betend vor sich hin,
Und richtete zu Gott den Blick empor:
„Dir dank' ich, Herr, daß wohl ich anders bin
Als and're Menschen, welche fort und fort
Nur trachten nach unredlichem Gewinn,
Eh'brecher, Räuber, wie der Zöllner dort, —
Ich faste zweimal wöchentlich, entrichte
Den Zehnten und erfülle ganz dein Wort"
Der Zöllner mit gesenktem Angesichte
Stand fern und schlug an seine Brust und sprach:
„Sei Gott mir Sünder gnädig im Gerichte!"
Ich? — welchem von den beiden sprech' ich nach?

---

10. Traum.

Nacht war es, wo ich festen Schlafes schlief.
Darin mein Selbstbewußtsein sich verlor,
Als eine Stimme mich bei Namen rief.
Und dreimal traf erneut der Ruf mein Ohr;
Ich dünkte mich darob erwacht zu sein
Und richtete vom Pfühle mich empor.
„Wer rufet mir, wer fand bei mir sich ein?"
Und seltsam ernst und mild gebietend, stand
Ein Jüngling mir zu Haupt in hellem Schein.
Um seine blondgelockte Stirne wand —
Der Herrschaft Zeichen — sich ein gold'ner Reif,
Und Schwert und Wage ziemten seiner Hand.
„Wer bist du, Herr, vor dem ich, wie der Reif,
Vergehe vor der Sonne milder Macht?" —
„Ich bin, der kommen soll, die Zeit ist reif.

„Evangelium St. Lucae 18, 10." „Musenalmanach f. d. J. 1839." S. 33. — „Traum." Gedichte 1851. S. 283.

Der Tag ist aber, wie die Mitternacht,
Die Gegenwart ist falsch, das Leben lügt;
Der weiß es, der die Toten reden macht.
Die Toten, deren Zeugnis mir genügt,
Sollst du verhören über diesen Streit;
Steh auf und geh! ich hab' es so verfügt.
Dann tritt die Zukunft in die Wirklichkeit,
Dann schaff' ich Recht in die erneute Welt
Und richte wieder ein den Lauf der Zeit." —
Ich ging, zu thun, wozu er mich bestellt;
Es schien in schauerlicher Nacht kein Stern,
Das Inn're nur des Münsters war erhellt.
Geläut' und Orgelton erschallten fern;
Sie glichen der Posaune des Gerichts,
Und ich dem Werkzeug in der Hand des Herrn.
Ich aber dachte nichts und schaute nichts,
Und mühsam über Gräber tappend naht'
Ich mich dem Quelle des verborg'nen Lichts
Des Münsters Thore sprangen auf; es trat
Herein ein Priester, dessen Haupthaar weiß
Umwallte den geheiligten Ornat.
Mit Buch und Kerze trat zu mir der Greis
Und sah mich schweigend an und winkte mir,
Und schweigend folgt' ich ihm auf sein Geheiß.
Ein gähnend Grab inmitten dem Revier
Der Gräber bot sich uns zum Eingang dar,
Davor mein Führer hielt und winkte: Hier!
Wir stiegen durch dasselbe, sonderbar,
An viele tausend Stufen wohl hinab
Und wurden in der Tiefe Licht gewahr.
Es wölbte höher sich der Gang und gab
Dem Aug' ein unermeßlich Feld hinfort;
Wir beide waren stumm wie selbst das Grab.
Ein Tisch, ein Stuhl, ein Schreibzeug waren dort,
Und einer Lampe Schein erhellte karg
Den nächsten Umkreis von dem Schreckensort.
Es lagen unabsehbar Sarg an Sarg.
Am Tisch zu sitzen, wies den Platz mir an
Mein Führer, der sodann sich mir verbarg.

Und wie ich so, verlassen, mich besann,
Rief dröhnend eine Stimme durch den Raum,
Die jene vorzuladen nun begann.
Der aufgeruf'ne Tote hörte kaum
Sich nennen, regt' er stöhnend sich, als sei
Er mühsam aufgewacht aus schwerem Traum,
Entrang sich seinem Sarg und kam herbei,
Schlaftrunken, staunend schauend in die Rund'
Und stellte sich vor mich am Tische frei.
Die Stimme that ihm dann die Fragen kund,
Und unbestochen nach der Wahrheit sprach
Gewicht'ges Zeugnis er mit blassem Mund.
Ich aber, ob darob das Herz mir brach,
Verfaßte das Verhör, wie sich's gehört,
Und schrieb die schweren Worte treulich nach.
Es wurden auch in ihrer Ruh' gestört
Die nicht verhörten Toten allzumal
Und stöhnend in der Särge Schoß gehört.
Es waren aber, nach der Stimme Wahl,
Die Bürgerhelden Franklin, Washington
Die ersten in der Vorgeruf'nen Zahl.
Und ich, ich durfte, nied'rer Menschensohn,
Betrachten dieser Herrlichen Gestalt
Und trinken der verehrten Stimmen Ton.
Dem sechsten nach dem zehnten Ludwig galt
Der nächste Ruf; der Dulder schritt einher,
Ein schwaches Rohr, geknickt von Sturmgewalt.
Vernommen wurden dann Rousseau, Voltaire,
Dann Necker, Mirabeau und, ängstlich bang,
Das blutbefleckte Schreckbild Robespierre.
Des nächstgeruf'nen Namens mächt'ger Klang
Erweckte Wiederhall im Totenreich,
Wovor der Deckel vieler Särge sprang.
„Napoleon!" Er kam sich selber gleich;
Gestützt auf des zerbroch'nen Schwertes Knauf,
Im abgeriss'nen Purpur stolz und bleich;

88. „Napoleon", vgl. unten die dramatische Skizze „Der Tod Napoleons" nach Manzoni.

Und viele von den Toten standen auf,
Begierig, den Gewaltigen zu seh'n,
Und drängten sich um ihn und mich zuhauf.
Und Fürst und Mannen wollten aufersteh'n,
Und rings ergoß sich der Verwesung Duft;
Ich fühlte schier den Atem mir vergeh'n.
„Zurück, zurück! Bewohner ihr der Gruft,
Die nicht ihr seid geladen vor Gericht,
Was doch verpestet ihr umsonst die Luft?"
Ich rief es, doch die Toten hörten nicht;
Ich streckte meine Hand nach ihnen aus,
Die Lampe fiel, und es erlosch das Licht.
Nun warf sich über mich in Saus und Braus,
Unbändig und im Schutz der finstern Nacht,
Der kalten Leichen schauerlicher Graus.
Da bin ich vor Entsetzen aufgewacht.
Ich fand, wie ich die müden Augen rieb,
Vom Strahle mich des Morgens angelacht,
Vergessen und verschollen, was ich schrieb.

11. ΘΑΝΑΤΟΣ.

(Fiebertraum, durch die Erzeugnisse der neueren französischen Romanenlitteratur veranlaßt.)

In meiner Mutter Hütte, — laßt mich weinen!
Ja, bringt die alten Thränen mir zurück,
Ihr alten Bilder, wollt ihr mir erscheinen! —
In meiner Mutter Hütte war das Glück;
Die Liebe schaffte still mit leiser Hand
Und leuchtet' über uns im Mutterblick.
Da hing ein seltsam Bildnis an der Wand,
Davor wir lernten unsre Hände falten
Und Worte sprechen, die ich nicht verstand;

„ΘΑΝΑΤΟΣ." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1834." S. 137. Das Gedicht richtet sich gegen den Roman Victor Hugos und Balzacs. An Andersen schreibt Chamisso d. 21. Juni 1836 (Werke 6^3, 339) über Hugos „Notre-Dame de Paris", Balzacs „Peau de chagrin" und „Père Goriot" u. a.: „Zum Erschrecken durchschauende Blicke in die Verderbnis des menschlichen Herzens und der Gesellschaft; aber eine entgötterte Welt, eine Nacht, jenseits welcher keine Sonnen strahlen." Partei für die Klassiker und für den „alten guten Geschmack" nimmt Chamisso schon 1829 (an Hippolyt bei Fulda „Chamisso und seine Zeit" S. 230).

Und hatten wir am Tag uns fromm verhalten,
So nahten unsern Wiegen sich die Träume
Als lichter Engel segnende Gestalten.
Vor uns'rer Hütte lagen sonn'ge Räume,
Um diese breiteten ein duft'ges Zelt
Die dichten Reihen hoher Lindenbäume.
Noch war der Umkreis uns're ganze Welt,
Und von dem Bache jenseits längs dem Hage
Die äußerste der Grenzen uns gestellt:
Und hier am Ufer stand ich lange Tage,
Hier zog und hielt mich, wie ein böser Traum,
Mit fieberhaft erhöhtem Herzensschlage,
Zu schau'n hinüber nach dem fernen Saum,
Dem blauen Nebelring, beschränkend dort
Den grünen, weiten, ausgespannten Raum;
Zu sehnen mich hinüber fort und fort
In jene rätselhafte blaue Weite,
Der Schranke zürnend, die mich hielt am Ort.
Da dacht' ich: wärst du erst auf jener Seite
Des Wassers! dieses Wasser aber muß
So tief nicht sein. Ich war mit mir im Streite.
Bald reifte der Gedanke zum Entschluß;
Ich stieg hinein, es wuchs mir das Vertrauen,
Es trug an jenes Ufer mich mein Fuß.
Und vorwärts, ohne hinter mich zu schauen,
In grader Richtung hub ich an zu wallen
Dem blauen Streifen zu durch blüh'nde Auen.
Der Mutter Nachruf hört' ich wohl erschallen
Und, wie ich unaufhaltsam vorwärts schritt,
In schauerliche Stille bald verhallen.
Grün ward der Boden rings um meinen Tritt,
Da vor mich hin, so wie ich vorwärts drang,
Der blaue Nebel fern und ferner glitt.
Und wie ich so im Zauberkreise rang,
Besann ich mich; da war ich müd' und alt,
Die Heimat hinter mir verschwunden lang'.

19. Vgl. Goethes „Iphigenie auf Tauris", V. 11 f. „Und an dem Ufer steh' ich lange Tage, Das Land der Griechen mit der Seele suchend."

Und vorwärts, unabläſſig vorwärts galt
Es durchzudringen; wie die Hoffnung ſchwand,
Da änderte der Boden die Geſtalt.
Das Grün erſtarb, es ſchien das öde Land,
Beraubt des Schmuckes, lechzend zu erblaſſen,
Ein ausgebrannter, windbewegter Sand.
Die Ferne ſchien in Formen ſich zu faſſen,
Ich ſah den blauen Nebel halb zerrinnen
Und halb erſtarren zu begrenzten Maſſen;
Und Ebenmaß und Ordnung zu gewinnen
Schien meinem Aug' ein rieſenhafter Bau
Mit luft'gen Türmen und mit zack'gen Zinnen;
Der ſtieg vor mir, entfaltend ſich zur Schau,
Aus nackter Ebne mehr und mehr empor,
Am Horizonte fern, noch blau auf blau.
Zu wogen ſchien ein klarer See davor,
Den Durſtgequälten lockend lügenhaft,
Der ſtaunend in Gedanken ſich verlor.
Beharrlich ſetzt' ich fort die Wanderſchaft
Mit wundem Fuß und ausgedorrten Lippen
Und ſtrengte ſtandhaft an die letzte Kraft
Das Waſſer floh vor mir, es ſtiegen Klippen
Aus deſſen Spiegel und dem ſand'gen Plan,
Der Bau zerfiel zu ſchroffen Felsgerippen.
Ich ſtieg auf nacktgebrannter Felſenbahn,
Auf ſcharfen Steinen und zerſpalt'nem Grunde
Den Abhang des Gebirges ſchon hinan.
Und ſteiler ward der Pfad mit jeder Stunde,
Der Kieſel ſchärfer in der Schluchten Schoß,
Darüber troff mein Blut aus mancher Wunde.
Die zack'gen Gipfel ſtarrten nackt und bloß;
Die Wüſte ſchwieg, des Lebens ganz beraubt;
Kein Wurm und kein Getier; kein Halm, kein Moos!
Und wie bereits erklommen ich geglaubt
Den Scheitel des Gebirges, ſah ich ragen
Hoch über mir ein and'res Felſenhaupt.
Kaum wollten meine Glieder noch mich tragen;
Ich kroch hinauf; von dorten ſah ich nur
Ein Meer von Trümmern ſtarre Wellen ſchlagen.

Kein Quell, kein Grün, von Leben keine Spur!
Hier hält mich, sonder Ausgang, fast erschrocken,
Die tote, die entgötterte Natur.
Ich schüttle mit Verzweiflung greise Locken;
Der Durst! der Durst! o, gebt mir meine Thränen!
Das Herz ist dürr, die Augenhöhlen trocken
Wie lange wird sich diese Marter dehnen?
Wird Wahnsinn grinsend mir ins Auge starren?
Wirst du, Vernichtung, hungrig nach mir gähnen?
Du läßt den schon Erstorbenen noch harren!

12. Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.
Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

„Die Kreuzschau." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1835." S. 159. Vgl. Götzinger „Deutsche Dichter" 2[3], 57[1], der Houdart de la Motte als Quelle nachweist, den nach ihm auch F. H. v. Nikolay (Goedeke 4[2], 230) benutzt hat. Die Grundlage der Erzählung de la Mottes sucht Götzinger in der Ilias 24, 527:

„Denn es steh'n zwei Fässer gestellt an der Schwelle Kronions,
Voll das eine von Gaben des Wehs, das and're des Heiles
Wem nun vermischt austeilet der donnerfrohe Kronion,
Solchen trifft abwechselnd ein böses Los, und ein gutes.
Wem er allein des Wehs austeilt, den verstößt er in Schande:
Und herznagende Not auf der heiligen Erde verfolgt ihn,
Daß, nicht Göttern geehrt noch Sterblichen, bang er umherirrt." (Voß).

15. „seine ... dir, vor dir seine Schwächen er, Musenalm.

Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh', ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange." —
Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."
Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.
Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes and're nicht,
Doch scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem gold'nen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.
Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlor'ne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.
Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr", rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

51. dies, das, Musenalm.

13. Die Ruine.

Ich schweifte rastlos auf den höchsten Bergen,
Allein und fern von aller Menschenspur,
Mich selbst und meinen Unmut zu verbergen.
Behaglich war's mir, wo die Gemse nur
Die flücht'ge Bahn sich über Gletscher bricht,
Recht einsam in der wildesten Natur.
Was mir im Busen tobte, frage nicht!
Entblößest du, der so mich fragen darf,
Die eig'nen Wunden an das Tageslicht?
Der Abend sank, die Winde wehten scharf;
Ein Feuer hatt' ich mir zu Nacht geschüret,
Das auf das Schneefeld rote Strahlen warf.
Bald ward vom mächt'gen Zugwind aufgerühret
Der Schnee in Wirbeln und der Felsenwand,
Die Schutz mir geben sollte, zugeführet.
Zur Flucht gedrängt, ergriff ich einen Brand
Und suchte durch die Klüfte mich zu schlagen
Zu Thal, zur Burgruin' am Waldesrand.
Die Wolken, die erst um die Gipfel lagen,
Ergossen jetzt sich wogend durch den Raum
Und schienen ein Gewitter anzusagen
Wie ich den Ort erreicht, ich weiß es kaum,
Doch standen sie vor mir, die alten Mauern,
In Brandes-Flackerschein an Waldessaum:
„Beschirmt mich vor den kalten Regenschauern,
Seid gastlich, Trümmer ihr der alten Zeit!
Wo klafft ein Spalt, wo kann ich unterkauern?"
Ein Riß im Mauerwerke, nur so breit,
Daß mich hindurch zu pressen kaum gelang,
Gewährte vor dem Sturm mir Sicherheit.
Der führte mich in einen schmalen Gang,
In dem, vorschreitend bei des Brandes Helle,
Ich tief und tiefer in das Inn're drang

„Die Ruine." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1834." S. 142. Hs. auf der königl. Bibliothek zu Berlin. 4 Seiten 4°.

Hier eine Thür; ich hielt auf deren Schwelle,
Den düstern Ort betrachtend, zu erfahren,
Ob das ein Grab sei, ob die Burgkapelle.
Denn Bilder, halbverstümmelt, Waffen waren
Rings aufgestellt, zerstreut auch hin und wieder,
Verschüttet und verstaubt von vielen Jahren.
Ich lagerte zur Ruhe meine Glieder,
Auf Schutt gestreckt, das Haupt auf einen Stein;
Doch mied der Schlaf die müden Augenlider.
Es wirkten jene Bilder auf mich ein,
An denen ich mit stieren Blicken hing;
Der Brand, verglimmend, warf den letzten Schein;
Und nun die Nacht, die tiefste, mich umfing —
Vermag ich, mein Entsetzen da zu schildern
Beim Anblick dessen, was nun vor sich ging?
Ein bleicher Schein entströmte jenen Bildern,
Ich sah sie in der Finsternis sich regen,
Sie wurden laut, sie huben an zu wildern.
Und dumpf erscholl's: „Auf! aus dem Schlaf, ihr Trägen!"
Ein Herrscher war es, der das Wort gesprochen,
Die Hand versucht' er an das Schwert zu legen;
Das war von Holz gewesen und zerbrochen;
Nach seiner Krone griff er, — goldesbar,
Ein altes, morsches Holz, vom Wurm zerstochen.
Dem Rufe stellte bald sich eine Schar,
In Holz gewappnet halb und halb in Eisen,
Die nicht geheuer anzuschauen war.
Und ihm zur Rechten sah ich einen Greisen,
Der, schwach und zornig, geistlich angethan,
Verdrossen schien, ihm Ehrfurcht zu erweisen.
Er musterte die Seinen, Mann für Mann,
Dann naht' er seltsam lächelnd sich dem Alten,
Zu dem er leise flüsternd so begann:
„Schwach worden bist du, mußt an mir dich halten,
Und ich an dir, es ist nicht Hadernszeit;
Bedecke mich mit deines Mantels Falten!"

39. „Verschüttet und verstaubt", mit Staub und Schutt bedeckt, Hs. gestr. — 45. „warf", gab, Hs. gestr. — 48. „was nun", welches, Hs. gestr.

Und zu den Mannen: „Seid zum Kampf bereit!
Ihr habt noch Eisen, gut! ich muß euch loben;
Altar und Thron! das ist ein guter Streit.
Nun gilt's, einander Eintracht zu geloben:
Durch euch, für euch! ihr wißt, ich weiß es nun;
Ich weiß, ihr wißt auch, was sie schwatzen oben.
Sie wollen, Abgestand'nes müsse ruh'n;
Ihr aber seid noch ein bewehrter Haufen,
Und nächtlich werdet ihr das Eure thun.
Sie sagen, uns're Zeit sei abgelaufen,
Nun sei es Tag; doch seht! es ist ja Nacht,
Und mögen sie's mit anderm Worte taufen!
Das Licht —! Es ist zum Lachen! Lacht doch, lacht!"
Und wie er selbst darüber wollte lachen,
Hat doch das Licht ihn stumm und starr gemacht.
Der Blitz ergoß, der graue Feuerdrachen,
Durch einen Spalt der Wölbung Lichtesgarben,
Und hell erklang des Donners zürnend Krachen.
Die Bilder, die zu Holz und Stein erstarben,
Erwachten spät und zögernd nur zum Leben,
Bis wiederum die Sprache sie erwarben.
Da sah ich jenen Priester sich erheben;
Der nahm das Wort und schüttelte sein Haupt:
„Der Himmel hat ein Zeichen euch gegeben!
Er hat, daß ihr's mit Augen seht, erlaubt,
Wie Untergang er euren Feinden drohe;
Ihr aber lobt die Finsternis und glaubt!
Und weil ich euch die Deutung gab, die frohe,
Und klärlich ihr erkannt des Herrn Gefallen,
Der zu euch sprach in seines Zornes Lohe,
So laßt vor ihm uns auf die Kniee fallen,
Lobpreisend ihn mit unsern schwachen Zungen,
Laßt Te deum laudamus laut erschallen!"
So wurde denn der Lobgesang gesungen,
Mißtönig, unerhört! Mir mußte däuchten,
Als hielte Fieberwahn mich fest umschlungen.

72. „Das ist", das gilt, Hs. gestr. — 86. „Durch", Zu, Hs. gestr. — 98. „klärlich", deutlich, Hs. gestr. — 102. „Te deum ... laut", Laßt laut, Herr Gott, dich loben wir, Hs. gestr.

Ich sah die zweifelhaften Wesen leuchten
Mit bleichem Schimmer, der ich spähend lag:
So schimmert morsches, faules Holz im Feuchten.
Die Zeit verstrich, die nimmer ruhen mag;
Durch jenen Spalt drang ein ein schwacher Strahl,
Verkündigend den neugebor'nen Tag.
Und bei dem Schein erblaßten allzumal
Die Wundersamen; ihr Gesang verhallte;
Es schwieg bald der, bald jener aus der Zahl.
Ein Angstgeschrei des Oberherrn erschallte:
„Hilf, Priester, du! es tagt! es darf nicht tagen!
Den Mantel her! verhänge du die Spalte;
Besteige den Altar! ich will dich tragen,
Dich halten; das Entsetzen quillt von dort
Und drohet uns're Herrschaft zu zerschlagen!"
Wohl that der Priester nach des Fürsten Wort,
Doch wollte nicht der alte Mantel frommen;
Es wuchs die Tageshelle fort und fort.
Er aber bebte heftig, angstbeklommen.
Und sank zuletzt erstarrt zu den Erstarrten;
Denn allen war des Lebens Schein genommen.
Und in der Dämmerung, der lang erharrten,
Sah ich von Holz und Stein die Bilder nur,
Die halbverstümmelten, in Schutt verscharrten.
Beim Priester lag am Pfeiler die Figur
Des Oberherrn, der nächtlich wüste Graus
Zerronnen und verschollen ohne Spur.
Da lacht' ich ob dem tollen Traum mich aus,
Und von des Fürsten Krone mir zum Mal
Brach ich ein Stück und nahm es mit nach Haus.
Ich stieg zu Tag; im heitern Morgenstrahl
Erglühten rings des Schneegebirges Zinnen,
Und schon ergoß das Licht sich in das Thal.
Anbetend, fühlt' ich meine Zähren rinnen.

121. „Wohl", Da., Hi. gestr. — 134. „Und brach vom Fürstenbilde mir zum Mal", Hi. gestr.

14. Der Republikaner

zu Paris am 7. August 1830.

(Nach Viktor Strauß.)

Schon ordnen sie den Zug im Trauerhaus;
Hier werden sie vorbei die Bahre tragen
Und langsam sich verlieren dort hinaus.
Und ich, versteckt, will scheue Blicke wagen — —
Ich darf, von seinem Blut die Hände rot,
Um meinen Toten nicht wie and're klagen.
Herz meines Herzens! Freund und Bruder! tot!
Ich habe dich, ich selbst dich umgebracht,
Der wehrlos mir die Brust entgegenbot.
Du Liebesstern in meines Grimmes Nacht,
Du bist erloschen, und in alten Bildern
Erscheint mir erst dein Licht in voller Pracht.
Wie sanft und kräftig lenktest du den wildern
Gefährten, bändigtest den Ungefügen
Und wußtest seines Zornes Glut zu mildern!
Der Friede lag in deinen holden Zügen;
Wir waren, als wir ew'ge Treu' uns schwuren,
Noch Kinder, und wir wußten nichts von Lügen.
Die feindlich widerstreitenden Naturen
Ergänzten sich zu wunderbarer Einheit;
Mitschüler nannten uns die Dioskuren.
O sel'ge Zeit der Unschuld und der Reinheit!
Noch boten, eines Herzens, wir zusammen
Dem Schlechten Krieg, Verachtung der Gemeinheit.
Beim Tacitus entlodert' ich in Flammen,
Haß schwur ich den Tyrannen; fast erschrocken,
Vermochtest du den Schwur nicht zu verdammen.
Ich seh' dich schütteln deine blonden Locken —
Ein Blick, ein Druck von deiner lieben Hand —
Und in die Gegenwart zurück mich locken.
Wir wuchsen auf, es wuchs in mir der Brand;
Es rief die Zeit mit grimmen Leidenschaften
Das Ungewitter, das bevor uns stand.

„Der Republikaner." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1835." S. 129. Chamissos Gedicht ist Pendant der im Almanache (S. 119 vorangehenden Elegie: „Hermann und Alfred" von V. Strauß.

Du wolltest noch an morschen Trümmern haften,
Den Baum umklammern, welchen, schon verdorrt,
Dahin die gottgesandten Stürme rafften.
Da fiel das Wort, o das unsel'ge Wort!
Du hattest sonder Arg es ausgesprochen; —
„Herr Graf, wir sind getrennt!" So stürmt' ich fort,
Ich war in meines Herzens Herz gestochen;
Du riefst mir nach mit ausgestreckten Händen:
„Was hab' ich, Bruder, wider dich verbrochen?"
Nicht mocht' ich rückwärts nach dem Ruf mich wenden,
Ich schwieg und schritt hinaus: „Sein adlig Blut!"
Ich schrie und rang, das Opfer zu vollenden.
Ich schweifte durch die Nacht, ich weinte Wut,
Und finst'rer, als um mich die Schatten waren,
Und schauerlicher war mein kranker Mut
Was da ich litt, du hast es jetzt erfahren,
Du wirst, verklärter Geist, versöhnlich sein,
Du bist ob meiner Liebe jetzt im klaren.
Der Morgen kam, er gab so trüben Schein;
Ich log mir vor, es sei nun überwunden,
Und stand verwaiset auf der Welt allein.
Ich habe nur noch einen Halt gefunden:
War selber mir das Leben leer und öde,
Plebejisch fühlt' ich meines Landes Wunden.
Ich sah, wie nicht die Willkür sich entblöde,
Die gleichgebor'nen Menschen doch in Klassen
Zu teilen, diesem huldreich, jenem schnöde;
Ich sah sie Ketten schmieden, durfte hassen;
Tyrannenhaß war meines Herzens Schlag
Und wiederhallte mir aus allen Massen.
Geduld! Geduld! und sieh, da schien der Tag!
Sie selbst, sie pflanzten auf den blut'gen Schild,
Zertretend mit den Füßen den Vertrag.
Da hab' ich noch gelacht, laut, grimmig, wild,
Den letzten Kelch der Freude noch genossen;
Dann zu den Waffen! in das Blutgefild!

60. „Diesem", diesen, M. — „Jenem", jenen, M.

Rings wogte drohend schon das Volk, es schlossen
Die Haufen sich, zu richten und zu strafen;
Stolz überzählten sich die Kampfgenossen.
Und kommend, wo die Schlacht entbrannt war, trafen
Auf dich die Blicke, die den Feind begehrten,
Auf dich, ihr Oberhaupt, den stolzen Grafen.
In stummer Haltung standen die Bewehrten,
Mit blassem Antlitz, ohne Waffenlust,
Gehorchend dem, den sie als Führer ehrten.
Ich fiel dich an; du botest deine Brust
Mir dar, du riefst... — ich seh' im Todeskrampf
Dich zucken, alles andern unbewußt.
Ich hab' umsonst gesucht, im heißen Kampf
Die inn're Ruhe wieder zu erwerben,
Und lechzend mich berauscht in Blut und Dampf.
Vollendet ist das Werk, die Krone Scherben.
Wer gab um dich, o Freiheit, was ich gab?
Jetzt aber bin ich müd' und möchte sterben,
Und — wehe, weh'! — sie tragen ihn herab;
Die Mutter weint, der ich das Herz zerbrach. —
O Wilhelm, schlafe sanft im frühen Grab! — —
Wie noch der Unglückselige solches sprach,
Das Schmerzensbild noch seine Blicke sogen
Und starrten straßenauf dem Zuge nach,
Ergossen straßenab sich Menschen-Wogen,
Die, rufend, jauchzend, freud'gen Taumels voll,
Den Zug verdrängten und vorüberzogen:
Es war der Ruf, der aus dem Strom erscholl,
Der, wie des sturmerregten Meeres Tosen,
Betäubend laut und immer lauter schwoll:
„Hoch lebe, hoch! der König der Franzosen!"

15. Chassané und die Waldenser.

Geschichtlich. 1540.

Der heil'gen Kirche waren zwei Pilaster
Von Arl' und Aix die würdigen Prälaten
Ankämpfend wider Ketzerei und Laster.
Das Unkraut auszujäten aus den Saaten
Der Wahrheit und zu werfen in die Glut,
Bezweckten unabläſſig ihre Thaten
Waldenſer wird genannt die Otterbrut.
Auf jener Antrieb hat zu Recht erkannt
Das Parlament, verfemet iſt ihr Blut.
Es gilt für Recht: Lebendig wird verbrannt,
So Weib als Mann, ſo viele ihrer ſind,
Die zu dem falſchen Glauben ſich bekannt;
Mit ihrer Aſche ſpielen ſoll der Wind;
Es fällt dem Schatze zu, was ſonſt ihr eigen,
Nebſt Hab' und Gut auch das unmünd'ge Kind;
Wo blühend ihre Städt' und Dörfer ſteigen,
Soll ebnen, Schutt und Aſche, ſich der Grund,
Und da die Wildnis fluchbelaſtet ſchweigen.
Solch Urteil ſprach der Richter ſtrenger Mund;
Vollziehen laſſen ſoll's der Präſident;
Den Schergen wird durch ihn ihr Blutamt kund.
Die Feder ſchon berührt das Pergament,
Da fühlt er leiſe ſich den Arm gehalten,
Und einer thut's, den er von Jugend kennt.
Alenius ſpricht: „Sei drum nicht ungehalten!
Wirſt, Chassané, noch immer Zeit genug
Zu deines Namens Unterſchrift behalten.
Dein Blutwerk, mein' ich, duldet den Verzug;
Ich will aus deiner eigenen Geſchichte
Dir ins Gedächtnis rufen einen Zug;
Du biſt mir Zeuge, daß ich's nicht erdichte:
Einſt kamen her die Bauern und verklagten
Die Mäuſe vor dem geiſtlichen Gerichte,

„Chassané und die Waldenser.“ „Deutſcher Muſenalmanach f. d. J. 1834.“ S. 148. Hſ. auf der königl. Bibliothek zu Berlin. 2 Seiten 4°. — 9. „verfemet iſt“, verfemet war, Hſ. geſtr. — 10. Hſ. urſpr.: Lebendig werde, gilt für Recht, verbrannt. — 20. „Vollziehen“, Zum Vollzug bringen, Hſ. geſtr.

Die Mäuse, die das liebe Korn zernagten,
Und, wie der Böse nur es stiften kann,
Sie sonder Zahl auf Feld und Tenne plagten.
Die Bauern trugen auf Vergeltung an,
Die Mäuse, die so vieles doch verbrochen,
Zu strafen mit der Kirche Fluch und Bann.
Den Mäusen ward ein Anwalt zugesprochen; —
Wer war der Anwalt, hätt' ich dich zu fragen,
Der Ketzer, denen ihr den Stab gebrochen? —
Der Advokat der Mäuse, wollt' ich sagen,
That an den Tieren redlich seine Pflicht
Und wehrte klug den laut erhob'nen Klagen:
„Die Mäuse sind von Gott, vom Bösen nicht;
Da lasse nicht der Mensch den Mut erschlaffen
Und ziehe nicht den Schöpfer vor Gericht!"
Er kämpfte siegreich mit des Rechtes Waffen,
Es wurde frevelnd nicht geflucht den Wesen,
Die Gott in seiner Weisheit auch erschaffen.
Du, Chassané, du bist es selbst gewesen,
Den Gottes ewige Gerechtigkeit
Zur Abwehr dieser Sünde hat erlesen.
Die Mäuse hast vom Bannfluch du befreit;
Als Mäuse zu verteid'gen es gegolten,
Da kannte doch dein Herz Barmherzigkeit;
Ich will nicht glauben, Richter unbescholten,
Daß Menschen, die zum Scheiterhaufen wallen,
Es Stein in deinem Busen finden sollten.
Du unterschreibst nicht? läßt die Feder fallen?
Hab' Dank!" Sie drückten schweigend sich die Hand;
Der Ketzer Sache sollte so verschallen.
Doch die Prälaten! Nach vier Jahren stand
Es wieder anders, da erhellten fern
Die Scheiterhaufen das erschreckte Land,
Und jene sangen: „Lobet Gott den Herrn!"

16. Die Predigt des guten Briten.

(Wahre Anekdote.)

Als Anno Dreiundachtzig sich zum Krieg
Gerüstet Engeland und Niederland,
Ward beiderseits gebetet um den Sieg.
Ein ausgeschrieb'ner Buß- und Bettag fand
In beiden Ländern statt, doch um acht Tage
Früher in Holland als in Engeland.
Hier stand ein Prediger vom alten Schlage
Nach kräft'ger Predigt betend am Altar
Und führte vor dem Höchsten seine Klage:
„Du wirst dich noch erinnern, Herr, es war
Am letzten Sonntag, die Holländer brachten,
Wie heute wir, dir Bußgebete dar.
Wie Jakob einst den Bruder Esau, dachten
Sie uns um deinen Segen zu betrügen,
Wenn sie die ersten an dein Ohr sich machten.
Glaub' ihnen nicht! trau nicht den Winkelzügen
Der falschen Otterbrut; ihr gutes Recht
Und frommes Thun sind eitel, eitel Lügen!
Glaub' uns und mir, ich bin dein treuer Knecht,
Ich habe mit der Lüge nichts zu schaffen;
Wir Engeländer sind ein fromm Geschlecht;
Sei du mit uns und segne unf're Waffen!"

17. Bisson vor Stampalin
am 4. November 1827.

(Nach dem Berichte des Seeministers in der Sitzung der französischen Kammer der Abgeordneten vom 5. April 1828.)

„Zum Unheil hat uns nur der Sturm verschont,
Der uns verschlagen hat vor Stampalin,
Das Nest, wo dieses Raubgesindel wohnt.

„Die Predigt des guten Briten. (Wahre Anekdote.)" A. v. Chamissos Werke (1836) 4, 46. — „Bisson vor Stampalin." Gedichte 1831. S. 288. Stampalia (griech. Astropalia) ist eine Insel des aegeischen Meeres. Chamisso hat das Gedicht mit einer Zueignung an Fouqué versehen. (Hempel 1, 508.)

„Du hast an meinen Liedern
Wohl oft nicht deine Lust;
Nun will ich Anklang wecken
In deiner alten Brust.

Die zwei Gefang'nen, welche sich vorhin
Befreiten, schwimmend an das Land begaben —
O, diese zwei —! Versteh' mich, Trementin:
Zu ihrem Neste flogen diese Raben,
Und einem Kampfe sehen wir entgegen,
Wo nicht zu siegen wir die Hoffnung haben.
Doch sind uns schon die Räuber überlegen,
Noch steht uns, nicht besiegt zu werden, frei;
Wir können thun, wie wack're Leute pflegen.
Lebt einer noch von beiden, wer es sei, —
Zur Pulverkammer — schnell! — du bist ein Mann —
Vorsorglich brennt die Lunte schon dabei!" —
Drauf Trementin: „Ich dachte so daran:
Du, Bisson, oder ich — es fliegt in Rauch
Die Brigg auf, eh' der Feind sich freuen kann!"
Sie drückten sich die Hand. Kein Wind, kein Hauch
Durchschwirrt das schlaffe Tauwerk. Stumm die Nacht.
Schlagfertig liegt das Schiff nach gutem Brauch.
Nur fünfzehn Tapf're sind der Franken Macht;
Auf zweien Misticks neunmal fünfzehn kommen,
Die Gegenwehr zu finden kaum gedacht.
Sie rudern her; — der Kampf ist schon entglommen.
Geschützesdonner, Kriegesstimmen hallen;
Sie entern, der Verdeck ist eingenommen.
Es sind von fünfzehn neune schon gefallen,
Und Bisson blutet selbst aus schweren Wunden;
Er rafft sich auf und läßt den Ruf erschallen:
„Auf! Über Bord, wer nicht den Tod gefunden!"
Es springen die Gefährten in die Flut,
Er selbst ist in den Schiffsraum schnell verschwunden.
Und der Pirat, der nun vom Streite ruht,
Der nicht zu morden findet einen mehr,
Beschauet sich den Raub in Uebermut.

Laß unter diesen Bäumen
Die schon der Herbst entlaubt,
Wie ehedem uns lagern
Und lehn' an mich dein Haupt!
So recht: Nun will ich singen,
Du höreſt unverwandt,
Und hab' ich's recht getroffen,
So drückst du mir die Hand."

Da flieget donnernd auf das Schiff, das Meer
Mischt gischend sich mit Trümmern und mit Leichen;
Ein Dampfgewölk bedeckt es stumm und schwer;
Und Bissons Name strahlet sondergleichen.

18. Don Raphaels letztes Gebet.

(Spanisch.)

Der ich zuerst das Freiheitswort gesprochen,
Das mächtig wiederhallende, muß sterben,
Und schon ist über mich der Stab gebrochen.
Ich wende mich zu deinem Kreuz im herben
Moment, das Blutgerüste zu besteigen,
Und bete: Herr, laß Gnade mich erwerben!
Mir ward hienieden hoher Ruhm zu eigen,
Ich gebe mich versöhnt in deine Hut,
Des Hasses und der Rache Stimmen schweigen.
Der aber sich befleckt mit meinem Blut —
Vergieb ihm, Herr! die Fülle seiner Schande
Sei Sühne dir! er weiß nicht, was er thut.
Ich meint' es treu mit meinem lieben Lande,
Vermaß mich — — Aber du vermagst's allein —
Es hat gefühlt, geschüttelt seine Bande.
Du rufest meine Träume bald ins Sein,
Die blut'ge Röte deutet auf den Morgen,
Die Sonne bricht hervor, ihr Sieg ist dein.
Dem ich gelebet, sterb' ich, sonder Sorgen
Für and're Güter, liebe, hoffe, glaube;
Dir sind mein Herz, die Zukunft nicht verborgen.
Und hab' ich mich gewälzet auch im Staube,
Gesündigt als ein schwacher Menschensohn,
Du giebst mich nicht dem argen Feind zum Raube.
Mit eh'rner Zunge ruft die Glocke schon, —
Wohlan, ich war's, ich bin's, und bin bereit;
Den Trommeln bietet meine Stimme Hohn.

„Don Raphaels letztes Gebet." Gedichte 1831. S. 290.

Sie hallte ja durch Spanien weit und breit
Und streut' in vieler Herzen schon den Samen;
Der Spanier hört, was Riegos Blut ihm schreit —
Du, Herr, empfange meine Seele! Amen!

19. Die Verbannten.

1. Woinarowski.

— 1749. —

Nach dem Russischen des Relejeff.*)

Ein Reich des Winters starrt das öde Land,
Durch welches sich die breite Lena windet
Zu einem ewig eisumtürmten Strand.
Auf Schnee, auf frosterstarrter Rinde findet
Sich wegbar nur das ausgespannte Moor,
Von dem die weiße Decke kaum verschwindet.
Im weiten Kreise blickt daraus hervor
Ein schwarzer Föhrenwald und scheinet schier
Auf kaltem Leichentuch ein Trauerflor.
Aus Balken grobgezimmert, reihen hier
Sich dunkle Jurten längs dem Fluß: die Stadt
Des Schreckens in der Schreckenisse Revier, —
Jakuzk, an Kerkers und an Grabes Statt
Bestimmt, die Unglückseligen zu hegen,
Die schon das Leben ausgespieen hat.
Wer ist, der dort auf unbetret'nen Wegen
So heimlich düster durch die Nebel schleicht,
Die kalt am Morgen auf das Moor sich legen?

*) Das Gedicht Woinarowski von Relejeff, seinem Freunde Bestujeff zugeeignet, erschien in St. Petersburg im Jahre 1825. Relejeff bestieg bald darauf als Verschworner und Empörer das Blutgerüst, und Bestujeff ward nach Sibirien verbannt.

„Die Verbannten." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1832." S. 210. Adolf Erman, der Sohn von Chamissos Jugendfreunde Paul Erman (1806—1877) erzählte seine Begegnung mit Alexander Bestujeff in seiner „Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Oceane in den Jahren 1828, 1829 und 1830. Erste Abteilung: Historischer Bericht". Berlin 1838 2, 269 ff. Sein mündlicher Bericht hatte Chamisso zur Übertragung und Erweiterung von Ruiléjeffs Versen veranlaßt. Der merkwürdige Parallelismus der Begegnungen von Müller und Woinarowski, dem Schwesterjohn Mazeppas, von Erman und Bestujeff scheint Chamisso gefesselt zu haben. Historische Daten über die Persönlichkeiten des ersten Gedichtes giebt Erman a. a. O. S. 272*). Die Schilderung Ermans ist als bester Kommentar zu den beiden Gedichten im Anhange dieser Ausgabe mitgeteilt. — „Relejeff ... verbannt" fehlt Musenalm.

Mit kurzem Kaftan, Gurt und Mütze gleicht
Er dem Kosaken von des Dniepers Auen;
Das Alter nicht hat so sein Haar gebleicht.
Und die zerstörten Züge! welch ein Grauen
Flößt dieses Antlitz ein! des Henkers Mal
Ist aber auf der Stirne nicht zu schauen. —
Und dort am Walde hält er auf einmal,
Erhebt gen Westen schmerzensüberwunden
Zugleich die Arme mit der Augen Strahl;
Und so wie Blut aus tiefen Herzenswunden,
Entquillt ein Schrei: „O du mein Vaterland!"
Er ist im Waldesdickicht schon verschwunden.
Wer ist, wer war er, eh' der Unbestand
Ihn des Geschickes in den Abgrund raffte?
Wie heißt der Waldbewohner? — Unbenannt.
Wen her das schwarzverdeckte Fuhrwerk schaffte,
Ein Sarg lebend'ger Toten, ist verschollen,
Und stumm verhüllt sich dieser Rätselhafte. —
Um Opfer edlem Wissensdurst zu zollen,
Hat Müller zu der Zeit dies Land bereist
Und zu Jakuzk den Winter dulden wollen.
In dürft'ger Hütte lebt' er und verwaist,
Ein Menschenfreund und Priester der Natur,
Wofür die Nachwelt seinen Namen preist.
Erholung war die Lust der Jagd ihm nur!
Oft lockten in den Forst ihn seine Hunde
Auf leichtem Schneeschuh auf des Rennes Spur.
Des Weges einst vergessen und der Stunde,
Fand er am späten Abend sich allein,
Verirrt, erschöpft, erstarrt im Waldesgrunde.
Die Kälte frißt am Leben; ohne Schein
Hat über ihm der Himmel sich bedeckt,
Er hüllt gefaßt zum letzten Schlaf sich ein;
Und bald hat ein Geräusch ihn aufgeschreckt:
Ein flüchtig scheues Renn durchfliegt den Tann,
Ein Schuß — es liegt zu Boden hingestreckt.

38. „Müller." Der Historiker Gerhard Friedrich Müller, geb. 1705 zu Herford in Westfalen, wurde 1725 von Peter I. nach Rußland berufen. Als Mitglied der ersten gelehrten Expedition nach Sibirien (1733—43) sammelte er wichtige Beiträge zur Ethnographie Asiens („Sammlung russischer Geschichten") und befreundete sich in Jakuzk mit Woinarowski.

Und dort erscheint er, der den Schuß gethan,
Der Sträfling, dessen Anblick, sonderbar,
Den Unerschrockensten verwirren kann.
Er starrt ihn an und zweifelt, ob sich dar
Errettung bietet, oder ihn bedroht
Vom wilden Schützen andere Gefahr?
Und schnell bestimmt den Zweifelnden die Not:
„Blick' her und übe du Barmherzigkeit!
Ein Mensch wie du erwartet hier den Tod.
Gieb auf den Weg zur Stadt mir dein Geleit!
Ich bin verirrt." Drauf jener: „Hör' ein Wort!
Die Nacht wird dunkel, und der Weg ist weit;
Nicht aber fern ist meine Jurte dort;
Geschlagen hat auch dich des Schicksals Tücke,
Es bietet dir mein Elend einen Port.
Da ruhest du und hoffst und träumst von Glücke;
Ich aber ruhe, hoffe, träume nicht,
Und scheint der Morgen, führ' ich dich zurücke."
Und ob den Worten staunend, die der spricht,
Erhebet Müller sich und folgt dem Alten,
Der durch die Wildnis ihm die Bahnen bricht.
Beschwerlicher wird stets der Pfad zu halten;
Sie schreiten schweigend zu, der Urwald schweigt,
Nachhallend nur von frostgeriss'nen Spalten.
Die Nacht hat sich gesenkt, die Kälte steigt,
Und Müller unterliegt den Mühen fast,
Als spät und einsam sich die Jurte zeigt.
Sie treten ein; der Jäger sorgt mit Hast,
Des Feuers Macht aufs neue zu beleben,
Die knisternd bald das dürre Reisig faßt.
Und wie die Flammen lodernd sich erheben,
Erschimmern an den Mauern Waffen blank,
Die ringsher Wiederschein der Lohe geben.
Der Wirt beschickt die Lampe, rückt die Bank
Dem Herde näher und den Tisch herbei,
Den er versorgend deckt mit Speis' und Trank.
Er grüßt den Gast; es setzen sich die zwei,
Der Wärme sich zu freuen und der Speise,
Und aus dem Herzen quillt die Rede frei.

Gar inhaltschwere Worte läßt der Greise
In dieser weltvergess'nen Wildnis hallen,
Die Nachklang wecken möchten aus dem Eise:
„Du bist ein Deutscher; alle Schranken fallen,
In denen ich vor Russen mich verbaut;
Die Sprache meines Herzens darf erschallen.
Und nun erschreckt mich meiner Stimme Laut,
Der, halbvergessen, spät herauf beschwört
Den Traum, dem, jung und gut, ich einst vertraut.
Dich hat nicht so wie mich der Traum bethört,
Doch träumt ihr auch im Schlaf, wann mächt'gen Klanges
Ihr Deutsche solches Wort erdröhnen hört.
Du wirst mich fassen. Freiheit! Freiheit! klang es
Am Dnieper durch die Ebnen wundervoll;
Der Ton erweckte mich, mein Herz verschlang es.
Des manngeword'nen Jünglings Busen schwoll,
Ich fand dem Heldenfürsten mich gesellt,
Aus dessen Mund der mächt'ge Ruf erscholl.
Erkenne, den das Elend so entstellt, —
Ich war Mazeppa's Freund in meinen Tagen,
Und Woinarowski nannte mich die Welt.
Nicht langsam schmerzlich will ich wieder sagen,
Was in das Buch mit eh'rnem Griffel schon
Der Genius der Zeiten eingetragen.
Man weiß genug, wie Karl, des Sieges Sohn,
Verwegen unsern Zwingherrn lang' bekriegte
Und fast erschütterte der Zaren Thron,
Wie noch mit unserm Blut der Schwede siegte,
Als wir Ukrainer schlugen seine Schlachten,
Und falsch die Hoffnung kurze Zeit uns wiegte.
Weh über uns! daß wir an Fremde dachten,
Wo eig'ne Kraft für eig'nes Recht nur galt;
Ein Bund der Sünde war es, den wir machten.
Pultawa, deine Donner sind verhallt;
Ein Flüchtling ist der Schwede, wir vernichtet,
Erliegen zähneknirschend der Gewalt.
Kein Kreuz steht auf dem Hügel aufgerichtet,
Worunter du, Mazeppa, moderst nun,
Dem Türken um die Spanne Grund verpflichtet.

Mir ward es nicht zu teil, bei dir zu ruh'n;
Der deinen letzten Hauch ich eingesogen,
Ich hatte nichts beim Türken mehr zu thun.
Als sich gelegt des wilden Krieges Wogen,
Wollt' ich zu meinem Weibe heim mich schleichen,
Von namenloser Sehnsucht hingezogen.
Mein armes Land! ein Anblick sondergleichen!
Rings lagen ausgestellt zum Fraß den Raben
Der Besten meines Volks zerteilte Leichen.
Wie Wut ich bei dem Anblick weinte, haben
Die Schergen mich ergriffen, fortgeführt,
In diese Wüstenei mich zu vergraben.
Ich glaube, daß du weinst, du bist gerührt;
Ich habe solchen Tau seit vielen Jahren
In diesen dürren Höhlen nicht verspürt.
Als ich gewürfelt mit dem großen Zaren,
Und Lieb' und Haß im Busen noch gestrebt,
Da hab' ich wohl gewußt, was Thränen waren.
Ich bin erstorben nun, und kaum erhebt
Sich schweifend noch mein Blick nach Westen hin,
Das Land begehrend, wo ich einst gelebt.
Und doch, wie immer ich gebrochen bin,
Wie meine Brust erkaltet und zerrissen,
Es glimmt der heil'ge Funken noch darin.
Du, Guter, hast in meinen Finsternissen
Teilnehmend und gerührt auf mich gesehen;
Du sollst mein heimlich Heiligstes noch wissen.
Komm mit hinaus! — Dort wo die Föhren stehen,
Des Mondes Sichel wirft den blassen Schein,
Dort wirst das dunkle Kreuz du ragen sehen.
Ich lade dich zur Lust des Schmerzens ein,
Die letzte, heil'ge, so ich treu erfunden;
Du bist am Ort, hier ruhet ihr Gebein.
Als von der Heimat spurlos ich verschwunden,
Hat sich mein Weib mit Liebesheldenmut,
Mich in der Welt zu suchen, unterwunden.
Und irre schweifend hat sie nicht geruht,
Zwei Jahre sind der Dulderin verstrichen,
Bis sie gefunden ihr verlor'nes Gut.

Doch ihre schon verzehrten Kräfte wichen,
Und als der Winter kam, da ging's zu Ende,
Da ist in meinen Armen sie erblichen.
Hier haben aufgerissen meine Hände
Den harten, durchgefror'nen Schoß der Erde
Und ihr gegeben meine letzte Spende.
Und hier, bei meinem Lieb- und Lebensherde,
Hier ist es, wo ich dir auf heil'gem Grunde
Mein and'res Heiligtum vertrauen werde,
Die letzten Worte, die mit blassem Munde
Mazeppa vor dem staunenden Genossen
Prophetisch ausrief in der Sterbestunde:
„Was wir geträumt, noch war es nicht beschlossen;
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen,
Umfassen eine halbe Welt — Geduld!
Im Spiegelschein der Sonnen eitel schimmern,
Das Herz von Übermut geschwellt — Geduld!
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."
Der Alte schwieg. Auf seinem Angesichte,
Dem schaurig wiederum erstarrten, schwand
Der Strahl, der es erhellt mit flücht'gem Lichte.
Und Müller, wunderbar ergriffen, stand
Gedankenvoll zur Seite dem Gefährten
Und drückte stumm dem Schweigenden die Hand.
Die beiden endlich sich besinnend, kehrten
Zur Siedelei zurück, wo halbverglommen
Des Herdes letzte Gluten sich verzehrten.
Da sprach der Greis: „Laß itzt den Schlaf dir frommen,
Der mich vergessen hat seit langen Jahren;
Die Nacht verstreicht, der junge Tag wird kommen;
Der führt zurück dich zu der Menschen Scharen,
Wo dieser Nacht Erinn'rung dir verbleicht;
Ich werd' im wunden Herzen sie bewahren."
Vergessen mochte Müller nicht so leicht;
Er hat ihn oft besucht und oft dem Sohne
Der Schmerzen lindernd milden Trost gereicht;

Hat vor der Zarin Anna höchstem Throne
Für ihn gebeten und für sich begehrt
Des Alten Gnade nur zu eig'nem Lohne.
Als wiederum der Winter wiederkehrt,
Wird Antwort von der Zarin ihm zu Teile:
„Dir ist, was du gebeten hast, gewährt."
Die Lust des Glücklichen kennt keine Weile;
Nach jenem Walde hin! Er hält sich kaum,
Betreibend schnell die Fahrt mit freud'ger Eile.
Die Narte, rennbespannt, durchfliegt den Raum,
Sie macht im Walde vor der Jurte Halt;
Er überläßt sich noch dem süßen Traum.
Er ruft dem Freunde zu; der Ruf verhallt —
So schaurig stumm, die Thüre dort verschneit! —
Er tritt hinein: das Inn're leer und kalt. —
Kein Feuer brannte hier seit langer Zeit;
Er späht umher: des Jägers Waffen hangen
Vollzählig, wohlgeordnet dort gereiht.
Wo ist, der hier gehauset, hingegangen? —
Er suchet ihn mit düst'rer Ahnung Schauern
Am Grab, das seines Herzens Herz empfangen.
Wie Bilder auf der Fürsten Gräbern trauern,
So sieht er sonder Regung dort gebannt
Ein Jammerbild am Fuß des Kreuzes kauern.
Gestützt auf beide Hände, hingewandt
Gen Westen, starr das Angesicht, das bleiche:
Das war, den Woinarowski man genannt.
Schon halb verschüttet war vom Schnee die Leiche.

2. Bestujeff.

— 1829. —

„Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."
So klang es zu Jakuzk beim Sternenlichte
In kalter Nacht. Ein rüst'ger Jäger sang,
Gar selt'nen Reiz verleihend dem Gedichte.

238 „war vom Schnee", hat der Schnee, Musenalm.

Ein fremdes Ohr belauschte den Gesang,
Ein Mann, der jüngst, der Wissenschaft zu frönen,
Bis hieher in das Reich des Winters drang:
„Wer bist du, der die Nacht belebt mit Tönen?“ —
„Wer du, der du mich fragst? das Lied ist mein,
Du wirst es nicht zu singen mich entwöhnen.“ —
„Gefraget hat ein Fremder dich allein,
Weil ihn des Liedes mächt'ger Klang erfreute;
Es lag ihm fern, unfreundlich dir zu sein.“ —
„Sei mir gegrüßt! und nicht zum Argen deute
Der ungemess'nen Rede flücht'ge Hast,
Dieweil mir stolz zu sein geziemet heute.
Komm in mein Haus, sei des Verbannten Gast!
Ich werde dir berichten sonder Säumen,
Was du zu wissen Lust bezeuget hast.
Ich bin in dieses meines Grabes Räumen
Ein freier Mann und bin die Nachtigall,
Die hier allnächtlich singt von ihren Träumen.
Mir bleibt der freien Stimme voller Schall,
Die volle Lust des ungebroch'nen Mutes,
Und der ich bin, der bin ich überall.
Die Erde lehrt mich, und der Himmel thut es,
Die Sterne, welche kreisend zu mir sagen:
Es treibt uns unabläßig, nimmer ruht es.
Sieh' scheitelrecht dort über dir den Wagen,
Noch lenkt er aufwärts, strebet noch hinan,
Um zu der Tiefe jenseits umzuschlagen.
Ich bin zur Tiefe kommen meiner Bahn,
Ich oder and're müssen wieder steigen,
Und was ich träumte, war kein leerer Wahn.
Das wird am Tag der Völker bald sich zeigen;
Denn hält die Wage schwankend sich noch gleich,
So muß die volle Schale doch sich neigen.
Gewürfelt hab' ich um ein Kaiserreich;
Noch einmal ist der kühne Wurf mißlungen, —
Er bot die Brust entblößt dem Todesstreich!

246. „Ein Mann“, Erman, Musenalm.

Ich bin Bestujeff, welchen viele Zungen
Relejeffs Mitverschworenen genannt,
Dem er sein hohes Schwanenlied gesungen,
Das Lied von Woinarowski, wo entbrannt
Für Freiheit, er sein Heiligstes gegeben,
Weil, scheint es, er sein Los vorausgekannt.
Noch hallt das Lied, zur Nachwelt wird es schweben,
Er aber hat das Blutgerüst bestiegen;
Ich muß ihn zu Jakuzk noch überleben!
Dein Woinarowski sah dich unterliegen,
O mein Mazeppa, und bewahrt dein Wort
In seines Herzens Schreine goldgediegen.
Du and'rer Müller stehst am selben Ort,
Um wieder gleiche Bilder zu betrachten.
Die nimm du im Gedächtnis mit dir fort!
Und wenn die guten Götter heim dich brachten,
So gieb den Stoff dem Dichter zum Gedicht;
Er leb' im Lied, den sie zu töten dachten!
Das wird der and're Sang, der letzte nicht;
Heil aber, dem der dritte vorbehalten!
Der dritte heißt Vergeltung und Gericht."
Wie drohend noch Bestujeffs Worte hallten,
Ward Licht am nord'schen Himmel ausgegossen.
Und einen Bogen sah man sich gestalten;
Und aus dem Bogen blut'gen Lichtes schossen
Gen Süden wundersame Funkengarben,
Die neigend sich zum Horizont verflossen;
Mit Zitterscheine wechselten die Farben!
Die Sterne wie der Lohe Säulen stiegen,
Verloren ihre Strahlen und erstarben.
Nach Norden starrten beide hin und schwiegen.

20. Ein Gerichtstag auf Huahine.

Im Herbst 1822.

Ellis, Polynesian researches II. pag. 457. Pomare II., König von Tahiti, erhielt, der erste unter den Insulanern dieser Gruppe, die Taufe zu Papaoa auf Tahiti am 14. Juli 1819. Am 13. Mai desselben Jahres waren daselbst die ersten geschriebenen Gesetze in feierlicher Volksversammlung angenommen und ausgerufen worden. Erst im Mai 1822 erhielt die Insel Huahine auf gleiche Weise ihr erstes Gesetzbuch. Oro war auf diesen Inseln der Gott des Kriegs, dem menschliche Opfer geschlachtet wurden.

Pomares hohe Wittib ist erschienen
Auf Huahin', ein königlicher Gast,
Und Volk und Fürsten eifern, ihr zu dienen;
Sie strömen her aus allen Thälern fast,
Tahitis Herrin huldigend, und bringen
Zu ihren Füßen der Geschenke Last.
Es bilden ihren Hofstaat und umringen
Sie ihrer Mannen viele, was ersann
Die Königin, willfährig zu vollbringen.
Von diesen einer kam, der Zimmermann:
„Zum Bau des Schiffes fehlt ein starker Baum;
Erhab'ne Herrin, weise den uns an!"
Drauf sie: „Dort seht in jenes Hages Raum
Den Brotfruchtbaum die volle Krone wiegen,
Den fällt, den bessern findet ihr doch kaum!"
Die Axt ward angelegt und mußte siegen,
Der Stamm ward fortgeschafft; der Eigner fand
Am Abend, als er kam, die Äste liegen.
Er war ein armer Mann von niederm Stand,
Ein rechtlicher, er nannte sich Tahute;
Die Missionare haben ihn gekannt.
Er forscht umher und fragt mit trübem Mute:
„Ihr lieben Nachbarn, sagt mir, was ihr wißt:
Wer hat gefrevelt hier an fremdem Gute?"

„Ein Gerichtstag auf Huahine." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1833." S. 326. — „Oro war ... geschlachtet wurden" fehlt im Musenalm. Im „Tagebuch" der Reise um die Welt (Koch 3, 226) äußert sich Chamisso über die Missionsthätigkeit auf den Inseln des stillen Oceans: „Die Volkstümlichkeit," bemerkt er dabei, „die vor dem aufgehenden Christentum untergehen muß, habe ich geschaut, und sie ist mir wert geworden; daß ich um sie trauere, spreche ich unumwunden aus, daß ich aber der Mann des Fortschrittes bin und höher mir der Geist des Christentums mit seinen Segnungen gilt, glaub' ich in meinem Gedichte 'Ein Gerichtstag auf Huahine' an den Tag gelegt zu haben."

Wie er es hört, die Ungebühr ermißt,
Die ihm von der Gewaltigen geschehen,
Dem Manne, der aus niederm Stand nur ist,
Beschließt er vor den Richter gleich zu gehen:
„Es kamen auf, seit Christi Wort erscholl,
Gesetze; soll die Willkür fortbestehen?“
Ori, der Richter, hört ihn kummervoll
Und sendet alsobald den Boten hin,
Der vor Gericht die Fürstin laden soll. —
Ori, der Richter spricht durch mich: „Ich bin,
Der morgen wird am Quell das Buch entfalten;
Dich lad' ich dort in Ehrfurcht, Königin.“
Und wie des Morgens erste Stimmen hallten,
Die Dämm'rung mit der Finsternis noch rang,
Und das Gebirg' begann sich zu gestalten,
Im kühlen Seewind noch die Palme schwang
Ihr luft'ges Haupt, und nun aus dunkler Flut
Der Siegesschild der Sonne flammend sprang:
Da saß Ori zu des Gesetzes Hut,
Am Quell des Hügels mit dem Buche schon,
Worauf des Unterdrückten Hoffnung ruht.
Schon drängte sich zu einer weiten Kron'
Um ihn das Volk; es saß zu seiner Rechten
Bereits die Fürstin auf erhab'nem Thron,
Und eine Schar von Höflingen und Knechten
Umlagerte die Herrin; noch verlor
Sich in dem Haufen, dem es galt zu rechten.
Der Richter rief und hielt das Buch empor:
„Hier gilt das Recht; wer klagen darf, der klage!“ —
Da trat Tahute aus dem Volk hervor:
Es stand ein Brotfruchtbaum in meinem Hage,
Der sieben Mond' im Jahr mich nebst den Meinen
Ernährt' und Schirm uns gab am heißen Tage.
Ich hatte selbst mein Haus mir unter seinen
Weit ausgespannten Ästen auferbaut
Und durfte wohlgemut mich glücklich meinen.
Blick hin! von diesem Abhang überschaut
Dein Blick dort unten das bewohnte Thal;
Siehst du die Stütze noch, der ich vertraut?

Dort ragt mein nacktes Dach im Sonnenstrahl,
Dabei ein leerer Raum, — die weite Wunde,
Die Lücke, — sieh! das ist des Frevels Mal.
Denn gestern kam ich heim zur Abendstunde, —
Verwaiset und verwüstet war der Ort;
Ich forschte händeringend nach der Kunde;
Zerhauen lagen rings die Äste dort,
Der Wurzelstock verweinte seinen Saft,
Allein der Stamm, der mächt'ge Stamm war fort.
Sie sagen aus: Dies Unheil hat geschafft
Tahitis Königin, ihr Wille war es,
Durch ihrer Mannen übermüt'ge Kraft.
Ich weiß nicht, ob sie Falsches oder Wahres
Berichten; laß sie reden, wann ich schweige;
Von ihnen und der Königin erfahr' es!
Ich aber frage nun, indem ich zeige,
Bekräftigend, ich sei befugt zu fragen,
Hier meines abgehau'nen Baumes Zweige:
Was gilt nun das Gesetz, von dem sie sagen,
Es sei erdacht zu unserm Schutz und Frommen,
Die üpp'ge Macht der Willkür zu zerschlagen?
Uns ist das Licht der heitern Luft verglommen, —
Ihr saget ja, daß ihr an Christum glaubt! —
Und soll die Zeit des Blutes wiederkommen?
Nehm' auch mein Leben, wer mein Gut mir raubt;
Und mög' ich liegen auf Oros Altar,
Wie blutig einst schon meines Vaters Haupt!
Als seine Tempel standen, ja, da war
Die volle freud'ge Kraft noch unbezwungen,
Die wogend Krieg und süße Lust gebar.
Ward in der Männerschlacht der Speer geschwungen,
Galt doch das Leben nur dem Dienst der Lust,
Und nur das Lied der Freude ward gesungen.
Nun schlägt der Sünder an die hohle Brust;
Gesang und Waffenschall sind gleich verhallt;
Der stille Sabbat jammert dem Verlust.
Ich selber bin nun worden schwach und alt,
Und wieder zweifelnd frag' ich das Gericht:
Gilt euer Recht? gilt wieder die Gewalt?"

Er schwieg. Darauf Ori: „Der Kläger spricht,
Du habest, Herrin, seinen Baum gefällt;
Ist solches wahr?“ Und sie: „Ich leugn' es nicht.“ —
„Dir sei die eine Frage noch gestellt:
Hast du gewußt, daß wir Gesetze haben,
Und nicht der Eigenmacht gehört die Welt?
Geschriebene Gesetze, die uns gaben,
Nachdem wir selbst darüber uns vereint,
Die, so nächst Gott sind über uns erhaben?“ —
„Ich wußt' es — ja! doch hab' ich auch gemeint,
Den gottbestellten Herrschern sei verblieben
Die Macht, die selbst ihr zu verkennen scheint.“ —
„Hier ist das Buch; wo steht darin geschrieben,
Den Herrschern vorbehalten sei die Macht,
Zu halten und zu brechen nach Belieben?“
Sie schwieg, den stolzen Blick verhüllt in Nacht.
Den ihre Diener hatten holen müssen,
Ein Beutel Piaster ward vor sie gebracht;
Sie winkte herrisch, zu des Klägers Füßen
Die königliche Spende zu verstreuen,
Und dachte, so für ihren Fehl zu büßen.
„Nicht also!“ hub der Richter an von neuen;
„Erst sprich: war recht die That, die du begangen,
Und scheinest jetzt, o Herrin, zu bereuen?“
Sie sagte: „Nein! — ich habe mich vergangen.“
Ihr Antlitz überflog ein roter Schein,
Und Thränen stürzten über ihre Wangen.
Der Richter sprach: „Der Kläger darf allein
Den Preis bestimmen dem Gesetze nach.
Tritt vor und sod're du, so soll es sein!“
Tahute trat zum andern vor und sprach:
„Ich habe, was ich nur gewollt, erreicht;
Gebüßet hat ihr Mund, was sie verbrach.
Behalte, Herrin, deine Piaster; leicht
Und mütterlich ernähret mich die Erde,
Den nicht der Zorn ob Unbill mehr beschleicht.“

119. „Piaster“, Piastern, M., ebenso unten V. 135.

Darauf Ori: „Ihr hört, daß der Beschwerde
Entsagt hat, der die Klage hier erhoben,
Und fürder Rechtens nichts begehret werde.
Ihr mögt in Frieden geh'n und Christum loben!"

21. Der Stein der Mutter oder der Guahiba-Indianerin.

(Humboldt: „Voyage aux régions équinoxiales." Liv. 7. Ch. 22. Ed. 8. V. 7. p 286.)

Wo durch die Eb'nen in der heißen Zone
In ihrem stolzen Laufe sich gesellen
Der Orinoko und der Amazone,
Und wann zur Regenzeit die Ströme schwellen:
Unwirtbar, unzugänglich, wunderbar,
Der Urwald sich erhebet aus den Wellen:
Da herrscht im Wald der grause Jaguar,
Das Krokodil auf überfloss'ner Flur,
Den Tag verdunkelt der Mosquitos Schar.
Der Mensch ersteht, verschwindet ohne Spur,
Ein armer unbedachter Gast der reichen,
Der riesenhaft unbändigen Natur.

„Der Stein der Mutter oder der Guahiba-Indianerin." Gedichte 1831. S. 292. Alexander von Humboldt erzählt in dem citierten Werke (4°, 2, 410) die von Chamisso behandelte Episode in großer Breite: „Près de l'embouchure du Guascavi, une butte granitique qui s'élève sur la rive occidentale fixa notre attention: on l'appelle le Rocher de l'Indienne Guahiba ou le rocher de la mère, Piedra de la madre. Nous nous informâmes de la cause d'une dénomination si bizarre. Le père Zea ne put satisfaire notre curiosité; mais quelques semaines plus tard, un autre missionaire nous fit le récit d'un événement que j'ai consigné dans mon journal et qui excita chez nous les sentimens les plus douloureux. Si dans ces lieux solitaires, l'homme laisse à peine après lui quelque trace de son existence il est doublement humiliant pour un Européen de voir se perpétuer, par le nom d'un rocher, par un de ces monumens impérissables de la nature, le souvenir de la dégradation morale de notre espèce, celui du contraste entre la vertu du sauvage et la barbarie de l'homme civilisé!" — Dann folgt der Bericht, dem Humboldt noch folgende Betrachtung anhängt: „Tel est le souvenir attaché à ce funeste rocher, à la Piedra de la madre. Je ne me plais point, dans le récit de mes voyages, à m'arrêter à la peinture des malheurs individuels. Ces malheurs sont fréquens partout où il y a des maîtres et des esclaves, des Européens civilisés vivant à côté de peuples abrutis, des prêtres exercant la plénitude d'un pouvoir arbitraire sur des hommes ignorans et sans défense. Historien des pays que j'ai parcourus, je me borne généralement à indiquer ce que les institutions civiles et religieuses ont d'imparfait ou de funeste pour l'humanité. Si je me suis arrêté plus longtemps au Rocher de la Guahiba, c'est pour citer un exemple touchant de l'amour maternel chez une racé d'hommes si long-temps calomniée, c'est qu'il m'a paru utile de publier un fait que je tiens de la bouche des religieux de St.-François, et qui prouve combien le régime de ces missions mérite la surveillance du législateur." Kein Wunder, daß Chamisso, der Schätzer der sogenannten „Wilden", diesem energischen Hinweise gefolgt ist.

Es pflanzt der Missionar des Heiles Zeichen
An Flussesufern weit hinauf, wovor
Der Wildnis freie Söhne fern entweichen.
Am Atabapos-Ufer ragt empor
Ein Stein, der Stein der Mutter, wohlbekannt
Dem Schiffer, der den Ort zur Rast erkor.
So ward er unserm Humboldt auch genannt,
Als diesen Strom der Wildnis er befahren,
Von Wissensdurst und Thatenlust entbrannt.
„Der Stein der Mutter? Lasset mich erfahren,
Was redet dieser Stein mit stummem Munde?
Was soll für ein Gedächtnis er bewahren?"
Es schwiegen die Gefährten in der Runde.
Erst später, zu San Carlos angekommen,
Gab ihm ein Missionar die grauʼge Kunde:
„Einst ward von San Fernando unternommen
Ein Zug, um Seelen für den heilʼgen Glauben
Und Sklaven, die uns dienen, zu bekommen.
Des heilʼgen Ordens Satzungen erlauben,
Gewaltsam zu der Völker Heil zu schalten,
Und Heiden galtʼs am Guaviar zu rauben.
Es ward, wo Rauch vom Ufer stieg, gehalten;
Im Boote blieb, ein Betender, der Pater
Und ließ die rauhe Kraft der Seinen walten.
Sie überfielen, ohne Schutz und Rater,
Ein wehrlos Weib; mit seiner Söhne Macht
Verfolgte wohl den Jaguar der Vater, —
An Christen hatte nicht der Thor gedacht.
Und die Guahiba-Mutter ward gebunden
Mit zwei unmündʼgen Kindern eingebracht;
Sich wehrend, hätte sie den Tod gefunden,
Sie war umringt, ihr blieb zur Flucht nicht Raum;
Leicht ward sie, ob verzweifelnd, überwunden.
Es war, wie diese, schmerzenreich wohl kaum
Noch eine der Gefangʼnen, unverwandt
Rückschauend nach der heimʼschen Wälder Saum.
Entfremdet ihrer Heimat, unbekannt
Zu San Fernando, kaum erlöst der Bande,
Hat sich die Rasende zur Flucht gewandt.

Den Fluß durchschwimmend, nach dem Vaterlande
Entführen wollte sie die kleinen beiden;
Sie ward verfolgt, erreicht am andern Strande.
Drob mußte harte Züchtigung sie leiden;
Noch blut'gen Leibes hat zum andern Mal
Versucht sie, zu entkommen zu den Heiden,
Und härter traf sie noch der Geißel Qual;
Und abermals versuchet ward die That;
Nur Freiheit oder Tod war ihre Wahl.
Da schien dem Missionar der beste Rat,
Von ihren Kindern weit sie zu entfernen,
Wo nimmer ihr der Hoffnung Schimmer naht.
Sie sollt' ihr Los am Rio negro lernen.
Sie lag gefesselt, und es glitt das Boot
Den Fluß hinauf, sie spähte nach den Sternen.
Sie fühlte nicht die eig'ne bitt're Not,
Sie fühlte Mutterliebe, Kern des Lebens,
Und Fesseln, und sie wünschte sich den Tod.
Die Fesseln sprengt sie plötzlich kräft'gen Strebens.
Da, wo den Stein am Ufer man entdeckt,
Und wirft sich in den Strom und schwimmt, — vergebens!
Sie ward verfolgt, ergriffen, hingestreckt
Auf jenen Stein, geheißen nach der Armen,
Mit deren Schmerzensblut er ward befleckt.
Sie ward gepeitscht, zerfleischet ohn' Erbarmen,
Geworfen in das Boot zur weitern Fahrt
Mit auf dem Rücken festgeschürten Armen.
Javita ward erreicht auf solche Art;
Die wund, gebunden, kaum sich konnte regen,
Ward dort zu Nacht im Fremdenhaus verwahrt.
Es war zur Regenzeit, das wollt erwägen,
Zur Regenzeit, wo selbst der kühnste Mann
Nicht wagt den nächsten Gang auf Landeswegen;
Wo uferlos die Flüsse waldhinan
Gestiegen sind; der Wald, der Nahrung zollte,
Dem Hunger kaum Ameisen bieten kann;
Wo, wer in Urwaldsdickicht dringen wollte,
Und würd' er vor dem Jaguar nicht bleich,
Und wenn ihm durchzubrechen glücken sollte,

Versenkt sich fände in ein Schattenreich,
Vom sternenlosen Himmel ganz verlassen,
Dem führerlos verirrten Blinden gleich.
Was nicht der keckste Jäger ohn' Erblassen
Nur denken mag, das hat das Weib vollbracht;
An dreißig Meilen mag die Strecke fassen.
Wie sich die Angeschloss'ne frei gemacht,
Das bleibt in tiefem Dunkel noch verborgen,
Sie aber war verschwunden in der Nacht;
Zu San Fernando fand der vierte Morgen
Sie händeringend um das Haus beflissen,
Das ihre Kinder barg und ihre Sorgen." —
„O sagt's, o sprecht es aus, daß wir es wissen,
Daß nicht der Mutterliebe Heldin wieder
Unmenschlich ihren Kindern ward entrissen!"
Er aber schwieg und schlug die Augen nieder
Und schien in sich zu beten. Red' hinfort
Dem ihn Befragenden zu steh'n, vermied er.
Doch was verschwiegen blieb dem Humboldt dort,
Aus seinem Buche schaurig wiederhallt;
Es ward berichtet ihm an and'rem Ort.
Sie haben fern nach Osten mit Gewalt
Sie weggeführt, die Möglichkeit zu mindern,
Daß sie erreiche, was ihr alles galt.
Sie haben sie getrennt von ihren Kindern!
Sie konnten, Hoffnung fürder noch zu hegen,
Sie konnten nicht zu sterben sie verhindern.
Und wie verzweifelnd die Indianer pflegen,
Sie war nicht, seit der letzten Hoffnung Stunde,
Daß Nahrung ein sie nehme, zu bewegen.
So ließ sie sich verhungern! Diese Kunde
Zu der Guahiba und der Christen Bildnis
Erzählet jener Stein mit stummem Munde
Am Atabapos-Ufer in der Wildnis.

22. Verbrennung der türkischen Flotte zu Tschesme.

Stellt willig euch nicht taub und blind, es rächt sich!
Der mächt'ge Sultan mußt' es selbst erfahren
Eintausend siebenhundert achtundsechzig,
Es machten ihm in dem und nächsten Jahren
Viel Ungemach die unbeschnitt'nen Hunde,
Die gar im Krieg ihm überlegen waren.
Und seinem Divan gab geheime Kunde
Ein and'rer Hund, Gesandter einer Macht,
Die eben mit den Russen nicht im Bunde:
Es sei ihm sichern Ortes hinterbracht,
Mit welchen Plänen sich die Zarin brüste,
Zur That gediehen, eh' man sich's gedacht;
Wie in den Ostsee-Häfen sie sich rüste,
Und eine Flotte, bald zur Fahrt bereit,
Bedrohe fernher Griechenlandes Küste.
Darauf die Herrn: Er mög' in künft'ger Zeit
Sich hüten, mit so unverschämter Lüge
Das Ohr zu kränken Seiner Herrlichkeit.
Der hohe Sultan wisse zur Genüge:
Von dorther sei ins Mittelländ'sche Meer
Kein Wasserweg, der eine Flotte trüge.
Drauf er entrüstet ob der neuen Mär:
„Seht scharf die beigelegten Karten an!
Es ist nicht, wie ihr sagt, ihr irret sehr.
Die Nordsee, der Kanal, der Ozean
Eröffnen um Europa weit im Kreise
Zu Herkuls Säulen eine feuchte Bahn."
Drauf sie: „Du nennst uns fabelhafterweise
Den Herkules, den giebt es nicht; vor allen
Ist aber unser Herrscher groß und weise.

„Verbrennung der türkischen Flotte zu Tschesme." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1833." S. 321. Bei Tschesme, Chios gegenüber, wurde in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1770 eine Seeschlacht geliefert, in welcher die Russen die ganze türkische Flotte verbrannten, die sich unvorsichtigerweise nach einem unentschiedenen Gefechte in die seichte Bucht zurückgezogen hatte.

Drum hüte dich, beschwerlich ihm zu fallen!
Du bist gewarnt; er läßt, ungläub'ger Christ,
Sich solche Neuerungen nicht gefallen"
Es blieb bei dem Bescheid. Ihr aber wißt,
Was doch sich bald zu Tschesme zugetragen,
Wo jener Stolz zu Rauch geworden ist.
Ihr wißt es ja, und wollt uns dennoch sagen:
„Die Nacht ist gut, worin wir euch umschlungen,
Es darf und wird euch keine Sonne tagen;
Wir halten nichts von euren Neuerungen."

---

23. Der Szekler Landtag.

Ich will mich für das Faktum nicht verbürgen,
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand,
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen!
Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespannschaft Szekl, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.
Es wollte nicht der böse West sich legen,
Es regnete der Regen alle Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.
Gehört des Volkes laut erhob'ne Klage,
Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rat zu halten über diese Plage.
Die Landesboten ließen nicht sich treiben,
Sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.
Da wurde denn, nach bräuchlichen Gelagen,
Der Tag eröffnet, und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:
„Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß einer Rat? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?"

„Der Szekler Landtag." A. v. Chamissos Werke (1836) 4, 76. Vgl. Götzinger „Deutsche Dichter" 2, 569, welcher betont, daß es eine „Gespannschaft Szekl" nicht gebe; Szekler bedeute Grenzwächter. Thatsächlich repräsentiert der ungarische Volksstamm der Szekler, ansässig in den östlichen und nordöstlichen Gegenden Siebenbürgens, den Urtypus des Magyarentums.

Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde,
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:
„Der Fall ist ernst, mit nichten wär' es weise,
Mit übereiltem Ratschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegter Weise.
Drum ist mein Antrag, ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen!
Die Zeit bringt Rat, sie wird die Sache reifen."
Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen;
Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rat und Hort
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.
Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende, nun thut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort.
Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unf'res Sinnes düst're Nacht
Das lang' erwartete, begehrte Licht?
Zur That! Ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Des Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht:
Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten!"
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann,
Ich will euch meinen Rat nicht vorenthalten.
Wir seh'n es vierzehn Tage noch mit an,
Und hat der Regen dann nicht aufgehört,
Gut! regn' es denn, so lang' es will und kann!"
Er schwieg, es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend, dann erscholl
Des Beifalls Jubel-Nachklang ungestört.
Einstimmig, heißt es in dem Protokoll,
Einstimmig ward der Ratschluß angenommen,
Der nun Gesetzeskraft behalten soll. —
So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen
Des Landes Weiseres vielleicht geraten
Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.

So wie die Väter, stolz auf ihre Thaten,
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trockneten die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen, goldbeschwert.

24. Thue es lieber nicht!

(Justus Möser, Patriotische Phantasien, II. Berlin 1776. S. 492. 497.)

Zu Holten bei der Burg vor langen Jahren,
Erzählt uns Möser, gab es in der Schar
Der Bauern, die dem Gutsherrn pflichtig waren,
Ein schlichtes, frommes, altes Ehepaar,
Des Tochter Sylika ganz unbestritten
Die schönste aller Bauerdirnen war.
Sie ward vom jungen Burgherrn wohlgelitten,
Der einst im Feld, wo er allein sie fand,
Es wagte, sie um einen Kuß zu bitten.
Sie hätt's gethan wohl ohne Widerstand;
Jedoch die Mutter, die da außer Sicht
Im nächsten Garten hinterm Zaune stand,
Die Mutter rief ihr zu: „Thu's lieber nicht,
Thu's nicht, mein Kind! das will sich nicht gehören,
Draus möchte leicht erwachsen eine Pflicht."
Der Junker thät auf Ritter-Ehre schwören,
Er werde so geheim den Kuß ihr geben,
Daß keine Zeugen seien zu verhören;
Doch konnt' er nicht der Mutter Zweifel heben.
Sie sprach: „Das sei dem Manne vorbehalten,
Und wie der Alte meint, so sei es eben;"
Und selb'gen Abends, als am Herd die Alten
Einmütig saßen, trug die Mutter vor
Ausführlich, wie die Sache sich verhalten.

„Thue es lieber nicht." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1830." S. 34. Die Quelle des Gedichtes ist das 81. Stück des 2. Bandes der von Mösers Tochter, J. W. J. v. Voigts, zusammengestellten „Patriotischen Phantasien" und führt den Titel: „Das abgeschaffte Herkommen. Eine lehrreiche Geschichte". Der Titel erklärt sich aus dem von Chamisso nicht benutzten Schlusse der Erzählung, welche mit der Abschaffung allen Traditionsrechtes nur die Feststellung eines geschriebenen Berichtes aus der Geschichte der Sylika ableitet.

Es kratzte sich der Alte hinterm Ohr,
Erwägend, wie man dies und jenes deute,
Bis er, ein kluger Mann, den Rat erkor:
„Nicht mich betrifft's allein, nein, alle Leute,
Die zu der Burg gehören; küßt einmal
Der Junker uns'rer Mädchen eine heute,
So hat er's morgen nach belieb'ger Wahl
Und küßt, die er nur will; da muß ich fragen
Die andern pflicht'gen Bauern allzumal."
Und also that er; kaum begann's zu tagen,
Hat er den Hör'gen, ohn' es zu verschieben,
Die ganze Sache haarklein vorgetragen,
Und bei dem Ausspruch ist es dann geblieben:
„Das darf von Eurem Mädchen nicht geschehen,
Und würd' auch selb'ger Kuß nicht angeschrieben.
Denn fehlen Zeugen, die die That gesehen,
So haben die Juristen noch den Eid
Erfunden, um damit zu Leib' zu gehen.
Den Kuß, den sie empfangen, kann die Maid
Doch nicht abschwören, und so heißt es: Gelt!
Der Herr ist im Besitz! — das wird uns leid;
Besitz entscheidet alles in der Welt."

25. Sage von Alexandern.

Nach dem Talmud.

In alten Büchern stöbr' ich gar zu gern,
Die neuen munden selten meinem Schnabel;
Ich bin schon alt, das Neue liegt mir fern,
Und manche Sage steigt und manche Fabel
Verjüngt hervor aus längst vergess'nem Staube,
Von Ahasverus, von dem Bau zu Babel,

„Sage von Alexandern." „Deutscher Musenalm. f. d. J. 1834." S. 151. Hs. auf der kgl. Bibliothek zu Berlin. 4 Seiten 4°. Hebräische Bearbeitungen der Geschichte Alexanders von Pseudokallisthenes existieren von Pseudo-Gorionides (Joseph Ben Mathatia Ben Gorion) und von Samuel Ben Jehuda Aben Tibbon aus Granada (13. Th.); vgl. Graeße „Die großen Sagenkreise des Mittelalters". Dresden u. Leipzig 1842. S. 440 f. — 5. „hervor", empor, Hs. gestr.

Von Weibertreu', verklärt in Witwenhaube,
Von Josua, und dann von Alexandern,
Den ich vor allen unerschöpflich glaube;
Der strahlt, ein heller Stern, vor allen andern!
Wer gründlich weiß die Mitwelt zu verheeren,
Muß unvergeßlich zu der Nachwelt wandern.
Wer recht uns peitscht, den lernen wir verehren;
Doch plaudert das Geheimnis mir nicht aus,
Und sorgt nur, eure Gläser schnell zu leeren!
Ich geb' euch alten Wein beim schmalen Schmaus
Und tisch' euch auf veraltete Geschichten,
Ihr seid in eines alten Schwätzers Haus.
Ich will von Alexandern euch berichten,
Was ich im Talmud aufgezeichnet fand;
Ich wage nicht ein Wort hinzuzudichten.
Durch eine Wüste zog der Held, ins Land,
Das drüben lag, Verwüstung zu verbreiten,
Da fand er sich an eines Flusses Rand;
Und er gebot, zu rasten, von dem weiten
Fahrvollen Marsch erschöpft, und hieß sein Mahl
Am schönbegrünten Ufersaum bereiten.
So still und friedlich blühend war das Thal,
So klar der Strom, der Schatten von den Bäumen
So duftig kühl im heißen Mittagsstrahl.
Doch mochte nur der Ungestüme träumen
Geraubte Kronen und vergoss'nes Blut,
Verdrossen, hier die Stunde zu versäumen.
Er stieg, des Durstes fieberhafte Glut
Zu löschen, zu dem Wasserspiegel nieder,
Er schöpfte, trank die kühle, klare Flut;
Und wie er die getrunken, fühlt' er wieder
So wunderbar verjüngt den Busen schwellen,
So hohe Kraft durchströmen seine Glieder.
Da wußt' er nun, daß dieses Flusses Wellen
Entströmten einem segensreichen Lande,
Und Fried' und Glück umblühten seine Quellen.

28. „friedlich", freundlich, Hs. gestr. — 33. Hs. ursprünglich: „Die Stunden ungeduldig zu versäumen." Dann „Verdrossen hier die Stunden zu versäumen." Beide Lesarten sind beseitigt. — 35. „löschen", kühlen, Hs. gestr.

„Dahin, dahin mit Schwert und Feuerbrande!
Sie müssen dort auch unsern Mut erfahren
Und kosten unsern Stahl und uns're Bande!
Da hieß er schnell sich rüsten seine Scharen
Und drang den Strom hinauf beharrlich vor,
Das Land zu suchen, wo die Quellen waren.
Und mancher Tapf're schon den Mut verlor, —
Vor drang der kühne Held doch unverdrossen,
So kam er vor des Paradieses Thor.
Fest aber war das hohe Thor verschlossen,
Davor ein Wächter, der gebot ihm Halt
Mit Blitzesschwert und Donnerkeilsgeschossen:
„Zurück! zurück! was frommte dir Gewalt?
Ein Mächtigerer hat mich hier bestellt,
Des Herrn und heilig ist der Aufenthalt."
Und er darauf: „Ich bin der Herr der Welt,
Bin Alexander." Jener drauf: „Vergebens!
Du hast dein Urteil selber dir gefällt.
Dem Sel'gen öffnet sich das Thor des Lebens,
Der selber sich beherrscht, nicht deinesgleichen,
Dem stolzen Sohn des blutig wirren Strebens."
Drauf Alexander: „Muß vor dir ich weichen,
Nachdem ich diese Stufen schon betrat,
Gieb, daß ich sie betreten, mir ein Zeichen,
Ein Mal; die Welt erfahre, was ich that,
Erfahre, daß dem Thor des Paradieses
Der König Alexander sich genaht!"
Darauf der Wächter: „Sei's gewährt! nimm dieses!
Wie thöricht deiner Weisen Weisheit war,
Dein blöder Wahn, dein Frevelmut bewies es.
Nimm, was es dir zuschreien möge, wahr
Und lern' es, Unbesonnener, erwägen!
Es hegt der Weisheit Lehren wunderbar.
Nimm hin, und Weisheit leuchte deinen Wegen!"
Er nahm's und ging. Ihr aber, Freunde, trinkt!
Verträumt mir nicht den lieben Gottessegen!

47. Hs. ursprünglich: „Und drang beharrlich vor den Strom hinauf." — 76. „und Weisheit ... Wegen", du Thor, und ziehe deinen Wegen, Hs. gestr.

O, lernt beherzt die Freude, die euch winkt,
Mit rascher Lust, wie sich's gebührt, erfassen
Und leert den Becher, wann er perlend blinkt!
Ich hätt' es, glaubt's mir, weislich unterlassen,
Wär' jener ich gewesen, meine Tage,
Die kurzgezählten, blutig zu verprassen.
Ich lieb' und lobe mir, daß ich's euch sage,
Die Ruh', den Schatten und ein liebend Weib,
Die mich verschont mit leid'ger Liebesklage.
Die Kinder sind mein liebster Zeitvertreib,
Nur halt' ich, die unbändig bengelhaft
Unmäßig schreien, ferne mir vom Leib.
Ich lieb' und lobe mir die Wissenschaft
Und dann die heit're Kunst, der Musen Gabe,
Und wack'rer Freunde Kunstgenossenschaft.
Ich liebe, hört ihr, was ich alles habe;
Doch lieb' ich auch, was ich entbehren muß,
Den Wein, woran mein Menschenherz sich labe.
Ich trinke meist nur Wasser aus dem Fluß
Und kann's mit bestem Willen doch nicht loben;
Getrunken hab' ich's mir zum Überdruß.
Hat Menzel mir den Lorbeerkranz gewoben,
Und hat auch Deutschland Einspruch nicht gethan,
Ich wollt', ich hätte bessern Lohn erhoben!

97. „Ich trinke meist ... zum Überdruß." An diese Verse knüpft das Gedicht „Wer hat's gethan?" an. — 100. „Menzel." Wolfgang Menzel faßt sein Urteil über Chamisso zusammen in seinem Buche: Die deutsche Litteratur. 2. Aufl. Stuttgart 1836. 4, 231. „Wie in Heinrich von Kleist der süße Schmerz des Hinsterbens, so ist in Adalbert von Chamisso der kecke Humor der Verzweiflung offenbart. Dort ist die Abhängigkeit des Menschen von einem Übermenschlichen von der rührenden, hier der komischen Seite gefaßt. Wie kam aber Chamisso der Weltumsegler, der wie ein Indier in tiefen Frie-[232]den der lieblichsten Pflanzenwelt auf der schönsten und vielleicht einzigen Oase im Berliner Sandmeer lebende Naturfreund zu einer Poesie des wilden Wahnsinns? Ist es der Gegensatz, der den sanftesten Naturen das Talent gewährt, Schreckliches zu dichten, so wie umgekehrt die tollste Lustigkeit des Komikers häufig aus einer tief melancholischen Seele kommt? Und ist uns in dem ruhelosen Wanderer, der auf Siebenmeilenstiefeln durch die Welt nach seinem eigenen Schatten jagt, vom Dichter nur mit tiefer Weisheit das Bild der heutigen Zeit gezeichnet? Ist der Dichter nur das klare Meer, das uns um so schöner den Sturm der Nebel und Wolken wiederspiegelt, je ruhiger er selber ist? Ich glaube so, ohne den liebenswürdigen Dichter näher zu kennen. 'Peter Schlemihl' ist sein größtes und vortrefflichstes Werk, eines der klassischesten Werke der Romantik überhaupt, unvergeßlich für jeden, der es einmal las, und schon deswegen für die Ewigkeit geschrieben. Aber auch in seinen kleineren Gedichten erkennen wir überall den tiefsinnigen Dichter, der in der Thorheit der Menschen, worüber andere nur lachen, das geheime Wehe sieht und beklagt, aber auch am Schrecklichsten wieder, was anderen die Haare sträuben macht, die Seite herausfindet, die uns unwillkürlich lachen macht und uns die wunderbarste aller Empfindungen deutlich macht, daß wir nämlich selbst leidend, über das Lei-[233]den lachen können, und in unserem eigensten Mittelpunkt zugleich über uns selbst stehen."

Den Lorbeer biet' ich meiner Frauen an,
Sie braucht ihn in der Wirtschaft nicht, und ehrlich
Gestanden, ist's damit ein leerer Wahn.
Der Lorbeer und der Hochmut sind gefährlich;
Von Deutschland möcht' ich lieber mir bedingen
Ein Fäßchen Wein, ich mein', ein Fäßchen jährlich.
Und welche Lieder wollt' ich da nicht singen!
Und .... O Popoi! wo bin ich hin geraten!
Wer kann auf die verlor'ne Spur mich bringen?
Ich sprach von Alexanders Heldenthaten.
Berufen hatt' er um sich seine Weisen,
Das Gastgeschenk des Wächters* zu beraten.
Er ließ zornfunkelnd rings die Augen kreisen:
„Gebührte mir, dem Helden, solcher Hohn?
Was soll der morsche Knochen mir beweisen?!"
Ein Weiser sprach: „Du sollst, o Philipps Sohn,
Auch diesen morschen Knochen nicht verachten!
Weißt du zu fragen, giebt er Antwort schon."
Und auf Geheiß des weisen Meisters brachten
Sie eine Wage, deren eine Schale
Mit Gold und aber Gold er hieß befrachten.
Und in die and're legt' er blos das kahle,
Das kleine Knochenstück, und, wundersam!
Die senkte schnell und mächtig sich zu Thale.
Und Alexander, den es Wunder nahm,
Ließ Gold noch zu dem Golde häufen, ohne
Daß selb'ge Schale nur ins Schwanken kam.
Da warf er Scepter noch hinein und Krone;
Die überfüllte Schale schwankte nicht,
Und ihn befiel Entsetzen auf dem Throne: —
„Was stört hier unerhört das Gleichgewicht?
Was kann die Kräfte der Natur erwecken?!"
Der Meister drauf: „Das ist der Erde Pflicht!"
Mit wen'ger Erde ließ er da verdecken
Das Knochenstück, das wurde leicht sofort,
Und nieder sank das goldbeschwerte Becken.

110. „O Popoi." Der homerische Ausruf des Staunens und der Trauer ὦ πόποι.

Der König staunend: „Sprich, was wurde dort
In Wundern und in Rätseln ausgesprochen?“
Vor trat der Meister und ergriff das Wort:
Ein Schädel, gleich dem deinen, ward zerbrochen,
Und Höhlung eines Auges, so wie deines,
War einst in seinen Tagen dieser Knochen.
Es ist des Menschen Auge nur ein Kleines,
Das doch in ungemess'ner Gier umfaßt,
Was blinkt und gleißet in der Welt des Scheines.
Es fordert Gold und aber Gold zur Mast
Und wird es ungesättiget verschlingen,
Und Kron' und Scepter zu des Goldes Last.
Da kann's der dunklen Erde nur gelingen,
Genug zu thun der Ungenügsamkeit;
Der Gierblick wird aus ihr hervor nicht dringen.
Gehalt und Wert des Lebens und der Zeit.
Erwäge du, dem diese Lehren galten!
Du siehst das Ziel der Unersättlichkeit.“
Des Fürsten Stirne lag in düstern Falten,
Bald schüttelt' er sein Haupt und sprang empor
Und rief, daß rings die Klüfte wiederhallten:
„Auf, auf! zum Aufbruch! tragt die Zeichen vor!
Ja, flüchtig ist die Zeit und kurz das Leben;
Schmach treffe den, der Trägheit sich erkor!“
Und zu den Wolken sah man sich erheben
Den Sand der Wüste, und vom Hufschlag fühlte
Man rings den aufgewühlten Grund erbeben.
So zog der Held nach Indien hin und wühlte
Großartig tief und tiefer sich in Blut,
Bis ihm den Übermut die Erde kühlte.
Ich habe selbst vergessen, wo er ruht;
Es kamen Würmer, sich an ihm zu letzen,
Und and're thaten's am geraubten Gut.
Ihr göttlich Recht sei's Frevel zu verletzen,
Schrie'n überlaut, die angeklammert lagen
Auf seines Purpurs abgeriss'nen Fetzen.
Es ging schon damals wie in unsern Tagen;
Ich habe zum Historiker mich nicht
Bedungen, laßt es euch von andern sagen!

Wein her! frisch eingeschenkt! Was Teufel sicht
Uns Alexander an! So laßt erschallen
Ein altes gutes Lied, ein Volksgedicht!
Das Neue will nur selten mir gefallen.

26. Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange im Rate der Creek-Indianer.

Im Rat der Creek-Indianer ward der Bote
Des Präsidenten Jackson vorgelassen;
Der Brief, den er verlas, enthielt Gebote.
Die Landmark, welche diesseits sie besaßen
Des Mississippi, sollten gleich sie räumen,
Und der Entschluß blieb ihnen nur zu fassen.
Und starr und stumm beharrten, wie in Träumen,
Die Oberhäupter; man vernahm noch lange
Das Säuseln nur des Windes in den Bäumen.
Da hob sich aus der Männer erstem Range
Der hundertjähr'ge, waffenmüde Greis,
Ein Nestor seines Volks, der Bunte-Schlange.
Er trat, gestützt von zweien, in den Kreis;
Und wie gespannt ein jeder auf ihn sah,
Begann er seine Rede, klug und weis':
„Ihr, meine Brüder, höret selber ja,
Was unsers großen Vaters Meinung ist;
Er liebet seine roten Kinder ja.
Er ist sehr gut, — ihr, meine Brüder, wißt,
Ich habe früher oft sein Wort vernommen —
Er ist sehr gut, wohl ohne Falsch und List.
Wie erst vom großen Wasser er gekommen,
Er war sehr klein, er trug ein rotes Kleid,
Es mocht' ihm länger nicht im Boote frommen.
Der weiße Mann that unsern Brüdern leid;
Er bat um Land, sein Feuer anzuzünden,
Und wartete geruhig auf Bescheid.

„Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange im Rate der Creek-Indianer." „Berliner Musenalmanach f. 1831." S. 91.

Er wollte, gab er vor, uns bloß verkünden,
Was vieles wir zu unserm Glücke brauchten;
Wir aber wollten uns mit ihm verbünden.
Am Ufer des Savannah-Stromes rauchten
Die Muskotschihs mit ihm die Friedenspfeife;
Dort war's, wo in den Wind den Rauch sie hauchten.
Sie machten ihm ein Feuer an; die Steife
Der Glieder wärmte da der weiße Mann;
Sie gaben Land ihm, wo nach Wild er schweife.
Er war sehr klein; es feindeten ihn an
Des Südens blasse Männer, die um Beute
Sich wider ihn erhoben; Krieg begann.
Für ihn ergriffen unsre jungen Leute
Den Tomahawk, und gaben nicht ihn bloß
Dem Messer zu skalpieren, das er scheute.
Und wie darauf er, seines Feindes los,
Sich unter uns erwärmet und genährt,
Da wuchs er auf, da ward er riesengroß;
Da hat sein Tritt das Jagdrevier verheert,
Da hat er überholt die fernsten Horden
Und Wald und Flur und See für sich begehrt.
Nach Süden reichte seine Hand und Norden,
Und seine Stirne zu des Mondes Schild;
Da ist er unser großer Vater worden.
Zu seinen roten Kindern sprach er mild, —
Er liebt sie ja: „Geht weiter, weiter! hört!
Sonst tret' ich euch so wie im Forst das Wild."
Er stieß sie mit dem Fuße, unerhört!
Den Oconih hinüber; dann zertrat er
Die Gräber ihrer Väter ungestört.
Und immer war er unser großer Vater
Und liebte seine roten Kinder sehr,
Und ihnen wiederum zu wissen that er:
„Ihr seid mir noch zu nah, entfernt euch mehr!"
Eins war, wie jetzt, schon damals zu bedauern:
Es fanden Schlechte sich in unserm Heer.
Die sah man um der Väter Gräber trauern
Und finstern Sinnes schleichen in die Runde
Und um den Fußtritt unsers Vaters lauern.

Und ihre Zähne bissen eine Wunde
In seinen Fuß; da liebt' er uns nicht minder,
Doch ward er bös' auf uns zur selben Stunde.
Da trieb er mit Kanonen uns geschwinder,
Weil träg' er uns und ungelehrig fand;
Und dennoch liebt' er seine roten Kinder.
Wie unsern großen Vater ich verstand,
Am Tag er zu uns sprach im Zorne sein:
„Geht weiter abwärts, dort ist schönes Land!"
So sprach er auch: „Dies Land soll euer sein,
So lang' ihm nicht des Himmels Tau gebricht,
So lang' es grünet in der Sonne Schein!"
Gehöret hab' ich, was er heute spricht;
Er spricht: „Das Land, das ihr zur Zeit bewohnet,
Nicht euer ist es, es gehört euch nicht.
Durchkreuzt den Mississippi, drüben lohnet
Das Wild dem Jäger, euch gehört der Ort;
Wohnt dort, so lang' die Sonn' am Himmel thronet!"
Wird unser großer Vater nicht auch dort
Zu uns hinüberreichen? — Nein, er sagt,
Er werde nicht, und Wahrheit ist sein Wort. —
Ihr Brüder, unser großer Vater klagt,
Daß unf're schlechten Menschen ihn betrübt,
Mit Mord an einen Weißen sich gewagt. —
Wo sind die roten Kinder, die er liebt?
So zahlreich wie im Walde sonst das Laub,
Wie kommt's, daß ihre Zahl wie Laub zerstiebt?
Ach! seinen weißen Kriegern sind zum Raub
Gar viele worden, viele sind erschlagen,
Und viele trat sein Fuß selbst in den Staub.
Ich habe, Brüder, weiter nichts zu sagen."

27. Das Mordthal.

(Zwischen New-Orleans und Savannah.)

(North-american Review.)

Es überfiel mich Müden einst die Nacht
In eines Thales wildbewachs'nem Grunde,
Des Namen auszusprechen schaudern macht.
Die Bäume nannten ihn, die in der Runde
Mit schwarzgebrannten Stämmen mich umstanden:
Das Mordthal! sprach ich aus mit leisem Munde.
An diesem Ort des Schreckens überwanden,
Skalpierten die Indianer dreißig Weiße,
Die schlafend sie in ihrem Lager fanden;
Sie schonten nicht der Kinder, nicht der Greise.
Und einsam übernachten sollt' ich hier,
In dieser Bäume schauerlichem Kreise.
Ich sorgte für mein Pferd, mein müdes Tier,
Sodann, des Herdes Flamme zu erwecken,
Und stillte des gereizten Hungers Gier;
Und wollte ruh'bedürftig hin mich strecken,
Als neben mir im dürren Laub erklang
Ein Rasseln, wohl geeignet, mich zu schrecken.
Die Klapperschlange war's; vom Lager sprang
Ich auf und sah, bei meines Feuers Lichte,
Den Wurm, den zu vertilgen mir gelang.
Ich wiederum, wie es geschehen, richte
Zum Schlaf mich ein, doch mir im Sinne lagen
Der gift'ge Wurm und jene Mordgeschichte.
Wie da mir war, ich weiß es nicht zu sagen;
Ich lag, ob schlaflos, doch wie schlafestrunken,
Sah über mir die Wipfel windgeschlagen,
Und sah, wie märchenhafte lichte Funken,
Leuchtkäfer schwirren durch des Laubes Zelt,
Da rings die Landschaft tief in Nacht versunken.
Vom Flackern nur der Flamme schwach erhellt,
Erschimmerten die Stämme mit den Zeichen;
Ich fühlte recht allein mich in der Welt.

„Das Mordthal." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1831". S. 51

So wie der Mond vom Horizont die bleichen,
Unsichern Strahlen durch die Räume warf,
Begann vor ihm die Finsternis zu weichen;
Und wie er stieg am Himmel, sah ich scharf
Und schärfer aus dem Dunkel treten, was
Ich sonder Schauer nimmer denken darf.
Gelehnt an einen jener Stämme saß
Ein Sohn der Wildnis, welcher regungslos
Mich wundersamen, starren Blickes maß;
Nicht jung von Jahren, kräftig, schön und groß,
An Schmuck und Waffen einem Fürsten gleich,
Das Feuerrohr, den Bogen in dem Schoß;
Im schön gestickten Gürtel zierlich reich
Den Tomahawk nebst Messer zu skalpieren,
Gleich einem Schemen aus dem Schattenreich.
Ich sah ihn an, so wie er mich, mit stieren
Und unverwandten Augen; sah ihn lange
Und schien mir alle Thatkraft zu verlieren,
Dem Vogel zu vergleichen, den die Schlange
Mit zauberkräft'gem Blick in Bande schlug,
Gelähmt von der Gedanken wirrem Drange.
Da dacht' ich wieder: dieses Bild ist Trug,
Ein Angstgespenst nur ohne Wesenheit,
Das dein erhitztes Hirn ins Äuß're trug!
Und schlug die Augen zu nach langer Zeit
Und schlug sie wieder auf, — er war verschwunden;
Ich dünkte mich von bösem Wahn befreit.
Da fiel von Müdigkeit ich überwunden
In tiefen Schlaf; der Morgen graute schon,
Er hielt mich selbstvergessen noch gebunden.
Der Wind, der sich erhob wie Sturmes Droh'n,
Erweckte mich, — und wiederum saß dort,
Es war kein Wahn, der Wildnis grauf'ger Sohn,
In gleicher Haltung und am selben Ort,
Noch stumm und starr, noch ohne sich zu regen,
Den Blick auf mich geheftet fort und fort.

53. „Bande", Banden, Musenalm.

Da sprang ich auf und auf ihn zu, verwegen,
Mit vorgehaltener Pistol'; er stand
Nun auf und trat gelassen mir entgegen.
Wie hart ich Mann an Mann mich vor ihm fand,
Da traf ein Schlag mich, den er plötzlich führte, --
Entwaffnet war ich und in seiner Hand.
Und wie sie kräftig mir die Kehle schnürte,
Ersprühten über mich des Auges Flammen,
Die lang' verhalt'ner Haß befriedigt schürte.
Ich fühlte zu dem Tode mich verdammen,
Vermochte nicht zu flehen um mein Leben
Und sank zerknickt, ein schwaches Rohr, zusammen.
Er aber schien sich selbst zu widerstreben,
Zu bändigen die rasche, wilde Wut;
Ich sah ihn unvermutet frei mich geben.
Die Pfeife steckt' er an des Herdes Glut
In Brand und reichte rauchend sie mir dar,
Wie Friede bietend es der Wilde thut.
Durch solches Pfand gesichert vor Gefahr,
Vermocht' ich nicht zu brechen noch das Schweigen,
Der ich unkundig seiner Sprache war.
Und er auf englisch: „Folge mir, dort steigen
Herauf die Wolken vor des Sturmes Nah'n;
Zu Pferd! Ich werde meinen Weg dir zeigen."
Ich sprach — er schwieg und ging den Pfad voran
Und bog zurück das Haupt und winkte nur;
Ich saß zu Pferd und folgte seiner Bahn.
Der Steg, durch Schluchten, welche die Natur
Mit Waldesdickicht wuchernd überspinnen,
Verfolgte berghinan des Wildes Spur.
Es drang durch Waldesnacht kein Strahl der Sonnen;
Und eilend schritt, und hielt mein Pferd am Zaum,
Mein Führer schweigsam, sicher und besonnen.
Ich ließ ihn schalten, folgend wie im Traum.
Sein Haus erschien, das nächste Ziel der Reise,
Inmitten einem lichter'n Waldesraum.
Er führte mich hinein, er brachte Speise,
Er hieß mich sitzen, sorgend für den Gast
Auf schweigsam ernste, würdevolle Weise.

Ich aber warf den Blick mit scheuer Hast
Rings um mich her, und mich befiel ein Grauen
Beim Anblick dessen, was der Raum umfaßt'.
Da waren prunkend ausgestellt zu schauen
Bei fünfzehn Skalpe, blut'ges Siegesmal,
Von weißen Menschen, Männern, Kindern, Frauen.
Er ließ mich überzählen deren Zahl
Und nahm sie nach einander von der Wand
Und hing um seinen Hals sie allzumal
Und schmückte sich mit Waffen und Gewand,
Als sei's zum Festmahl oder auch zur Schlacht,
Und sprach sodann, mit Stolz zu mir gewandt:
„Du bist ein Weißer, und ich fand zu Nacht
Dich schlafend; meiner Friedenspfeife Rauch
Hat Sicherheit des Lebens dir gebracht.
Einst fand ein Weißer meinen Vater auch
In seinem Schlaf, — ich war noch ungeboren, —
Er schlug den Schlafenden nach eurem Brauch;
Und „Rache" war, zu der ich auserkoren,
Das erste Wort, das ich zu lallen lernte,
Und war der erste Schwur, den ich geschworen.
Die blut'ge Saat gedieh' zu blut'ger Ernte;
Ich hielt als Mann, den ich als Kind gelallt,
Den Schwur, von dem mein Sinn sich nie entfernte;
Und als ich noch für einen Knaben galt,
Mit Skalpen schmückt' ich, so wie diese hier,
Die Hütte, meiner Mutter Aufenthalt.
Wir hausten im Ontariorevier!
Vier Kinder, die euch hassen ich gelehrt,
Vier hoffnungsvolle Söhne blüh'ten mir.
Wie einst ich von der Jagd zurückgekehrt,
Da stieß mein Fuß auf Trümmer und auf Leichen,
Vier Leichen, von den Flammen halb verzehrt.
Allein stand meine Mutter bei den Leichen,
Vergoß unmächt'ger Thränen bitt're Flut
Und stöhnte: „Rache! Rache diesen Leichen!"
Ich habe Thränen nicht, ich habe Blut,
Der Weißen rotes Herzensblut vergossen
Und habe nicht gekühlt noch meine Wut.

Wo wider weiße Menschen je beschlossen
Von meinen roten Brüdern ward ein Krieg,
Gewannen mich die Tapfern zum Genossen.
Der uns Verbündete geführt zum Sieg,
Tekumteh fiel in seines Ruhmes Prangen,
Mit dem die Hoffnung auch zu Grabe stieg.
Da sprach ich zu der Mutter: Ausgegangen
Ist unser Stamm, wir beide sind allein,
Es soll die tiefste Wildnis uns umfangen.
Wir zogen südlich in die Wüstenei'n,
Wo uns're Hütte wir uns hier erbaut
Und beigesetzt der Unsrigen Gebein.
Ein Weißer einst, von Haaren hoch ergraut,
Begehrte gastlich Schutz von unserm Dache,
Und wie ihn scharf die Mutter angeschaut,
Da schrie sie leise mir ins Ohr: „Erwache!
Der ist es, der den Vater dir erschlagen;
Gedenke deines Schwures: Rache! Rache!" —
Ich will, was folgt, am andern Ort dir sagen.
Erhebe dich, mein Gast, und folge mir!"
Er schwieg und ging; ich folgte nur mit Zagen.
Durch Urwalds-Dickicht, undurchdringlich schier,
Auf steilem Abhang klommen wir empor,
Am Absturz einer Bergschlucht hielten wir.
Der Blick vor uns sich unterwärts verlor
In nächt'ge Tiefe, kaum erscholl das Brausen
Des Bergstroms noch herauf zu unserm Ohr.
Da stand der Wilde in des Sturmes Sausen
Und warf zornfunkelnd einen Blick mir zu, —
Zu Berge sträubte sich mein Haar vor Grausen.
„Wo jenen ich geführet, stehst nun du!" —
Beginnend so nach langem Schweigen, that er
Wie einer, der dem Sturm gebietet Ruh. —
„Er fürchtete den Tod, und winselnd bat er
Um Leib und Leben, doch ich stieß ihn fort:
Den du gemordet, räch' ich, meinen Vater!
Du kommst mit mir ins Land der Geister, dort
Erwartet meiner rühmlicher Empfang;
Das Opfer bring' ich, und ich halte Wort.

Und ihn mit kräft'gen Armen fassend, sprang
Ich hier hinab, in dieses Schlundes Rachen,
Zu seinem und zu meinem Untergang.
Noch hör' ich seines Körpers dumpfes Krachen,
Der dort am schwarzen Felsen ward zerschlagen;
Ich selber sollte noch dem Licht erwachen.
Du siehst den Wipfel einer Ceder ragen,
Dort unter uns, aus enger Felsenspalte;
Dort ward ich wundersam im Schwung getragen.
Und wie mich sanft die Zweige wiegten, schallte
Erfreulich meinem Ohr der dumpfe Ton,
Der von der Felswand drüben wiederhallte.
Da sprach der große Geist zu seinem Sohn:
Kehr' um, vermehre deiner Opfer Zahl;
Es bleibet vorbehalten dir dein Lohn!
Da that ich, wie die Stimme mir befahl;
Mir half die Wurzel dort hinauf mich winden;
Ich trage noch des Lebens Last und Qual." —
Und ich darauf: „Du wirst nun Ruhe finden,
Du hast erfüllt der Rache letzte Pflicht;
Der Mörder fiel, dich kann kein Schwur mehr binden." —
„Der Mörder, ja — mein letztes Opfer nicht."
So er und sah mich seltsam düster an,
Als hielt' er über mich das Blutgericht. —
„An jenem Tag, wo ich dem Tod entrann,
Hat and'res mir der große Geist geboten;
Fünf Skalpe sind's, die seither ich gewann.
Ich sandte vor mir her noch fünf der Boten;
Hab' aber nicht am Leben mehr Gefallen,
Seit sich die Mutter legte zu den Toten;
Bin müd' und traurig worden, so zu wallen,
Der Letzte meines Stammes und allein;
Und heute soll mein letztes Opfer fallen.
Der vor'gen Nacht gedenke, wo der Schein
Mich deines Feuers an dein Lager brachte!
Da mochte dir dein Schlaf gefährlich sein!
Unseliger, du schliefst! ich aber wachte:
Du schliefst so ruhig, wie, den andern gleich,
Ich meiner Rache dich zu opfern dachte;

Und wie ich schwang den Tomahawk zum Streich
Und aus der Scheide scharf mein Messer zog,
Da mocht' ich nicht, da ward ich träg' und weich;
Und wie mein eig'ner Mut mich so betrog,
Und nicht beherrschend mehr die läss'gen Glieder,
Sich von der That zurück mein Wille bog,
Da warf ich vor dem großen Geist mich nieder,
Der mich errettet einst aus diesem Schlunde,
Und ich vernahm dieselbe Stimme wieder
Sie gab von dem, was ich zu thun, mir Kunde.
Du wirst, wie ich gehorchen lernte, sehen.
Mein letztes Opfer fällt in dieser Stunde."
Er schwieg und wandte langsam sich zu gehen
Und winkte mir; ich folgte sinnend nach
Und mochte nicht der Rede Sinn verstehen;
Wer wird das Opfer sein, das er versprach?
Bin ich das Schlachttier? — Ruhig schritt voraus,
Der sich in neue Richtung Bahnen brach.
Der Wald erdröhnte von dem Sturmgesaus,
Es gab der Donner schmetternd seinen Klang,
In Strömen fiel der Regen mit Gebraus.
Des Sturmes Stimmen übertönend, sang
In seiner Väter Sprache sonderbar
Der Wilde tief ergreifenden Gesang.
Da ward es mir in meiner Seele klar,
Daß diese seltsam schauerliche Weise
Das eig'ne Sterbelied des Sängers war.
Und bald erschien — es ward mein Blut zu Eise,
Und auf den Lippen mir erstarb das Wort, —
Ein schlichtes Grab in hoher Bäume Kreise.
Und er zu mir: „Halt an! wir sind am Ort.
Du sollst nach unsern Bräuchen mich bestatten.
Es führet dich zurück der Fußsteig dort.
Hier legst du mich zur Ruh' nach dem Ermatten!
Dies Grab enthält der Meinigen Gebein
Und wird umschwirrt von meiner Väter Schatten"
Er sprach's und trat in seiner Toten Reih'n.
Bestieg den Hügel, ruhig, würdevoll,
Sich festlich selbsterkor'nem Tod zu weih'n.

Der inn're Sturm, der ihm im Busen schwoll,
Verhallte schaurig in dem Schwanensang,
Der herzzerreißend seinem Mund entquoll.
Ein Nachhall schien des Donners mächt'ger Klang,
Des äußern Sturmes langgezog'nes Stöhnen,
Der Stimme, die sich seiner Brust entrang
Die Sprache bald verlassend von den Söhnen
Des Waldes, wandt' er seiner Augen Licht
Mir zu und sang in meiner Sprache Tönen:
„Ich bin der Letzte meines Stammes, nicht
Von Feindes Hand zu fallen, wird mein Los,
Noch wie die Ceder, die vor Alter bricht.
Denn seht, ich reiße mich vom Leben los
Und geh' ins Land der Geister freien Mutes,
Von Schwächen und von Tadel bar und bloß.
Der Mein'gen Mörder! Räuber meines Gutes!
Ihr Weißen! denen meine Rache galt,
Genug vergossen hab' ich eures Blutes.
Ich bin gesättiget und müd' und alt,
Mein Nam' ist am Ontario verklungen
Und ist in Waldes Wiederhall verhallt.
Ich habe selbst mein Sterbelied gesungen,
Der ich der Letzte meines Stammes bin;
Kein Lied erschallt um mich von andern Zungen.
Schon lange neigt hinunter sich mein Sinn,
Und euer, meine Väter, bin ich wert; —
Des Donners Stimme ruft, — ich komme hin!" —
Ich aber stand von fern und abgekehrt,
Verhüllt das Haupt in meines Mantels Falten,
So lang' sein leises Röcheln noch gewährt.
Und wie die letzten Töne nun verhallten,
Und still es ward, da mußt' ich mich enthüllen
Und treten zu der Ruhestatt des Alten,
Um seinen letzten Willen zu erfüllen.

265. „ihm im", seinen, Musenalm.

28. Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes, spanischer Grande.*)

Wie noch in seinem Stolz Napoleon
Den König Joseph zu erhalten rang
Auf Spaniens unerhört geraubtem Thron,
Und durch die Lande unter hartem Zwang
Ein meuchlerischer Volkskrieg sich ergoß,
Der unablässig schnell sein Heer verschlang,
War einst ein Fest, ein Ball auf Mendas Schloß.
Marques de los Leganes! heut' ein Ball,
Und Spaniens Feind, du Grande, dein Genoß?
Bei rauschender Musik und Cymbeln-Schall
Beengten Viktor dieses Schlosses Mauern;
Der Boden wankt in Spanien überall.
Ihn ließ ein Blick von Klara tief erschauern,
Und um sich schauend in der Gäste Reihen,
Sah er Verrat aus aller Augen lauern.
Den Saal verlassend, schrie er auf im Freien:
„O Klara, Klara! soll auch uns das Herz
Verbluten in dem Kampfe der Parteien?"
Von der Terrasse Rand sah niederwärts
Er düstern Mutes in das tiefe Thal;
Gedanken waren fern, er war nur Schmerz.
Die Felsenwand, die Gärten allzumal,
Die Stadt, das Meer, darüber ausgespannt,
Erschimmerten im klaren Mondesstrahl.
Da weckt' ihn eine Stimme: „Kommandant,
Ich suche dich; befiehl, die Zeit ist teuer,
Bevor uns die Empörung übermannt.
Es ist im Rabennest nicht geheuer;
Sie feiern trotzig die Johannisnacht,
Und wider Ordnung brennen ihre Feuer.

*) Das spanische Wort „Verdugo" bedeutet „Henker".

„Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes, spanischer Grande."
„Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1833." S. 333.

Sieh dort, was sie so übermütig macht!"
Er wies hinaus aufs hohe Meer und schwieg:
Her segelten die Schiffe, Englands Macht.
Und zischend von des Schlosses Zinnen stieg
Ein Feuerball, der rief mit argem Munde:
„Auf, Spanier, auf! es gilt Vertilgungskrieg!"
Ein Gegenruf erscholl aus Thalesgrunde,
Und plötzlich stiegen wirbelnd Rauch und Flammen
Von allen Bergesgipfeln in der Runde.
Es fiel ein Schuß: „Gott möge sie verdammen!"
Schrie taumelnd auf und sterbend der Soldat;
Das Blei saß in der Brust er sank zusammen.
Die Stadt ist jetzt ein Schauplatz grauser That;
Viktor, der Pflicht gehorchend, die ihn band,
Will hin im Flug, es bleibt der einz'ge Rat.
Da hält ihn sanften Druckes Klaras Hand:
„Entfleuch! die beiden Brüder folgen mir;
Dort hält ein Roß am Fuß der Felsenwand."
Sie stößt ihn fort, er hört sie rufen: „Hier;
Hier, Juanito, Philipp, hier! ihm nach!"
Die Stieg' hinab entfleucht der Offizier.
Die Kugeln sausten, während sie noch sprach,
Und trieben seine Flucht ihn zu beflügeln;
Ihm folgten auf den Fersen Tod und Schmach.
Er endlich sitzt zu Pferd fest in den Bügeln,
Dem Hauptquartier zujagend sonder Rast
Mit blut'gen Sporen und verhängten Zügeln.
So kommt er vor den General mit Hast:
„Ich bringe dir mein Haupt, mein Haupt allein,
Sonst keines, was du mir vertrauet hast." —
„Mag minder Schuld vielleicht als Unglück sein;
Dem Kaiser bleibt das Urteil vorbehalten,
Der kann erschießen lassen und verzeih'n.
Nun ist's an mir, die Rache zu verwalten."
Man sah, wie erst der and're Morgen graute,
Vor Menda die Kolonnen sich entfalten.
Die jüngst aufs Meer so übermütig schaute,
Die Stadt war eig'ner Ohnmacht überlassen,
Und nicht erfolgt die Landung, der sie traute,

Die Tags zuvor so aufgeregten Massen
Der stolzen Bürger, starr vor Schrecken, ließen,
Den Rächer einzieh'n durch die stillen Gassen;
Und Blut begann sogleich um Blut zu fließen;
Es boten selbst die Schuldigen sich dar;
Zweihundert ließ sofort er niederschießen.
In jenem Tanzsaal auf dem Schlosse war
Sein Hauptquartier; umringt von seinem Stabe,
Befahl von dort er Blut'ges seiner Schar.
Was schwer Leganes auch verschuldet habe,
Er selbst ein Greis, sein Weib, die Kinder alle,
Zwei Männer, zwo Jungfrauen und ein Knabe,
Ein Jammerbild des Stolzes nach dem Falle,
Geknebelt sind sie mit unwürd'gen Stricken,
Gefesselt an die Säulen dort der Halle;
Mit ihnen acht Bediente, die ersticken
In tiefster Brust der eig'nen Klage Laut,
Mit voller Ehrfurcht sie auf jene blicken.
Und blut'gen Werkes Vorbereitung schaut
Man auf der Schloßterrasse mancherlei,
Da wird aus Balken ein Gerüst erbaut;
Und der's vollstrecken wird, der steht dabei,
Er scheint sich selber schaudernd zu verachten,
Daß aufgespart er so Verruchtem sei,
In stummer Haltung steh'n umher die Wachten,
Und hundert Bürger wurden hergetrieben,
Verurteilt, solches Schauspiel zu betrachten.
Hilfthätig ist ein Franke nur geblieben,
Der bleich und zitternd zu den Opfern schleicht,
Verachtung erntend für sein treues Lieben.
Ruft Klara nicht: „Viktor, du hast's erreicht!"
Doch nein, sie spricht mit ihm; sie flüstern leise,
Indem sie bald errötet, bald erbleicht.
Mit Ingrimm schaut auf sie der stolze Greise;
Es trübt und senkt sich ihrer Augen Licht,
Sie winkt dem Freund auf würdevolle Weise.

95. „hergetrieben", vorgeführt, Musenalm. — 97. „Hilfthätig . . . geblieben." „Wohl sieht man einen Franken, der gerührt", Musenalm. — 98. „Der", Und. Musenalm. — 99. „Verachtung . . . Lieben." „Verachtung findend, wo er Mitleid spürt", Musenalm.

Der tritt nun vor den General und spricht:
„Ich bin, der deine Gnade hier begehrt" —
„Du Gnade?" — „Ja! die letzte traur'ge Pflicht:
Laß richten die Leganes mit dem Schwert,
Nicht aber mit dem Strange!" — „Zugestanden!" —
„Der Beistand eines Priesters ...?" — „Wird gewährt." —
„Befreien lasse sie von ihren Banden!
Sein Wort, mein Wort wird Sicherheit dir geben." —
„Bist Bürge du, so bin ich einverstanden." —
Noch wagt ein Gnadenruf sich zu erheben:
„Sein ganzes Gut zu sühnen, was geschah!
Schenk' einem seiner Söhne nur das Leben!" —
„Des Königs ist das Gut; was will er da
Noch feilschen? Alle sterben, alle. Nein!" —
„Und auch das Kind, der zarte Knabe?" — „Ja!
Wir sind in Spanien. Wein her! sag' ich, Wein!
Ihr Herrn, dem Kaiser! Laßt die Becher klingen!" —
„Und soll das harte Wort dein letztes sein?" —
„Das ist's, und ... nein! Mag Gnade sich erringen
Und Leib und Gut erwirken, der es wagt,
Den Blutdienst an den andern zu vollbringen!
Das ist mein letztes Wort." So wie er's sagt,
Da sträubet manchem sich das Haar empor,
Der doch für tapfer gilt und unverzagt.
Man schweigt; er winkt gebietend, und Viktor
Verläßt den Saal; er tritt, und möchte weinen,
Zu den Gefang'nen in der Halle vor.
Man schaut auf ihn, und mancher dürfte meinen,
Daß nicht unmenschlichen Befehl er brächte;
Entfesselt wird Leganes und die Seinen.
Er selber löset zitternd das Geflechte,
Das Klaras zarte Hände hält gebunden;
Man übergiebt dem Henker dort die Knechte.
Du Armer, sage nun mir unumwunden,"
So fragt die hohe, herrliche Gestalt,
„Hat deine Stimme kein Gehör gefunden?"
Und er, sich neigend, kaum vernehmlich lallt
Ihr Worte zu, die schauerlich empören
Sein tiefstes Herz, es überläuft ihn kalt.

Sie aber scheint ihm ruhig zuzuhören.
Zum Vater sie: „Laß deinen Sohn und Erben
Dir Unterwerfung und Gehorsam schwören!
Gebiete du! ihn trifft es, zu erwerben,
Was du begehrt, durch Thaten .... schauderhaft!
Wir haben's gut, wir haben nur zu sterben.
O Juanito! du verjüngter Schaft
Der Lilien, die Leganes' Schild beschatten,
Steig' auf in uns'rer Väter Heldenkraft!"
Rings um den hochergrauten Vater hatten
Sich ahnungsvoll gedrängt des Hauses Glieder,
Gestützt die Mutter an die Brust des Gatten;
Ihr Aug' erhellte sich, sie hoffte wieder;
Da sprach die Maid das Gräßliche zu Ende;
Sie sank entsetzt, erschöpft, ohnmächtig nieder.
Der Vater rief: „O Juanito wende
Die Schmach von uns, die ärger als der Tod!"
Er schüttelte das Haupt und rang die Hände.
„Bist du mein Blut, erfülle mein Gebot!
Du bist des Hauses Stamm." Er aber schrie:
„Wer färbt in Vatersblut die Hände rot?"
Und Klara warf vor ihm sich auf die Knie:
„O Bruder, wenn du mich zu lieben meinst,
Berühre jener Schreckliche mich nie;
Du bist ja, der zu mir gesprochen einst:
Bevor du angehören sollst dem Franken,
Vor dem du nicht zurückzubeben scheinst,
Vertilget den unwürdigen Gedanken
Mein eigner Dolch in deiner falschen Brust!
Nun laß den Tod mich deiner Liebe danken!"
Und Philipp sprach: „Du armer Bruder mußt,
Du mußt des Hauses Schild empor noch tragen;
Daß sonst er untergeht, ist dir bewußt."
Die jüng're Tochter und die Mutter lagen
Sich weinend in den Armen; zürnend schalt
Der Knabe seiner Schwester weibisch Klagen.
Die Stimm' erhob der Alte mit Gewalt:
„War der von span'schem Adel, der allein
Das eig'ne Leid erwog, da's Thaten galt!

Du warst mein Sohn nicht, darfst es nimmer sein,
Und dich verleugn' ich in der Sterbestunde!"
Die Mutter stöhnte: „Still! er willigt ein."
Ein Priester zeigte sich im Hintergrunde;
Sie führten ihn zu Juanito gleich,
Und Klara gab ihm schnell von allem Kunde.
Wie sonst dem Sünder zu dem Todesstreich,
Sprach Mut ihm ein zu leben jener Bote.
Er sagte: „Ja!" und wurde leichenbleich.
Die Frist verstrich, die Trommel rief und drohte
Von der Terrasse her; sie traten vor
Auf ihren Ruf, dem Tode zu Gebote.
Sie hielten Schritt und blickten fest empor,
Nicht Stolz und Haltung hatten sie verlassen;
Da war nur einer, der die Kraft verlor,
Der sollte leben! den nur mußte fassen
Der Beichtiger und führen. Dort bereit
Der Block, das Schwert, ein Anblick zum Erblassen.
Da stand auch einer, nicht vom Blocke weit,
Den, zu vollstrecken hier die blut'ge That,
Das schauerliche Machtgebot befreit.
Und zu dem blutgewohnten Manne trat
Nun Juanito; leise flüsternd, leise
Sprach der ihm zu und gab ihm seinen Rat.
Und sieh, die Kinder knieten schon im Kreise,
Zunächst der Mutter stand der Kapellan,
Und stolze Blicke warf umher der Greise.
Zum Bruder Mariquita nun begann:
„Ich bin nicht stark, mein Bruder, wie ich sollte;
Erbarme dich und fange mit mir an!"
Es pfiff das Schwert; getrennt vom Rumpfe, rollte
Ihr lock'ges Haupt, der Mutterbrust entquoll
Ein Schrei, den sie umsonst ersticken wollte.
Kam Raphael, der fragte liebevoll,
Wie er das Haar sich aus dem Nacken strich:
„Bin ich so recht, du Guter, wie ich soll?"
Da fiel der Streich, und Klara stellte sich;
Wie er ins Antlitz sah der Bleichen, Schönen:
„Du weinest!" sprach er. Sie: „Ich denk' an dich!"

Er schwang das Schwert, da hörte man ertönen:
„Halt! Gnade! Gnade!“ — Wird der Ruf auch wahr?
Wird er den Mut der Sterbenden verhöhnen? —
Hervor trat Viktor aus der Franken Schar
Und stellte bleich sich, bebend und verstört
Dem Auge des geliebten Mädchens dar:
„Du, deren Herz, ich weiß es, mir gehört,
Sei mein, mein Weib! das eine Wort, o, sag' es!
Die Macht, die dich verfolgt, hat aufgehört!
Das Leben nur, o süße Maid! ertrag' es
An meinem Arm, an meiner treuen Brust,
Zu weinen ob den Greueln dieses Tages!
Vertraue mir und trage den Verlust!
Dir biet' ich zum Beschützer mich und Leiter,
Ich träume selbst von keiner süßen Lust.“
Sie sah ihn hellen Blickes an und heiter,
Und wandte sich, nicht schwankend ob der Wahl,
Dem Blocke zu, und: „Juanito, weiter!“
Da fiel ihr Haupt, und sprang ein roter Strahl,
Das Herzensblut, dem mocht' er nicht entweichen;
Den Wankenden verbarg der Freunde Zahl.
Und Philipp nahm, nach weggeräumten Leichen,
Den Platz der Schwester ein und starb zuletzt,
An Stärke nur den andern zu vergleichen.
Vor trat Leganes selbst, der Vater, jetzt,
Um sich betrachtend seiner Kinder Blut,
Und Juanito sprang zurück entsetzt.
Doch er: „Ermanne dich und fasse Mut!
Hört's, Spanier, hört's! und sagt's dem Vaterlande!
Er ist der Sohn, auf dem mein Segen ruht.
Marques des los Leganes, span'scher Grande,
Triff sicher nur! du bist des Tadels bar;
Dem Feinde deines Landes bleibt die Schande!“
Wohl traf er gut; ein Röcheln sonderbar
Hat aus der atemlosen Brust bezeugt,
Daß seine letzte Kraft geschwunden war.
Wie nun die Mutter vortrat, tief gebeugt,
Doch würdevoll, er sie ins Auge faßt,
Da schrie er laut: „Sie hat mich ja gesäugt!“

Der Schrei erweckte Nachhall, es erblaßte
Im weiten Kreise jegliches Gesicht,
Das Mahl verstummte, wo der Franke praßte.
Sie sprach ihm zu, er aber hörte nicht;
Da schritt sie zu der Brustwehr und vollstreckte
Hinab sich stürzend selbst das Blutgericht.
Er lag in Ohnmacht. —
Dort der Blasse weckte
Wohl deine Neugier; deine Augen sah'n es,
Wie Gramesnacht die hagern Züge deckte.
Die Furchen sind die Spuren nicht des Zahnes
Der allgewalt'gen Zeit, das siehst du schon;
Verdugo heißt der Mann, de los Leganes.
Bewundert und bedauert und gefloh'n,
So schleicht und wird er schleichen allerwegen,
Bis ihm geboren wird der erste Sohn;
Dann wird er zu den Übrigen sich legen.

29. Das Vermächtnis.

Ich bin schon alt, es mahnt der Zeiten Lauf
Mich oft an längst geschehene Geschichten,
Und die erzähl' ich, horcht auch niemand auf.
So weiß ich aus der Chronik und Gedichten,
Wie bei der Pest es in Ferrara war,
Und will davon nur einen Zug berichten.
Es scheute wohl sich jeder vor Gefahr;
Den pesterkrankten Vater floh der Sohn,
Die Mutter selbst das Kind, das sie gebar.
Es war zu heißer Sommerzeit; gefloh'n
Von Freunden und Verwandten, weltverlassen,
Lag Basso della Penna sterbend schon.
Sein Testament, das wollt' er schreiben lassen;
Es ließ sich endlich ein Notar bewegen,
Das Dokument rechtskräftig zu verfassen.

„Das Vermächtnis." A. v. Chamissos Werke (1836) 4, 111.

Und er: „Ich will es ihnen auferlegen,
Ich meine meinen Kindern, meinen Erben,
Anständig meine Fliegen zu verpflegen."
Und der Notar: „Ihr lieget schon im Sterben;
Wie schickt sich's, Basso, daß Ihr Scherze treibt,
Anstatt um Euer Heil Euch zu bewerben!"
Drauf dieser: „Schreibt, wie ich Euch sage, schreibt!
Ihr seht mich ja verlassen von den Meinen,
Da noch dies Fliegenvolk mir treu verbleibt.
Nur treu aus Eigennutz, so mögt Ihr meinen;
Ich will's nicht untersuchen, will allein
Es wissen, daß die Treu'sten sie mir scheinen;
Bei Gott! ich muß und will erkenntlich sein.
Drum schreibt es nieder, so wie ich Euch sage!
Denn wohlerwogen ist der Wille mein:
Alljährig sollen sie am Jakobstage
Aussetzen einen Scheffel reifer Feigen
Den Fliegen allzumal zum Festgelage.
Und sollten sie darin sich lässig zeigen,
Und unterblieb' es nur ein einzig Mal,
Fällt Hab' und Gut dem Armenhaus zu eigen."
Und noch geschieht es so, wie er befahl,
Und am bestimmten Tage zugemessen
Wird noch den Fliegen ihr bestimmtes Mahl.
Der Fliegen hat kein Erbe je vergessen.

30. Der Geist der Mutter.

Die Muse führt euch in das Schloß des Grafen;
Sie hat den alten Wappenschild am Thor
Verhangen, und es soll sein Name schlafen,
Seht dort ihn selbst, der bleich und hager vor
Dem Pergamente zähneknirschend lacht
Und zitternd, wie es rauschet, fährt empor.
Schaut nicht hinab in seines Busens Nacht,
Fragt nicht nach seinem Unmut, seinem Groll,
Und nicht, was vor ihm selbst ihn schaudern macht!

„Der Geist der Mutter." A. v. Chamissos Werke (1836) 4, 115. Quelle ist Varnhagens Novelle „Das warnende Gespenst" („Deutsche Erzählungen." Stuttgart und Tübingen 1815.)

Blickt ab von ihm; seht schweigsam, ahndungsvoll
Die Dienerschaft den einz'gen Sohn erwarten,
Dem jetzt der Mutter Erbe werden soll!
Er ward in Schul' und Welt und Krieg vom harten
Geschick verstoßen, seit die Augen schloß,
Die liebend pflegte seiner Kindheit Garten.
Nun kehrt er heim in seines Vaters Schloß;
Er wieget sich in zaubervollen Träumen
Und spornt vor Ungeduld sein feurig Roß.
Und dort beginnt inmitten grünen Räumen
Das Dorf mit roten Dächern zu erscheinen,
Die Kirche dort, und unter jenen Bäumen . . . .!
Er hat den Baum gepflanzt, der jetzt mit seinen
Weitausgespannten Ästen schirmt das Grab
Der Mutter, wo er beten muß und weinen:
„Vernimm du mich, die mir das Leben gab,
Du, deren Bild ich stets in mir getragen;
Nicht wende jetzt die Augen von mir ab!
Der fremdgeword'nen Heimat werd' ich klagen,
Daß meine Träume noch nur Träume sind;
Du sollst um mich die Geisterarme schlagen." —
Und nun zu Roß! zum Schloß hinan geschwind!
Der Bach, — die Felsenwand, — die alten Föhren,
Ihr dunkles Haupt bewegt der Abendwind;
Sie scheinen seines Herzens Gruß zu hören
Und zu erwidern; Fremde sind allein
Die Menschen, die die Täuschung ihm zerstören.
Und hier, um diesen Felsen muß es sein, —
Es wendet sich der Weg, und vor ihm prangen
Des Schlosses Zinnen rot im Abendschein;
Da rollen Thränen über seine Wangen.
Er stürmt den Hof hinan, und Diener kommen
Neugierig fremd herbei, ihn zu empfangen.
Nach seinem Vater fragt er, sucht ihn frommen
Und liebedurst'gen Blickes; hat er, ach!
Von seines Sohnes Heimkehr nichts vernommen?
Dem Jäger folgt er durch die Halle nach;
Der trägt Gepäck und Mantel und Pistolen
Und führt ihn ein ins innere Gemach.

Da tritt vor ihn ein Mann mit stieren, hohlen,
Entsternten Augen, dessen düst're Falten
Die Schatten seines Innern wiederholen.
Der spricht: „Die Kunde hab' ich schon erhalten;
Ihr kommt, der Mutter Erbe zu begehren,
Ich kann Euch nicht das Eure vorenthalten."
Da kann er sich des Schauderns nicht erwehren,
Es sinken schlaff die ausgestreckten Arme,
Und stumm und starr verschluckt er seine Zähren.
An dieses Herz doch schlagen muß der Arme,
Nicht dringt hinein die Stimme der Natur;
Da schweigt er, überwältigt von dem Harme.
Er stammelt: „Schlaf!" Da winkt der Alte nur;
Er folgt dem Jäger bei der Kerze Schimmer
Zum andern Flügel über Gang und Flur.
Da öffnet sich vor ihm, er sieht es immer,
Er hat es mit dem Herzen schon erkannt,
Das von der Mutter sonst bewohnte Zimmer.
Da steht nun der Verwaiste wie gebannt,
Betrachtet sinnend die gemalten Wände,
Von bitt'rer Lust und Schmerzen übermannt.
Sie lag auf diesem Lager, als die Hände
Sie segnend legte auf sein lockig Haupt;
Dann sank sie hin, ihr Leben war zu Ende.
Hier ward er seines Teuersten beraubt,
Hier hat der Ernst des Lebens ihn erfaßt
Und seiner Kindheit üpp'ges Reis entlaubt.
Und jetzt! — so steht er eine lange Rast,
Von Garnen der Erinnerung umstellt,
Das Herz zermalmt von namenloser Last.
Und endlich nieder auf das Lager fällt
Er weinend, schluchzend, schmerzenüberwunden,
Den Schlaf nicht suchend, der sich ferne hält.
Der Schloßuhr eh'rne Zunge zählt die Stunden,
Es schließt die Nacht sich zu, das Licht verglimmt,
In grauser Stille bluten seine Wunden.
Da mahnt ihn ein Geräusch, das er vernimmt,
Daß drüben bei dem Vater er gelassen
Die Waffen, die zu seinem Schutz bestimmt.

Und ringsher spähend sieht er einen blassen,
Unsichern Schimmer durch das Zimmer wehen;
Es reizt ihn, den ins Auge scharf zu fassen.
Er höret draußen leisen Schrittes gehen;
Er siehet jenen Schimmer sich gestalten
Und siehet seine Mutter vor ihm stehen.
Sie winkt ihm, regungslos sich zu verhalten,
Sie hebt die Augen schmerzenreich empor,
Sie scheinet über ihn die Wacht zu halten.
Es rauscht; die Thür geht auf, — sie tritt davor, —
Ein lauter, angsterpreßter Schrei erschallt,
Die Stimme seines Vaters traf sein Ohr;
Da wirft man Schweres klirrend hin, es hallt
Der Gang von flücht'gen Schritten, es verklingt, —
Zerflossen ist in Nebel die Gestalt.
Er aber dort auf seinem Lager ringt
Mit dem Entsetzen, bis mit hellem Scheine
Der junge Tag in seine Augen dringt.
Er schaut umher; die Thür ist auf, und seine
Pistolen liegen auf der Schwelle dort;
Er fragt sich nicht, was er darüber meine.
Er schleicht hinaus sich leise, spricht kein Wort;
Er sattelt, steigt zu Roß und drückt die Sporen
Erst ihrem Grabe zu, dann weiter fort. —
Es hat sich jede Spur von ihm verloren.

---

31. Die Retraite.

Am Sonntag Abend auf dem Werder waren
Zum luft'gen Walzer in dem Fischerkrug
Die sechs Trompeter da von den Husaren.
Herüber von dem andern Ufer trug.
Sie noch das Eis, nun gab es Spiel und Tanz;
Es waren zum Orchester fünf genug.
Der sechste hielt sich abgesondert, Franz,
Er kos'te wohl mit seiner Braut verstohlen,
Der Margarete, der gehört er ganz.

„Die Retraite." A. v. Chamissos Werke (1836) I, 117.

„Wir haben uns're Sache Gott befohlen,
Und hat der Frühling erst den Fluß befreit,
So komm' ich nur, hinüber dich zu holen." —
„O Franz! und diese lange, bange Zeit!
Wie soll ich, dich zu sehen, mich entwöhnen!
Du bist mein Leben, meine Seligkeit." —
„Du hörst mich, hörest die Trompete dröhnen,
Sie wird dir meiner Liebe Botschaft bringen
Bei der Retrait' in Nachhalls-Zittertönen.
Wenn diese letzten Töne zu dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein! dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.
Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling uns'rer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben." —
„Hört auf! wer mag noch lärmen hier und lachen!"
Ein Fischer sprang herein und schrie das Wort:
„Hört ihr denn draußen nicht des Eises Krachen!?
Ihr Herrn, die ihr hinüber müßt, macht fort,
Stromauf! da hält sich's länger, bis es bricht,
Dem Lichte zu am andern Ufer dort!" —
„O Franz, bleib hier!" — „Mein Lieb, ich darf es nicht,
Nicht Urlaub hab' ich." — „Meines Vaters Haus..." —
„Ich bin Soldat und kenne meine Pflicht." —
„O lieber Franz, in solchem nächt'gen Graus...!" —
„Wir scheiden ja, mein Lieb, zum letztenmale,
Laß ab! sei stark! die andern sind voraus."
Stromauf, schräg über, nach dem Lichtsignale,
Sie schritten schnell und schweigsam durch die Nacht,
Erhellt von keines Sternes bleichem Strahle;
In Nebeln, von dem Winde hergefacht,
Schien ihnen oft das Lichtlein zu verschweben;
Sie schritten zu, als ging' es in die Schlacht.
Sie fühlten unter sich das Eis erbeben
Und hörten's grausig donnernd sich zerspalten
Und sah'n es aufgerissen sich erheben;
Und wie des Abgrunds Stimmen rings erschallten,
Beflügelten den Lauf sie landhinan,
Erst jenseits auf dem festen Grund zu halten

Und wie sie dort erreicht den Rettungsplan,
Da zählten sie und zählten. — „Gott und Vater!
Wir sind nur fünf! es fehlt der sechste Mann!
Der fehlt, ist Franz; sie hielt ihn auf; was that er?
Doch seht den Schatten dort! das muß er sein,
Im windgefegten Schneegewölke naht er.
Franz! Franz! gieb Antwort! — keine Antwort! Nein,
Er ist es nicht. Das Schneegewölk zerfallen;
Stumm, ebenmäßig hüllt die Nacht uns ein."
Und von dem Strome her, wo wirbelnd wallen
Die Schollen und einander sich zerschmettern,
Hört laut man wohlbekannten Ton erschallen,
Der ehernen Trompete mutig Schmettern,
Retrait'! ihm selbst Posaune des Gerichtes;
Es ruft dem Tode, nicht den ird'schen Rettern.
Und stromabgleitend fern und ferner bricht es,
Und leis' und leiser, aus der Nacht hervor,
Ein Hauch der Ahnung überird'schen Lichtes.
Dem Krug vorbei! da lauschet wohl ein Ohr!
Und lang gezogen, leise zitternd schwingen
Des Nachhalls letzte Töne sich empor. —
„Wenn diese letzten Töne zu dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein! dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.
Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling uns'rer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben."
Und unterwärts erschallt mit Donners-Krachen
Das Eis, daß Scholle sich auf Scholle ballt,
Und dröhnend öffnet sich des Todes Rachen.
Es schweigt; die letzten Töne sind verhallt.

32. Ein Baal Teschuba.

Noch hatte der Rabbiner nicht begonnen
Zu unterrichten; im gedrängten Kreise
Der Schüler hatte sich Gespräch entsponnen,
Gespräch von jenem rätselhaften Greise,
Der in die Synagoge war gekommen
Fast eigentümlich schauerlicher Weise;
Der auf der Trauerbank den Platz genommen,
Dem Sträfling gleich, andächtig immerdar,
Ein Vorbild der Erbauung allen Frommen,
Und wie das Schlußgebet gesprochen war,
Aufspringend mit befremdlicher Gebärde,
Sein Haupt verhüllt im faltigen Talar,
Sich quer am Eingang auf die harte Erde
Vor allen niederstürzend hingestreckt,
Auf daß mit Füßen er getreten werde.
Doch keiner that's, denn jeder wich erschreckt
Zur Seite, daß den Starren er vermeide,
Den erst der letzten Schritte Hall erweckt.
Ein Pole müßt' er sein nach seinem Kleide;
Doch haben, die ihn sprachen, ausgesagt,
Daß ihn die deutsche Mundart unterscheide.
Nach seinem Namen haben sie gefragt,
Worauf er seufzend Antwort nicht gegeben;
Sie haben, mehr zu fragen, nicht gewagt.
Da trat, wie so die Schüler sprachen, eben
Der Greis herein, dem Winter zu vergleichen,
Von jugendlichem Frühlingsreis umgeben.
Es sah'n die Ringsverstummenden ihn schleichen
Dem letzten Platze zu, um den er bat,
Ihn sollte da das heil'ge Wort erreichen.
Und der Rabbiner, sich erhebend, trat
Mit ernstem Worte zu dem selt'nen Gast:
„Hier gilt es, auszustreuen gute Saat.

„Ein Baal Teschuba." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1831." S. 131.

Wie du im Tempel dich betragen hast,
Erscheint vielleicht in zweifelhaftem Lichte
Dem, der den Gang des Lebens nicht erfaßt;
Was aber dich bewogen, das berichte
Du diesen hier, damit auch sie es wissen;
Ich fod're deine düstere Geschichte.
Gar mancher ist der Weisheit nicht beflissen,
Der wahrlich anders würde sein, verstünd' er
Den Ernst der That im strafenden Gewissen." —
„„Ich bin ein Baal Teschuba, bin ein Sünder,
Der, wallend durch das Elend, Buße thut,
Und jetzt der eig'nen Missethat Verkünder.
Nach meinem Namen forschet nicht; der ruht
Bei meinen Hinterlass'nen, Weib und Kindern,
Und liegt bei Haus und Hof und Hab' und Gut.
Ich handelte, geehrt und reich, mit Rindern
Und sah mit Stolz auf meines Hauses Flor,
Der sollte jähen Sturzes bald sich mindern.
Ich stand indes dem Ehrenamte vor,
Die Spenden der Gemeinde darzureichen
Den fremden Armen vor des Tempels Thor.
Ein Weib, ihr Bild will nimmer von mir weichen,
Ein schwang'res Weib schalt einst mich einen Wicht
Und zankte, schrie und schmähte sondergleichen.
Da faßte mich der Zorn, ich hielt mich nicht,
Ich hob die Hand zu unheilvoller Stunde
Und schlug die Keiferin ins Angesicht.
Das Wort erstarb in ihrem blassen Munde,
Sie wankte, fiel, da lagen scharfe Scherben,
Es quoll ihr Blut aus einer tiefen Wunde.
Ich sah das grüne Gras sich purpurn färben,
Sah krampfhaft noch sie zucken eine Zeit,
Dann starr gestreckt zu meinen Füßen sterben.
Nicht in die Hände der Gerechtigkeit
Geliefert hätte mich die Brüderschaft,
Ich war von jeder äußern Furcht befreit.
Doch einen Richter giebt's, der Rache schafft,
Gewissen heißet, der die scharfen Krallen
Ins Herz mir eingerissen voller Kraft.

Und ich erkor, ein Fragender, zu wallen
Zu einem frommen Greise: „Rabbi, sprich,
Wie büß' ich, der ich so in Schuld gefallen?"
Und harter Bußen viele lud auf mich
Der strenge Mann mit Beten, Baden, Fasten,
Nur eine, eine nur war fürchterlich.
Mit meinem Fluche sollt' ich mich belasten,
Ins Elend willig geh'n am Bettelstabe
Und sieben Jahre nicht auf Erden rasten
Ich hab's gethan, ein Baal Teschuba, habe
Sechs Jahr' ich schon vom Mitleidsbrot gezehrt,
Sechs Jahre mich genähert meinem Grabe.
Die Heimat zu betreten, war verwehrt;
Ich habe mich, zu machtvoll angezogen,
In immer enger'n Kreisen ihr genäh'rt.
Und einst, da stand ich vor des Thores Bogen
Der Vaterstadt, da stand ich, wie gebannt,
Mit ausgestreckten Armen vorgebogen
Ich hätte fliehen sollen; übermannt
Von namenloser Sehnsucht, trat ich ein, —
Wie selbst so fremd! wie alles so bekannt!
Des langen Haupt- und Barthaars Silberschein,
Der Stirne Furchen und die fremde Tracht —
Ich mochte jedem wohl unkenntlich sein.
Wie schlug das Herz mir in der Brust mit Macht!
Ich schlich daher, so wie der Sünder schleicht,
Und wo die Straß' am Markt die Biegung macht..
Gott Israel's! mein Haus! — Ein Kind — vielleicht
Mein eig'nes Kind! — ein Mädchen tritt heraus, —
Hat Rahel solch ein Alter wohl erreicht? —
„Der Ew'ge segne dich und dieses Haus,
Mein süßes Kind! ein Bettler ruft dich an
Aus bittern Elends namenlosem Graus."
Sie sah mich freundlich an und schritt sodann
Ins Haus zurück und kam nach kurzer Frist:
„Die Mutter schickt dir das, du armer Mann." —
Es war ein Kreuzer nur — „Die Mutter!? Ist
Bekannt auch deiner Mutter, daß so klein
Die Gift sie einem Baal Teschuba mißt?"

Sie sah mich staunend an und ging hinein
Und kam sogleich auch wieder her zu mir:
„Die Mutter sagt: es kann nicht anders sein,
Sie hat's jetzt nicht, denn Vater ist gleich dir
Ein Baal Teschuba; würdest mehr bekommen,
Wär' unser armer guter Vater hier."
Nun hatt' ich's ja aus ihrem Mund vernommen!
Ich habe schluchzend schnell mich abgewandt
Und nicht mein Kind an meine Brust genommen,
Ins Elend hab' ich mich zurückgebannt.""

32. Mateo Falcone, der Korse.

Von wessen Rufe hört man wiederhallen,
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porto-vecchio? Flintenschüsse fallen.
Die Gelben sind's, die Jäger, und es sucht
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in scheuer Flucht.
Aus dem Gehöfte will ein Kind sich schleichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Es siehet vor sich steh'n den Blut'gen, Bleichen. —
„Du bist, ich kenne dich, Falcones Sohn;
Ich bin Sampiero; hilf mir, feines Kind,
Verstecke mich, die Gelben nahen schon!" —
„Ich bin allein, die beiden Eltern sind
Hinausgegangen." — „Schnell denn und verschlagen!
Wohin verkriech' ich mich? sag' an, geschwind!" —
„Was aber wird dazu der Vater sagen?" —
„Der Vater sagt, du habest recht gethan;
Und du zum Dank sollst diese Münze tragen."
Die Münze nahm der Knabe willig an.
Ein Haufen Heu der sich im Hofe fand,
Verbarg den blutigen, zerlumpten Mann.

„Mateo Falcone, der Korse." „Berl. Musenalmanach f. 1831." S. 104. „Matteo Falcone, der Corse."

Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
Austretend, nach dem äußer'n Thor besonnen,
Wovor schon lärmend der Verfolger stand.
Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen,
Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
Dem wir die Fährte hieher abgewonnen?" —
„Ich schlief." — „Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!
Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt." —
„Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht." —
„Antworte, Bursche, wie die Frage schallt!
Und führ'st du solche Reden mir zum Hohne,
So schlepp' ich dich nach Corte mit Gewalt." —
„Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone!" —
„Ich aber werde deinem Vater sagen,
Daß er mit Schlägen dir die Lüge lohne." —
„Ob er es thut, das möchte sich noch fragen." —
„Wo ist dein Vater? sprich!" — „Ich bin allein;
Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen."
Und Gamba zu den Untergeb'nen sein:
„Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein!"
Ein Jäger drauf: „So Ihr es wollt, so thut es;
Doch solltet Ihr's erwägen, Adjutant,
Uns bringt Falcones Feindschaft nimmer Gutes."
Er aber stand unschlüssig, abgewandt,
Und stach ins Heu, nachlässig, in Gedanken,
Wie einer, der das Rechte nicht erkannt.
Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
Gehenke seiner Uhr und schob gelinde
Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken.
Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
„Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine;
Die hatt' ich dir bestimmt zum Angebinde." —
„In meinem zwölften Jahr bekomm' ich eine." —
„Bist zehn erst alt, betrachte diese nur!"
Und blinkend hielt er sie im Sonnenscheine.
Gar argen Glanzes funkelte die Uhr,
Das zierliche Gehäus so blank und klar,
Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —

„Wo steckt Sampiero?“ — „Wird dein Wort auch wahr?“ —
Dem Knaben schwur er zu mit teurem Eide,
Daß sie der schnöde Preis des Blutes war.
Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
Sich langsam, zitternd; niederwärts sich neigend
Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.
Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
Und gab den Schützling dem Verfolger bloß;
Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.
Da ließ der Adjutant die Kette los;
Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
Vergaß sich selbst und des Verrat'nen Los.
Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen;
Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —
„Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
Schafft eine Bahre her! ich kann nicht gehen;
Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.
Ihr seid ein Schütz, man muß es Euch gestehen,
's ist aus mit mir; Ihr habt mich gut gefaßt,
Doch habt Ihr auch, was ich vermag, gesehen.“
Und menschlich sorgte man und freundlich fast
Für einen, den man doch als tapfer pries
Und, wo es galt, als Gegner nur gehaßt.
Die Münze reicht' ihm Fortunat; er stieß
Zurück den Knaben, welcher voller Scham
Entwich und jenen Thaler fallen ließ.
Falcone jetzt mit seinem Weibe kam
Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
Er Jäger schwärmen, was ihn wunder nahm.
Schußfertig, kühn, vorsichtig naht' er da
Und hieß das Weib der zweiten Büchse pflegen,
Wie's Brauch ist, wo der Schütz dem Feinde nah'.
Ihn kennend, ging ihm Gamba schnell entgegen. —
„Verkennt den Freund nicht!“ — Langsam stieg der Lauf
Der Büchse, die im Anschlag schon gelegen. —
„Wir hatten, Vetter, einen weiten Lauf,
Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt;
Doch gingen auch der Unsern zwei darauf;

Ich meine den Sampiero.“ — „Was Ihr sagt!
Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
Vom Hunger freilich wohl und scharf geplagt.“ —
„Er hat gefochten, wie es keiner glaubt;
Wir haben ihn und danken's Fortunato,
Der uns geliefert sein geächtet Haupt.“
Der Vater rief entrüstet: „Fortunato?“ —
Die Mutter sank zusammen wie gebrochen
Und wiederholte schaurig: „Fortunato?“ —
„Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
Der Vetter zeigt' ihn an; man soll's erfahren,
Und ihm und Euch wird hohes Lob gesprochen.“ —
Sie traten an das Haus; die Jäger waren
Geschäftig und bemühet um den Alten,
Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.
Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
Und er sich umgesehen, wer genaht,
Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten;
Ein Lachen, gar entsetzlich in der That.
Das Haus anspeiend, schrie er: „Lug und Trug!
In diesen Mauern hauset der Verrat!“ —
Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
Vors Haupt sich die geballte Faust und stumm
Verharrt' er, bis man fort den Alten trug.
Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
Er merkt' es nicht, er ließ die Truppe ziehen,
Er starrte zu dem Knaben taub und stumm.
Es will vor ihm das Kind erzitternd knieen,
Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
Zurück von mir!“ — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —
Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?“ —
„Ich bin dein Weib“ — und ihre bleichen Wangen
Erglühen schnell von wundersamer Glut. —
„Und ein Verräter!“ — Ihre Blicke hangen
An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr:
„Von wem hast dieses Kleinod du empfangen?“ —
„Vom Vetter Gamba.“ Heftig an der Schnur
Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
An einen Stein der That verhaßte Spur.

Dann starrt er vor sich hin und scharrt, wie ohne
Gedanken, mit dem Kolben in dem Sand
Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne:
„Mir nach!“ Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Heide
Den Richtpfad nach dem nächsten Waldesrand.
Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
„Dein Sohn, dein einz'ger Sohn, den Gott dir gab,
Den mit Gelübden wir erflehten beide!“
Und er: „Ich bin sein Vater, drum laß ab!“
Da küsset sie verzweiflungsvoll den Kleinen
Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab.
Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen
Gebenedeiten Mutter sich allein
Zu werfen und zu beten und zu weinen.
Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.
„Knie nieder, Fortunato, knie und bete!“
Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
Du willst mich töten?!“ — Und der Vater: „Bete!“
Und weinend, schluchzend stammelt er das „Pater“;
Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!“
Und weiter stammelt er das „Ave Mater.“ —
„Bist du nun fertig?“ — „Von den Klosterdamen
Erlernt' ich noch die Litanei soeben.“ —
„Sehr lang ist die; jedoch in Gottes Namen!“
Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
O, töte mich noch nicht!“ — „Bist du am Schluß?“ —
„Vergieb mir“ — „Gott, der möge dir vergeben!“
Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
Und heimwärts schreitend, wanket nicht sein Fuß.
Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
Den Spaten, um zu graben dort das Grab.
Die Mutter stürzt beim Schuß entsetzt heran,
Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
„Mein Kind! mein Blut! Was hast du nun gethan!“ —

„Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
Ich laß ihm Messen lesen, der als Christ
Gestorben ist, und also mußt' es sein.
Sobald du aber selbst gefaßter bist,
Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
Daß meine wohlerwog'ne Meinung ist,
Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne."

34. Die Versöhnung.

Korsische Geschichte.

Die echten Korsen, welche selten nur
Von des Gebirges Höh'n zu Thale steigen,
Erfüllen heut' Ajaccios Präfektur
Was bringt den tiefgehegten Groll zum Schweigen,
Den diese freien Männer fort und fort
Zu den Beherrschern ihres Bodens zeigen?
Zwei Gruppen bilden sie im Saale dort;
Sie trennt der Haß und spricht aus ihren Mienen,
Doch eignet sich zu Thaten nicht der Ort.
Zwei Sippen sind es, Blut ist zwischen ihnen,
Und Blut will Blut; dem Spruche zu genügen,
Hat vielen schon der letzte Tag geschienen.
Ein Greis mit düsterm Blick und hohlen Zügen,
Mit langem schwarzen Bart und weißem Haar,
Scheint ungewohnt dem Zwange sich zu fügen;
Denn unterm Ziegenfell sucht immerdar
Die Hand des Dolches Griff und hält sich kaum;
Er scheint das Haupt zu sein der einen Schar.
Bereitet ist ein Tisch im mittlern Raum,
Darauf das Kruzifix ist aufgerichet;
Der Anblick hält die Männer nur im Zaum.
Ein Bote Christi, der für sich verzichtet,
Ein Missionar, bekannt den Bergessöhnen,
Bei welchen viele Fehden er geschlichtet,

„Die Versöhnung. Korsische Geschichte." Gedichte 1831. S. 521.

Hofft diese beiden Stämme zu versöhnen,
Die hier er am Altar zusammenbrachte;
Er schaut sie scharf an, seine Worte tönen:
„So wie ich, meine Brüder, euch betrachte,
Die Trotz ihr jeder Fährlichkeit wohl bötet,
Von euch ist keiner, dem es Schande machte,
Daß nicht er mind'stens seinen Mann getötet?" —
Geständig sah'n die Männer frei empor,
Zur Erde nur ein Knabe schamgerötet.
Da donnerte des Priesters Wort hervor:
„Du hörst es, Gott am Kreuze; hör' es nicht!
Verschließe solchem frechen Hohn dein Ohr!
Geh' nicht mit diesen Mördern ins Gericht!
Du hast für sie dein teures Blut gezahlt,
Das nun Verdammnis über alle spricht.
Nicht einer, nein, nicht einer, der nicht prahlt
Er habe dir zum Hohn die Hände rot
Mit deinem, deiner Brüder Blut bemalt!
Es sei denn dieser Knabe — dein Gebot
Gehalten noch zu haben, sinnt verdrossen
Er schon vielleicht auf seines Bruders Tod.
Es hat ihr Dolch des Blutes mehr vergossen,
O Heiland! als von deinen heil'gen Malen,
Von Sünde sie zu retten, ist geflossen.
Ihr seht mich küssen sie zu vielen Malen,
Benetzen sie mit heißen Thränengüssen; —
Denkt eures Heiles und der Hölle Qualen!
Denkt Christi, der nach ewigen Beschlüssen
Für euch, ihr Sünder, Schmach und Tod erkor! —
Erfrecht ihr seine Wunden euch zu küssen?"
So hielt das Kruzifix er ihnen vor,
Sie scharfen Blickes prüfend, ob die Saat
Auf harten Felsen fallend sich verlor.
Gerührt, gebeugt und reuig in der That
Erweisen sich die Männer, sonst so wild;
Es haben die Getrennten sich genaht.
„Versöhnung!" spricht der Friedensbote mild,
„Lobt Christum, der euch hier zusammenführt,
Verzeiht, vergeßt und thut nach seinem Bild!"

Schon haben auf dem Kreuze sich berührt
Zwei Hände, schaudernd schnell sich auch getrennt,
Als habe jede heißes Gift verspürt.
Denn Necco, jener grimme Greis, erkennt
Sich gegenüber eben den Verhaßten,
Den er den Mörder seines Sohnes nennt.
Das Angesicht erglüht dem Schmerzerfaßten,
Die alten Wunden brechen auf, es walten
Der Zorn, der Rachedurst nach kurzem Rasten;
Noch stehet tiefgebückt — ob vor dem Alten,
Ob vor dem Kruzifix? — der Jüngling bleich,
Erwartend, ob Vergebung zu erhalten;
Noch kämpft mit seinem Herzen schmerzenreich,
Gesicht und Farbe wechselnd oft, der Greise;
Noch spricht die Gnade, schreit die Rache gleich.
Und feierliche Stille herrscht im Kreise,
Indes an ihm die scheuen Blicke hangen;
Er endlich, schwer aufatmend, redet leise:
„Mein Sohn! — an meinem Sohn ward Mord begangen. —
Er sollte meines Namens Erbe sein!
Er hat im Elsenbusch den Schuß empfangen. —
Still! Gnecco, still! — dort warst du nicht allein —
Ein and'rer .... Still! — Ich will's vergessen. Schweige!
Von seinem Blut sind deine Hände rein —
Mein alter Stamm treibt fürder keine Zweige,
Nur eine Tochter schmückt noch seine Kron';
Es geht mit meinen Tagen auf die Neige.
Du, Gnecco, liebst die Maid, ich weiß es schon, —
Mag werden, was ich früher nicht geglaubt, —
So nimm sie und ersetze mir den Sohn!" —
Ihm lag der Sohn in Armen sprachberaubt,
Er aber mußte schaudernd sich gewöhnen,
Noch lieb zu hegen das verfemte Haupt.
„Bin müde," rief er aus, „dem Haß zu frönen!
Ich that den ersten Schuß — vorzeiten — dort, —
Vergeltung ward verübt an meinen Söhnen.
Vier Söhne raffte dieser Zwist mir fort,
Ich selber blieb verschont auf diesen Tag;
Der alte Stamm, der Äste bar, verdorrt. —

Hochwürd'ger Herr, laßt zeichnen den Vertrag,
Wer weiß, wie sonst der Menschen Sinn sich wenden,
Und was die nächste Stunde bringen mag! —
Noch laßt das Kruzifix in meinen Händen,
Ich war ja Christ, bevor ich Vater war, —
Ich will das Gutbegonnene vollenden."
Die Schrift verlas darauf der Missionar,
Darin des Gottesfriedens Klauseln standen,
Und ließ sie unterzeichnen am Altar;
Und denen, die zu schreiben nicht verstanden,
Führt' er die Hand zu eines Kreuzes Mal,
Wodurch sie sämtlich eidlich sich verbanden.
Er zählte dann die Zeichen allzumal,
Und wieder überzählt' er sie und fand,
Es fehle noch ein Zeichen an der Zahl.
Und abseits mit den Seinen hadernd stand,
Der nicht gezeichnet hatte, jener Knabe
Und streckte gegen Recco seine Hand:
„Mein Vater schreit um den aus seinem Grabe!
Ich feilsche nicht um meines Vaters Blut,
Denn Blut will Blut, wie ich gelernet habe.
Fürwahr! der Priester hat zu reden gut,
Mein Vater, nicht sein Vater ward erschlagen; —
Laßt ab von mir, schaut selber, was ihr thut!
Noch seh' ich her die blut'ge Leiche tragen,
Sie legen auf den Tisch und dann entkleiden,
Und höre wild umher die Weiber klagen.
Die Mutter nur verschloß in sich ihr Leiden,
Sie weinte nicht, sie schien, in starrer Ruh
Am grenzenlosen Jammer sich zu weiden.
Sie führte mich, das Kind, der Leiche zu:
„Blick her! blick her! die meuchlerische Wunde, —
Du bist ein Kind, doch wirst ein Mann auch du;
Und hast, den Ernst zu fassen, du gesunde
Gedanken, zeig es, raffe dich zusammen, —
Versprich mir zu gedenken dieser Stunde!""
Des Priesters Eifer lodert auf in Flammen;
„Tomasio! sei ein Christ!" Doch er im Flug:
„Hört erst mich aus, dann mögt Ihr mich verdammen!

Ich frug: Was soll ich thun? Wie so ich frug,
Gab sie das Hemd des Vaters mir zu eigen,
Das an der Brust, hier, blut'ge Spuren trug,
Und sprach: „Mich wissen lassen, keinem Feigen
Sei's worden, diesen Tapfern zu beerben;
Das mußt du mir an Reccos Hemde zeigen.
Du mußt es rot, so wie das deine, färben,
Denn Blut will Blut, das ist der alte Brauch!" —
Und auf das Wort der Mutter will ich sterben.
So schwör' ich . . . ." — „Knabe! schwöre nicht! der Hauch,
Womit du Gottes Namen sprichst, ist Sünde!" —
Er murrte: „Was ich schwöre, halt' ich auch."
Es schien, als ob der alte Recco stünde
Ob Stolz und Reue schwankend, zweifelnd wog
Er schuldbewußt im Herzen beider Gründe;
Und endlich trat er vor das Kind und bog
Das steife Knie vor ihm, demütig fast,
Die Hand ergreifend, die sich ihm entzog:
„Tomasio, diesem jungen Manne hast
Du mich verzeihen sehen, der vielleicht . . . .
Sie sagen's, legen ihm die That zur Last —
Auch du wirst Vater und erfährst, es gleicht
Der Vaterliebe nimmer Kindespflicht;
Von Marmor war mein Herz, es ist erweicht.
Und wenn das Fleisch von meinem Fleische nicht
Zu rächen ich, der Vater, mich bezwungen,
So leuchtet wohl auch dir der Gnade Licht."
Den Grimm zu hegen, war es nicht gelungen
Dem Knaben, der gerührt nicht wollte scheinen
Und seine Thränen immer noch verschlungen.
Sich sträubend, wandt' er schnell sich zu den Seinen;
Er sah zu ihm die Hände sich erheben
Wie bittend, und die Augen aller weinen.
Noch wollt' er tückisch seine Hand nicht geben
Und fühlte, wie er sie dem Greis entrang,
Sie in der Hand des Friedensboten beben.
Der zog — war's Überredung, war es Zwang? —
Ihn vor, im Namen Christi, zum Altar;
Ein Ruf, der endlich ihm zum Herzen drang.

Die Feder reicht' er ihm zum Zeichen dar
Am Fuß des Kruzifixes, wo entfaltet
Das Dokument des Gottesfriedens war,
Und führte seine Hand, bis er gestaltet
Das Kreuz, das letzte noch von allen Zeichen:
„Es ist vollbracht, der Gottesfriede waltet!
Laßt, meine Brüder, uns die Hände reichen!"

---

35. Ein Kölner Meister
zu Ende des XIV. Jahrhunderts.

(Nach Ghiberti.)

Du hast, Ghiberti, scharf und streng und richtig
Beurteilt meine Kunst und mich gelobt;
Das Lob aus deinem Munde klang gewichtig.

„Ein Kölner Meister ..." A. v. Chamissos Werke (1836) 4, 139. Die Quelle findet sich in dem Buche „Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen von August Hagen. Leipzig 1833." 1, 158. Peter, Johanns Sohn, wahrscheinlich Johann Peter von Freiburg, erzählt von einem Bildner, dessen Namen Ghiberti vergessen hat: „In der Stadt Köln war ein Meister in der Bildnerkunst sehr erfahren und von ausgezeichnetem Geiste. Er lebte beim Herzoge von Anjou, der von ihm sehr viele Werke von Gold arbeiten ließ. Unter anderm fertigte er ein Bildwerk von Gold, und mit aller schöpferischen Ungeduld und mit Geschick führte er die Tafel gar herrlich aus. Vollkommen war er in seinen Arbeiten und that es den alten Bildhauern der Griechen gleich. Er bildete die Köpfe wunderbar gut und jeden nackten Teil, und er fehlte in nichts anderem, als daß seine Gestalten ein wenig kurz waren. Den edelsten Geschmack zeigte er in seinen Werken und große Gelehrsamkeit. Einst sah er ein Werk einschmelzen um der öffentlichen Bedürfnisse des Herzogs willen, das er mit aller Mühe gemacht hatte; er sah zu nichte werden seine Mühe und warf sich auf die Knie, und die Augen und Hände gen Himmel hebend sprach er also: O Herr, der du lenkst den Himmel und die Erde, und alle Dinge hinstellst, nicht so groß sei meine Einfalt, daß ich anderm folge als dir. Habe Mitleid mit mir! Von Stund' an suchte er das, was er hatte, zu verteilen aus Liebe zu dem Schöpfer aller Dinge. Er ging auf einen Berg, wo eine große Einsiedelei war, nahm sie ein und that Buße, so lange er lebte. Es war zur Zeit unserer ältesten Bildhauer, da er in hohem Alter endigte. Jünglinge, die sich Kenntnisse in der Bildnerei zu erwerben suchten, baten ihn um seinen Unterricht und erzählten, wie geschickt er war, der sich als ein großer Zeichner und tüchtiger Lehrer zeigte. Sehr demütig empfing er sie und gab ihnen gelehrte Anweisungen, indem er sie mit vielen Maßbestimmungen bekannt machte und ihnen viele Vorbilder gab. Als der vollkommenste Meister bei großer Demut, endigte er in dieser Einsiedelei; ja angesehen, daß er der Vorzüglichste in der Kunst war, war er vom heiligsten Lebenswandel."

Im Besitze von Max Kalbeck in Wien befindet sich ein Quartblatt mit der Handschrift des Gedichtes, ferner ein Oktavblatt, überschrieben „Varianten zu dem Kölner Meister". Die Varianten stellen lediglich die endgiltigen Fassungen der Verse 1—6, 14, 16, 18, 41 zusammen.

V. 1—6. Du hast mit Scharfblick prüfend, streng und richtig
Beurteilt meine Kunst und mich gelobt;
Das Lob aus deinem Munde klang gewichtig.
Ich hab' als Freund, Ghiberti, dich erprobt
Und hab' hinwiederum dir zu bereiten
Den schönsten, höchsten Kunstgenuß gelobt,

Ich habe dir, den ich als Freund erprobt,
Von meines Meisters Kunst zu Köln am Rheine
Den höchsten, seltensten Genuß gelobt.
Blick her! du glühest wie vom jungen Weine,
Worauf dein Auge fällt, ein Meisterstück!
Du jauchzest und du siehest, daß ich weine.
Entschwund'ne Tage ruft mir dies zurück
Und auch den Tag, wo ich ihn trug zu Grabe,
Der lehrend mich und liebend war mein Glück.
Auf diesem Bruchstück hier der heit're Knabe,
Der von der Stirne sich die Locken streicht,
Der bin ich, wie ich erst gedient ihm habe.
Er hat mir treu die Führerhand gereicht,
Ich wurde stark in seinem milden Strahle;
Nun hat der Winter mir das Haar gebleicht,
Die griech'schen Meister sind dir Ideale;
Sei selbst du zwischen ihm und ihnen Richter!
Auf welche Seite neiget sich die Schale?
Sieh, wie er hochgelehrt und doch mit schlichter
Natürlichkeit das Nackte hier gestaltet
Und hier die hohe Schönheit der Gesichter!
Die Kunst bewundre, die er hier entfaltet,
Die Zierlichkeit der Arbeit, die Vollendung, —
Und dieser Riß — da hat wohl Gott gewaltet!
Das Werk bestimmte seines Schicksals Wendung,
Es sollt' ihn zu des Ruhmes Gipfel tragen
Und ward das Werkzeug einer höhern Sendung.
Ich muß vom frommen Meister mehr dir sagen;
Wie lieblich er in seiner Kunst erscheint,
War selbst er liebeswert in seinen Tagen.
Anjou, der mit der Kunst es gut gemeint,
Hat ihn geehret vor den Meistern allen,
Die huldreich er an seinem Hof vereint.

Auf Schätze will ich deine Blicke leiten,
Von einem Meister sind's zu Köln am Rheine,
Figuren, Thonmodelle, Kostbarkeiten. —

In Hs. gestrichen und durch die obigen sechs Verse ersetzt.
14. „streicht", korrigiert aus „streift", Hs. — 16. Korrigiert aus „Ich bin von ihm beschirmt herangereift", Hs. — 18. „gebleicht", korrigiert aus „bereift", Hs.

Für Anjou hat der Meister den Metallen
Das Siegel seines Geistes eingedrückt
Und Kirchen ihm verziert, Altar und Hallen;
Auch seinen Schenktisch hat er ihm geschmückt,
Geschmiedet ihm Pokale, Krüge, Schilde,
Die jedes Kunsterfahr'nen Blick entzückt.
Da wollte denn der Fürst in seiner Milde,
Daß noch aus lauterm Golde, sondergleichen,
Sein Meisterwerk er, eine Tafel, bilde;
Versehen sollt' er die mit seinem Zeichen,
Auf daß die Nachwelt seinen Ruhm erfahre
Und staunend ihm den Lorbeer möge reichen.
Hier liegt der Riß dir vor, den ich bewahre;
Am Werke selbst hat meines Meisters Hand
Gehammert und gefeilt drei volle Jahre.
Und wie er fertig war, wie er's gesandt
Dem guten Fürsten, welcher es bestellt,
Da hatte sich das Glück von dem gewandt.
Die Feindschaft weißt du, die sich eingestellt
Verderblich zwischen ihm und Lanzelote,
Und aufgereget eine halbe Welt.
Da kam zum Meister ein betrübter Bote:
Einschmelzen hatt' er jene Tafel lassen,
Weil ihm kein Gold, kein schnödes, zu Gebote.
Da sah'n den guten Meister wir erblassen,
Erschrocken schweigen eine lange Zeit
Und krampfhaft nach dem wunden Herzen fassen.
Dann, niederknie'nd in Unterwürfigkeit,
Sprach er und hob die Arme himmelwärts:
„Auch das war eitel! eitel Eitelkeit!
Am ird'schen Abglanz hing mein thöricht Herz,
An dem vergänglichen des ew'gen Lichtes,
Nun faßt um Eitles mich ein eitler Schmerz!
O Herr! was falsch und eitel war, vernicht' es
In meinem Busen! dienen dir und büßen,
Das will ich bis zum Tage des Gerichtes!"

41. „Krüge", korrigiert aus „Humpen", Hs. — 60. Korrigiert aus „Weil ihm kein schnödes Geld stand zu Gebote", Hs.

So ſtand er auf und ſah uns an mit ſüßen,
Wehmüt'gen Blicken, ſchritt ſodann hinaus,
Rückſchauend nur, noch einmal uns zu grüßen.
Und in die Berge, in der Wildnis Graus
Trug weltverlaſſend ihn ſein Fuß, zu bauen
Einſiedleriſch Kapell' und nied'res Haus.
Da mocht' er Unvergänglichem vertrauen
Und ſuchen klaren Auges, reines Licht,
Vermeidend, in das Nebelthal zu ſchauen.
Wie fromm er war, ein Frömmler war er nicht;
Oft ſuchten wir ihn auf, er ſah uns gerne
Und gab uns lächelnd Rat und Unterricht,
Er liebte noch die Künſte, wie die Sterne,
Und ſeine lieben Schüler und Genoſſen;
Er hielt ſein Herz nur von dem Schlechten ferne.
Einſt fanden wir wie ſchlummernd hingegoſſen
Am Kreuz ihn, wo zu beten er gepflegt;
Sein altermüdes Auge war geſchloſſen.
Wir weinten, als wir ihn zur Ruh' gelegt.

36. Francesco Francias Tod.

Francesco Francia war zu ſeiner Zeit
Italiens Stolz, gerühmt von allen Zungen
Als Aurifex und Maler weit und breit.

„Francesco Francias Tod." A. v. Chamiſſos Werke (1836) 4, 143. Die Anekdote findet ſich bei Vaſari in der Biographie des Bologneſer Malers Francesco Raibolini, genannt Francia (1450—1518):

„Mentre che egli era in cotanta gloria e godeva in pace le sue fatiche, era in Roma Raffaello da Urbino, e tutto il giorno gli venivano intorno molti forestieri, e fra gli altri molti gentiluomini Bolognesi per vedere l'opere di quello. E perchè egli avviene il più delle volte, che ognuno loda volentieri gl'ingegni da casa sua, cominciavono questi Bolognesi con Raffaello a lodare l'opere, la vita, e le virtù del Francia; e così fecero tra loro a parole tanta amicizia, che il Francia e Raffaello si salutarono per lettere. Ed udito il Francia tanta fama delle divine pitture di Raffaello, desiderava veder l opere sue: ma già vecchio ed agiato si godeva la sua Bologna. Avvenne appresso che Raffaello fece in Roma per il Cardinal de' Pucci Santi Quattro una tavola di S. Cecilia che si aveva a mandare in Bologna per porsi in una cappel a in S. Giovanni in Monte, dove é la sepoltura della Beata Elena dall' Olio, ed incassata la dirizzò al Francia, che, come amico gliela dovesse porre in sull' altare di quella cappella con l'ornamento, come l'aveva esso acconciato. Il che ebbe molto caro il Francia per aver agio di vedere, siccome avea tanto desiderato, l'opere di Raffaello. Ed avendo aperta la lettera che gli scriveva Raffaello, dove e' lo pregava, si ci fusse nessun graffio, che e' l'acconciasse, e similmente conoscendoci alcuno errore, come amico lo correggesse, fece con allegrezza grandissima ad un buon lume trarre della cassa la detta tavola. Ma tanto fu lo stupore che c'ne ebbe, e tanto grande la maraviglia, che

Zu ihm, dem Alten, ist der Ruf gedrungen
Vom jungen Römer, welcher sondergleichen
Sich früh gar hohen Künstlerruhm errungen.
Zwar konnt' er noch zu sehen nicht erreichen
Ein Werk von ihm, doch haben sie geehret
Einander und gewechselt Freundschaftszeichen.
Ihm wird die Freude jetzt, die er begehret;
Sieh! jener schreibt: „Mein Bitten werde mir
Von meinem väterlichen Freund gewähret!
Ich käme selbst, doch and'res hält mich hier;
Mein Bild für die San Giovanni Kapelle,
Die heilige Cäcilie, send' ich dir.
Vertritt, mein lieber Meister, meine Stelle,
Sieh helfend nach, ob Schaden es bekommen,
Ein Riß, ein Fleck das zarte Werk entstelle;
Und hast den Pinsel du zur Hand genommen,
Verbess're du zugleich auch liebevoll,
Wo selber meine Kunst zu kurz gekommen!
Dann stell' es auf, das Bild, da, wo es soll,
Mit Liebe sorgend für das beste Licht,
Und nimm entgegen meines Dankes Zoll!
Dein Raphael." — Der Meister schnell erbricht
Die Kiste, zieht das Bild hervor und rückt
Es sich ins Licht und sieht und glaubt es nicht.

conoscendo qui l'error suo e la stolta presunzione della folle credenza sua, si accorò di dolore e fra brevissimo tempo se ne morì. Era la tavola di Raffaello divina, e non dipinta, ma viva e talmente ben fatta e colorita da lui, che fra le belle che egli dipinse, mentre visse, ancorachè tutte siano miracolose, ben poteva chiamarsi rara. Laonde il Francia mezzo morto per il terrore e per la bellezza della pittura, che era presente agli occhi, ed a paragone di quelle, che intorno di sua mano si vedevano, tutto smarrito, la fece con diligenza porre in S. Giovanni in Monte a quella cappella, dove doveva stare, ed entratosene fra pochi dì nel letto tutto fuori di se stesso, parendogli esser rimasto quasi nullo nell' arte, a petto a quello che egli crede va e che egli era tenuto, di dolore e malinconia, come alcuni credono, si morì; essendoli avvenuto nel troppo fossamente contemplare la vivissima pittura di Raffaello quello, che al Fivizzano nel vagheggiare la sua bella morte, della quale è scritto questo epigramma:

Me veram pictor divinus mente recepit.
Admota est operi deinde perita manus.
Dumque opere in facto defigit lumina pictor
Intentus nimium, palluit et moritur.
Viva igitur sum mors, non mortua mortis imago,
Si fungor, quo mors fungitur, officio.

Tuttavolta dicono altri, che la morte sua fu si subita, che a molti segni apparì piuttosto veleno o gocciola, che altro."

Sichtlich hat Chamisso den Stoff von seiner idealsten Seite angefaßt und ihn noch zu veredeln gesucht.

Er steht davor erschrocken und entzückt;
Erfüllet ist, was seine Träume waren,
Er fühlt sich selbst vernichtet und beglückt.
„Heil mir! und Preis dir, Herr! der offenbaren
Du solches noch gewollt in meinen Tagen;
Nun laß in Frieden deinen Diener fahren!"
Die Jünger hörten ihn die Worte sagen,
Den letzten Laut aus seinem frommen Munde;
Nicht Antwort gab er mehr auf ihre Fragen:
Es war des alten Francias Sterbestunde.

37. Das Kruzifix.

Eine Künstler-Legende.

1.

Mit Ingrimm mochte nur sein Werk betrachten
Der Meister, der davor nachsinnend stand;
Er ward versucht, sich selber zu verachten.
Er hat mit Kunst, mit Fleiße, mit Verstand
Das Bild des Heilands hingestellt, allein
Ein Bild, ein totes Bild von Menschenhand.
Das Leben drang in diesen Block nicht ein;
Nicht kann, was Fleisch nicht ward, den Schmerz empfinden,
Der tück'sche Marmor bleibt ein starrer Stein.
Mag Ebenmaß und schöne Form sich finden,
Nicht will des kunstgeübten Meißels Spur
Vor der erwachenden Natur verschwinden:
„Natur! o wende dich nicht ab, Natur!
Ich will zum Ideal dich schon erheben;
Allein du schweigst, ein Pfuscher bin ich nur!"
Und eingetreten in die Werkstatt eben,
Dem Meister steht ein Jünger seiner Kunst
Zur Seite, frommem Anschau'n hingegeben.
Der buhlet um derselben Muse Gunst,
Berauschet sich am Anblick hier des Schönen
Und fühlt, sein eig'nes Streben sei nur Dunst.

„Das Kruzifix. Eine Künstler-Legende." „Berl. Musenalm. f. 1831." S. 96.

Zu ihm der Meister: „Willst du mich verhöhnen?
Du staunest diesen kalten Marmor an,
Als wolltest du dem Tode dich gewöhnen."
Der Fremde drauf: „Du wundersamer Mann,
Mag deinen Christus auch des Todes Ruh'
So schweigsam, so absonderlich umfah'n:
Dem Großen, Schönen schau' ich staunend zu,
In mich es lernbegierig einzusaugen;
Was da ist, frag' ich bloß, was mangelt, du."
Und auf dem Fremden ruh'n des Meisters Augen —
Der Jugend Kraft, der hohen Schönheit Zier, —
Ihm möcht' ein solcher zum Modelle taugen. —
„Du, Jüngling, findest mich verzweifelnd schier, —
Wie Schmerz und Leben aus dem Stein zu schlagen?
Das Anschau'n der Natur verläßt mich hier.
Vergeblich wär's, nach Mietlingen zu fragen,
Und bät' ich dich, den edlen Kunstgenossen,
Du würdest deine Hilfe mir versagen."
„Ich würde," sprach der Jüngling, „unverdrossen,
Der Kunst zum Frommen und zu Gottes Ruhme,
Dir leisten, was zu heischen du beschlossen."
Er sagt's, und strenger Schönheit selt'ne Blume
Enthüllt sofort dem Meister sich zur Schau
In der verschloßnen Werkstatt Heiligtume.
Er prüft mit Kennerblick und prüft genau
Und kann sich dem Gedanken nicht entwinden:
Durchzuckte Schmerz den edeln Gliederbau! —
„Und soll ich, was du sprachst, bewähret finden,
So mußt du mir von diesem Holze hangen!"
Der Jüngling läßt ans Kreuz sich willig binden;
Und wie er in die Schlingen ihn gefangen,
Die Nägel holt, den Schlägel er herbei,
Das Opfer muß den Martertod empfangen.
Der erste Nagel faßt; es schallt ein Schrei,
Er trifft kein Ohr, kein Herz; das Auge wacht
Allein und forscht, was Schmerzensausdruck sei.
Und hastig wird das Gräßliche vollbracht,
Und schnell das blut'ge Vorbild aufgestellt;
Er schreitet nun zur Arbeit mit Bedacht.

Von grauser Freude wird sein Blick erhellt,
Wie der Natur er jetzt es abgewonnen,
Wie sich im Schmerz ein schöner Leib verhält.
Die Hand schafft unabläßig und besonnen,
Das Herz ist allem Menschlichen verdorrt,
Zu fühlen hat der harte Stein begonnen;
Ob aber bete der am Kreuze dort,
Ob er in hoffnungsloser Qual verzage,
Er meißelt unabläßig fort und fort.
So kommt die Nacht heran vom dritten Tage;
Verschmachtet wird der Dulder bald erblassen,
Und bald verhallen seine letzte Klage. —
„Mein Gott, mein Gott, so hast du mich verlassen!"
Es sinkt das Haupt, das sich erhob, zurück;
Es ist vollbracht, was keine Worte fassen,
Und auch vollendet ist ein Meisterstück.

2.

„Mein Gott, mein Gott, so hast du mich verlassen!"
Im Dome ward zu Nacht der Ruf vernommen;
Wer ihn erhob? sie wußten's nicht zu fassen.
Am Hochaltar, worauf ein Licht geglommen,
Bewegte sich gespenstisch die Gestalt,
Aus deren Mund der Schmerzensschrei gekommen.
Sie warf sich dann zur Erde, mit Gewalt
Die Stirne schlagend an des Estrichs Steine,
Die Wölbung hat vom Schalle wiederhallt.
Dann war's, als ob sie unaufhaltsam weine
Und in den Thränen Linderung gefunden;
Sie stöhnte bei der Kerze letztem Scheine.
Und als der Nacht unheimlich bange Stunden
Verflossen, und der Morgen sich erhellt,
War's still und die Erscheinung war verschwunden.
Nun eilt zum Kirchgang die erwachte Welt.
Es drängen sich die Chorherrn zum Altar;
Drauf ragt ein Kruzifix, erst aufgestellt. —
Ein Gnadenbild, wie nie noch eines war;
So hat der Gott den Todeskampf gerungen,
So bracht' er sich für uns zum Opfer dar.

Es sehend, schreit der Sünder reudurchdrungen
Zu dem, der Sündern auch das Heil gebracht,
Und: „Christ' eleison!" schallt von allen Zungen,
Nicht scheint das Werk von Menschenhand gemacht;
Wer möchte so das Göttliche gestalten?
Wie seltsam stieg es auf im Schoß der Nacht? —
Des Meisters ist es, der uns hingehalten
Mit Ausflucht, lange zögernd zweifelsohne,
Das Äußerste der Kunst noch zu entfalten. —
Was bringen wir dem Trefflichen zum Lohne?
Es ist das Gold, das schlechte nicht genug;
Gebührt dem Edlen nicht die Lorbeerkrone?
Und bald geordnet war ein Ehrenzug,
An welchem Lai' und Priester Anteil nahmen;
Voran ging, der den grünen Lorbeer trug.
Und wie sie vor des Meisters Wohnung kamen,
War weit geöffnet, aber still das Haus,
Auch still beim Wiederhall von seinem Namen.
Wohl schallten Pauk' und Cymbeln mit Gebraus
Zu der Drommeten gellend hellem Ton,
Doch niemand kam zum Festempfang heraus.
Verödet war das Haus am Morgen schon,
Aus dem ein Nachbar sich entfernen nur
Sah pilgernd einen schlichten Menschensohn.
Die Herren traten spähend auf den Flur,
Sie brachen sich durch wüste Zimmer Bahn,
Sie trafen nicht auf eines Menschen Spur;
Sie riefen, ohne Antwort zu empfah'n,
Und hörten leer die Räume wiederhallen;
Sie drangen in die Werkstatt: was sie sah'n —
Darüber läßt das Lied den Schleier fallen.

3.

Den heim sie bringen, haben sie beschuldigt,
Daß den Propheten er gelästert habe
Und ihrem falschen Mahom nicht gehuldigt.
Der fremde Pilger ist's am Wanderstabe,
Der büßend unter diesen Palmen wallte
Und uns erzählte von dem heil'gen Grabe.

Wird gegen ihre Henker dieser Alte
Bewähren eines Christen festen Mut?
Ihn stärke Gott, daß er am Glauben halte!
Es gleißet arg verlockend zeitlich Gut;
Ihm ist's beschieden, läßt er sich verleiten,
Und bleibt er unerschüttert, fließt sein Blut.
Blickt dort nicht hin! Ein Gräßliches bereiten
Die blutgewohnten Schergen. Wehe, Wehe!
Vielleicht, daß bald wir ihn dahin begleiten.
Er kommt, — sie führen ihn daher; ich sehe,
Wie ein Geretteter, ihn freudig heiter,
Als ob er neuem Glück entgegengehe.
Hat er erkauft .....? o nein! sie schreiten weiter
Der blut'gen Stätte zu; so war's gemeint!
Die Palme winkt dem starken Gottesstreiter. —
„Weint nicht! ich habe selber nicht geweint,
Als ich ans Kreuz den schönen Jüngling schlug;
Mir war in meiner Brust das Herz versteint." —
Und angstgepeitscht begann den irren Zug
Der Frevler unter seiner Sünde Last,
Der Kains Zeichen an der Stirne trug. —
„Der du für mich den Tod erduldet hast,
Verfügst du huldreich, daß die Marter ende?
Noch hofft' ich, noch begehrt' ich keine Rast.
Unwürdig, daß dein Blick auf mich sich wende, —
Der Tod, das Leben nicht, ist leicht zu tragen; —
Nimm, Gott der Gnade, mich in deine Hände!"
Als ihn die Schergen, ihn ans Kreuz zu schlagen,
Ergriffen, schien es ihm erst wohl zu sein;
Die ihn umstanden, nur erhoben Klagen.
Und als der Schmerz durchzuckte sein Gebein,
Und er am Marterholz erhoben war,
Genoß er Frieden vor der innern Pein.
Ora pro nobis! betete die Schar
Der Gläub'gen, die am Fuß des Kreuzes wachte;
Sein Dulden war ein Beten immerdar.
Der Tag, die Nacht vergingen, und es machte
Der zweite Tag kein Ende seiner Qual;
Die dritte Sonne schon den Lauf vollbrachte;

Und wie sie scheidend warf den letzten Strahl,
Versucht' er noch, ins Auge sie zu fassen,
Und rief und atmete zum letzten Mal:
„Mein Gott, mein Gott, du hast mich nicht verlassen!"

38. Salas y Gomez.

1.

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

„Salas y Gomez." Originalhandschrift auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien (Hs.); 6 Blätter 4°. Mit dem Zusatz „(Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise von Adalbert v. Chamisso. Seite 141)." A. Wendts „Musenalmanach f. d. J. 1830", S. 23, mit gleichem Zusatz.

Während Chamisso im „Tagebuch" seiner Weltumseglung die Südseeinsel Salas y Gomez nur flüchtig erwähnt, sie auch nicht betreten hat, verweilt er in den „Bemerkungen und Ansichten" des Längeren bei ihr: „Die Insel Salas y Gomez ist eine bloße Klippe, die nackt und niedrig aus den Wellen hervortaucht; sie erhebt sich sattelförmig gegen beide Enden, wo die Gebirgsart an dem Tage liegt, indem die Mitte anscheinlich mit Geschieben überstreut ist. Sie gehört nicht zu den Korallenriffen, die nur weiter im Westen vorzukommen beginnen. Vermuten lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nahegelegenen Osterinsel. Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar. Sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnten Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen und die Ameisen, die besonders ihre Brut befährden . . . Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir späheten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen sonnenverbrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben." Der dem Gedichte zu Grunde liegende Gedankengang hat also dem Dichter schon zehn Jahre vor der Abfassung vor Augen gestanden. Lokale Details scheint die von Chamisso besuchte und beschriebene Osterinsel gegeben zu haben. Vgl. Wilhelm Neumanns „Schriften" (Leipzig 1835) 2, 137; Götzinger „Deutsche Dichter" 2^3, 541. An de la Foye (Frühling 1830, Werke 6^2, 189): „Deutschland, scheint es, will mich wirklich zu einem seiner Dichter zählen, ein Gedicht von mir, Salas y Gomez, ist im vorigen Jahre ohne Opposition als preiswürdigstes Erzeugnis bezeichnet worden" Vgl. auch Werke 6^1, 119, und an den Bruder Hippolyt bei Fulda „Chamisso und seine Zeit", S. 230. — 1. „Fluten", korrigiert aus „Fluten der Südsee", Hs. — 9. „Mastkorb", „Saling", Hs. gestr.

Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen:
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt
Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe;
Wir setzten auf das Trock'ne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die and're Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles and're mich vergessen:
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang' bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?

Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.
Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht, noch reget sich, noch atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich, noch zu sprechen mit erstorb'nem Munde, —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei!"
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Teile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.

56. „Wohl hundert ... alt" Der Schätzung nach an hundert Jahre alt, ausgestrichen Hs.; „schätzen", meinen, ausgestrichen Hs. — 61. „getragen von", gelehnt an, Hs. und Musenalm. — 69. „bald", leicht, Hs.

Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle giebst du hin dem Elemente;
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und was du litteſt, wird dein Lied verkünden.

2. Die erste Schiefertafel.

„Mir ward von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Glut
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.

117. „zu Nacht", korrigiert aus „zur Ruh", Hs.

Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter: krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlor'ner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wut die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

119—121. Korrigiert aus „Es fächelte der Wind uns Kühlung zu, Und spannte so die Segel, daß wir kaum Je schnellern Laufs uns freuten, als im Nu", Hs. — 121. „Je schnellern Laufes unsern Weg gemacht", gestr. Hs. Ebda. auch für „schnellern" „den flüchtigen", gestr.

Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben."

3. Die andere Schiefertafel.

„Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel, lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum;
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja, du strafst gelinde;
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

158. „Und doch! Daß nicht den Ort die Vögel meiden!" Gestr. Hs. — 168. „tiefes Dunkel", korrigiert aus „tiefem Dunkeln", Hs.

Du öffnest mir das Grab und führst aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich;
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? Wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O, gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärtsstrebend, ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Not.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.

199. „Die Arme nur vermögend", korrigiert aus „Vermögend nur die Arme, Hs. — 207. „lang n", korrigiert aus „vielen", Hs.

Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eig'nen Herzen nagend,
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen."

4. Die letzte Schiefertafel

„Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten;
Ein Jahr ist um, es fängt ein and're an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer funfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir! Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!

233. „grimmen", korrigiert aus „grimm'gen", Hs. — 245 „für sie ... mehr", korrigiert aus „nicht Jahreszeichen", Hs. — 249. „Felsenstrand", korrigiert aus „Meeresstrand" Hs. — 251. „Regenschauer", korrigiert aus „Regenschauern", Hs.

Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren;
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? Du Thor!
Sieh her! ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret!
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O, tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.

265. „gestrebet habe", korrigiert aus „vor grauen Jahren", Hs. — 288. „ende" lege, Hs.

Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen!
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen!
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermut wird das Bitt're nicht versüßt.
Laß, weltverlassen, sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen!
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen."

39. Das Malerzeichen.

Maria sang.

Es wird aus trägen Stunden
Am Ende doch auch ein Tag,
Ein trüber Tag, den die Sonne
Nicht scheinend erfreuen mag.

Du bist nicht gekommen, Wilhelm,
Und warst mir einst doch gut;
Dein Aug' hat wohlgefällig,
Dein klares, auf mir geruht.

312. „Wermut", korrigiert aus „Wehmut", Hs.; „Bittre", korrigiert aus „Süße", Hs. — „Das Malerzeichen." Gedichte 1831. S. 355. Geschrieben im Oktober 1830; vgl. Werke 6², 230*).

Hast wohl ein Gemälde gefertigt,
Wo deine Muf' ich war;
Es stellt das verlassene Mädchen
Ein anderes Bild nun dar.

Und wenn ich allein auch weinen,
Ja, weinen und sterben muß,
Ich habe durch dich empfunden
Des Glückes Überfluß.

Und wenn du auch mich betrübest,
Du bist mein einziges Licht;
Und trüg' ich dich nicht im Herzen,
So möcht' ich das Leben nicht.

Ich will dich lieben, dich segnen,
Dich segnen viel tausend Mal,
So viel als Sterne am Himmel,
So viel als Blumen im Thal,

So viel als Blätter im Wald
Verstreut der herbstliche Wind,
So viel als von meinen Augen
Dir Thränen geflossen sind.

Der Hofrat sprach: „Laß, junger Mann, dich warnen,
Im Labyrinthe weisen dich zurechte
Den väterlichen Freund, den vielerfahr'nen!
Du ringst nach Freiheit; aber gleich dem Knechte
Frön'st willenlos du blinder Raserei,
Denn dich beherrschen der Begierden Mächte.
Zerbrich dein Joch, ergieb dich uns und sei
Der Uns're nur! im heil'gen Ordensbunde,
Im Stande des Gehorsams wirst du frei.
Entsagst du mutig in der Weihe Stunde
Den Götzen, die als höchster Zweck dir galten,
Und reißest blutig sie aus Herzens Grunde,
Wirst über sie als Mittel du noch schalten,
Dann dienen Kunst und ird'sche Liebe dir
Und frönen deinem gottgeweihten Walten.

Die Mittel heiliget der Zweck, und hier
Tritt sündentilgend ein der Kirche Macht:
Der Geist ist willig, schwach des Fleisches Gier."
Der Maler drauf: „Hast eines du bedacht?
Du willst das Heil der Seele mir verkünden
Und hast um meine Ruhe mich gebracht.
Dir sind die Kunst, die keusche Liebe Sünden;
Einfältig wähnt' ich, fromm zu sein und gut, —
Ich kann dich nicht erfassen, nicht ergründen."
Er spricht's mit trübem, mit gebroch'nem Mut;
Es hat sich von der Staffelei erhoben
Sein blaues Auge, das auf jenem ruht.
Und er darauf: „Dein Sinn ist noch umwoben
Von trübem Nebelflor, dein Auge blind;
Doch bist du folgsam, wirst du noch mich loben.
Der Glanz, der Reichtum dieses Hauses sind
Dir Zeugen, es bedenke schon hienieden
Die Kirche, die da selig macht, ihr Kind
Laß in die gold'nen Ketten erst dich schmieden,
Es führt der Orden dich zu Glück und Ehren,
Und erst in ihm erlangest du den Frieden.
Großmutter wird des Bessern dich belehren;
Erwarte sie, dein Herz verschließe nicht
Der sanften Lockung ihrer klugen Lehren.
Mich ruft der Glockenschlag zu and'rer Pflicht.
Betstunde muß ich mit den Meinen halten;
Benutze du indes das Tageslicht
Du hast das Bild der Unschuld zu gestalten,
Dir sitzt dazu mein holdes Schwesterlein;
Du magst hier deine Kunst mit Lust entfalten!"
Er sprach's und ging; der Jüngling blieb allein
Mit jener Schwester und den eig'nen Qualen;
Es mochte wohl gar nächtlich in ihm sein.
Es war das Mädchen, das er sollte malen,
Verführerisch und reizend wie die Lust,
Und blendend-schöner als der Sonne Strahlen.
Doch war er keiner Lockung sich bewußt;
Er trug, und dieses sah er nur, verschlossen
Ein and'res Bild in seiner tiefsten Brust.

Des selt'nen Kindes wonn'ge Blicke flossen
Von seinem wunden Herzen ab; es drang
Kein Pfeil, auf die verwahrte Brust geschossen,
Und wieder bald sirenenartig sang
Das Feenkind gar wundersame Lieder;
Er malte, lauschte nicht dem Zauberklang.
Er sah sie an mit Künstlerblick, und wieder
Das eig'ne Werk, doch ihren Reizen blind:
Schon senkte dämmernd sich der Abend nieder.
Die Alte kam, es flog ihr Enkelkind
Zu ihr liebkosend mit anmut'gem Scherze;
Sie schloß sie in die Arme traut und lind:
„Du bist mein Schoßkind, bist mein liebes Herze!" —
Und Wilhelm, der vor seiner Tafel stand,
Hub an zu reden mit verhalt'nem Schmerze:
„Du wirst das Werk, o Herrin, meiner Hand
Nicht loben; wurde doch von mir begehrt
Der Unschuld Engelbild im Lichtgewand;
Es hat sich in die Wollust mir verkehrt."
Und sie darauf: Hier find' ich nichts zu rügen,
Die Unschuld wird am ersten so verehrt
Man muß die Welt zu ihrem Heil betrügen,
Nur werde den Betrug sie nimmer inne;
Ihr taugt die Unschuld mit der Wollust Zügen.
Die körnet uns gar manchen zum Gewinne,
Gar manchen, der die nackte Wahrheit scheute;
Denn mächtig in dem Menschen sind die Sinne.
Du warteſt, daß ich deinen Weg dir deute? —
Sie ist mein Kind, du kannst das and're sein, —
Sei unser nur, ergieb dich uns noch heute! —
Wo nur mein Enkel weilt?" — Der trat herein,
Bestürmend sie mit rätselhaften Fragen:
„Großmutter, warst du dort, und wird's gedeih'n?
Wird deine Saat auch dort in Flammen schlagen?"
Sie sah mit Stolz ihn an und hob das Haupt:
„Triumph! du hast den Sieg davongetragen!"
Er stand, ungläubig fast, wie sinnberaubt:
„Du hast vermocht...? — Der Meineid, den er schwur...?"
Sie lachte: „Du! der noch an Schwüre glaubt?!

Des Schlosses kleine Thür, sobald die Uhr
Die zwölfte Stunde schlägt, wird aufgethan,
Ein Weib erscheint, du folgest ihrer Spur;
Man wartet deiner auf dem Hochaltan;
Und graut im Osten erst der junge Tag,
So bricht der Morgen deiner Herrschaft an."
Der Maler hatte sich entfernt; es lag,
Entschluß zu fassen, schwer ihm, wie Verbrechen,
Als einem, der sich selbst nicht trauen mag.
Er war, um nur von seiner Kunst zu sprechen,
Nur Rast vom innern Kampfe zu erlangen
Und der Gedanken Drang zu unterbrechen,
Zum gleichgesinnten Kunstfreund hingegangen.

Maria sang:

Ich habe mit Bangen und Grauen
Die tiefe Mitternacht,
Dein treues Bild im Herzen,
Und trauernd herangewacht.

Es ist gar müde geworden
Das Auge, das Thränen vergießt,
Und banger drohen die Stunden,
Wann erst es der Schlummer verschließt.

Es lauern die bösen Träume,
Verwirrend des Menschen Sinn,
Es beugen die Nachtgespenster
Versuchend sich über ihn hin.

Schlaf wohl! schlaf wohl, mein Geliebter!
Ich grüße dich inniglich;
Ich will zu dem Vater beten,
Will beten für dich und mich:

Erlaß uns unsere Schulden,
Wie selbst wir andern gethan!
Entferne von uns den Versucher,
Verschließ uns des Bösen Bahn!

Dein heiliger Wille geschehe
Auf Erden, der unsere nicht!
Geheiliget werde dein Name,
Und komme dein Reich und das Licht!

Er hatte laut gesprochen, Wein genossen
Und lauter stets zu sprechen sich beflissen,
Bestaunt von seinem Freund und Kunstgenossen;
So hoffend, wie das Herz ihm auch zerrissen,
Er werde dessen Stimme überschrei'n
Und sich und jenen zu betrügen wissen.
Und in der öden Wohnung nun allein,
Im stillen Schoß der düstern Mitternacht,
Bei seiner Lampe spärlich blassem Schein,
Da war der inn're Zwist neu angefacht;
Er ging mit heft'gen Schritten durch das Zimmer,
Durchwühlend grimmig seines Busens Schacht:
„Maria, Reine! Dich verlassen? Nimmer!
Bist ja mein Herz, bist meines Lebens Kern,
Bist meiner treuen Hoffnung ferner Schimmer!
Mein Himmel ist die Kunst, und du mein Stern; —
Und dieser auch, und auch der Kunst entsagen?
Nein, nein! Es bleibe die Versuchung fern!
Ich werd' euch im getreuen Busen tragen,
Der ich euch sonder Wanken treu geblieben,
So lang' ich atme und die Pulse schlagen.
Und diese Menschen, welche doch mich lieben!
Der Hofrat, welcher fast mir Vater war
Und schon mich zur Verzweiflung schier getrieben!
Und weise war sein Wort und schien auch wahr,
Und klug der Anschlag, den er fromm ersonnen; —
Wohl ist die Frömmigkeit der beiden klar. —
Von welchen Netzen fühl' ich mich umsponnen?
Wer hat zum Vormund diese mir bestellt?
Daß solche Macht sie über mich gewonnen!
Zum Teufel! — Teufel?" — Innehaltend, fällt
Ein Pinsel ihm ins Aug', ihn faßt die Hand,
Er hält ihn, wie man den zum Malen hält,

Und malt, und malt den Teufel an die Wand;
Er malt mit Fleiß die fratzenhaften Züge
Und starrt ihn an, den Satan, unverwandt.
Er schilt ihn aus: „Versucher! Geist der Lüge!
Wie schon in mir, so auch da draußen hause
Und steh mir Rede, was ich auch dich frage!“
Da rauscht's, da löst sich von der Wand das graue,
Das scheußliche, gespenstische Gesicht;
Es reckt sich, raget in die inn're Klause,
Verdreht die Augen, starrt ihn an und spricht
Mit gräßlich aufgesperrtem, weitem Rachen:
„Dir Rede steh'n? nun ja! warum denn nicht?“
Dann bricht es aus in schauderhaftes Lachen;
Und bleich und zitternd stand davor der Maler;
Und weiter spricht es: „Nun was willst du machen?
Du wolltest Rat und zitterst? Pfui! du Prahler!
Der uns von euch gesondert hält, der Strich
Ist, merkst du nun zu spät, doch nur ein schmaler.
Mein Rat ist der: Die Kirche, welche sich
Um dich bewirbt, der Rat, das alte Weib,
Du hast es los, sie sind dir widerlich;
Dir bleibt die Kunst ein bess'rer Zeitvertreib,
Und als Maria minder auch behagt
Das dumme Ding dir mit dem weichen Leib.
Wohlan denn! nicht gejammert noch geklagt!
Du sollst schon, den du brauchest, an mir haben
Und wirst von keinem Frommen mehr geplagt.
Du malst, ich wuch're noch mit deinen Gaben, —
Ein armes Nichts, ein bißchen Höllendunst,
Ein Firnis, Aug' und Herz daran zu laben; —
Vor deinen Tafeln fällt die Welt in Brunst,
Mit Lorbeer krönt sie dich nach altem Brauch
Und schreit: o Wunder! über deine Kunst.
Das Wunder, Schatz, bewirket nur ein Hauch,
Ein bloßer Hauch aus deines Knechtes Munde;
Ich bin ja, wie du weißt, ein Künstler auch.
Sei erst, du armer Schelm, mit mir im Bunde,
So schwillt dein Glück; du wirst es nicht bereuen,
Denn viel vermag ich auf dem Erdenrunde.

So muß auch bald Maria dich erfreuen;
Und wirst in ihrem Arm du kalt und wüst,
Will ich zur Sünde dir die Kraft erneuen;
Und hast an ihr du deine Lust gebüßt,
Beschaff' ich and'res für den nächsten Morgen,
Denn erst durch Wechsel wird das Ding versüßt.
Du schwelgest immer zu und läßt mich sorgen;
Dein Freund, der Rat, der heuchlerische Schuft,
Kommt noch zu dir, um Geld von dir zu borgen.
O das Gezücht! ich witt're Höllenduft; —
Sind dir die Frommen so wie mir verhaßt,
So schimpfe mit! es macht der Lunge Luft."
Der Maler: „Schweig! Verleumder halte Rast!
Du wirst mich auf die Weise nicht gewinnen;
Wohl Gottes sind, die du gelästert hast.
Was mir zu thun geziemet, werd' ich sinnen;
Doch, Scheusal, Satan, wie dich Namen nennen,
Du wirst mir aus dem Garne nicht entrinnen.
Dir auf der Stirne soll mein Zeichen brennen,
Bei Gott! mein rotes Kreuz und allerorten
Will ich daran, wie du dich stellst, dich kennen."
Flugs greift er nach dem roten Pinsel dorten:
Zwei Striche, — so! — das Kreuz — des Malers Zeichen,
Er hat es schnell vollführt nach seinen Worten.
Da sieht er wiederum zurückeweichen
Wie schreckhaft das ersterbende Gesicht,
Sich mit der flachen Mauer auszugleichen.
Was Rausch, was Wahnsinn war, er weiß es nicht;
Vom Fieberfroste schlottern seine Glieder,
Er sinkt zu Boden, es erlischt das Licht,
Und endlich träufelt Schlummer auf ihn nieder.

Maria sang:

Willkommen, du Gottessonne,
Willkommen im Himmelsraum!
Hast freudig mich aufgeweckt
Aus einem freudigen Traum.

Erschaust du meinen Geliebten,
O, schmeichl' ihm mit freundlichem Strahl
Und sag' ihm, ich ließ' ihn grüßen,
Ja, grüßen viel tausendmal.

Der erste Strahl der Morgensonne traf
Des Malers Augen, welcher hingestreckt
Noch auf dem Estrich lag in tiefem Schlaf.
Und wie der helle Schein ihn aufgeweckt,
Besann er sich und suchte nach der Spur
Der Bilder, die zu Nacht ihn so erschreckt.
Ob er's erlebt hat, ob geträumet nur? —
Nicht alles war ein Traum, — noch zeigt die Wand
Die sonderbare teufliche Figur.
Sie ist sein Werk, unsicher nur die Hand,
Den Bildern auch phantastisch zu vergleichen,
Die eines Trunk'nen Übermut erfand.
Noch aber will ein Zweifel ihn beschleichen:
Es fehlt, und müßte da sein, — sonderbar! —
Da, auf der Stirne fehlt das Malerzeichen;
Und ist ihm die Erinnerung doch klar,
Er zeichnete damit den bösen Geist,
Daran ihn zu erkennen immerdar.
Der Mangel dieses Zeichens, er beweist,
Daß auch mit Wahngebilden er gerungen;
Er fragt sich selbst, was ihm der Spuk verheißt.
Er prüft des Nachtgespenstes Lästerungen,
Prüft seiner frommen Freunde sanften Zug
Und fühlet dem zu folgen sich gedrungen.
Die Wut des Unholds, die in Flammen schlug,
Als ihrer ward erwähnt, sein grimmig Hassen,
Sein Hohn, sein Schmäh'n, sie reden laut genug. —
„Dir opfr' ich, Gott, was keine Worte fassen;
Nimm so mich hin, wie ich verarmt nun bin! —
Ich will mich ihrer Führung überlassen."
Er spricht's und weint, er meint in seinem Sinn:
Es werde schnell das Schmerzliche vollendet.
Er weint und rafft sich auf und gehet hin.

Und wie er dorthin seine Schritte wendet,
Betäubt sein Ohr ein dumpfes Sturmgeläute;
Vom Glanz der Waffen wird sein Aug' geblendet.

Verkehrt die Stadt zum Schlachtgefild sich heute?
Er ist so fremd im eig'nen Vaterlande,
Er weiß nicht, was das Gräßliche bedeute.

Es lodern Fackeln dort bereit zum Brande,
Und das Geschütz wird drüben aufgefahren;
Hier rüsten Haufen sich zum Widerstande;

Die Straßen füllen sich mit Kriegesscharen;
Man müht sich dort, das Pflaster aufzuraffen,
Dort fliehen Frauen mit zerrauften Haaren;

Hier reichen Mütter ihren Söhnen Waffen,
Ermahnen, die zu Streitern sie bestellten,
Zu sterben oder Ruhm sich zu verschaffen.

Er fragt und forscht und hört im Volke schelten:
„Der Tag wird heiß; der Teufel ist mit seiner
Großmutter los; der Hofrat wird's entgelten." —

Und drüben zeigt mit Dolch und Brand sich einer: —
„Was will denn der? mir däucht, ich sollt' ihn kennen;
Er ist es selbst, fürwahr er ist's, sonst keiner. —

Herr Hofrat!" Dieser, hörend so sich nennen,
Kehrt her das Haupt — ihm auf der Stirne sieht
Das Kreuz, das rote Kreuz, er grausig brennen.

Zusammenschreckend vor dem Maler, flieht
Er schnell, verbirgt sich in die dicht'sten Gruppen
Und hält das Kreuz verhüllt, das ihn verriet. —

Der Teufel ist's, dort schirmen ihn die Truppen;
Entsetzen hat den jungen Mann erfaßt,
Es fallen von den Augen ihm die Schuppen:

„Du bist es, Geist der Lüge, der du fast
Um Kunst und Liebe höllisch mich betrogen,
Mich von Maria schier entfremdet hast.

So ward ich um mein Himmelreich belogen.
Zu ihr, zu ihr! die schwere Schuld zu büßen,
Zu ihr, die auf zum Lichte mich gezogen!"

Er kommt und wirft sich zu Marias Füßen,
Sie hebt ihn sanft in ihrem Arm empor,
An seinem Herzen schlägt das Herz der Süßen;
Der Waffen Schall verhallt an ihrem Ohr.

Sie sangen,

Sie.

Du Freund an meinem Herzen,
Du langersehnter, du!
Ich habe dich wiedergefunden;
O fließet, ihr Thränen, nur zu!

Er.

Maria, du Süße, du Reine!
Nun scheidet uns nur der Tod!
Schutzengel sei mir und Leitstern,
Mein Morgen-, mein Abendrot!

Sie.

Nun sollst du die Kunst erst lieben
Und fromm und freudig sein;
Nun bist du mein auf ewig,
Nun bin ich auf ewig dein.

Er.

Nun werd' ich die Kunst erst lieben
Und fromm und freudig sein;
Nun bin ich dein auf ewig,
Nun bist du auf ewig mein.

Beide.

Wir wollen uns lieben, uns herzen
Und sein wie Kind und Kind!
Nun freu'n sich die Engel im Himmel,
Da wir vereinigt sind.

40. Die stille Gemeinde.

Der Muse folgt nach der Bretagne Strand!
Altar und Thron sind umgestürzt, der Schrecken
Herrscht über Blut und Trümmern rings im Land.
Doch Bilder nicht des Blutes aufzudecken,
Lenkt sie nach jenen Dünen ihre Schritte;
Dort wird aus Leid den Trost sie auferwecken.
Seht dort die Bauern, treu der Väter Sitte,
Einfält'gen Herzens beten, dulden, harren —
Ein Mann des Schreckens droht in ihrer Mitte:
„Die Kirchen steck' ich euch in Brand, ihr Starren,
Die ihr noch hängt am alten Aberglauben
Und bei verjährtem Unsinn wollt beharren."
Darauf ein Greis: „Wirst nicht die Stern' uns rauben,
Die werden Turm und Glocken überdauern,
Uns mahnend, an den Schöpfer doch zu glauben."
Das Wort ward That: um die geschwärzten Mauern
Sah man, die Blicke himmelwärts gewandt,
Den frommen Landmann stillergeben trauern.
Ein frech Soldatenvolk ward hergesandt,
Die widerspenstig starre Brut zu zwingen,
Und lästernd ward der Heiland nur genannt.
Noch hört nicht auf, allnächtlich zu vollbringen
Die gottgewollte Bahn, das Sternenheer,
Dem Schöpfer mahnend Huld'gung darzubringen.
Was glimmt dort für ein Stern auf hohem Meer?
Was regt sich in den Buchten leise, leise?
Was schleicht zum Strande von den Dünen her?
Es fahren Boote, schwenken sich zum Kreise,
Man hört die Welle nur, die brandend bricht;
Still rudern Männer, Weiber, Kinder, Greise.
Dort fern auf hohem Meer das kleine Licht,
Das ist der Stern, dem unter Gottes Hut
Die Schar sich zugewandt mit Zuversicht.
Ein schwanker Nachen auf bewegter Flut,
Das ist der Tempel, ist des Herrn Altar,
Worüber ausgespannt der Himmel ruht.

„Die stille Gemeinde" „Musenalmanach f. d. J. 1839." S. 30.

Und am Altare steht im weißen Haar,
Der fest geblieben in der Trübsal Stunde,
Der Hirt, der alte, der bedrängten Schar.
Und der Geächtete, den in der Runde,
Die gläubige Gemeinde hat umgeben,
Vollbringt das Opfer nach dem neuen Bunde;
Dann betet er: „Herr über Tod und Leben,
Erhör' uns du: Vergieb uns unf're Schuld,
Wie selber unsern Schuld'gern wir vergeben!
Wir beten: Nimm von uns in deiner Huld
Den bittern Kelch, den du uns ausersehen;
Wenn nicht, gieb ihn zu leeren uns Geduld!
Denn dein, nicht unser Wille soll geschehen;
Dein ist die Kraft, dein ist die Herrlichkeit,
Und ewig wird allein dein Reich bestehen.
Wir Kinder Frankreichs beten allezeit:
Nicht wende du im Zorn dein Angesicht
Von unserm Land und unf'rer Obrigkeit!
Geh nicht, o Herr, mit ihnen ins Gericht,
Die frevelnd sich aus deiner Hand gewunden!
Was sie gethan, sie wissen's selber nicht.
Ihr aber, die den Herrn zu allen Stunden
Einmütiglich bekannt, und Trost hienieden
In Lieb' und Glaub' und Hoffnung habt gefunden,
Kehrt heim versöhnten Herzens und mit Frieden!"

Gelegenheits-Gedichte.

Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.

Schiller.

„Schiller." — „Sängers Abschied" (Stanzen an den Leser) V. 14.

1. Der jungen Freundin ins Stammbuch.

Zehn Zentner schwer aus lauterem Dukatengold
Verfertige der Meister Goldschmied einen Stuhl
Und spare Diamanten nicht, Rubinen nicht,
Nicht leuchtende Karfunkel, nicht der Perlen Zier
An diesem Kunstwerk, welches ich, so reich es sei,
So reich und kostbar, voll und bar bezahlen will,
Wird nur der Fall, wofür ich es bestimme, wahr;
Denn dir verheiß' ich, teures Kind, sothanen Stuhl,
Darauf gemächlich du in Ehren sitzen magst,
Im Falle man dich überhaupt nur sitzen läßt.

---

2. Auf den Tod von Otto von Pirch.

Wen birgt da unten tief die schwarze Truhe,
Die von dem Fall der Erde dumpf erschallt?
Sagt, welchen Müden legt ihr da zur Ruhe? —
„Von Pirch." — Ihr lügt! gar lebensfreudig wallt,
Ich sah ihn gestern noch im Tagesscheine,
Die kräft'ge, jugendstrahlende Gestalt. —
„Da liegt er bleich und kalt im engen Schreine." —
Er sollt' es sein?! — „Er ist's, den wir begraben." —
Der Edle, Tapfre, Weise, Fromme, Reine!
Er, welchen schmückten alle höhern Gaben,
Den wir, ein Muster aller Tüchtigkeit,
Geehrt vor allen und geliebet haben.

„Der jungen Freundin ins Stammbuch." A. v. Chamissos Werke (1836) 3, 350. — Unter dem Titel „An Eugenie Hitzig" von dem Vater J. E. Hitzig Werke 6², 94 nach dem Originale mitgeteilt. — 4. „Karfunkel" — Karfunkeln, Hitzig. — 10. „Im Falle ... nur." Wofern man überhaupt dich, Hitzig — „Auf den Tod von Otto von Pirch." A. v. Chamissos Werke (1836) 3, 350. Über den plötzlichen Tod P.s giebt ausführliche Nachrichten Holtei „Vierzig Jahre" 5, 287 (Breslau 1845).

Er, den in dieser dünkelhaften Zeit
Der Reiz der Demut zierte wunderbar,
Dem Bessern stets zu huldigen bereit.
Der wie ein Held, der wie ein Kind auch war,
Der .... O mein Pirch! du bist dahingegangen!
Ich aber schüttle noch mein greises Haar.
Dein klares Aug' und deine frischen Wangen,
Dein Bild wird, der Vergänglichkeit entrafft,
Stets jugendhell vor meiner Seele prangen!
Das Alter aber zehrt an meiner Kraft,
Der Lenz erweckt in mir den alten nicht;
Da prüf' ich mich, da fühl' ich mich erschlafft.
Es zieht ein Nebelflor vor mein Gesicht,
Von meinem Ohr entfernen sich die Töne;
Ich merke, wie der Bau zusammenbricht.
Dich nahm der Tod in deiner vollen Schöne,
Du fühltest nicht dich sterben Stück für Stück,
Wie and're morsch gewordne Menschensöhne.
Dir war das Leben Hoffnung nur und Glück,
Enttäuschung hat es nimmer dir vergällt;
Wir aber rufen schmerzlich dich zurück.
Denn alt geworden ist um uns die Welt;
Es gleicht, was noch besteht, dem letzten Traum
Zur Stunde, wo der Osten sich erhellt.
Es tragen sich die morschen Pfeiler kaum;
Der Boden wankt, der Glauben ist verloren,
Tiar'- und Kronengold ist eitel Schaum.
Dem Alten ist der Untergang geschworen,
Verwesung greift um sich, die Stoffe gären,
Im Schmerze wird die neue Zeit geboren;
Sie wird nach Männern, so wie du, begehren.

3. Stimme der Zeit.

Zur Jubelfeier des Königlich Preußischen Staats-Ministers Grafen von Lottum.

Am 9. April 1834.

Wer den gestirnten Himmel flüchtig sähe,
Der ließe sich den Wahn vielleicht nicht rauben,
Daß unbeweglich starr dort alles stehe;
Und wer die Zeitgeschichte, möchte glauben,
Man habe sie zum Stocken schon gebracht,
Und leichtlich ließe sie zurück sich schrauben.
Wer aber während einer halben Nacht
Die Sterne sich erheben sah und neigen,
Und solchem Schauspiel sinnend nachgedacht,
Der wird die Wahrheit nimmer sich verschweigen
Und sprechen, wann der Tag im Osten graut:
„Dort muß der Schild der Sonne bald sich zeigen!“
Und wer ein halb Jahrhundert nur geschaut,
Ist mit der Weltgeschichte stetem Gange
Und allgewalt'gem Fortschritt schon vertraut.
Ein Stern der Vorzeit stand im Niedergange,
Als Luther aufstieg, der, ein Held, befreit
Die halbe Welt vom schnöden Geisteszwange.
Was Großes er vollbracht, war an der Zeit;
Nur mußte, wo das Licht nicht eingedrungen,
Sich grimmiger erneu'n der alte Streit;
Denn wirrer hatte sich der Knäu'l geschlungen,
Derweil im Schwung das Rad der Zeit gerollt,
Und unvernommen, was sie schrie, verklungen.
Das Licht, das mild erhellen nur gesollt,
Es ward zum Blitzstrahl, und in Ungewittern
Ward grausig Schuld und aber Schuld gezollt.
Wir sahen rings um uns den Boden zittern
Und sah'n in Blut und Aufruhr und Empörung
Der Throne morsch geword'nes Holz zersplittern.

„Stimme der Zeit.“ A. v. Chamissos Werke (1836) 3, 362. — „Lottum.“ Karl Friedrich Heinrich Graf von Wylich und Lottum (1767—1841), war preußischer General der Infanterie und Wirklicher Geheimer Staats- und Schatzminister.

Im Finstern haust Verrat nur und Verschwörung;
Vom sonnenhellen, festen Ufer sahen
Wir unbefährdet zu der Weltzerstörung,
Wir, die von Vaters Händen schon empfahen
Die Güter, denen nach sie jagen, ohne,
Vom Schein verlockt, den gleißenden zu nahen.
Heil ihm, der, weis' und stark auf festem Throne,
Mit uns'rer Liebe schirmend sich umgiebt,
Aus Gold der Treue schmiedend seine Krone!
Den wie ein Sohn ein jeder Preuße liebt,
Vor dessen Fuß, ausbrandend ohne Schaden,
Der Zeit empörter Wellenschlag zerstiebt!
Heil dir, der, ihm zunächst im Glanz der Gnaden,
Das edle, treue, waffenfreud'ge Roß
Hilft lenken an der Liebe Seidenfaden,
Das Roß, vor dessen Hufschlag der Koloß,
Der lastend auf Europa einst gelegen,
Gleich einem eitlen Nebelbild zerfloß!
Heil dir, du Biedermann! Du teilst den Segen,
Wo liebend du geteilt der Sorgen Last,
Und uns're Herzen schlagen dir entgegen.
Heil dir, der mitgewirkt du rühmlich hast
Ein halb Jahrhundert zu des Landes Heil,
Und wirkst noch unablässig ohne Rast!
Dir wird der Liebe Huldigung zu teil.

4. Trinkspruch in einer litterarischen Gesellschaft 1831.

O, lasset uns in dieser düstern, bangen Zeit,
Wo hochanschwellend, donnernd der Geschichte Strom
Die starren, langgehegten Eisesfesseln sprengt,
Das neue Leben unter Trümmern bricht hervor,
Und sich in Stürmen umgestalten will die Welt;
O, lasset uns, ihr Freunde, — rings verhallt das Lied,

„Trinkspruch in einer litterarischen Gesellschaft 1831." A. v. Chamissos Werke (1836) 3, 365. Vermutlich der Trinkspruch zu Holteis „Abschiedsfest" anläßlich seiner Rückkehr von Darmstadt nach Berlin; vgl. „Vierzig Jahre" 5, 227 f. (Breslau 1844).

Und unserm heitern Saitenspiele lauscht kein Ohr, —
Dennoch die Gottesgabe des Gesanges treu
Im reinen Busen hegen, wahren; daß vielleicht
Wir, hochergraute Barden, einst die Sonne noch
Mit Hochgesang begrüßen, welche, das Gewölk
Zerteilend, die verjüngte Welt bescheinen wird!
Prophetisch, Freunde, bring' ich dieses volle Glas
Der fernen Zukunft einer andern Liederzeit!

5. Zur Einleitung des deutschen Musenalmanachs 1833.

Was mir im Busen schwoll, mir unbewußt,
Ich konnt' es nicht verhindern, ward Gesang;
Zum Liede ward mir jede süße Lust,
Zum Liede jeder Schmerz, mit dem ich rang;
Das Lied erhob aus zornerkrankter Brust
Sich sturmbeflügelt in der Zeiten Drang;
Ich hörte nur die eig'ne Stimme rauschen
Und sorgte nicht, man könne mich belauschen.

Doch ihr, die ich bewundert wie die Sterne
Des Himmels über mir, so hoch und klar,
Die nur entblößten Hauptes aus der Ferne
Zu grüßen, mir ein Traum des Dünkels war;
Ihr, meine hohen Meister, lauschtet gerne
Dem schlichten Laut; aufblickend, nahm ich wahr,
So wie des Liedes Wogen ausgebrandet,
Daß lächelnd ihr im Kreise mich umstandet.

Und eurem hohen Chor war's mir beschieden,
Errötend faß' ich's nicht, mich anzureih'n;
Wohl herrlich ist es, von den Homeriden —
Ein Größ'rer sprach's — der letzte noch zu sein;
Ihr schmücktet mit der Binde mich hienieden,
Ich werde nicht das Priestertum entweih'n;
Der Ernst, die Liebe wohnen mir im Busen,
Und also schreit' ich zum Altar der Musen.

„Zur Einleitung des deutschen Musenalmanachs 1833." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1833." S. 1. „Ward." — 20. „sprach's" — Goethe in der Elegie „Hermann und Dorothea", V. 30 (T. H.-A. 82, 251).

Ihr habet auf die Stufen dieser Halle
Als Wächter mich und Herold hingestellt;
Zum Feste des Gesanges lad' ich alle,
Die einer Sprache Mutterlaut gesellt.
Herein, herein! das deutsche Lied erschalle
Volltönig, kräftig in die ernste Welt!
Herein! Du Meister mit der Lorbeer-Krone,
Du Jünger, der noch ringt nach gleichem Lohne!

Herein! Du Jünger, zaud're nicht, zu neigen
Dein lock'ges Haupt vor deinen Meistern hier;
Dir ziemt, vor ihnen Ehrfurcht wohl zu zeigen,
Du ringst hinan zu ihrem Lichtrevier;
Und wehte nicht aus ihres Lorbeers Zweigen
Des Gottes Schöpferatem erst zu dir?
Bin so wie du, obschon in grauen Haaren,
Ein Jünger nur; vertraue meinen Jahren!

Herein! Du Dichterfürst in deinem Ruhme,
Und laß die Mächte deiner Lieder walten!
Beschirme diese du im Heiligtume!
Dir ziemt, die Jugend ehrenvoll zu halten;
Wer weiß, ob nicht die erst erschloss'ne Blume
Zur schönern Frucht sich werde noch entfalten?
Du hast, wie sie, im niedern Wald verborgen,
Gerungen und gestrebt an deinem Morgen.

Wer will, sei mit im Uns; die Kunst ist frei;
Es singe, wem ein Gott Gesang gegeben!
Die Sonne weckt die Blumen auf im Mai
Und reift im Herbst das flüss'ge Gold der Reben.
Ob später Herbst, ob Frühling in uns sei,
Es steigt der Saft, es reget sich das Leben,
Und so wir rauschend in die Saiten greifen,
Die Blumen wachen auf, die Früchte reifen.

41. Goethe ist im M.-A. von 1833 mit vier Gedichten vertreten. — 50. „Gesang gegeben." Nach Uhlands Gedicht „Freie Kunst": „Singe, wem Gesang gegeben, In dem deutschen Dichterwald" (1812); siehe auch unten: „Nachhall" V. 59 und das Motto der „Lieder" oben S. 9.

Doch seht, am Himmel welch ein trüber Flor,
Gewitterdrohend in des Tages Schwüle!
Die Welt ist ernst geworden; sie verlor
In Sturmesdrang die Lust am Saitenspiele.
Wer, Freunde, lauschte jetzt noch unserm Chor?
Wer ist, der in der Dichtung sich gefiele?
Laßt friedsam uns und fromm im Liedergarten
Des uns vertrauten heil'gen Funkens warten!

---

6. Nachhall.

Wie jetzt der Baum im kalten Nebelwind
Mit nackten Zacken, also traur' ich selbst;
Es reget sich kein Lied in meiner Brust,
Und müßig auf der Harfe ruht die Hand.
Hat solches mir der Herbst nur angethan,
Und wird ein Frühling wieder mich erwecken? —
Vielleicht, — ich weiß es nicht. — Ist aber ganz
Versiegt in mir die Quelle des Gesanges —
Geduld, mein Herz! du wirst es überwinden,
Dich hat das Leben schon den Tod gelehrt.

Du, mein vertrauter Freund, mein Saitenspiel,
Magst hier indes am stillen Herde hangen;
Ich will die Epheuranke um dich winden,
Dich scheidend schmücken mit dem Wintergrün.
Hast du mich doch geschmückt mit meinen Blüten
In Lust und Leid, verherrlicht meine Freuden,
Den Schrei des Schmerzes lindernd aufgelöst
In Wohllaut, und die Lohe meines Zornes
Verklärt ergossen in des Äthers Strom.

Und meine Lieder lockten feuchte Perlen
In sitt'ger Frauen Augen, ja, sie weckten
In manchem deutschen Busen Wiederhall;
Die Jugend nennt und liebt den alten Sänger,

„Nachhall." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1835." S. 435 (als Nachwort; getrennt von den übrigen Gedichten Chamissos).

Des Namen guten Klanges nicht verschallt,
Bevor das werdende Geschlecht erlischt;
Ich weiß es, und ich sprech' es ruhig aus,
Nicht stolz, nicht eitel, nein, von Dank erfüllt.

Ich danke dir, mein heimisch deutsches Land,
Du hast, in dieser ernsten, stürm'schen Zeit,
Mir unverhofft geliehen Ohr und Herz
Und hast, mitfühlend, mir die eig'nen Freuden,
Die Lust der Lieder in bewegter Brust
Reich, überschwenglich reich gelohnt. Hab' Dank!
Ich sang ja nur, so wie der Vogel singt.

Ihr jüngern Sangbegabten, sammelt euch
Um mich! ich rechne mit dem Leben ab,
So scheint es; laßt mich einmal noch zu euch
Aus vollem Herzen reden; hört mich an!
Des Sehers und des Sängers Gaben sind
Von Gott und heilig; ehrt den Gott in euch;
Frönt nicht mit Heiligem dem Weltlichen;
Buhlt mit der Lyra nicht um schnöden Lorbeer
Und nicht um schnöd'res Gold! Vermeßt euch nicht,
Mit unf'rer Zeit und unserm Vaterlande
Zu hadern, weil nach eurem Dünkel nicht
Euch Preis und Ehre zugemessen ward;
Verklagt die Mitwelt bei der Nachwelt nicht!
In Berges Klüften schläft der Widerhall
Und schläft in aller Herzen; wem ein Gott
Die Macht verliehen hat, der ruft ihn wach.
Und das ist Sängerslohn. Begehrt ihr mehr?
Begehrt den Lohn vielleicht ihr der Propheten?

Frei schallt aus freier Brust das deutsche Lied,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Frei wie der Vogel sei der deutsche Sänger!
Und mög' er vogelfrei auch sein, ihn schützt
Der Gott, der ihn zum Liebling sich erwählt,
Ihm lohnt der Ton, der aus der Kehle dringt;

34. „Ich sang ja nur." Nach Goethes Gedicht „Der Sänger".

Er borget nichts von ird'scher Majestät.
Es singe, wem Gesang gegeben ward,
Im deutschen Dichterwald, doch nie entwürdigt
Zum schnöden Handwerk werde der Gesang!
Ernähret euch von ehrlichem Erwerb!
Eßt euer Brot, das ist der Menschen Los,
In eures Angesichtes Schweiß! Dem Tage
Gehöret seine Plage: spaltet Holz,
Karrt Steine, wenn die Not es von euch heischt!
Wann aber schlägt die Abendfeierstunde,
Und in des Himmels Räumen sich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte, schüttelt
Von euch die Sorgen! frei erhebt das Haupt
Und frei belebt die heil'ge Nacht mit Tönen!
Ruft in den Schlafenden die Träume wach,
Die Träume jener Welt, die in euch lebt! —
Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit;
Schließt auf das Heiligtum, es werde Licht!

7. Dichters Unmut.

(Nach Fouqué.)

Wir tragen gar im Herzen manche Pfeile,
Und blutet's in dem stillen Schoß der Nacht,
So wird vom Schmerz das Lied hervorgebracht,
So reihet wunderbar sich Zeil' an Zeile.

Sie lesen's nun, so für die Langeweile,
Wann träg und laß sie die Verdauung macht,
Und finden's hübsch, und finden's schlecht erdacht,
Und hier ist's schwach, und dort entbehrt's der Feile.

Wir haben's aber so in der Natur!
Wir schreiben ganz mit unsers Herzens Blut,
Was sie bekritteln zwischen Schlaf und Wachen.

61. „Im deutschen Dichterwald." Vgl. oben zum Prolog des deutschen Musenalmanachs für 1838, V. 50 — „Dichters Unmut." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1856." S. 38.

O Pelikaneswirtschaft! wär's doch nur
Für keine gar so miserable Brut!
Was thut's? wir werden's drum nicht anders machen!

---

8. Die letzten Sonette.

1.

„Du sangest sonst von Frauen-Lieb' und Leben,
Mein trauter Freund, mir schöne Lieder vor;
An deinen lieben Lippen hing mein Ohr,
Ich fühlte mich in Lieb' und Lust erbeben.

„Du singst nicht mehr; — um deine Lyra weben
Die Spinnen, dünkt mich, einen Trauerflor;
Sprich, wirst du nie die Lust, die ich verlor,
Du süßer Liedermund, mir wiedergeben?"

Ich trage selbst — still, still! mein gutes Kind —
Geduldig und entbehre sonder Klage;
Bin müde jetzt, verklungen ist mein Singen.

Ein Sänger war ich, wie die Vögel sind,
Die kleinen, die nur zwitschern ihre Tage. —
Der Schwan nur .... — Reden wir von andern Dingen!

2.

Ich fühle mehr und mehr die Kräfte schwinden;
Das ist der Tod, der mir am Herzen nagt,
Ich weiß es schon; und was ihr immer sagt,
Ihr werdet mir die Augen nicht verbinden.

Ich werde müd' und müder so mich winden,
Bis endlich der verhängte Morgen tagt,
Dann sinkt der Abend, und wer nach mir fragt,
Der wird nur einen stillen Mann noch finden.

Daß so vom Tod ich sprechen mag und Sterben,
Und doch sich meine Wangen nicht entfärben,
Es dünkt euch mutig, übermutig fast.

„Die letzten Sonette 1." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1836." S. 40 „Sonett"; „2." ebenda S. 41 „Sonett".

Der Tod! — der Tod? — Das Wort erschreckt mich nicht,
Doch hab' ich im Gemüt ihn nicht erfaßt
Und noch ihm nicht geschaut ins Angesicht.

9. An Trinius.

Der Unhold, der im Schlaf mich überfallen,
Brach meine Kraft ohn' allen Widerstreit;
Auf meine Brust sich legend schwer und breit,
Riß er ins Fleisch mir schmerzlich seine Krallen.

Ich sprach: „Geschehe, was dem Herrn gefallen!
Rufst du, sein Knecht, mich ab, ist's an der Zeit?
Du findest mich gerüstet und bereit." —
Er ließ ein Hohngelächter gellend schallen.

Ich schaute scharf ihn an; da troff ein kalter
Angstschweiß von meiner Stirn herab, da hatt's
Ein Ende bald mit meinem kecken Mut.

Er sprach: „Geduld, ich sauge bloß dein Blut;
Du meintest schon den Tod? nicht also, Schatz:
Ich bin, von dem du fabeltest — das Alter."

* * *

Es ist ja Sommer, wie die Leute sagen;
Du, Sonne, scheinst erkaltet und verblaßt;
Sprich, bist auch du denn alt geworden, hast
Nicht mehr die Kraft wie in der Jugend Tagen?

Das Alter, ja! was frommte da zu klagen,
Das ist ein arger, unbequemer Gast!
Man lernt wohl noch sich fügen seiner Last,
Das Unvermeidliche getrost ertragen.

26 ff. „Der Tod ... Angesicht", citiert von Chamisso an de la Foye 13. September 1837 (Werke 6², 198). „Vielleicht wird es auf dem Schmerzensbette anders sein, und Schrecken mich erfassen, die zur Zeit mir fremd sind." — „An Trinius." „Musenalmanach f. d. J. 1837" S. 338. „Sonett. Zur Antwort an Trinius." Derselbe Almanach hatte S. 328 gebracht: „Herbstlied. An A. v. Chamisso von K. B. Trinius." Über Trinius vgl. oben zu S. 275. Das Sonett ist als „Nachklang" eines Briefes vom 15. December 1837 an Trinius gedacht (Werke 6², 139). — 15. „Es ist ja Sommer." „Musenalmanach f. d. J. 1837" S. 339 „Sonett".

Es ist ja nur um eines Tages Lauf;
Nacht wird's, ich kann zum Werke nicht mehr sehen
Und muß wohl schon die Abendfeier halten.

Ein Vorhang fällt, ein and'rer wallet auf;
Viel gab, des Wille soll und wird geschehen;
Ich will zum Dankgebet die Hände falten!

10. Traum und Erwachen.

Das ist der Schein nicht heimischer Gestirne;
Wohin mit mir, du schwankes Bretterhaus?
Es wird mir wüst und schmerzt mich im Gehirne
Vom tollen Rollen, Schwirren und Gesaus.
Du fächelst keine Kühlung meiner Stirne,
Großmächt'ger Wind, und weh'st die Glut nicht aus,
Du füllest uns'res Schwanenkleides Schwingen,
Uns, rätselhaft an welches Ziel, zu bringen.

Du schwankes Bretterhaus, wohin mit mir?
Mir wird es, der das Steuer hält, nicht sagen;
Ein Fremder bin ich unter Fremden hier, —
Der Wind —? ja doch! ich soll den Wind es fragen;
Es schlafend abzuwarten, dürfte schier
Das Beste sein. — — Die Augen zugeschlagen! —
Orkan, du magst mich wiegen! — Schlafen? schlafen! —
Wachen und handeln einst vielleicht im Hafen!

Wohin mit mir, du fieberhafter Traum?
Zeit ist es, daß ich deinen Schleier lüfte.
Auf, meine Augen! — Grüner Waldesraum, —
Pandanen, — warme Sonne, — würz'ge Düfte, —
Dort tauchet schlank und kühn der Kokosbaum
Sein stolzes Haupt in tiefazurne Lüfte;
Ein friedlich Meer bespület hier Korallen,
Und Brandungstosen hör' ich fernher hallen.

„Traum und Erwachen." „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1838" S. 318. Das einzige Gedicht aus der ersten Hälfte des Jahres 1837. Chamisso hat darunter gesetzt „÷ 21. Mai" (der Todestag der Gattin Antonie); vgl. Werke 6³, 148.

Hier ist gut Hütten bauen! — Sieh', Kadu!?
Du willst zum Frühtrunk mir den Kokos reichen?
Ich schlief, und mir zu Häupten wachtest du,
Liebwerte, treue Seele sondergleichen!
Was haben wir an Eisen? schaue zu!
Hier siedeln wir uns an; sieh diese Zeichen!
Hier unser Dach, dort weiter ab der Garten;
Die Hand ans Werk! was willst du länger warten?

Kadu, was stehst du trauernd da? wir hatten
In freud'ger Thatenlust den Bund geschlossen;
Wie wirst du bleich? was hefteſt du die matten,
Erstorb'nen Augen starr auf den Genossen?
Du weichst vor mir zurück in Waldesschatten?
Du bist, ein Schemen, Luft in Luft zerflossen!
Und ich, der fest das Leben wollte halten,
Steh' sinnend da, ein Spiel von Wahngestalten.

Auf! schüttle, junger Dichter, deine Locken!
Weh mir! die sind zu einem Zopf gebunden! —
Ich ließ mich von Homeros wohl verlocken,
Nicht achtend auf den schnellen Flug der Stunden;
Stiefletten, Bendel, schnell! ich seh' erschrocken,
Daß sich bereits der Obrist eingefunden. —
Der Wirbel schallt: — „Herr Leutnant, nach der Wache!
Ja, Bücher schreiben, das ist Ihre Sache!"

Ich bin gelähmt, gebannt an diese Stelle,
Im Schlaf, im Traum, mich drückt der Alp wohl gar.
Erweckt mich! — Ha! dies ist die Schloßkapelle,
Die Heimat. Heil, daß es ein Traum nur war!
Die Thür ist auf; ich spähe von der Schwelle;
Dort kniet ein Weib und betet am Altar. —
O meine Mutter! ja, du weinst im stillen
Vor Gott um des verlor'nen Sohnes willen.

25 „Kadu", Chamissos Freund und Reisegefährte aus Radack; vgl. insbes. „Tagebuch" (Hempel 3, 130) und „Bemerkungen und Ansichten" (Hempel 4, 127). Ferner Chamisso an Trinius 2. Juni 1825 (Werke 6*, 210). — 45. „Bendel", Chamisso's Offiziersbursche; vgl. d. Einleitung.

Der einz'ge bin ich unter deinen Söhnen,
An welchem du nur Schmerz erlebet hast;
Ich konnt' an diese Welt mich nicht gewöhnen,
Die sich verschloß dem ungefügen Gast;
Ich taugte nicht, in einem Amt zu frönen, —
So fiel ich allen und mir selbst zur Last.
Laß, Mutter, mich in Demut und in Treuen
Dir dienen und den Brüdern, und bereuen!

O Mutter, Mutter, laß dein Angesicht,
Laß deine lieben Züge nur mich schauen!
Blick her! es wird auf mich das milde Licht
Des mütterlichen Auges Ruhe tauen;
Beharrst du stumm und starr? Du regst dich nicht?
O! mich beschleicht ein namenloses Grauen! —
Und langsam wendest du — ich atme freier —
Nach mir das Haupt, — du greifst nach deinem Schleier. —

Weh mir! ein Schädel stiert, ein morsch Gebein
Mich an aus Höhlen ohne Stern und Kraft!
Du, Mutter, bist ja tot, ich seh' es ein;
Was aber brichst du aus des Grabes Haft?
Laß ab, nach mir zu langen! — Folgen? — Nein! —
Da, in die dunkle Tiefe? — Schauderhaft!
Du ziehst dir nach hinab mich in die Gruft;
Sie hält mich, schließt sich über mir! — Luft! Luft!

„Wach auf! wach auf!" — Wer kann herauf beschwören,
Den schon der finst're Schlund hinunter schlang? —
„Wir sind es, Vater; stöhnen dich zu hören
Im Schlaf und röcheln, macht uns, ach! so bang!" —
Dem ird'schen Scheine soll ich noch gehören?
Es war der Kampf ein eitler, den ich rang? —
„Wir wollten diese bösen Träume hindern;
Du bist erwacht, bist unter deinen Kindern!" —

So hat euch wohl die Angst zu mir getrieben? —
„Wir sind um dich versammelt." — Alle? — gut!
Laßt mich euch überzählen: sechse, sieben —
Und — sagt mir — eure Mutter? — „Mutter ruht." —

Das will auch ich; bin müde, meine Lieben,
Drum, fahret wohl! wir sind in Gottes Hut;
Fahrt wohl, ich geb' euch allen meinen Segen!
Ich will bequemer mich zur Ruhe legen.

11. Wer hat's gethan?

„Ich trinke meist nur Wasser aus dem Fluß
Und kann's mit bestem Willen doch nicht loben;
Getrunken hab' ich's mir zum Überdruß."
Und meinen Mut anscheinlich zu erproben,
Wird, groß und schwer, bedrohlich in der Nacht
Ins Haus mir eine Kiste zugeschoben.
Was soll mir das? wer hat sich das erdacht?
Nicht pflegt, wer Gutes sinnt, sich zu verstecken;
Höllenmaschinen giebt's, nehmt euch in acht!
Behutsam auf! das Unheil nicht zu wecken; —
Was steckt darin? Blitz Hagel! Flaschen seh' ich
Die schönen, blankverzinnten Hälse recken, —
Champagner-Flaschen! Nein — versteinert steh' ich;
Es spukt, es geht nicht zu mit rechten Dingen.
Wer ist in Deutschland solchen Streiches fähig!?
„Und welche Lieder wollt' ich da nicht singen!"
Ach nein! mit meinem Singen ist's vorbei,
Die Mus' entwichen, und gelähmt die Schwingen.
Lebend'ger Geist in diesen Flaschen, sei
Ein Liebesbalsam meiner kranken Brust,
Erweckst du gleich nicht mehr den alten Mai!
„Ich liebe wohl, geliebt zu sein", gewußt
Hat das der Freundliche, der dich gesendet,
Und wohl empfand auch er die gleiche Lust.

„Wer hat's gethan?" „Deutscher Musenalmanach f. d. J. 1839" S. 10. Orig.-Mstr. in München, kgl. Hof- u. Staatsbibl. Oktavbogen von vier Seiten. — 1 ff. „Ich trinke ... Überdruß." Aus dem Gedichte „Sage von Alexandern" V. 97—99. — 8. „wer Gutes sinnt", wen Gutes freut, Hs. — 12. „recken", „strecken", Hs. gestr. — 16. Vgl. „Sage von Alexandern" V. 109. — 22. Vgl. „Herein" V. 58. — 23. „dich gesendet", „dies gespendet", Hs. gestr.

Der Liebe, die dich edlen Trank gespendet,
Geweihet sei andächtig immerdar
Und werde sonder Liebe nie verschwendet!
Mir scheint am Abend spät der Himmel klar,
Der rote Streif, das ist der Liebe Glut; —
Reicht einen Trunk von meinem Wein mir dar:
Denn, wem die Liebe bettet, ruhet gut!

27. „sonder Liebe nie", „ohne Liebe nicht", Hs gestr.

In dramatischer Form.

Ich seh' die Fehler jetzt.

Öhlenschläger. „Correggio", 3. Handl.

„Öhlenschläger", Chamissos Beziehungen zu dem Dichter des „Correggio", dem Dänen Adam Gottlob Öhlenschläger, erhellen aus: Werke 62, 9, 29.

1. Der Tod Napoleons.

Nach Alessandro Manzoni.

Vergin di servo encomio
E di codardo oltraggio.
A. Manzoni.

Napoleon. Montholon. Antomarchi, der Arzt. Europa, Geschichte und Poesie, Erscheinungen. Stumme Umgebung: Bertrand, seine Frau und vier Kinder; der Abt Vignali; Marchand und sechs Bedienten. Zwei englische Offiziere.

Longwood am 5. Mai 1821.

Napoleon (auf dem Sterbebette). Montholon. Antomarchi.

Montholon.

Des Fiebers Glut hat ausgetobt, er scheint zu ruh'n.

Napoleon (im Schlafe).

Mein Heer!

Montholon.

Er träumt —

Napoleon.

Dem Adler folgt und mir! hinan!

Montholon.

Von Schlachten, lenkt im Geiste noch die Völker.

Napoleon.

Sieg!

Montholon.

O scharfer Mißlaut dieses Wortes hier und jetzt!

Napoleon (erwachend).

Wer bin ich?

„Der Tod Napoleons." Gedichte 1831 S. 393. Manzonis hochberühmte Ode auf den Tod Napoleons „Il cinque Maggio" ist von Goethe übertragen worden (vgl. D. Nat.-Litt. 84, 2, 198). Das Motto ist Str. 4, V. 1 f.

Montholon.

Herr und Kaiser.

Napoleon.

Wo?

Montholon.

Du bist, o Herr,
Inmitten deiner Treuen.

Napoleon.

Wo?

Montholon.

Ein Felsensitz . . . .

Napoleon.

Sankt Helena?!

Montholon.

Du sprachst es aus.

Napoleon.

Die Zeit ist um.
Abtrünnig werd' ich selber mir, so wie die Welt. —
Die mein annoch sich nennen, ruft herbei! ich will
Abrechnen mit dem Leben.

Montholon (die Thür öffnend).

Tretet alle her!

(Gefolge. Die Kinder knieen am Bette.)

Napoleon.

Daß ich geliebt bin worden, legt ihr Zeugnis ab.
Habt Dank! Ich aber scheide hin. Bald haben sie,
Mit deren Kronen ich gespielt, den Haß gekühlt;
Sie ließen uns nur unsr'rer Thaten Ruhm zurück.
Ihr werdet bald, aus selbsterkor'ner Haft erlöst,
Mein stolz durch mich gewes'nes Frankreich wiedersehn
Und trauern an dem vielgeliebten Seinestrand.
O, grüßt mein Frankreich, grüßet mir mein heimisch Land!
Wär' Frankreich dieser nackte, sturmgeschlag'ne Fels,
Ich wollt' ihn lieben.

Montholon.

Frankreich finden wir, o Herr,
Nur immerdar, wo dein geweihtes Haupt verweilt.

Napoleon.

Nicht also, nein — mein Frankreich grüßt und . . . meinen Sohn!
Entfernet euch! nicht sollet ihr mich weinen seh'n! —
Grüßt meinen Sohn, den grausam mir entfremdeten! —
Mein Sohn, mein Sohn!

Antomarchi.

Gehorcht dem Kaiser, tretet ab!

(Napoleon ist mit verhülltem Antlitz zurückgesunken. Alle heften fragend die Augen auf Antomarchi, der unverwandt den Kranken betrachtet. Sie entfernen sich zögernd.)

Antomarchi

(allein bei Napoleon. Lange Pause. Er wirft sich in einen Sessel im Vordergrunde und verhüllt sein Antlitz).

Lösch' aus, du Stern der Herrlichkeit!

(Es erscheinen Europa, Geschichte und Poesie. Napoleon streckt die Arme nach ihnen aus.)

Europa.

Napoleon!
Weltherrscher einst, in Fesseln nun Verschmachtender!
Zurück von dir nicht fordernd das vergoss'ne Blut,
Das teure meiner Kinder, nein, den hohen Preis,
Um welchen fließen es gesollt, erschein' ich dir.
Es rangen zwei Weltalter um die Herrschaft; du
Stiegst auf, du Schicksalsmächtiger, da ward es still,
Nicht Friede; schweigsam lagen sie zu Füßen dir;
Du Franklin nicht, nicht Washington, du hast gebaut
Vergänglich für die trunk'ne Lust des Augenblicks.
Du sankst, du stirbst — ich frage bang: wem beug' ich nun
Den jochgewohnten Nacken? Weh!

Napoleon.

Mein Sohn! mein Sohn!

Europa.

O, hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht

Von Händen, die zu heben unvermögend sind
Das dir entsunk'ne, dein gewicht'ges Herrscherschwert!

Geschichte.

Standbilder eines Mannes stürzen Knaben um,
Umsonst bemüht, zu tilgen meines Griffels Spur
Zukünft'gem Alter, schwerem Urteil aufbewahrt.

Poesie.

Zu schmäh'n, zu schmeicheln haben Knechte nur vermocht;
Jungfräulich deines Namens ist annoch mein Mund,
Hinfort geweiht zu ewigem Gesang, mein Held!

Europa.

Ihr Griffel, ihre Lyra, meine Thränen, die
Der eig'nen Schmach ich weine; rückgewendet dies
Hienieden. — Jenseits ...? Kaiser auf! der Schleier reißt!

(Napoleon stirbt, die Erscheinungen verschwinden. Bei dem Ausatmen Napoleons erhebt sich Antomarchi schnell und tritt zu dem Toten, den er lange betrachtet, er geht sodann nach der Thür. — Montholon und das Gefolge kommen ihm entgegen.)

Montholon.

Der Kaiser?

Antomarchi.

Weint! Das war er! Länger zügelt nicht
Die bleiche Furcht, von diesem Kerker aus, die Welt.
Verbeugt vor dem euch, der ihn schlug! — zerstreuet euch,
Das Liebesopfer eures Lebens ist erfüllt!

(Montholon hat den Kaisermantel über die Leiche ausgebreitet, der Abt ein Kruzifix darauf gelegt; alle weinen. Zwei englische Offiziere dringen ein. Der Vorhang fällt.)

2. Faust.

Ein Versuch.

1803.

Doch wozu ist des Weisen Thorheit nütz?
Schlegels Shakespeare. („Was ihr wollt." III 1

Faust. Sein guter und sein böser Geist, zwei Stimmen.

(Faustens Studierzimmer, von einer einzigen Lampe erleuchtet.)

Faust.

Der Jugend kurze Jahre sind dahin,
Dahin die Jahre kräft'ger Mannheit, Faust!
Es neigt sich schon die Sonne deines Lebens —
Hast du gelebt? Hier, fremd in dieser Welt,
Verträumtest du die karggezählten Stunden,
Nach Wahrheit ringend, die Pygmäenkräfte
Anstrengend in dem Riesenkampf — o Thor!

Du, der in wildem Jugendfeuer schwelgend,
Uneingedenk der Zukunft, deiner selbst,
Des großen Weltalls, das um dich sich kreist,
Genuß nur kennst, Genuß nur kennen willst;
Beglückter Liebling du der Gegenwart,
Dich muß ich weih', so wie du glücklich bist,
Auch preisen. — Weih'! — und Thor! — Sinnleere Namen!
Nur Kranke giebt's; ich kenne keine Thoren.
Ein Funke glomm im Busen mir (ihn legte
Die fremde Hand); er mußte hoch entlodern
Und ewig ungelöschten Durst mir flammen! —
Vom Allerschaffer fordr' ich alle Schuld;
Wir müssen wollen, ja, wir müssen! — müssen?
Nicht frei denn? — also wollend nur ein Stein,
Der in die Tiefe fällt und fühlt — er wolle.

„Faust." Gedichte 1831 S. 373; zuerst mitgeteilt im „Musenalmanach auf das Jahr 1804". Herausgegeben von L. A. v. Chamisso und K. A. Varnhagen. S. 193—215. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr Julius Wahle in Weimar führt der Abdruck im Musenalmanach den Titel: „Faust. Eine Tragödie in einem Akt. Ein Versuch." Die Lesarten des Musenalmanachs danke ich gleichfalls der Güte des Genannten.

Was bist du, Mensch, denn? gier'ger Allumfasser,
Des Universums kühner Freier du,
Der blind, in Nacht, in zwiefach ew'gem Dunkel
Gebannt zu irren, nichts erkennen kannst,
Ein ewig ungelöstes Rätsel dir.
Erschaffer deiner Welt nach ewigen
Gesetzen, selbst von ihr erschaffen,
Was bist du, mächt'ger, nicht'ger Erdenwurm?
Ein Gott in Banden oder nur ein Staub?
Was ist des Denkens, was der Sinnen Welt?
Die Zeit, der Raum, die Allumfassenden,
Und ihre Schöpfungen, durch die sie werden?
Was außer ihnen das Unendliche?
Was ist die Gottheit, jeder großen Kette
Ein erstes, ewig unbegriff'nes Glied,
Das, nicht getragen, alle Glieder trägt?
Erscheinung nur und Wahn ist alles mir.
Es wirft das Licht, das inn're, dort hinaus
Auf ausgespannte Nacht die Bilder hin,
Ein leerer Wiederschein des eignen Ichs,
Und so entsteht die Welt, die ich erkenne.
So hat — vielleicht der Zufall es geordnet.
Der große Bildner, den sie Gottheit nennen.
Und wenn, nicht bloß gedacht, dort Geist und Körper
Und Gottheit sind, wie faß' ich sie? — Umsonst!
Es treten ewig zwischen sie und mich
Der Sinne Lügen, der Vernunft Gesetze.

Ihr, ew'ge Rätsel, schrecklich grimm'ge Nattern,
Die stets ihr euch erzeugt und euch verzehrt
Und mir das Herz verzehrt im grausen Spiele
Der stets verschlung'nen und erzeugten Kreise!
Ich kann euch nicht verscheuchen, nicht erdrücken,
Ihr stürmet rastlos mir die bange Seele.
Weh dem, den ihr zum ernsten Kampfe reizet!
Es furchet tief des Denkers Stirne sich,
Und Zweifel ist der schwererrung'ne Preis.

Nein! länger soll der Schlangenbiß des Zweifels
Nicht langsam mir am kranken Herzen nagen,

Nicht giftig reizen mehr der Wunden Schmerzen!
Ich will gesunden in der Wahrheit Scheine,
Erschwingen kühn das sternenferne Ziel,
Das eitel strebend nimmer ich erklommen.

(Er sucht eine magische Rolle hervor, entfaltet sie auf seinem Tische und spricht, indem er die Hand auf die Zauberschrift legt:)

Sind's keine Träume, die du hingezeichnet,
So folg' ich, Seher, deiner Riesenspur;
Ich schreite deine Bahn und zage nicht.
Wenn, horchend deinem mächt'gen Rufe, Geister,
Dir dienend, ihres Reiches Nacht entstiegen,
Wird mir die Geisterwelt sich auch eröffnen.
Belehrung sollen mir die finstern Mächte.

(Die Geisterbeschwörung.)

Die ihr, gehüllt in furchtbar dunklen Schleier,
Die Seele mir umwallt, gehorchet, Geister,
Dem ernsten, festen Willen, der euch ruft!

Böser Geist (Eine Stimme zur Linken.)

Dem ernsten, festen Willen wird gehorchet.
Du Sohn des Staubes, ihm entschwungen kühn
Und ähnlich uns, sprich dein Begehren aus!

Guter Geist (Eine Stimme zur Rechten.)

Faust! Faust!

Faust.

Auch du! dir hab' ich nicht gerufen, fleuch!
Abschütteln will ich deiner Knechtschaft Joch;
Entfleuch! Nicht du, Unmächtiger, vermagst
Den heißen Durst des Lechzenden zu stillen,
Die sturmgeschlag'nen Wellen zu besprechen.
Du lähmst den Flug mir, hebe dich von dannen!
Ich will ihn männlich fliegen und nicht zagen.
Ich wende mich von dir, ich folge dem;
Belehrung fordr' ich, Wahrheit und Erkenntnis!

69. „entstiegen", entsteigen, Musenalmanach. — 83. „Wellen zu besprechen", Wellen mächtig zu besprechen, Musenalmanach.

Böser Geist.

Nicht menschlich sprichst du Worte hohen Sinnes.
Hast du mit Mannes Ernst mich hergebannt,
So schwöre mir den Preis zu — deine Seele!
Und öffnen will ich dir der Wahrheit Schätze,
Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen.

Guter Geist.

Faust! Faust!
Den seligen Menschen
Gewährte der Vater,
Von allen den Früchten
Des Gartens zu kosten;
Den seligen Menschen
Verwehrte der Vater
Die einzige Frucht.

Und listig schmeichelnd, hob die Schlange sich:
„Ihr würdet Göttern gleich, wenn ihr die Frucht,
Die herrliche, zu kosten euch erkühntet,
Die euch der Vater streng verwehrt zu brechen,
Nicht Vater er, der neidische Tyrann!“

Faust! Faust!
Dem kindlichen Menschen
Die Freuden des Lebens,
Sie knospen ihm alle.
Er weilet, wo duftend
Die Rosen ihm blühen,
Die Früchte ihm winken.
Geflügelten Schrittes
Leicht hin über Dornen
Zu schweben, zu eilen,
Gesellt' ihm der Vater
Die holden Gefährten,
Den Glauben, die Hoffnung,
Treu ihm in wechselndem Glück.

Faust! Faust!
Es gab, zu ahnen das Unendliche,
Der Vater dir den Geist,

Gab, liebend anzubeten, dir das Herz;
Und rechtend mit dem Vater, wagest du,
Vom Strahle seiner Liebe mild beschienen,
Zu fordern jene Frucht, des Todes Frucht.
Verschmäh, verschmäh des Lebens Glück und Kronen
Und ringe nach der Gottheit fernem Ziele!
Des Rächers Rache trifft den schuld'gen Scheitel!

Faust.

Erschuf zu ausgesuchten Qualen mich
Ein Gott des Hasses, den der Schmerz erfreut?

Guter Geist.

Das Glück umblühte deines Lebens Pfade.

Faust.

Es ist Erkennen mir das einz'ge Glück.

Guter Geist.

Die Hoffnung blüht dem Dulder; lern' entbehren!

Faust.

Sie welkte in der schwer erkrankten Brust.

Guter Geist.

Der Tugend Kranz umgrüne deine Locken!

Faust.

Auch diesen Kranz entriß der Zweifel mir.

Guter Geist.

Du willst, du willst, und deine Freuden welken.

Faust.

So wähl' ich denn, nicht frei das eig'ne Weh.

Guter Geist.

Faust! handle glaubend, wie du frei dich fühlest!

Faust.

Nein, nein! ich bin nicht frei, ich will's nicht sein.

Guter Geist.

So treffe denn die schwere Schuld den Frevler!

Faust.

Die schwere Schuld wälz' ich dem Schöpfer zu,
Der mich zu hoch begabt, zu tief gedrückt,
Der feindlich mir den regen Geist gegeben.

Guter Geist.

Um ihn zu bändigen, den Willen dir.
Des Rächers Rache trifft den schuld'gen Scheitel!

Faust.

Dich, Geist der frühen Rache, schrecklicher,
Der furchtbar ahndend nicht begang'ne Sünden,
Gedanken nur des Herzens, angstumzischend
Der Hölle Schlangen furchtbar um mich schlingst,
Erschütternd nicht des Mannes ernsten Willen,
Dich straf' ich Lügen! Nein, ich bin nicht frei;
Ein eh'rnes Schicksal waltet über mir,
Und unaufhaltsam reißt es mich dahin,
Und eisern fällt und trifft das grause Los.

Böser Geist. (Halblaut.)

Der Falsche lügt sich deinen guten Geist.

Faust.

Du lügst dich meinen guten Geist; entfleuch!
Ich wende mich von dir, ich folge dem;
Belehrung fordr' ich, Wahrheit und Erkenntnis!

Böser Geist.

Wohlan! so schwöre mir den Preis zu, Faust!
Und öffnen will ich dir der Wahrheit Schätze,
Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen.
Selbst brich den Stab denn über deine Seele!

(Der Stab des Gerichtes wird Faustен in die Hand gezaubert; er erschrickt und faßt sich rasch wieder.)

Faust.

Du, rascher Sohn des Augenblickes, Wille,
Gebäre rasch die That!

Guter Geist.

Die ernste That,
Die spät fortwirkend in der Zeiten Schoße,
Entfallen dir, ein Raub der fremden Mächte,
Gehöre ewig der Notwendigkeit!
Noch, Faust, gehört des Herzens Willen dir.

Böser Geist. (Halblaut und langsam.)

Und öffnen will ich dir der Wahrheit Schätze,
Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen.

Faust.

Gehört noch mir, — gedacht, gewollt, gehandelt!

Guter Geist.

Und wagtest du zu denken ihn, den großen,
Den schrecklichen Gedanken: Ewigkeit?

Faust.

Ich dacht' ihn, ja! doch der Moment allein
Gehört dem Menschen, im Momente lebt er;
Drum kauft er um der Zukunft teuren Preis
Des Augenblickes rasch entfloh'ne Lust.
Es kann die Zukunft auch ein Traum nur sein.

Guter Geist.

Und wenn auf Wahrheit jener Traum hindeutet?

Faust.

So mag der Schreckenstraum sich dann entfalten!
Du wetzest selbst des Zweifels gift'gen Zahn,
Der mich zerfleischt. Nicht Wahrheit kann das Herz
Zermalmend treffen, das für sie nur schlägt;
Nur schrecklich ist die Qual mir, die ich dulde;
Sie muß sich enden. Stählern ist die Brust,
Und jedes Schmerzes Pfeil entprallt unmächtig,
Den nicht des Zweifels Schreckensarm geschnellt.
Ich will der ew'gen Rache männlich harren
Und festen Blickes ihr entgegensehn.

177. „ja!", fehlt Musenalmanach. — 184. „Du wetzest selbst", Du selber wetz'st, Musenalmanach.

Ich fluche dir und deinem Gott und breche
Entschlossen selber des Gerichtes Stab.

Guter Geist.

Wehe dem Menschenerzeugten!
Wehe! zerbrechet die Krone!
Er stürzet; nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jähligen Fall.

Es wandle im Thale
Der Menschenerzeugte
Und weide die Blicke
An blumigen Auen!
Nicht wag' er zu heben
In blendende Höhen
Zur Sonne den Blick!
Vom lieblichen Kleide
Der nährenden Erde
Rückstrahlt ihm die Farbe,
Ein sanfteres Licht.
Ihm g'nüge der bunte,
Der liebliche Schein!
Nicht gierigen Herzens
Erheb' er die Wünsche
Zur Sonne empor!
Erklimmt er der Berge
Beschneiete Gipfel,
Zu nahen der Sonne
Verzehrendem Licht;
Nicht näher der fernen,
Erblindet das Aug' ihm,
Und schwankenden Schrittes
Entgleitet der Fuß.
Der schwindlichten Höhe
Entstürzt er; nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jähligen Fall.

Wehe dem Menschenerzeugten!
Wehe! zerbrechet die Krone!

Entwunden den Armen
Der sorgenden Liebe,
Hin eilt er — und stürzet;
Er stürzet, nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jähligen Fall.

Faust. (Den Stab zerbrechend.)

Zerbrochen ist der Stab!

Guter Geist.

Er ist zerbrochen!

Böser Geist.

Er ist zerbrochen!

(Lange Stille.)

Faust.

Nun?

Böser Geist.

Ich lache deiner, leichtes Spielwerk du
Der gier'gen Wünsche deines stolzen Herzens!
Ich lache deiner, Thor, den ich verachte,
Und zolle dir den Preis, den du bedungen.

Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze,
Die nur der blinde Glaube überschreitet.
Dich bann' ich, ohne Anker, ohne Segel,
Zu irren auf dem feindlich dunklen Meere,
Wo dir kein Grund, wo keine Ufer dir,
Dem ohne Hoffnung Strebenden, erscheinen;
Bis vor dir nächtlich sich das Thor eröffnet,
Das furchtbar dir geahndete, des Todes,
Und neue Schauder schrecklich dich ergreifen;
Denn mir gehöret deine Ewigkeit:
Ich zolle dir den Preis, den du bedungen.

Des Glaubens Blume blühte kindlich dir;
Du hast sie stolz zertreten, forderst Wahrheit.
Wohl! schreckend ruf' ich dir die Wahrheit zu:
Aus deiner Weisen Widersprüchen strahlte

Sie dir entgegen, die geahndete:
Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze;
Es kann der Staubumhüllte nichts erkennen,
Dem Blindgebor'nen kann kein Licht erscheinen.

So wie die Sprache, wie des Wortes Schall
Dir Mittler des Gedankens ist und Zeichen,
So ist des Sinn's Empfinden, der Gedanke selbst
Dir Sprache bloß und eitles, leeres Zeichen
Der ewig dir verhüllten Wirklichkeit.
Du kannst nur denken durch den Mittler Sprache,
Nur mit dem Sinne schauen die Natur,
Nur nach Gesetzen der Vernunft sie denken.
Und hättest hundert Sinne du und tausend,
Du Kargbegabter, und erhöbe freier
Sich dein Gedanke ins vielseitiger=
Befühlte All; so würdest immer du,
Getrennt, vereint mit ihm durch Körpers Bande,
Nur eig'ne Schatten schau'n und nichts erkennen.

Es strebe, trachte angestemmt der Mensch!
Ihm fiel das Los. Der reine Geist allein,
Der ruhende, erkennt; nicht ihn umfaßt
Die ew'ge Mauer, die sich zwischen dir
Und der ersehnten Wahrheit trennend hebt.
Die Mauer stürzt der Tod; die Rächerin,
Sie harret furchtbar deiner in dem Lande,
Wo nicht gestrebet, nicht getrachtet mehr,
Wo zollen einer wird des Lebens Lohn.

Nachhallen muß ich deiner Worte Schall,
Nachspiegeln deines Denkens Schatten dir,
Nachlügen deiner Weisen Traumgebilde,
Dir, einem Menschen, ich, ein Geist, zu nahen;
Gedanken, Worte, Menschenträume fassen
Kein ähnlich Bild der ewig dir Verhüllten.
Doch Wahrheit, Wahrheit hast du dir bedungen;
Nun! was der Mensch vermag, sollst du erkennen:

Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze, —
Ist furchtbar rächend deines Lebens Schlange.

Verzweifle, nied'rer Erdenwurm, den tiefer
In seinen Staub zurück ich niedertrete!
Nicht heben darfst du jenen dunklen Schleier;
Es bringt die Zeit dir keine Blume mehr,
Und mir gehöret deine Ewigkeit.
So öffn' ich rächend dir der Wahrheit Schätze,
So zoll' ich dir den Preis, den du bedungen.

Faust

(im Begriff, sich niederzuwerfen gegen die Seite, woher die Stimme des guten Geistes hallte, erhebt sich rasch wieder und spricht).

Nein! niederknieen nicht vor dir, Verkünder
Des siebenmal erfüllten schweren Fluches,
Der mir das Haupt umflammt, und nicht vor ihm!
Vernichtung heißt der Gott, den ich anrufe.
Ihr seid unmächtig, der Vergangenheit
Ihr leicht erworb'nes Eigentum zu rauben.

O, könnt' ich wieder fluchen euch! o, könnt' ich
In Menschenqualen euch verzagen seh'n,
In ew'gen Menschenqualen euch verzweifeln,
Und laut auflachend gräßlich euch verhöhnen!
Fluch selber mir, daß ich ohnmächtig bin,
Daß nur ein leiser, eitler Laut der Lippe
Entbebet, in dem Winde zu verhallen!

Ersehnte Spornerin der eitlen Wünsche!
Ich habe, Wahrheit, deine Dunstgestalt
Verfolgt, und unermeßlich weit verfolgt,
Und ihr geopfert jeden Hoffnungsschimmer;
Gestrandet, steh' ich nun auf schroffer Klippe,
Rings um mich her die dunkle, tiefe Flut,
Und um das Haupt mir donnerschwang're Wolken.
Ich werde nimmer, nimmer sie umfangen,
Um die ich hin den teuren Preis geworfen!

Böser Geist.

Die Mauer stürzt der Tod; die Rächerin,
Sie harret furchtbar deiner in dem Lande,
Wo nicht gestrebet, nicht getrachtet mehr,
Wo zollen einer wird des Lebens Lohn.

Faust.

Die Mauer stürzt der Tod; — sie harret meiner
In jenem Lande... — Schlange meines Lebens!
Wo nur das Aug' ich wende, starrest du
Mich gräßlich an! — Verdammnis, — Ewigkeit,
Laßt eure Qualen nicht den Zweifel sein!
Umstürze du, Erfüllung, jene Mauer!
Verhüllte Rächerin, sei Rettung mir!
Ich will in jenem Lande dich verfolgen.

(Wie er sich gegen den Geist wenden will, den Tod zu erflehen, wird ihm ein Dolch in die Hand gezaubert; er wendet die Spitze gegen sein Herz und stößt ihn langsam hinein.)

Verdammnis, ewige, in deinen Schoß! —
Vielleicht Vernichtung nur, vielleicht Erkenntnis,
Gewißheit doch!

(Er stürzt, die Lampe erlischt, das Theater ist tief verfinstert. Langsam fällt der Vorhang.)

Übersetzungen.

Die Heiden, heißt es, waren
Nicht Christen so wie wir:
Sie schlachteten die Leute
Und brauten schlechtes Bier.

Franz Kugler.

„Kugler." Die „Belletristischen Schriften" des Kunsthistorikers Franz Theodor Kugler (1808—1858) erschienen gesammelt Stuttgart 1852, VIII.

1. Das Lied von Thrym

oder

die Wiedereroberung Mioellners, des Hammers des Donners.

Aus dem Isländischen*)

1.

Zornig ward Thor,
Als beim Erwachen
Er seinen Hammer
Vorhanden nicht fand.
Schüttelnd den Bart,
Schlagend sein Haupt,
Der Sohn Odins suchte
Umsonst umher.

2.

Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Höre nun, Loki,
Hör', was ich sage,

*) Thryms quida edr Hamarsheimt. Edda Saemundar Hafn. 1787. p. 183. Der gelehrte Forscher des nordischen Altertums möge mir den Versuch nicht verargen, das isländische Lied in einer leichten Verdeutschung den Laien und Ungelehrten vorzutragen. Ich habe den Geist und die Weise des Originals in unserer Sprache wieder zu beleben gesucht und mich sonst bemüht, jedes Wort zu entfernen, zu dessen Verständnis es gelehrter Erörterungen bedurft hätte.

„Das Lied von Thrym ꝛc." „Morgenblatt für gebildete Stände." Mittwoch, 25. April 1821, S. 393 f. [1—13]; Donnerstag, 26. April 1821, S. 397 f. [14 bis Schluß]. Im Morgenblatt keine Strophennummern. Diese Übersetzung der Thrymskvida und der älteren Edda ist einer der ersten Versuche der nhd. Dichtung, Alliteration in einem größern Gedichte durchzuführen; vgl. Koberstein 2⁴, 1143 q; vgl. Werke 6⁵, 182 an Trinius (8. Mai 1821): „Eine Streiferei in das Gebiet der Goten und Isländer hat mir jüngst eine metrische Übersetzung der Thrimsquida abgeworfen"; an den Bruder Hippolyt (10. November 1810 bei Fulda „Chamisso und seine Zeit" S. 213): „Ich habe mein Isländisch selbst mit Hilfe des Dänischen, das mir geläufig ist, viel schwerer zu verdauen gefunden als ich es erwartet hatte." — Note z. 2 „mir ... verargen", diesem Versuche Nachsicht gönnen. Morgenblatt.

Was weder auf Erden
Weiß irgend einer,
Noch hoch im Himmel:
Mein Hammer ist geraubt."

3.

Sie gingen zum herrlichen
Hause der Fraya,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Wolle mir, Fraya,
Flügel verleihen,
Ob erlauschen vielleicht
Mein Hammer sich läßt!"

4. Fraya sang:

„Und wären von Gold sie,
Ich gäbe sie dir;
Und wären sie Silber,
Du solltest sie haben."
Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Götter,
Und er erreichte
Der Riesen Reich.

5.

Thrym saß auf dem Hügel,
Der Herrscher der Riesen,
Fert'gend den Hunden
Fesseln von Gold,
Glättend den Rossen
Die Mähnen zurecht.

6. Thrym sang:

„Wie steht's mit den Göttern?
Wie steht's mit den Elfen?
Was reisest allein du
Nach Riesenheim?"

4. „Fraya", Frayia, Morgenblatt und so öfters.

7. Loki sang:

„Schlecht steht's mit den Göttern,
Schlecht steht's mit den Elfen, —
Du hältst wohl verborgen
Den Hammer des Thors?"

8. Thrym sang:

„Ich halte verborgen
Den Hammer des Thors
Wohl unter der Erde
Acht Morgen tief;
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fraya
Zur Frau mir heim!"

9.

Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Riesen,
Und er erreichte
Das Reich der Götter.
Er traf den Thor an
Vor der Thür seiner Halle;
Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:

10.

„Hast das Geschäft du
Geschafft mit der Arbeit,
Laß von der Höhe mich
Hören die Kunde!
Oft im Sitzen gestört,
Stocket die Rede,
Leicht im Liegen ersinnt
Lüge sich nur."

48 u. 50. „Thors", Thor, Mgb. 65. „sein Wort", Thors Wort, Morgenblatt.

11. Loki sang:

„Hab' das Geschäft wohl
Geschafft mit der Arbeit.
Thrym hat den Hammer,
Der Herrscher der Riesen,
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fraya
Zur Frau ihm heim"

12.

Sie gingen, zu fragen
Fraya, die herrliche,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Bräutliches Leinen
Lege dir an, Fraya!
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim."

13.

Zornig ward Fraya.
Sie zitterte heftig,
Der ganze Palast
Der Götter erbebte;
Es sprang und entfiel ihr
Der funkelnde Halsschmuck:
„Wohl möchtest du meinen,
Daß männlich ich sei,
Wenn beide wir reif'ten
Nach Riesenheim."

14.

Rasch kamen die Götter
Zum Rate zusammen,
Die Göttinnen rasch
Zu reden bereit.
Die himmlischen Häupter
Verhandelten da,
Wie den Hammer des Thors
Zu holen gelänge.

15.

Da hub Heimdall an,
Der hellleuchtende Gott,
Welcher da weise
Wußte die Zukunft:
„Bräutliches Leinen
Legen dem Thor wir an;
Er habe den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;

16.

„Klug laß er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwalle sein Knie;
Laß blinken die Brust ihm
Von breiten Juwelen,
Hochgetürmt und gehüllt
Das Haar ihm auch sein!“

17.

Da hub Thor an,
Der hochernste Gott:
„Es würden die Götter
Mich weibisch schelten,
Legt' ich das bräutliche
Leinen mir an.“

18.

Da hub Loki an,
Loveyias Sohn:
„Thor, solcher Worte
Woll' dich enthalten!
Rasch werden die Riesen
Vom Reich uns verdrängen,
Holst deinen Hammer
Heim du nicht schnell.“

122 u. 148. „breiten“, reichen, Morgenblatt. — 132. „Loveyias“, Lovfeyias, Morgenblatt.

19.

Bräutliches Leinen
Legten dem Thor sie an;
Er hatte den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;
Klug ließ er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkte die Brust ihm
Von breiten Juwelen;
Das Haar war gehüllt ihm
Und hoch getürmt.

20.

Da hub Loki an,
Loveyias Sohn:
„Ich will dich gleichfalls
Begleiten als Maid;
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim."

21.

Hastig die Hirsche,
Heimgetrieben,
Wurden dem Wagen geschirrt
Wohl zur eiligen Fahrt.
Die Steine zerstoben,
Flamme stieg auf.
So reiste Odins Sohn
Nach Riesenheim.

22.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Auf! auf! ihr Riesen,
Bereitet die Bänke,
Nun führt mir Fraya,
Die Frau, herein!"

23.

Heim kamen die Farren,
Die goldgehörnten,
Die schwarzen Rinder,
Dem Riesen zur Lust:
„Habe der Schätze viel,
Habe der Spangen viel,
Fehlte mir Freya
Zu freien annoch.“

24.

Früh fanden die Gäste
Zum Feste sich ein,
Und reichlich gereicht ward
Den Riesen der Trank.
Thor aß einen Ochsen,
Er aß acht Lachse,
Zusammen, was Süß'res
Sonst gab für die Frauen;
Er trank wohl des Metes
Drei Maße allein.

25.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Wann hast du Bräute
Hungriger je geseh'n? —
Nie hab' ich Bräute
Hungriger je geseh'n;
Nie Mägdlein des Metes
Mehr genießen als sie.“

26.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit, dem Riesen
Rede zu steh'n:
„Seit acht Nächten nichts
Genossen hat Freya,

182. „Trank“, Bier, Morgenblatt. — 185. „Süß'res“, Süßes, Morgenblatt.

Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim."

27.

Thrym lüftet' das Leinen
Aus Lust, sie zu küssen;
So weit der Saal war,
Ward zurück er geschreckt.
„Wie sind doch furchtbar
Frayas Augen,
Dünkte mich, Feuer hervor
Funkeln zu seh'n!"

28.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit, dem Riesen
Rede zu steh'n:
„Seit acht Nächten nicht
Genoß sie des Schlafes,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim."

29.

Da trat in den Saal Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt:
„Ich reiche die roten
Ringe dir dar;
Verlangt' dich in Lust
Nach Frayas Liebe?
Nach Frayas Liebe
Und freudiger Huld?"

30.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Bringt zur Weihe der Braut,
Bringt den Hammer herbei,

217. „Nächten", Nächte, Morgenblatt.

Leget den Mioellner
Der Maid in den Schoß!
Vollbringet die Bräuche,
Die Braut sei mein!"

31.

Da lachte dem Thor wohl
Im Leibe sein Herz,
Als mitten im Harme
Er den Hammer erkannte.
Da traf er zum ersten
Thrym, den Herrscher,
Und schlachtete dann
Sein ganzes Geschlecht.

32.

Da traf er auch Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt;
Ihr klangen nicht Münzen,
Ihr klangen nur Schläge,
Für tönende Ringe
Der tötende Hammer. —
So hat seinen Hammer
Odins Sohn sich geholt.

2. Idylle.

Möglichst treue Übersetzung aus der Tonga-Sprache.

Mariner's Account of the Tonga-islands Second edition, with additions. London 1818. V. II. Grammar. (Ohne Seitenzahl.)

Müßig plaudernd von dem äußern Strande
Weilten wir und weilten, als daher kam,

„Idylle." „Chaos" 1. Jahrg. S. 206, mit einem Zueignungsgedicht an Ottilie von Goethe, die Herausgeberin der Zeitschrift „Chaos" (Hempel 1, 508), vom 6. November 1830

Du öffnetest zu heiterm Spiel die Bahn,
Chaotisch drängt um dich sich eine Welt,
Es blühen Blumen und erschallen Lieder,
Und neckend willst du, daß im Lustgewühl

Uns auffordernd, eine Schar von Mädchen:
Kommt, wir wandern nach dem äußern Strande,
Schau'n von dort den Untergang der Sonne,
Lauschen dort dem Zwitschern von den Vögeln
Und der Klage von der wilden Taube.
Blumen wollen wir am Fuß der Klippen
Bei Matówto pflücken, und das Mahl dort,
Das von One man uns bringt, genießen,
In dem Meere schwimmen, in den süßen
Wasserbächen uns das Salz abspülen,
Dann mit duft'gem Sandelöl uns salben
Und zu Kränzen unf're Blumen flechten.
Wann vom Scheitelpunkt der Vogelhöhle
Atemlos wir in die Tiefe starren
Und des Meeres Fernen überschauen,
Weht zu uns, den Träumen Hingegeb'nen,
Von der Ebne her der mächt'ge Landwind
Durch die Wipfel schlanker Kasuarinen;
Und betrachtend, wie die Brandung unten,
An den festen Fuß des Felsens schlagend,
Sich unsinnig müht, ihn durchzubrechen,
Fühlen wir uns das Gemüt erweitert;
Wohler wird uns also, denn beharrend
In des Lebens niederm Kreis befangen.

Auch meine Stimme sich erheben soll.
Mißdeute, Herrin, nicht den fremden Gast,
Den ungewohnten deines Glanzes; laß
Ihn schüchtern schweigen und die Saiten nicht
Versuchen zu des eignen Liedes Mißlaut
Vor dir und ihm, dem Meister des Gesanges,
Dem Fürsten ew'ger Jugend und der Lieder*),
Den stumm nur zu verehren ihm geziemt.
In fremder Zunge schallt ein Lied herüber
Aus jenem meerumspülten Sitz der Freude,
Dem heil'gen Tonga. — „Wilde" hörtest du
Die Sänger schelten, aber mir erschienen,
Die so sie schalten, selber nur Barbaren.
Laß in der Sprachen dir gefälligen
Verwirrung auch erklingen diesen Sang!
Befleißen will ich mich, die Worte dir
Zu deuten, weigert auch sich unbeholfen
Der Ernst der Muttersprache, sich zu fügen
Dem kindergleichen Laute der Natur.

*) Natürlich Goethe Die Übersetzung ist Resultat des Studiums von W. v. Humboldts Abhandlung über die Südseesprachen. Vgl Werke 6¹, 141 f.) Über die Tongasprache vgl. Werke, Hempel 4, 62 ff.

Spät wird's, laßt zur Stadt zurück uns kehren!
Horcht! der Sänger Stimme schallt herüber;
Mögen wohl zum Fackeltanz sich üben,
Ihn zu Nacht beim Grabplatz von Tanéa
Aufzuführen. Laßt dahin uns wandern!
O, der Tage müssen wir gedenken,
Eh' der Krieg das arme Land zerrissen!
Wehe! furchtbar ist der Krieg; o, sehet
Das Gesträuch auf unsern Marken wuchernd,
Und die frühen Gräber vieler Helden!
Uns're Fürsten irren ohne Wohnsitz,
Schleichen nicht mehr einsam bei dem Mondlicht,
Das geliebte Mädchen aufzusuchen.
Eitles Sinnen! Lasset ab, zu grübeln,
Wütet doch der Krieg auf unsern Inseln!
Die von Fiji haben uns, von Tonga,
Krieg gelehrt; nun heischt's, wie sie zu handeln.
Lasset uns des flücht'gen Tags genießen,
Gilt's vielleicht doch morgen schon zu sterben!
Wollen uns mit Blumenkränzen schmücken
Und mit bunten Zeugen uns umgürten,
Wollen duft'ge Blumen um die Stirne,
Aber weiße um den Hals uns winden,
Unsre Bräune lieblich zu erhöhen!
Hört die Männer, hört, wie sie uns preisen!
Aber schon der Fackeltanz vollendet,
Und bereits umhergereicht das Festmahl.
Morgen kehren wir zur Stadt zurücke.
Nicht begehren uns'rer wohl die Männer?
Bitten dringend nicht um uns're Kränze?
So mit Schmeichelreden uns erhebend:
Nicht wohl sind ausnehmend schön zu nennen
Uns're Mädchen von dem äußern Strande?!
Nicht wohl reizend ihre Sonnenbräune?!
Duftverbreitend, wie die blumenreichen
Schluchten Máta-lócos und Vi-búas!
Uns verlangt es nach dem äußern Strande;
Laßt am nächsten Morgen uns dahin geh'n!

V. 1. 4. 59. 63. Der äußere Strand. Licoo, der Rücken der Insel, die windwärts gelegene, den Schiffen unzugängliche Küste, im Gegensatz zu der Küste unter dem Winde, wo die Landungsplätze und die Wohnungen der Menschen sind. Auf den niedern, sogenannten Koralleninseln und Inselgruppen: der Strand am äußern Meere, Illüch der Karoliner, Iligieth der Radacker, im Gegensatz zu dem Strande am Binnenwasser, Iar der Radacker. Vergleiche meine Schriften Thl 2, S. 108 u. 206 u. ff

V. 3. 59 Mädchen. Fafine. Frauen im weitern Sinne, und hier solche, die dem Manne noch nicht unterthan sind.

V. 13. Sandelöl. Fango nanomoo. Das wohlriechende Öl von Tónga wird aus dem Sandelholz gewonnen.

V. 27. 54. Die Stadt. Mooa. Unbedenklich die Hauptstadt, die Stadt, urbs, τὸ ἄστυ, obgleich ohne Mauern und aus Strohhäusern bestehend.

V. 37. Fürsten. Egi, ho-egi. Edle, Fürsten, und zwar durch göttliches Recht und ohne Anfechtung. Wo der Adel, wie bei uns, erworben und verwirkt werden kann, ist er kein Adel mehr.

V. 42. Wie im Verkehr mit den kriegerischen Bewohnern der Fiji-Inseln die Insulaner von Tónga sich deren Sitten angeeignet, siehe bei Mariner.

V. 44. Carpe diem. Hor. Und die also dichten und singen, werden meist von unsern Schriftgelehrten, ja, von unsern Reisenden „Wilde" genannt! Ein Sprachgebrauch, dem ich mich nicht fügen kann.

„108 u. 206 u. ff", Hempel 4, 91. 161

Anhang zu den Gedichten.

Zu Seite 311 Anmerkung.

(Erman's Bericht.)

Eines Abends, wo viele Jakuten meinen astronomischen Beobachtungen zusahen, überraschten mich in der Finsternis französische Worte und die Frage eines Mannes, „ob wir uns sehen wollten, obgleich er Bestújew heiße"? — Ich beseitigte seinen Zweifel mit dem Sprichworte der Kosaken, daß zwar die Berge stehen, alle Menschen aber mit einander umgehen sollten, und erfreute mich darauf in meiner einsamen Wohnung eines ergreifenden Gespräches. — Man hatte Verhärtung oder stoischen Gleichmut von einem Manne erwarten können, der aus Freiheitsträumen fast augenblicklich durch Ketten und im Kerker geweckt wurde, der dann, seit lange auf den schmachvollsten Tod gefaßt, das Exil als eine Wohlthat empfangen hatte. Hier hatte aber ein solcher in Zügen, Wort und Gestalt alle Frische der Jugend und den Glanz eines edlen Talentes bewahrt. Er gestand mir, daß die Fröhlichkeit des Gemütes wider seinen Willen stets neu in ihm erwache, denn er sollte doch billig von dem Gewichte der Vergangenheit und einer hoffnungslosen Zukunft erdrückt sein, fühle aber dennoch Liebe für das Gegenwärtige und Mut es zu genießen. — Alexander Bestújew war schon lange vor dem Ausbruche der Revolution in die Kreise der Verschworenen gezogen. Überzeugt von der Begabtheit des russischen Volkes hatte er zu denjenigen gehört, welche es plötzlich von der Leibeigenschaft zu einer freien Verfassung erwecken wollten. Nur diese Absicht ver-

lautete unter ihnen, als sie das Äußerste beschlossen und sie hofften später über einige Mitverschworene zu siegen, die eigennützigen Ehrgeizes dringend verdächtig waren. — Von den Truppen, die man verführen wollte, fanden sich am 14. Dezember ein 5000 Mann unter der Anführung von Umtriebern, während diese auf mehr als das Doppelte gerechnet hatten, und dennoch war zum Teil durch unglaubliche Überraschungen auf die Unbefangenen gewirkt worden.

So wurde der Lieutenant Alexander Bestújew, der damals als Adjutant des Chefs vom Geniecorps zu keiner bestimmten Truppe gehörte, erst am Morgen des Aufstandes von den Verschworenen in die Kaserne des Moskowischen Regiments gesandt. Nur durch stürmische Vorstellungen, so wie sie der Augenblick darbot, entflammte er die Gemüter der Gemeinen. Keiner ihrer Offiziere nahm teil an dem Treubruch, und dennoch griffen fünf Kompanien nach Flintensteinen und Patronen in dem Magazin der Kaserne. Sie zogen schußfertig, in Schlachtordnung und mit fliegenden Fahnen zur Wahlstatt auf dem Isaksplatz, an ihrer Spitze nur der Redner, der echt russische Worte gefunden hatte. Dennoch sahen ihn fast alle zum erstenmale, auch trug er eine ihnen fremde Uniform. —

Es ist bekannt, wie dann der Kaiser durch ritterliche Todesverachtung die Reue der Edleren und die Unterwerfung der Massen herbeiführte. Alle schienen wie gebannt durch die moralische Macht seines Sieges. Hier war nicht mehr an Gnade zu denken, und dennoch benutzte kaum Einer die Gelegenheiten zur Flucht, die sich in der ersten Aufregung vielfach darboten. Auch Bestújew war im Verlaufe des Tages allen Verfolgungen entgangen, kehrte aber in der Nacht aus einer entlegenen Vorstadt zurück, und drang unerkannt durch die Posten der Artillerie, welche neben ihren Geschützen bei Wachtfeuern mit brennenden Lunten lagerten. Er ging in den Palast des Kaisers, wo ihn einer seiner Freunde, der die Leibwache befehligte, mit Entsetzen empfing. Die Ketten, die er seitdem zu Petersburg in der Citadelle und in einer finnländischen Festung getragen, ja der Tod seiner Freunde, neben ihm unter Henkershänden auf dem Schaffott, hatten nicht vermocht in dem Verbannten das Andenken an einen Moment jener ersten Leidensnacht zu verwischen. Er erzählte noch heute mit Erschütterung, wie ihm der Kaiser sogleich in einem weiten und fast dunklen Raume des Palastes allein entgegengetreten und

mit unerträglicher Hoheit des Blickes von der Treue des verstorbenen Generals Bestújew und von der Entartung seiner Söhne gesprochen hatte.

Ein verhängnisvolles Band knüpft an dieses politische Drama das schönste Erzeugnis der russischen Dichtkunst. Es ist bereits anerkannt in der Geschichte, daß Kaiser Alexander in den Jahren 1822 und 1823 durch Frömmler vermocht wurde, eine geistige Entwicklung zu hemmen, die er selbst bis dahin gepflegt und aufs Edelste befördert hatte. Damals erst entfremdete er sich die Gemüter, zum Teil durch neue Strenge der Censur; als aber dann diese in den folgenden Jahren einen gefährlichen Widerspruch wirklich erregt, als sie selbst die Notwendigkeit ihres Bestehens erzeugt hatte, zeigte sie sich auf beispiellose und fast unglaubliche Weise gelähmt. Unverkennbar waren es nämlich in jenen Jahren die Verschworenen, denen recht vorzugsweise dichterische Lorbeeren in Rußland zuteil wurden, und zwar indem sie immer offener ihren fanatischen Idealen Eingang in die Gemüter zu erwerben strebten. „An die Freundinnen und Freunde des Vaterländischen" weihten gleichmäßig und wie verabredetermaßen Bestújew-Rjúmin zwei Jahre vor seiner Hinrichtung seine poetischen Frühlingsgaben, Nikolai Bestújew, ein älterer und jetzt ebenfalls verbannter Bruder des Jakuzker, seine Erinnerungen an Holland, und der Verschworene Küchelbecker und Kujas Odojéwskji ihre Mnemosyne. Weder diese Erscheinungen noch auch ähnliche litterarische von Múraviéw-Apóstol und anderen jener Rädelsführer rechtfertigten übrigens den Namen eines Aufruhrs von Prätorianern und Pöbel, mit dem man wohl in Europa jene russischen Umtriebe bezeichnet hat. Diese erscheinen aber noch weit entschiedener als Vorboten künftigen Glückes, als Folgen eines edlen, damals aber im Erwachen gehemmten Geheimseins, in den Dichtungen von Ruiléjew und von Alexander Bestújew. Als Herausgeber des litterarischen Journals Der Polarstern wirkten beide drei Jahre lang mit hinreißender Anmut in jener freisinnigen Richtung, bis dann Ruiléjew allein sich die letzte und fast unheimlich glänzende Krone eines Sehers und eines bis aufs letzte treuen Freundes errang. Ich meine in seinem Gedichte Woinarówskij, welches aus innigster Tiefe einer edlen Seele gequollen ist. Die Entstehung desselben ist nur dadurch erklärbar, daß wenige Monate vor seinem Tode dem Dichter

offenbar wurde, sei es durch scharfe Kombinationen in einem erregten Gemüt, oder durch das was wir Ahndung nennen, wie jeder der Fäden des Gewebes verlaufen werde, welches er im Finstern anspinnen half. Er sieht im Geiste die Träume der Verschworenen eitel vernichtet, ihre Absicht gebrandmarkt, Bestújew seinen Freund aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen, und von dessen jahrelangem Leiden erkennt er im voraus jeden feinsten Zug, er sieht endlich sich selbst in den Händen des Henkers! Dennoch treibt es ihn weiter in der Bahn, in die er sich vom Schicksal gedrängt glaubt; mit männlicher Ruhe bringt er daher die verzweifelte Sache zu Ende, und weiß auf der Wahlstatt den besten zu finden, an dem er sein Leben sicher verwirke. — Sei es aber eine letzte Freude an der Wehmut, sei es unbewußter Drang oder der Wunsch sich zu zeigen so wie er war, er mußte zuvor seinen tragischen Ahndungen unsterbliche Worte leihen!

Maseppas Aufstand, die Verbannung seines Verbündeten Woinarówskij nach Jakuzk, wo ihn der Geschichtsschreiber Müller im Jahre 1736 schon halb verwildert antraf, boten dazu ein seltsam glückliches Gleichnis. — Bestújew erhält in dem prophetischen Gedichte den Namen seines Vorgängers in der Verbannung, dabei aber wird jeder seiner Züge mit erschreckender Wahrheit erhalten. Der Dichter malt Jakuzk, welches er doch niemals gesehen hat, er malt das dortige Leben der Verbannten so treu, daß man die Verse nie ohne Grauen an die Wirklichkeit halten kann. Mußte ich doch zugeben, daß von unserer heutigen Begegnung schon seit drei Jahren geschrieben war. Des Freundes Schicksal war ihm das wichtigste, und so ließ Ruiléjew in dem Gedichte sein eignes Abbild im Hintergrunde, zeigt jedoch oft darin die Stimmung eines Verschwornen, der sein schmähliches Ende kennt und dennoch vorwärts schreitet. So schildert er das Entsetzen, mit dem sich Maseppa nach seinem Tode als Volksverräter gebrandmarkt und nach russischer Sitte in allen Kirchen des Landes verflucht denkt! — In zueignenden Versen schreibt er endlich von dem Freunde, der ihn allein an das Leben fessele. Er entläßt ihn mit den Worten: „nicht Dichter bin ich, aber Bürger", von denen das letzte in diesem Sinne zum ersten Male in Rußland, und zwar von einem Manne, der es mit dem Tode erkaufte, gebraucht wurde. Wer wollte daher zweifeln, daß es auch dort einst Geltung erlangen wird?

Bei so ergreifenden Hauptzügen dieser wahrhaft historischen Dichtung verlieren manche an sich merkwürdige Nebenumstände fast ihr Interesse. So namentlich, daß Ruilejews Verse erst nach dessen Hinrichtung auf einige Zeit verboten, vorher aber fast ohne weiteres gedruckt wurden. Dieser fast wörtlich zu nehmenden Anspielung auf eine zukünftige und der Apotheose einer gegenwärtigen Empörung in Rußland glaubte man damals alles Anstößige in Rußland genommen, sobald sich der Herausgeber dazu verstand in einigen Noten zu sagen: Maseppas Charakter sei in Wirklichkeit nicht so edel gewesen, als im Gedichte; die revolutionären Maximen, die er und Woinarówskij äußern, seien eben nur eines Revolutionärs, nicht aber eines ruhigen Unterthanen würdig, und einiges andere, welches jetzt noch viel auffallender für Ironie gegen die Schwäche der überstark sein wollenden Censoren erkannt wird.

Auch hier noch hatte Bestújew, ohne es zu wollen, die Gemüter für sich eingenommen; durch die Lebendigkeit seines Geistes und durch Kraft und Anmut in Zügen und Gestalt. In dem Hause des Gouverneurs bedauerte jeder, daß man den anziehendsten Bewohner von Jakuzk nur selten sehen dürfe; aber die Sibirier und Jakuten, an denen europäische Ereignisse spurlos vorübergehen, scheuten sich nicht ihre Zuneigung für den neuen Mitbürger zu äußern. Sie waren es, die ihm Pferde liehen, um zur Jagd oder nach benachbarten Jurten zu reiten, denn hier, wo ihn jede Flucht in weit drückendere Verhältnisse als die jetzigen geführt haben würde, war dem Verbannten dergleichen Freiheit unbenommen. — Bestújew hatte vor wenigen Wochen einen Leidensgefährten verloren an dem Begnadigten, dem ich in Jakuzk begegnete (S. 83). Er besaß nun von diesem als Erbteil die Hütte, die sie gemeinsam bewohnt und mit einem seltsamen Gemisch aus jakutischen Geräten und einigen Resten europäischen Besitzes versehen hatten Es gehörten dazu einige Bücher, die man ihnen nachzusenden erlaubte, und unter denen ich ein Exemplar von Goethes Faust, wohl das erste an einem Orte der ebenso kalt ist wie der Nordpol der Erde, gesehen habe. Nicht minder tröstete sich nun der Hinterbliebene mit Beobachtung seiner merkwürdigen Umgebungen. Er hatte manche Sitten der Jakuten durch Zeichnungen und in Worten geschildert, und gedachte den Rest seines Lebens dem Studium ihrer Sprache und

den ethnographischen Fragen zu widmen, welche sich daran knüpfen. — Als wir für immer von einander schieden, sagte jeder dem andern, was er von der Zukunft erwarte, und versprach Nachricht über die etwaigen Fehler dieser Vorhersagung. Zum Glücke war es Bestújew, der zuerst dieses Versprechen zu erfüllen hatte, denn, statt des erwarteten Begräbnisses in Jakuzk, erhielt er schon im folgenden Jahre Begnadigung.

Peter Schlemihls wundersame Geschichte.

1 f. Peter Schlemihls wundersame Geschichte mitgeteilt von Adelbert von Chamisso und herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Mit einem Kupfer Nürnberg, bei Johann Bernhard Schrag. 1814. XII u. 132 S. (I). — Die zweite Auflage erschien ebenda 1827 (II); die dritte 1835 (III); in den Werken (Ausgabe letzter Hand von 1836) findet sich der Schlemihl Bd. 2 (IV). — Die gütige Vermittlung Erich Schmidts hat mir ermöglicht, ein Manuskript des Schlemihl einzusehen, eine Abschrift unbekannter Hand mit Korrekturen Chamissos. Es führt den Titel „Peter Schlemiels Wundersame Geschichte mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Cunersdorf. MDCCCXIII." und umfaßt 92 beiderseitig beschriebene Blätter 4° (Hs.) Ich habe nur die Korrekturen verzeichnet, welche sich nicht als notwendige Berichtigung von Lesefehlern des Abschreibers ergaben. Auch wissenschaftlichen Zwecken dürfte wenig gedient sein, wenn korrigierte Lesefehler verzeichnet werden, wie „Möbler" für „Maler" (S. 495, Z. 27), „Menschen" für „Monarchen" (S. 503, Z. 31). Natürlich entbehrt die Orthographie des Manuskriptes allen kritischen Wert. Im Titel ist „Wundersame" aus „Sonderbare" korrigiert.

Jul. Ed. Hitzigs Vorrede zu Peter Schlemihl.

Peter Schlemihl ist in einem bedeutenden Abschnitte aus dem Leben seines Dichters entstanden. Das verhängnisvolle Jahr 1813 fand Chamisso in Berlin, als die Bewegung ausbrach, die dem Herrscher seines Vaterlandes in ihren Folgen den Untergang, Deutschland die Befreiung von dessen Zwingherrschaft brachte. Wer Kraft in seinem Arm fühlte, der eilte, ihn zu waffnen für Deutschlands gute Sache. Chamisso hatte nicht allein einen kraftvollen Arm, sondern trug auch ein wahrhaft deutsches Herz in seiner Brust und befand sich dennoch in einer Lage, wie unter Millionen nicht Einer. Denn es galt nicht Kampf für Deutschland allein, sondern auch Kampf gegen das Volk, dem er durch Geburt und Familienbande angehörte. Das setzte ihn in Verzweiflung. „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins"; so seufzte er oft, und statt der Teilnahme an seiner einzigen Stellung, mußte er in der Hauptstadt Preußens, dem Mittelpunkte der Verbündung gegen Napoleon und Frankreich, nur zu oft Haß und Hohn gegen seine Stammesgenossen vernehmen. Er selbst war zu billig, um das Natürliche der Motive solcher Äußerungen zu verkennen, aber nichts desto minder verletzten sie ihn tief, wo sie ihn trafen. Wohlmeinende Freunde beschlossen unter solchen Verhältnissen, ihn aus dem aufgeregten Berlin auf das stille Land zu entfernen; die edle gräflich Itzenplitzsche Familie bot willig ein Asyl, und Chamisso lebte in demselben nahe genug der allmählichen Entwickelung der weltgeschichtlichen Krise und doch frei von persönlich unangenehmen Berührungen. Auf dem kaum eine Tagereise von Berlin entfernten Gute Kunersdorf nun, wo der Dichter sich ganz der Botanik und andern Lieblingsstudien widmen

1. Die Vorrede Hitzigs fehlt I—IV und in den „Werken". Sie eröffnet die Nürnberger Stereotypausgabe von 1839.

konnte, war es, wo er die Idee zum Peter Schlemihl faßte und mit rascher Feder ausführte. Die Briefe aus der erwähnten Periode in dem ersten Bande von Chamissos, von dem Unterzeichneten herausgegebener Biographie legen davon Zeugnis ab. Die erste Ausgabe der unvergleichlichen Erzählung erschien mit einer Widmung, die vom 27. Mai 1813 datiert ist, 1814, und hatte sich kaum zu Anfange des nächsten Jahres 1815 Bahn zu brechen angefangen, als der Dichter für mehr als drei Jahre zu seiner Reise um die Welt, von der der Schlemihl eine merkwürdige Vorahnung enthält, Deutschland verließ. Schlemihl war der Abschiedsgruß an dies sein zweites Vaterland, der erste Grundstein zu dem Bau seines nachmaligen Ruhmes.

Man hat Chamisso oft mit der Frage gequält, was er mit dem Schlemihl so recht gemeint habe. Oft ergötzte ihn diese Frage, oft ärgerte sie ihn. Die Wahrheit ist, daß er wohl eigentlich keine spezielle Absicht, deren er sich so bewußt gewesen, um davon eine philiströse Rechenschaft zu geben, dabei gehabt. Das Märchen entstand, wie jedes echt poetische Werk, in ihm mit zwingender Notwendigkeit, um seiner selbst willen. „Du hast" — schrieb er an Hitzig, nachdem er die erste Hand daran gelegt — „jetzt gewiß nichts weniger von mir erwartet als ein Buch! Lies es deiner Frau vor, heute abend, wenn sie Zeit hat. Ist sie neugierig, zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen, und besonders wer der Mann im grauen Kleide war, so schick' mir gleich morgen das Heft wieder, daß ich daran weiter schreibe; — wo nicht — so weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat." Kann sich ein Dichter harmloser seinem Publikum gegenüberstellen?

In der Vorrede zu der im Jahre 1838 erschienenen neuen französischen Übersetzung des Peter Schlemihl macht Chamisso sich in seiner Weise über die klügelnden Fragen nach seiner eigentlichen Intention lustig. „Gegenwärtige Geschichte" — sagt er — „ist in die Hände von besonnenen Leuten gefallen, die, gewohnt nur zu ihrer Belehrung zu lesen, sich darüber beunruhigt haben, was denn wohl der Schatten bedeute. Mehrere haben darüber kuriose Hypothesen aufgestellt; andere, indem sie mir die Ehre erwiesen, mich für gelehrter zu halten, als ich es bin, haben sich an mich gewandt, um durch mich die Lösung ihrer Zweifel bewirkt zu sehen. Die Frage, mit welcher sie mich bestürmten, hat mich über meine Unwissenheit erröten lassen. Sie haben mich dahin gebracht, in

den Umfang meiner Studien einen mir bis dahin fremd gebliebenen Gegenstand aufzunehmen, und ich habe mich gelehrten Untersuchungen ergeben, deren Resultat ich hier aufzeichnen will.

Vom Schatten.

„„Ein nicht leuchtender Körper kann nur teilweise von einem leuchtenden Körper erhellt werden. Der lichtlose Raum, welcher auf der Seite des nicht beleuchteten Teiles liegt, ist das, was man Schatten nennt. Schatten bezeichnet also im eigentlichen Sinne einen körperlichen Raum, dessen Gestalt zugleich von der Gestalt des leuchtenden Körpers, von der des beleuchteten und von ihrer gegenseitigen Stellung gegen einander abhängt.

Der auf einer hinter dem schattenwerfenden Körper befindlichen Fläche aufgefangene Schatten ist daher nichts anderes als der Durchschnitt dieser Fläche mit dem körperlichen Raum (französisch le solide, also wörtlich dem Soliden, auf welchem Worte der ganze Scherz beruht), den wir vorher durch den Namen Schatten bezeichneten.““

Haüy, Traité élémentaire de physique, T. II. §§. 1002 et 1006.

Von dem zuletzt erwähnten Soliden ist nun die Rede in der wundersamen Historie des Peter Schlemihl. Die Finanzwissenschaft belehrt uns hinlänglich über die Wichtigkeit des Geldes; die des Schattens ist minder allgemein anerkannt. Mein unbesonnener Freund hat sich nach dem Gelde gelüsten lassen, dessen Wert er kannte, und nicht an das Solide gedacht. Die Lektion, die er teuer bezahlen müssen, soll, so wünscht er, uns zu nutze kommen, und seine Erfahrung ruft uns zu: „Denket an das Solide!“ —

So weit Chamisso.*)

*) Ich lasse diese Vorrede nachstehend im Original folgen:

Préface. Ce petit livre n'est pas une nouveauté. Il a été imprimé pour la première fois en allemand en 1814. Les éditions, les traductions, les imitations, les contrefactions s'en sont depuis multipliées dans presque toutes les langues de l'Europe, et il est devenu populaire surtout en Angleterre et dans les États-unis.

J'ai revu, corrigé et approuvé la version que l'on va lire, et qui, ultérieurement corrigée par l'éditeur, a paru en 1822 à Paris chez Ladvocat. Je reviens de la revoir et de la corriger encore avant de la remettre au libraire qui me l'a demandée. Je ne laisserai pas toutefois de reclamer l'indulgence des lecteurs

Peter Schlemihl hat sich durch Übersetzungen den Weg fast in alle bedeutenden Länder Europas gebahnt. Von einer holländischen und spanischen, auch einer, dem Vernehmen nach, russischen, liegen uns Exemplare nicht vor. Dagegen folgende:

pour mon style tant soit peu germanique: le français n'est pas la langue que j'ai coutume d'écrire.

J'extrairai de la correspondance entre J. E. Hitzig, Fouqué et moi, imprimée en tête des éditions allemandes, quelques notices sur l'auteur et le manuscrit dont il m'avait rendu dépositaire.

J'ai connu Pierre Schlémihl en 1804 à Berlin: c'était un grand jeune homme gauche, sans être maladroit, inerte, sans être paresseux, le plus souvent renfermé en lui-même sans paraitre s'inquiéter de ce qui se passait autour de lui, inoffensif mais sans égard pour les convenances, et toujours vêtu d'une vieille Kurtke noire rapée qui avait fait dire de lui, qu'il devrait s'estimer heureux si non âme partageait à demi l'immortalité de sa casaque. Il était habituellement en but aux sarcasmes de nos amis; cependant je l'avais pris en affection, moi: plusieurs traits de ressemblance avaient établi un attrait mutuel entre nous.

J'habitais en 1813 à la campagne près de Berlin, et séparé de Schlémihl par les événemens, je l'avais depuis longtemps perdu de vue, lorsqu'un matin brumeux d'automne ayant dormi tard, j'appris à mon reveil qu'un homme à longue barbe, vêtu d'une vieille Kurtke noire rapée et portant des pantoufles par-dessus ses bottes, s'était informé de moi et avait laissé un paquet à mon adresse. — Ce paquet contenait le manuscript autographe de la merveilleuse histoire de Pierre Schlémihl.

Un ami plus matinal que moi avait de sa fenêtre apperçu l'étranger, et frappé de son apparence bizarre, en avait crayonné le portrait. C'est lui qu'on retrouvera devant ce livre.

J'ai mal usé de la confiance de mon malheureux ami. J'ai laissé voir le manuscrit que j'aurais dû tenir caché, et Fouqué a commis l'indiscretion de le faire imprimer. Je n'ai pu dès-lors qu'en soigner les éditions. J'ai porté la peine de ma faute; on m'a associé à la honte de Schlémihl que j'avais contribuée à divulguer. Cependant j'ai vieilli depuis lors et, retiré du monde, le respect humain n'a plus d'empire sur moi. J'avoue aujourd'hui sans hésiter l'amitié, que j'ai eu pour Pierre Schlémihl.

Cette histoire est tombée entre les mains de gens réfléchis qui, accoutumés à ne lire que pour leur instruction, se sont inquiétés de savoir ce que c'était que l'ombre. Plusieurs ont fait à ce sujet des hypothèses fort curieuses; d'autres, me faisant l'honneur de me supposer plus instruit que je ne l'étais, se sont adressés à moi pour en obtenir la solution de leurs doutes. Les questions dont j'ai été assiégé m'ont fait rougir de mon ignorance. Elles m'ont déterminé à comprendre dans le cercle de mes études un objet qui jusque-là leur était resté étranger, et je me suis livré à de savantes recherches dont je consignerai ici le résultat.

De l'ombre.

«Un corps opaque ne peut jamais être éclairé qu'en partie par un corps lumineux, et l'espace privé de lumière qui est situé du côté de la partie non éclairée, est ce qu'on appelle 'ombre'. Ainsi 'l'ombre' proprement dite, représente un solide dont la forme dépend à la fois de celle du corps lumineux, de celle du corps opaque, et de la position de celui-ci à l'égard du corps lumineux.»

«L'ombre considérée sur un plan situé derrière le corps opaque qui la produit, n'est autre chose que la section de ce plan dans le solide qui représente l'ombre.»

Haüy, Traité élémentaire de physique,
T. II. §§. 1002 et 1006.

C'est donc de ce solide dont il est question dans la merveilleuse histoire de Pierre Schlémihl. La science de la finance nous instruit assez de l'importance de l'argent, celle de l'ombre est moins généralement reconnue. Mon imprudent ami a convoité l'argent dont il connaissait le prix et n'a pas songé au solide. La leçon qu'il a chèrement payée, il veut qu'elle nous profite et son expérience nous crie: songez au solide.

Berlin, en Novembre 1837. Adelbert de Chamisso.

Französische: Pierre Schlémihl. Paris chez Ladvocat 1822. Von Chamisso im Manuskript durchgesehen und mit einem Vorwort versehen, später aber von dem Verleger Ladvocat willkürlich verändert.

Un roman du poète allemand contemporain Adelbert de Chamisso. Traduit par N. Martin. Histoire merveilleuse de Pierre Schlémihl. Dunquerque 1837. Am Schluß ein Schreiben des Übersetzers an einen Freund Viktor: „A propos de l'ombre de Pierre Schlémihl", mit dem griechischen Motto: „Das Leben ist eines Schattens Traum", worin der Verfasser, der Deutschen spottend, „die, wie man sage, drei Ungeheuer von Foliobänden an Erläuterungen über das Miniaturbüchlein geschrieben haben sollen," selbst eine weitläufige Deutung des Schlemihl versucht. Die breite Epistel schließt indes nicht übel mit den Worten: „Ich bemerke, freilich etwas spät, daß ich gleichfalls einen Brief voll von Schatten geschrieben und statt in den Finsternissen eine Fackel anzuzünden, sie vielleicht noch dichter gemacht habe — in diesem letztern Falle wird man mir wenigstens das Verdienst nicht absprechen, die Originalfarben beibehalten zu haben."

Merveilleuse histoire de Pierre Schlémihl. Enrichie d'une savante préface où les curieux pourront apprendre ce que c'est que l'ombre. Paris et Nuremberg chez Schrag. 1838. Mit den *Cruikshank*'schen Bildern und allerliebsten farbigen Randverzierungen derselben.

Die Übersetzung ist von Chamisso selbst besorgt und, wie der Titel angiebt, mit einer neuen Vorrede ausgestattet, aus welcher oben eine charakteristische Stelle über den Schatten in einer Übersetzung mitgeteilt worden.

Englische: Peter Schlemihl. With plates by George Cruikshank. London 1824. Von dem Übersetzer seinem Freunde Wangner zugeeignet. Die Vorrede beginnt mit den artigen Worten: „Adelung sagte einst in Petersburg zu mir: Haben Sie den Peter Schlemihl gelesen? „„Nein."" Wenn Sie ihn erst lesen werden, werden Sie ihn auch übersetzen. — So hab' ich ihn wirklich übersetzt."

4. „verändert". Zur Geschichte dieser französischen Ausgaben vgl. Chamisso an seinen Bruder Hippolyt bei Fulda, „Chamisso und seine Zeit" S. 132 ff.

Der Übersetzer erklärt die Erzählung für eine moralische. Er überläßt die Erklärung derselben seinen Lesern. „Es würde wenig schmeichelhaft für Sie sein," — sagt er naiv oder pfiffig so thuend, als ob er alles wüßte — „von Ihnen vorauszusetzen, daß Sie meines Beistandes bedürfen, um die einleuchtenden Lehren zu verstehen, die daraus zu ziehen sind."

Peter Schlemihl. A new Translation by Emilie de Bouillon. London: ohne Jahreszahl. Mit (sehr schlechten) Nachstichen der *Cruikshank*'schen Bilder. Wahrscheinlich aus der französischen ältern Übersetzung übertragen; denn die Übersetzerin hat als Motto auf den Titel die französischen Worte gesetzt: „Man kann hieraus entnehmen, daß die leichteste Nachgiebigkeit in Dingen, die gegen das Gewissen streiten, uns viel weiter zu führen vermag, als wir gedacht haben", und dies sind die nämlichen Worte, mit welchen der Verleger *Ladvocat* die Vorrede der französischen Übersetzung aus dem Jahre 1822 schließt. Übrigens kommt in beiden englischen Übersetzungen Chamisso um die Autorehre; denn die erste nennt auf dem Titel Fouqué als den Verfasser, und die letzte verschweigt den Namen. Doch giebt sie die Zueignung an Hitzig mit Chamissos Unterschrift.

Italienische: L'uomo senz' ombra. Dono di simpatia al gentil sesso. Milano presso Omobono Manini. Taschenbuch für 1838. Mit angehängtem Kalender und ziemlich guten Nachstichen der *Cruikshank*'schen Bilder.

Der Herausgeber, wahrscheinlich der Verleger, begnügt sich nicht allein, den Namen des Dichters nicht zu nennen, sondern stellt klüglich sein albernes, an die Leserinnen gerichtetes Vorwort so, daß man glauben muß, er selbst sei der Verfasser des Buches. „Seid nicht zu hart im Urteil, ihr Schönen, Strenge ziemt euch wenig", sagt er und mehr dergleichen Einfältiges.

Auch auf die Bühne ist die Schlemihlshistorie gebracht worden; aber gleichergestalt ohne dem wahren Dichter die Ehre zu geben. Im Februar 1819 erschien nämlich auf dem Josephstädter Theater in Wien: „Der Puzlivizli oder der Mann ohne Schatten. Ein komisches Zauberspiel in drei Aufzügen nach *de la Motte Fouqué*, frei bearbeitet von Ferdinand Rosenau." Unter den Personen erscheinen: der graue Mann und ein Albert schlechthin (wahrscheinlich Schlemihl); von dem Inhalt ist uns nichts bekannt geworden.

Wie der Schlemihl durch die englischen Übersetzungen in Großbritannien eine volkstümliche Gestalt geworden sein muß, davon legt endlich Zeugnis ab eine merkwürdige, am 19. September 1831, also 11 Tage nach der am 8. stattgefundenen Krönung Wilhelms IV., in London erschienene Karikatur. Es ist bekannt, daß zu dieser Krönungsfeierlichkeit ein damals auf dem Kontinent lebender Bruder des neuen Königs nach England übergeschifft war und, als bekanntes Haupt der starren Tories, nicht des freundlichsten Empfangs von seiten des Volks sich zu erfreuen hatte. Hierauf und vielleicht auch auf eine von dem Prinzen gethane Äußerung, „daß Popularität nur ein Schatten sei", bezieht sich das Bild. Es stellt im Vordergrunde den königlichen Bruder in sprechender Ähnlichkeit dar, im großen Kostüm der Ritter des Hosenbandordens. Ihm zur Rechten zeigt sich der König mit der Krone auf dem Haupte, einen stattlichen Schatten an die Wand werfend. Zwischen diesem und dem Prinzen stehen Hofleute, die, den letztern beklagend, in die Worte ausbrechen:

„Eines Gentlemans Schatten ist verloren oder gestohlen."

Das Bild hat aber nachstehende Hauptunterschrift:

Peter Schlemihl bei der Krönung.

„Mag auch Popularität nichts sein als ein Schatten,
immerhin ist es nicht ergötzlich, schattenlos zu sein."

So lebt und wird Chamissos unsterbliche Erzählung fortleben in Europa, ja, mehr als das, in der ganzen civilisierten Welt; denn auch Amerika besitzt den Schlemihl, indem die 1824 in London erschienene Übersetzung schon 1825 in Boston nachgedruckt worden.

In Deutschland aber, seinem Geburtslande, hat er, wie gegenwärtige Ausgabe beweist, durch die Sorgfalt seines wackern Verlegers die höchst ungewöhnliche Ehre erfahren, stereotypiert zu werden, eine Auszeichnung, die der verewigte Dichter leider nicht mehr erlebte. Möge diese Art der unendlichen Vervielfältigung nun auch dazu beitragen, das Andenken Chamissos im Volke zu erhalten! Denn das Volk war es, welchem zu gefallen das höchste Ziel des Dichters war, das Volk, für welches alle Pulse des

seltenen Mannes schlugen, der, einem der ältesten erlauchten Geschlechter Europas entsprossen, seinen Stammbaum in gerader Linie bis zu dem Jahre 1305 hinaufführend, sein ganzes Leben hindurch Befriedigung nur darin suchte und fand, ein bescheidener Bürger, ein wahrer Mann aus dem Volke zu sein.

Berlin, am 21. August 1839, dem ersten Jahrestage von Chamissos Tode.

Julius Eduard Hitzig.

An

Julius Eduard Hitzig

von

Adelbert von Chamisso.

Du vergissest niemanden, Du wirst Dich noch eines gewissen Peter Schlemihls erinnern, den Du in früheren Jahren ein paarmal bei mir gesehen hast, ein langbeiniger Bursch', den man ungeschickt glaubte, weil er linkisch war, und der wegen seiner Trägheit für faul galt. Ich hatte ihn lieb, — Du kannst nicht vergessen haben, Eduard, wie er uns einmal in unserer grünen Zeit durch die Sonette lief, ich brachte ihn mit auf einen der poetischen Thees, wo er mir noch während des Schreibens einschlief, ohne das Lesen abzuwarten. Nun erinnere ich mich auch eines Witzes, den Du auf ihn machtest. Du hattest ihn nämlich schon, Gott weiß wo und wann, in einer alten schwarzen Kurtka gesehen, die er freilich damals noch immer trug, und sagtest: „der ganze Kerl wäre glücklich zu schätzen, wenn seine Seele nur halb so unsterblich wäre als seine Kurtka." — So wenig galt er bei Euch. — Ich hatte ihn lieb. — Von diesem Schlemihl nun, den ich seit langen Jahren aus dem Gesicht verloren hatte, rührt das Heft her, das ich Dir mitteilen will — Dir nur, Eduard, meinem nächsten, innigsten Freunde, meinem bess'ren Ich, vor dem

1ff. An Julius ... Chamisso. Dem Herrn Regierungs-Assessor und Buchhändler J. E. Hitzig. Wohlgeboren in Berlin, Hf.; der Titel fehlt I. — 6. Schlemihls, Schlemiel, Hf. (und so immer). — 10 f. in unserer grünen ... lief. Chamisso bezieht sich auf den sonettenreichen grünen „Musenalmanach", den er und Varnhagen 1803 ff. ediert hatten; vgl. die Einl. — 18. Kurtka, Chamissos Lieblingskleid von der Weltumseglung; Varnhagens Schwester schildert ihn 1807 (Werke 5², 228): „Chamisso trug eine elegante polnische Kurtka mit Schnüren besetzt." Nach 1812, als Chamisso unermüdet seine botanischen Exkursionen machte, war sie nach Schlechtendahls Schilderung allerdings schon „eine alte, schwarze Kurtka". Selbstverständlich fehlt sie auf keiner der verschiedenen Illustrationen in den Originalausgaben des Schlemihl. — 21. Eduard, Ede, Hi. — 22. „vor", nachträgl. eingef., Hf.

ich kein Geheimnis verwahren kann, teil' ich es mit, nur Dir und, es versteht sich von selbst, unserm Fouqué, gleich Dir in meiner Seele eingewurzelt — aber in ihm teil' ich es bloß dem Freunde mit, nicht dem Dichter. — Ihr werdet einsehen, wie unangenehm es mir sein würde, wenn etwa die Beichte, die ein ehrlicher Mann im Vertrauen auf meine Freundschaft und Redlichkeit an meiner Brust ablegt, in einem Dichterwerke an den Pranger geheftet würde, oder nur, wenn überhaupt unheilig verfahren würde, wie mit einem Erzeugnis schlechten Witzes, mit einer Sache, die das nicht ist und sein darf. Freilich muß ich selbst gestehen, daß es um die Geschichte schad' ist, die unter des guten Mannes Feder nur albern geworden, daß sie nicht von einer geschickteren fremden Hand in ihrer ganzen komischen Kraft dargestellt werden kann. — Was würde nicht Jean Paul daraus gemacht haben! — Übrigens, lieber Freund, mögen hier manche genannt sein, die noch leben; auch das will beachtet sein. —

Noch ein Wort über die Art, wie diese Blätter an mich gelangt sind. Gestern früh bei meinem Erwachen gab man sie mir ab, — ein wunderlicher Mann, der einen langen, grauen Bart trug, eine ganz abgenützte schwarze Kurtka anhatte, eine botanische Kapsel darüber umgehangen, und bei dem feuchten, regnichten Wetter Pantoffeln über seine Stiefel, hatte sich nach mir erkundigt und dieses für mich hinterlassen; er hatte aus Berlin zu kommen vorgegeben. — — —

Kunersdorf, den 27. September 1813.

Adelbert von Chamisso.

P. S. Ich lege dir eine Zeichnung bei, die der kunstreiche Leopold, der eben an seinem Fenster stand, von der auffallenden Erscheinung entworfen hat. Als er den Wert, den ich auf diese Skizze legte, gesehen, hat er sie mir gerne geschenkt.

26. Adelbert von Chamisso fehlt Hs., I. — 27. P. S. Die Nachschrift lautet in Hs.: „Ich lege dir eine Skize von Schlemiel bei, die der kunstreiche Leopold nach der Natur entworfen, da er von seinen Fenstern den seltsamen Mann auf dem Hofe sah." Die Zeichnung, das Titelbild der 1. Auflage ist in der Einleitung reproduciert.

An Ebendenselben

von

Fouqué.

Bewahren, lieber Eduard, sollen wir die Geschichte des armen Schlemihl, dergestalt bewahren, daß sie vor Augen, die nicht hineinzusehen haben, beschirmt bleibe. Das ist eine schlimme Aufgabe. Es giebt solcher Augen eine ganze Menge, und welcher Sterbliche kann die Schicksale eines Manuskriptes bestimmen, eines Dinges, das beinah noch schlimmer zu hüten ist als ein gesprochenes Wort. Da mach' ich's denn wie ein Schwindelnder, der in der Angst lieber gleich in den Abgrund springt: ich lasse die ganze Geschichte drucken.

Und doch, Eduard, es giebt ernstere und bessere Gründe für mein Benehmen. Es trügt mich alles, oder in unserm lieben Deutschlande schlagen der Herzen viel, die den armen Schlemihl zu verstehen fähig sind und auch wert, und über manch eines echten Landsmannes Gesicht wird bei dem herben Scherz, den das Leben mit ihm, und bei dem arglosen, den er mit sich selbst treibt, ein gerührtes Lächeln ziehn. Und Du, mein Eduard, wenn Du das grundehrliche Buch ansiehst und dabei denkst, daß viele unbekannte Herzensverwandte es mit uns lieben lernen, fühlst auch vielleicht einen Balsamtropfen in die heiße Wunde fallen, die Dir und allen, die Dich lieben, der Tod geschlagen hat.

Und endlich: es giebt — ich habe mich durch mannigfache Erfahrung davon überzeugt — es giebt für die gedruckten Bücher einen Genius, der sie in die rechten Hände bringt und, wenn

1 ff. An Ebendenselben ... Fouqué fehlt Hs.; Vorwort. An Freund Eduard., I.

nicht immer, doch sehr oft die unrechten davon abhält. Auf allen Fall hat er ein unsichtbares Vorhängeschloß vor jedwedem echten Geistes- und Gemütswerke und weiß mit einer ganz untrüglichen Geschicklichkeit auf- und zuzuschließen.

Diesem Genius, mein sehr lieber Schlemihl, vertraue ich Dein Lächeln und Deine Thränen an, und somit Gott befohlen!

Nennhausen, Ende Mai 1814.

Fouqué.

7. Nennhausen ... 1814 fehlt I.

An Fouqué

von

Hitzig.

Da haben wir denn nun die Folgen Deines verzweifelten Entschlusses, die Schlemihlshistorie, die wir als ein bloß uns anvertrautes Geheimnis bewahren sollten, drucken zu lassen, daß sie nicht allein Franzosen und Engländer, Holländer und Spanier übersetzt, Amerikaner aber den Engländern nachgedruckt, wie ich dies alles in meinem gelehrten Berlin des Breiteren gemeldet; sondern, daß auch für unser liebes Deutschland eine neue Ausgabe, mit den Zeichnungen der englischen, die der berühmte Cruikshank nach dem Leben entworfen, veranstaltet wird, wodurch die Sache unstreitig noch viel mehr herum kommt. Hielte ich Dich nicht für Dein eigenmächtiges Verfahren (denn mir hast Du 1814 ja kein Wort von der Herausgabe des Manuskripts gesagt) hinlänglich dadurch bestraft, daß unser Chamisso bei seiner Weltumsegelei, in den Jahren 1815 bis 1818, sich gewiß in Chili und Kamtschatka, und wohl gar bei seinem Freunde, dem seligen Tameiameia auf O-Wahu darüber beklagt haben wird, so forderte ich noch jetzt öffentlich Rechenschaft darüber von Dir.

Indes — auch hiervon abgesehen — geschehn ist geschehn, und Recht hast Du auch darin gehabt, daß viele, viele Befreundete in den dreizehn verhängnisvollen Jahren, seit es das Licht der Welt erblickte, das Büchlein mit uns lieb gewonnen. Nie werde ich die Stunde vergessen, in welcher ich es Hoffmann zuerst vorlas. Außer sich vor Vergnügen und Spannung, hing er an meinen Lippen, bis ich vollendet hatte; nicht erwarten konnte er, die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen, und, sonst jeder

1 ff. Ist in der 2. Auflage hinzugekommen. — 9. „gelehrten Berlin", Hitzig's „Gelehrtes Berlin" (Berlin 1826) enthält biogr. u. bibliogr. Notizen über Chamisso.

Nachahmung so abhold, widerstand er doch der Versuchung nicht, die Idee des verlorenen Schattens in seiner Erzählung: Die Abenteuer der Sylvesternacht*), durch das verlorne Spiegelbild des Erasmus Spikher, ziemlich unglücklich zu variieren. Ja — unter die Kinder hat sich unsre wundersame Historie ihre Bahn zu brechen gewußt; denn als ich einst an einem hellen Winterabend mit ihrem Erzähler die Burgstraße hinaufging, und er einen über ihn lachenden, auf der Glitschbahn beschäftigten Jungen unter seinen Dir wohlbekannten Bärenmantel nahm und fortschleppte, hielt dieser ganz stille; da er aber wieder auf den Boden niedergesetzt war und in gehöriger Ferne von den, als ob nichts geschehen wäre, weiter Gegangenen, rief er mit lauter Stimme seinem Räuber nach: Warte nur, Peter Schlemihl!

So, denke ich, wird der ehrliche Kauz auch in seinem neuen, zierlichen Gewande viele erfreuen, die ihn in der einfachen Kurtka von 1814 nicht gesehen; diesen und jenen aber es außerdem noch überraschend sein, in dem botanisierenden, weltumschiffenden, ehemals wohlbestallten königlich preußischen Offizier, auch Historiographen des berühmten Peter Schlemihl, nebenher einen Lyriker kennen zu lernen**), der, er möge malayische oder litauische Weisen anstimmen, überall darthut, daß er das poetische Herz auf der rechten Stelle hat.

Darum, lieber Fouqué, sei Dir am Ende denn doch noch herzlich gedankt für die Veranstaltung der ersten Ausgabe, und empfange mit unsern Freunden meinen Glückwunsch zu dieser zweiten.

Berlin, im Januar 1827.

Eduard Hitzig.

*) Fantasiestücke in Callots Manier, im letzten Teil. Vgl. auch: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Bd. II, Seite 112.

**) Die zweite Ausgabe des Peter Schlemihl hatte einen Anhang von Liedern und Balladen des Dichters, worauf sich dies bezog.

31 f. Die zweite ... bezog, Zusatz der 3. Auflage.

An

meinen alten Freund Peter Schlemihl.

Da fällt nun deine Schrift nach vielen Jahren
Mir wieder in die Hand, und — wundersam! —
Der Zeit gedenk' ich, wo wir Freunde waren,
Als erst die Welt uns in die Schule nahm.
Ich bin ein alter Mann in grauen Haaren,
Ich überwinde schon die falsche Scham,
Ich will mich deinen Freund wie eh'mals nennen
Und mich als solchen vor der Welt bekennen.

Mein armer, armer Freund, es hat der Schlaue
Mir nicht, wie dir, so übel mitgespielt;
Gestrebet hab' ich und gehofft ins Blaue,
Und gar am Ende wenig nur erzielt;
Doch schwerlich wird berühmen sich der Graue,
Daß er mich jemals fest am Schatten hielt;
Den Schatten hab' ich, der mir angeboren,
Ich habe meinen Schatten nie verloren.

Mich traf, obgleich unschuldig wie das Kind,
Der Hohn, den sie für deine Blöße hatten. —
Ob wir einander denn so ähnlich sind?! —
Sie schrien mir nach: Schlemihl, wo ist dein Schatten?
Und zeigt' ich den, so stellten sie sich blind
Und konnten gar zu lachen nicht ermatten.
Was hilft es denn! man trägt es in Geduld
Und ist noch froh, fühlt man sich ohne Schuld.

1 ff. Das ganze Gedicht ist der 3. Auflage von Chamisso vorgesetzt worden (S. 5). In den Sammlungen seiner Gedichte hat Chamisso die Stanzen zwischen „Nachhall" und „Dichters Unmut" eingereiht.

Und was ist denn der Schatten? möcht' ich fragen,
Wie man so oft mich selber schon gefragt,
So überschwenglich hoch es anzuschlagen,
Wie sich die arge Welt es nicht versagt?
Das giebt sich schon nach neunzehntausend Tagen,
Die, Weisheit bringend, über uns getagt;
Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen.

Wir geben uns die Hand darauf, Schlemihl,
Wir schreiten zu und lassen es beim Alten:
Wir kümmern uns um alle Welt nicht viel,
Es desto fester mit uns selbst zu halten:
Wir gleiten so schon näher unserm Ziel,
Ob jene lachten, ob die andern schalten;
Nach allen Stürmen wollen wir im Hafen
Doch ungestört gesunden Schlafes schlafen.

Berlin, August 1834.

Adelbert von Chamisso.

3. überschwenglich, überschwänklich, III.

Peter Schlemihls
wundersame Geschichte.

I.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich sehr beschwerlichen Seefahrt erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote ans Land kam, belud ich mich selbst mit meiner kleinen Habseligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, ging ich in das nächste, geringste Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen sah. Ich begehrte ein Zimmer, der Hausknecht maß mich mit einem Blick und führte mich unters Dach. Ich ließ mir frisches Wasser geben und genau beschreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzusuchen habe. — „Vor dem Norderthor, das erste Landhaus zur rechten Hand, ein großes, neues Haus, von rot und weißem Marmor mit vielen Säulen." Gut. — Es war noch früh an der Zeit, ich schnürte sogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten schwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine besten Kleider, steckte das Empfehlungsschreiben zu mir und setzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne, der mir bei meinen bescheidenen Hoffnungen förderlich sein sollte.

Nachdem ich die lange Norderstraße hinaufgestiegen und das Thor erreicht, sah ich bald die Säulen durch das Grüne schimmern. — „Also hier," dacht' ich. Ich wischte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, setzte mein Halstuch in Ordnung und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür sprang auf. Auf dem Flur hatt' ich ein Verhör zu bestehen; der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre, in den

1 f. Peter ... Geschichte fehlt Hs. — 12 f. Norderthor. Das Lokale ist Hamburg, welches Chamisso von seinem Aufenthalte im Jahre 1807 kannte; vgl. unten Norderstraße und später Breitestraße. — 16. „neu gewandten", korr. aus „umgewandten", Hs.

Park gerufen zu werden, wo Herr John — mit einer kleinen Gesellschaft sich erging. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze seiner wohlbeleibten Selbstzufriedenheit. Er empfing mich sehr gut, — wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte sich sogar gegen mich, ohne sich jedoch von der übrigen Gesellschaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. — „So, so! von meinem Bruder; ich habe lange nichts von ihm gehört. Er ist doch gesund? — Dort," fuhr er gegen die Gesellschaft fort, ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel, „dort laß ich das neue Gebäude aufführen." Er brach das Siegel auf und das Gespräch nicht ab, das sich auf den Reichtum lenkte. „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million," warf er hinein, „der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!" „O, wie wahr!" rief ich aus, mit vollem, überströmendem Gefühl. Das mußte ihm gefallen; er lächelte mich an und sagte: „Bleiben Sie hier, lieber Freund, nachher hab' ich vielleicht Zeit, Ihnen zu sagen, was ich hiezu denke;" er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft. — Er bot einer jungen Dame den Arm, andere Herrn bemühten sich um andere Schönen, es fand sich, was sich paßte und man wallte dem rosenumblühten Hügel zu.

Ich schlich hinterher, ohne jemandem beschwerlich zu fallen; denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, es ward getändelt und gescherzt, man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich erging besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd, um von alledem vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf solche Rätsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schöne Fanny, wie es schien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen; sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereignis brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde englisch Pflaster gesucht. Ein stiller, dünner, hag'rer, länglichter, ältlicher Mann, der neben mitging, und den ich noch nicht

6. „der Hand", korr. aus „den Händen", Hs. — 12. einer Million, halben Million, Hs. — 16. „hier", nur hier, Hs. — 20. „paßte", korr. aus „suchte", Hs. — 33. „Purpur", korr. aus „der Purpur", Hs.

bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schoßtasche seines altfränkischen, grautaffentnen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank; die Wunde ward verbunden, und man ging weiter, den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ocean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!“ rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dollond hervorgezogen und es dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Aug' bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sei das Schiff, das gestern ausgelaufen, und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurücke hielten. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand und nicht wieder in die des Eigentümers; ich aber sah verwundert den Mann an und wußte nicht, wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war; es schien aber niemandem aufgefallen zu sein, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann als um mich selber.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anstand und richtete da zum zweiten Mal ein Wort an mich: „Essen Sie nur, das haben Sie auf der See nicht gehabt.“ Ich verbeugte mich; aber er sah es nicht, er sprach schon mit jemand anderem.

Man hätte sich gern auf den Rasen am Abhange des Hügels der ausgespannten Landschaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht gescheut. Es wäre göttlich, meinte Wer aus der Gesellschaft, wenn man türkische Teppiche hätte, sie hier auszubreiten. Der Wunsch war nicht sobald ausgesprochen, als schon der Mann im grauen Rock die Hand in der Tasche hatte und mit bescheidener, ja demütiger Gebärde einen reichen, golddurchwirkten türkischen Teppich daraus zu ziehen bemüht war.

14. „Dollond“, Dolon, Hs. u. I. — John Dollond (1706—1761) erfand das achromatische Fernrohr, das nach ihm benannt wird.

Bediente nahmen ihn in Empfang, als müsse es so sein, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Gesellschaft nahm ohne Umstände Platz darauf; ich wiederum sah betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wissend, was ich dazu denken sollte, besonders, da niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufschluß über den Mann gehabt und gefragt, wer er sei, nur wußt' ich nicht, an wen ich mich richten sollte; denn ich fürchtete mich fast noch mehr vor den Herren Bedienten als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Ansehen schien als die andern, und der öfter allein gestanden hatte. Ich bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sei dort im grauen Kleide. — „Dieser, der wie ein Ende Zwirn aussieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?" „Ja, der allein steht" — „Den kenn' ich nicht," gab er mir zur Antwort, und, wie es schien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandt' er sich weg und sprach von gleichgiltigen Dingen mit einem andern.

Die Sonne fing jetzt stärker zu scheinen an und ward den Damen beschwerlich; die schöne Fanny richtete nachlässig an den grauen Mann, den, so viel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die leichtsinnige Frage, ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei sich habe? Er beantwortete sie durch eine so tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte schon die Hand in der Tasche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eisenwerk, kurz alles, was zu dem prachtvollsten Lustzelt gehört, herauskommen sah Die jungen Herrn halfen es ausspannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs — und keiner fand noch etwas Außerordentliches darin. —

Mir war schon lang' unheimlich, ja graulich zu Mute; wie ward mir vollends, als beim nächst ausgesprochenen Wunsch ich ihn noch aus seiner Tasche drei Reitpferde, ich sage dir, drei schöne, große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen sah! — denke dir, um Gotteswillen, drei gesattelte Pferde noch aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche, ein Fernrohr, ein

1. „nahmen", nehmen, Hf., I. — 2. „entfalteten", entfalten, Hf., I. — 29. „ausspannen", auspacken, Hf.

gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Lustzelt von derselben Größe und alle dazu gehörigen Stangen und Eisen herausgekommen waren! — Wenn ich dir nicht beteuerte, es selbst mit eigenen Augen angesehen zu haben, würdest du es gewiß nicht glauben. —

So verlegen und demütig der Mann selbst zu sein schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm auch die andern schenkten, so ward mir doch seine blasse Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, so schauerlich, daß ich sie nicht länger ertragen konnte.

Ich beschloß, mich aus der Gesellschaft zu stehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darinnen spielte, mir ein Leichtes schien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder versuchen und, wenn ich den Mut dazu fände, ihn über den seltsamen grauen Mann befragen. — Wäre es mir nur so zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich schon wirklich durch den Rosenhain, den Hügel hinab, glücklich geschlichen und befand mich auf einem freien Rasenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wegen durchs Gras gehend angetroffen zu werden, einen forschenden Blick um mich warf. — Wie erschrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen sah. Er nahm sogleich den Hut vor mir ab und verneigte sich so tief, als noch niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu sein, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder und stand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich sah ihn voller Furcht stier an und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Er selber schien sehr verlegen zu sein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte sich zu verschiedenen Malen, trat näher und redete mich an mit leiser, unsicherer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannter Weise aufzusuchen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigst —“ — „Aber um Gottes willen, mein Herr!“ brach ich in meiner Angst aus, „was kann ich für einen Mann thun, der —“ wir stutzten beide und wurden, wie mir deucht, rot.

8. „blasse“, bloße, Hs. — 18. „außer“, korr. aus „aus“, Hs. — 21 „hinter mir her“, hinter mich her, Hs.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in Ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Male — erlauben Sie, daß ich es Ihnen sage — wirklich mit unaussprechlicher Bewunderung den schönen, schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichsam mit einer gewissen edlen Verachtung, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumutung. Sollten Sie sich wohl nicht abgeneigt finden, mir diesen Ihren Schatten zu überlassen?"

Er schwieg, und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was sollt' ich aus dem seltsamen Antrag machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt sein, dacht' ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demut des seinigen besser paßte, erwiderte ich also:

„Ei, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Eurem eignen Schatten genug? Das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz absonderlichen Sorte." Er fiel sogleich wieder ein: „Ich habe in meiner Tasche manches, was dem Herrn nicht ganz unwert scheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halt' ich den höchsten Preis zu gering."

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Tasche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort und suchte es womöglich mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

„Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem unterthänigsten Knecht. Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut; wie könnt' ich nur meinen Schatten — —" Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubnis, hier auf der Stelle diesen edlen Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu stecken; wie ich das mache, sei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn, überlasse ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Tasche bei mir führe: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechselpfennige, Raubthaler, das

1. „des Schweigens", Schweigen, Hs. — 30. „aufheben", von der Erde aufheben, Hs. — 33 ff. „die echte Springwurzel ..." „Die Springwurzel öffnet alle Thüren und sprengt alle Schlösser. Der schwarze Specht (picus martius) kennt sie. Er macht sein Nest in hohlen Bäumen, man muß die Öffnung, wenn der Vogel ausgeflogen, verstopfen. Er holt die Wurzel, um sein Nest zu öffnen, man muß ihn fangen, um sie sich zu verschaffen. Alraunwurzel ist, glaube ich, die Mandragora. Die Erzählungen darüber sind sehr verschieden, es ist sehr schwierig, sie sich zu verschaffen, sie giebt ein besonderes Geschick,

Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl nichts für Sie sein: besser, Fortunati Wünschhütlein, neu und haltbar wieder restauriert; auch ein Glücksseckel, wie der seine gewesen." — „Fortunati Glücksseckel," fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angst auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen. —

„Belieben gnädigst der Herr, diesen Seckel zu besichtigen und zu erproben." Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen mäßig großen, festgenähten Beutel von starkem Korduanleder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir selbigen ein. Ich griff hinein und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm schnell die Hand hin: „Topp! der Handel gilt; für den Beutel haben Sie meinen Schatten." Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten und zuletzt einstecken. Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir und zog sich dann nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest; rund um mich her war die Erde sonnenhell, und in mir war noch keine Besinnung.

II.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest und verbarg ihn selbst auf meiner

um sich Schätze zu verschaffen. Wechsel- oder Heckpfennige sind Kupfermünzen, die jedesmal wenn man sie umdreht, ein Goldstück hervorbringen. Raubthaler ist ein Thaler, der jedesmal zu seinem Herrn zurückkehrt, und alle Geldstücke, die er berührt, mit zurückbringt. Das Tellertuch, ein Tischtuch, das sich mit allen Gerichten, die man verlangt, bedeckt. Das Galgenmännlein ist ein Teufel in einer Flasche, der alles thut, was man will, und giebt, was man verlangt. Man kauft ihn für Geld, man kann ihn aber nur für einen geringeren Preis, als man selbst gegeben, wieder verkaufen. Sein Recht ist, den letzten Besitzer, der ihn nicht mehr los werden kann, da der Preis zu gering geworden, als sein Eigentum mitzunehmen." (Chamisso an s. Bruder Hippolyt bei Fulda, „Ch. u. s. Zeit" S. 134 f.)

3. „auch", oder, Hi.

Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zuging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!" — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren." „Danke, Mütterchen!" Ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rat hin und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?" und gleich wieder darauf von ein paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!" Das fing an, mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar zu meinem Unheil in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verriet mich mit großem Geschrei der sämtlichen litterarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu recensieren und mit Kot zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen." Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie und sprang in einen Mietswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen: daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichtum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirtshause hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen; ich hatte die

10. „wieder darauf", darauf wieder, Hs. — 13 f. „Breitestraße", siehe oben zu S. 483, Z. 12 f. — 19. „sofort", dann, Hs. — 24. „fand", korr. aus „befand", Hs. — 32. „Wirtshause", korr. aus „Wohnhaus", Hs.

Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloß mich darin, sobald ich konnte.

Was denkest du, das ich nun anfing? — O, mein lieber Chamisso, selbst vor dir es zu gestehen, macht mich erröten. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wut, die, wie eine flackernde Feuersbrunst, sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich und schritt darüber hin und ließ es klirren und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend; ich schloß meine Thür nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von dir; es ward mir, als stünde ich hinter der Glasthüre deines kleinen Zimmers und sähe dich von da an deinem Arbeitstische zwischen einem Skelett und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen; vor dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf deinem Sofa lagen ein Band Goethe und der Zauberring; ich betrachtete dich lange und jedes Ding in deiner Stube und dann dich wieder; du rührtest dich aber nicht, du holtest auch nicht Atem, du warst tot.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Überdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättigt; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam und mit saurem Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinett stand,

18. „deines", korr. aus „dieses", Hs. — 22. „Zauberring". „Der Zauberring, ein Ritterroman" (Nürnberg 1813) von Fr. Baron de la Motte Fouqué. Er hat den Ruhm des Verfassers der „Undine" begründet; vgl. Chamisso an den Bruder Hippolyt bei Fulda S. 135 und an de la Foye (Werke 6², 131): „Der Zauberring von Fouqué ist ein vollendetes Werk, und namentlich der vollendete Ring aller seiner sonstigen Dichtungen, deren jegliche nur ein Stück davon als Punschextrakt mit gehörigem warmen Wasser ist — aber ein Dichterwerk und ein deutsches mit vielen Liedern und Gedichten." — 24. „holtest", hattest I.

zu schleppen und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen und den Wirt zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den näheren Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düstres Los ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinem Zimmer mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien mir aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indes über meinen Zustand in den ängstigendsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür und ließ abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel herauskam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloß, so viel Mut ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen und schlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platze trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich soweit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt, mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeigten oft das tiefste Mitleid, das ich ihnen einflößte; Äußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten als der Hohn der Jugend und die hochmütige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte

7. „näheren", korr. aus „höheren", Hs. — 8. „Bendel", so hatte Chamissos Offiziersbursche geheißen (Werke 5², 201).

von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend ins Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Am andern Tage war meine erste Sorge, nach dem Manne im grauen Rock überall suchen zu lassen. Vielleicht sollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen sollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er schien Gewandtheit und Geschick zu besitzen; — ich schilderte ihm genau den Mann, in dessen Besitz ein Schatz sich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual sei. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen, beschrieb ihm alle, die zugegen gewesen, und fügte dieses Zeichen noch hinzu: er solle sich nach einem Dollondschen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkischen Teppich, nach einem Prachtlustzelt und endlich nach den schwarzen Reithengsten genau erkundigen, deren Geschichte, ohne zu bestimmen wie, mit der des rätselhaften Mannes zusammenhinge, welcher allen unbedeutend geschienen, und dessen Erscheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerstört hatte

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Last, wie ich sie nur zu tragen vermochte, und legte Edelsteine und Juwelen noch hinzu für einen größeren Wert. „Bendel," sprach ich, „dieses ebnet viele Wege und macht vieles leicht, was unmöglich schien: sei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, sondern geh' und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen seine alleinige Hoffnung beruht."

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von seinen Gästen — er hatte alle gesprochen — wußte sich nur entfernt an den Mann im grauen Rocke zu erinnern. Der neue Teleskop war da, und keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren

2. „da sie ... bemerkte", indem sie mich schattenlos bemerkte, Hs. — 12. „glücklich", selig, Hs. — 14. „Geschick", korr. aus „Geschicklichkeit", Hs — 18. „Dollond", Dolon, Hs., I. — 36. „wo er hergekommen", woher ihm Herr John bekommen hatte, Hs.

da noch auf demselben Hügel ausgebreitet und aufgeschlagen, die Knechte rühmten den Reichtum ihres Herrn, und keiner wußte, von wannen diese neuen Kostbarkeiten ihm zugekommen. Er selbst hatte sein Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wisse, woher er sie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die sie geritten, in ihren Ställen, und sie priesen die Freigebigkeit des Herrn John, der sie ihnen an jenem Tage geschenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, dessen rascher Eifer und verständige Führung, auch bei so fruchtlosem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düster, mich allein zu lassen.

„Ich habe," hob er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgestattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigsten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geschäft ausging, wo ich so unglücklich gewesen. Die eigenen Worte des Mannes waren: 'Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr sehen, da ich übers Meer gehe und ein günstiger Wind mich soeben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn selber aufzusuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigst und versichern ihn meines Dankes.' Ich frug ihn, wer er wäre, er sagte aber, Sie kennten ihn schon."

„Wie sah der Mann aus?" rief ich voller Ahnung. Und Bendel beschrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getreu in seiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er sich erkundigt. —

„Unglücklicher!" schrie ich händeringend, „das war er ja selbst!" und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!" rief er erschreckt aus, „und ich Verblendeter, Blödsinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt und meinen Herrn verraten!"

Er brach, heiß weinend, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir selber Mitleiden einflößen. Ich sprach ihm Trost ein, versicherte ihn wiederholt, ich setzte keinen Zweifel in seine Treue, und schickte

3. „wannen", korr. aus „wem", Hs. — 16. „wo", worin, Hs. — 22. „vorzuschlagen", vorschlagen, Hs, I—III. — 37. „setzte ... Treue", korr. aus: sähe ... in seiner Treue, Hs.

ihn alsbald nach dem Hafen, um, wo möglich, die Spuren des seltsamen Mannes zu verfolgen. Aber an diesem selben Morgen waren sehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach andern Weltstrichen, alle nach andern Küsten bestimmt, und der graue Mann war spurlos wie ein Schatten verschwunden.

III.

Was hülfen Flügel dem in eisernen Ketten fest Angeschmiedeten? Er müßte dennoch, und schrecklicher, verzweifeln. Ich lag, wie Faffner bei seinem Hort, fern von jedem menschlichen Zuspruch, bei meinem Golde darbend; aber ich hatte nicht das Herz nach ihm, sondern ich fluchte ihm, um dessentwillen ich mich von allem Leben abgeschnitten sah. Bei mir allein mein düstres Geheimnis hegend, fürchtete ich mich vor dem letzten meiner Knechte, den ich zugleich beneiden mußte; denn er hatte einen Schatten, er durfte sich sehen lassen in der Sonne. Ich vertrauerte einsam in meinen Zimmern die Tag' und Nächte, und Gram zehrte an meinem Herzen.

Noch Einer härmte sich unter meinen Augen ab; mein treuer Bendel hörte nicht auf, sich mit stillen Vorwürfen zu martern, daß er das Zutrauen seines gütigen Herrn betrogen und jenen nicht erkannt, nach dem er ausgeschickt war, und mit dem er mein trauriges Schicksal in enger Verflechtung denken mußte. Ich aber konnte ihm keine Schuld geben; ich erkannte in dem Ereignis die fabelhafte Natur des Unbekannten.

Nichts unversucht zu lassen, schickt' ich einst Bendel mit einem kostbaren brillantenen Ring zu dem berühmtesten Maler der Stadt, den ich, mich zu besuchen, einladen ließ. Er kam; ich entfernte meine Leute, verschloß die Thür, setzte mich zu dem Mann, und nachdem ich seine Kunst gepriesen, kam ich mit schwerem Herzen zur Sache; ich ließ ihn zuvor das strengste Geheimnis geloben.

„Herr Professor," fuhr ich fort, „könnten Sie wohl einem Menschen, der auf die unglücklichste Weise von der Welt um seinen Schatten gekommen ist, einen falschen Schatten malen?" — — „Sie meinen einen Schlagschatten?" — „Den mein' ich allerdings."

3. „sehr viele", zehn verschiedene, Hi, sehr verschiedene, I.

— „Aber," frug er mich weiter, „durch welche Ungeschicklichkeit, durch welche Nachlässigkeit konnte er denn seinen Schlagschatten verlieren?" — „Wie es kam," erwiderte ich, „mag nun sehr gleichgiltig sein; doch so viel," log ich ihm unverschämt vor: „In Rußland, wo er im vorigen Winter eine Reise that, fror ihm einmal, bei einer außerordentlichen Kälte, sein Schatten dergestalt am Boden fest, daß er ihn nicht wieder losbekommen konnte."

„Der falsche Schlagschatten, den ich ihm malen könnte," erwiderte der Professor, „würde doch nur ein solcher sein, den er bei der leisesten Bewegung wieder verlieren müßte, — zumal wer an dem eignen angebornen Schatten so wenig festhing, als aus Ihrer Erzählung selbst sich abnehmen läßt; wer keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das ist das Vernünftigste und Sicherste." Er stand auf und entfernte sich, indem er auf mich einen durchbohrenden Blick warf, den der meine nicht ertragen konnte. Ich sank in meinen Sessel zurück und verhüllte mein Gesicht in meine Hände.

So fand mich noch Bendel, als er herein trat. Er sah den Schmerz seines Herrn und wollte sich still, ehrerbietig zurückziehen. — Ich blickte auf — ich erlag unter der Last meines Kummers, ich mußte ihn mitteilen. „Bendel," rief ich ihm zu, „Bendel! du Einziger, der du meine Leiden siehst und ehrst, sie nicht erforschen zu wollen, sondern still und fromm mitzufühlen scheinst, komm zu mir, Bendel, und sei der Nächste meinem Herzen. Die Schätze meines Goldes hab' ich vor dir nicht verschlossen, nicht verschließen will ich vor dir die Schätze meines Grames. — Bendel, verlasse mich nicht. Bendel, du siehst mich reich, freigebig, gütig, du wähnst, es sollte die Welt mich verherrlichen, und du siehst mich die Welt fliehn und mich vor ihr verschließen. Bendel, sie hat gerichtet, die Welt, und mich verstoßen, und auch du vielleicht wirst dich von mir wenden, wenn du mein schreckliches Geheimnis erfährst: Bendel, ich bin reich, freigebig, gütig; aber — o Gott! — ich habe keinen Schatten!" —

„Keinen Schatten?" rief der gute Junge erschreckt aus, und die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen. — „Weh mir, daß ich geboren ward, einem schattenlosen Herrn zu dienen!" Er schwieg, und ich hielt mein Gesicht in meinen Händen. —

10. „Bewegung", korr. aus „Behrührung", Hs. — 17. „Gesicht", korr. aus „Angesicht", Hs.

„Bendel," setzt' ich spät und zitternd hinzu, „nun hast du mein Vertrauen, nun kannst du es verraten. Geh hin und zeuge wider mich." — Er schien in schwerem Kampfe mit sich selber; endlich stürzte er vor mir nieder und ergriff meine Hand, die er mit seinen Thränen benetzte. „Nein," rief er aus, „was die Welt auch meine, ich kann und werde um Schattens willen meinen gütigen Herrn nicht verlassen, ich werde recht und nicht klug handeln, ich werde bei Ihnen bleiben, Ihnen meinen Schatten borgen, Ihnen helfen, wo ich kann, und wo ich nicht kann, mit Ihnen weinen." Ich fiel ihm um den Hals, ob solcher ungewohnten Gesinnung staunend; denn ich war von ihm überzeugt, daß er es nicht um Gold that.

Seitdem änderten sich in etwas mein Schicksal und meine Lebensweise. Es ist unbeschreiblich, wie vorsorglich Bendel mein Gebrechen zu verhehlen wußte. Überall war er vor mir und mit mir, alles vorhersehend, Anstalten treffend, und wo Gefahr unversehens drohte, mich schnell mit seinem Schatten überdeckend, denn er war größer und stärker als ich. So wagt' ich mich wieder unter die Menschen und begann eine Rolle in der Welt zu spielen. Ich mußte freilich viele Eigenheiten und Launen scheinbar annehmen. Solche stehen aber dem Reichen gut, und so lange die Wahrheit nur verborgen blieb, genoß ich aller der Ehre und Achtung, die meinem Golde zukam. Ich sah ruhiger dem über Jahr und Tag verheißenen Besuch des rätselhaften Unbekannten entgegen.

Ich fühlte sehr wohl, daß ich mich nicht lange an einem Ort aufhalten durfte, wo man mich schon ohne Schatten gesehen, und wo ich leicht verraten werden konnte; auch dacht' ich vielleicht nur allein noch daran, wie ich mich bei Herrn John gezeigt, und es war mir eine drückende Erinnerung; demnach wollt' ich hier bloß Probe halten, um anderswo leichter und zuversichtlicher auftreten zu können — doch fand sich, was mich eine Zeitlang an meiner Eitelkeit festhielt: das ist im Menschen, wo der Anker am zuverlässigsten Grund faßt.

Eben die schöne Fanny, der ich am dritten Orte wieder begegnete, schenkte mir, ohne sich zu erinnern, mich jemals gesehen zu haben, einige Aufmerksamkeit; denn jetzt hatt' ich Witz und Verstand. — Wann ich redete, hörte man zu, und ich wußte selber

9. „und wo ich nicht kann" fehlt I. — 12. „Gold", Geld, I. — 28. „bei", beim, Hi.

nicht, wie ich zu der Kunst gekommen war, das Gespräch so leicht zu führen und zu beherrschen. Der Eindruck, den ich auf die Schöne gemacht zu haben einsah, machte aus mir, was sie eben begehrte, einen Narren, und ich folgte ihr seither mit tausend Mühen durch Schatten und Dämmerung, wo ich nur konnte. Ich war nur eitel darauf, sie über mich eitel zu machen, und konnte mir selbst mit dem besten Willen nicht den Rausch aus dem Kopf ins Herz zwingen.

Aber wozu die ganz gemeine Geschichte dir lang und breit wiederholen? — Du selber hast sie mir oft genug von andern Ehrenleuten erzählt. — Zu dem alten, wohlbekannten Spiele, worin ich gutmütig eine abgedroschene Rolle übernommen, kam freilich eine ganz eigens gedichtete Katastrophe hinzu, mir und ihr und allen unerwartet.

Da ich an einem schönen Abend nach meiner Gewohnheit eine Gesellschaft in einem Garten versammelt hatte, wandelte ich mit der Herrin Arm in Arm, in einiger Entfernung von den übrigen Gästen, und bemühte mich, ihr Redensarten vorzudrechseln. Sie sah sittig vor sich nieder und erwiderte leise den Druck meiner Hand; da trat unversehens hinter uns der Mond aus den Wolken hervor — und sie sah nur *ihren* Schatten vor sich hinfallen. Sie fuhr zusammen und blickte bestürzt mich an, dann wieder auf die Erde, mit dem Auge meinen Schatten begehrend; und was in ihr vorging, malte sich so sonderbar in ihren Mienen, daß ich in ein lautes Gelächter hätte ausbrechen mögen, wenn es mir nicht selber eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Ich ließ sie aus meinem Arm in eine Ohnmacht sinken, schoß wie ein Pfeil durch die entsetzten Gäste, erreichte die Thür, warf mich in den ersten Wagen, den ich da haltend fand, und fuhr nach der Stadt zurück, wo ich diesmal zu meinem Unheil den vorsichtigen *Bendel* gelassen hatte. Er erschrak, als er mich sah; *ein* Wort entdeckte ihm alles. Es wurden auf der Stelle Postpferde geholt. Ich nahm nur einen meiner Leute mit mir, einen abgefeimten Spitzbuben, Namens *Rascal*, der sich mir durch seine Gewandtheit notwendig zu machen gewußt, und der nichts vom heutigen Vorfall ahnen konnte. Ich legte in derselben Nacht noch

10. „*hast sie mir*", hörst sie nur, Hs. — 16. „*in einem Garten*", in einem unerleuchteten Garten, Hs., I. — 32. „*Postpferde*", korr. aus „gute Pferde", Hs. — 34. „*Rascal*", „Raskal englisches Wort — Taugenichts, Schuft". Chamisso an s. Bruder Hippolyt bei Fulda, „Ch. u. s. Zeit" S. 134.

dreißig Meilen zurück. Bendel blieb hinter mir, mein Haus aufzulösen, Gold zu spenden und mir das Nötigste nachzubringen. Als er mich am andern Tage einholte, warf ich mich in seine Arme und schwur ihm, nicht etwa keine Thorheit mehr zu begehen, sondern nur, künftig vorsichtiger zu sein. Wir setzten unsre Reise ununterbrochen fort, über die Grenze und das Gebirge, und erst am andern Abhang, durch das hohe Bollwerk von jenem Unglücksboden getrennt, ließ ich mich bewegen, in einem nah gelegenen und wenig besuchten Badeort von den überstandenen Mühseligkeiten auszuraſten.

IV.

Ich werde in meiner Erzählung schnell über eine Zeit hineilen müssen, bei der ich, wie gerne! verweilen würde, wenn ich ihren lebendigen Geist in der Erinnerung herauf zu beschwören vermöchte. Aber die Farbe, die sie belebte und nur wiederbeleben kann, ist in mir verloschen, und wann ich in meiner Brust wiederfinden will, was sie damals so mächtig erhob, die Schmerzen und das Glück, den frommen Wahn, da schlag' ich vergebens an einen Felsen, der keinen lebendigen Quell mehr gewährt, und der Gott ist von mir gewichen. Wie verändert blickt sie mich jetzt an, diese vergangene Zeit! — Ich sollte dort in dem Bade eine heroische Rolle tragieren; schlecht einstudiert, und ein Neuling auf der Bühne, vergaff' ich mich aus dem Stücke heraus in ein Paar blaue Augen. Die Eltern, vom Spiele getäuscht, bieten alles auf, den Handel nur schnell fest zu machen, und die gemeine Posse beschließt eine Verhöhnung. Und das ist alles, alles! — Das kommt mir albern und abgeschmackt vor, und schrecklich wiederum, daß so mir vorkommen kann, was damals so reich, so groß die Brust mir schwellte. Mina, wie ich damals weinte, als ich dich verlor, so wein' ich jetzt, dich auch in mir verloren zu haben. Bin ich denn so alt worden? — O traurige Vernunft! Nur noch ein Pulsschlag jener Zeit, ein Moment jenes Wahnes, — aber nein! einsam auf dem hohen, öden Meere deiner bittern Flut, und längst aus dem letzten Pokale der Champagner-Elfe entprüht!

Ich hatte Bendel mit einigen Goldsäcken vorausgeschickt, um mir im Städtchen eine Wohnung nach meinen Bedürfnissen

18. „den frommen Wahn", korr. aus „des frommen Wahns", Hi. — 35. „Goldsäcken", korr. aus Goldstücken Hi.

einzurichten. Er hatte dort viel Geld ausgestreut, und sich über den vornehmen Fremden, dem er diente, etwas unbestimmt ausgedrückt; denn ich wollte nicht genannt sein. Das brachte die guten Leute auf sonderbare Gedanken. Sobald mein Haus zu meinem Empfang bereit war, kam Bendel wieder zu mir und holte mich dahin ab. Wir machten uns auf die Reise.

Ungefähr eine Stunde vom Orte, auf einem sonnigen Plan, ward uns der Weg durch eine festlich geschmückte Menge versperrt. Der Wagen hielt. Musik, Glockengeläute, Kanonenschüsse wurden gehört, ein lautes Vivat durchdrang die Luft, — vor dem Schlage des Wagens erschien in weißen Kleidern ein Chor Jungfrauen von ausnehmender Schönheit, die aber vor der Einen, wie die Sterne der Nacht vor der Sonne, verschwanden. Sie trat aus der Mitte der Schwestern hervor; die hohe, zarte Bildung kniete verschämt errötend vor mir nieder und hielt mir auf seidenem Kissen einen aus Lorbeer, Ölzweigen und Rosen geflochtenen Kranz entgegen, indem sie von Majestät, Ehrfurcht und Liebe einige Worte sprach, die ich nicht verstand, aber deren zauberischer Silberklang mein Ohr und Herz berauschte, — es war mir, als wäre schon einmal die himmlische Erscheinung an mir vorüber gewallt. Der Chor fiel ein und sang das Lob eines guten Königs und das Glück seines Volkes.

Und dieser Auftritt, lieber Freund, mitten in der Sonne! — Sie kniete noch immer zwei Schritte von mir, und ich, ohne Schatten, konnte die Kluft nicht überspringen, nicht wieder vor dem Engel auf die Knie fallen. O, was hätt' ich nicht da für einen Schatten gegeben! Ich mußte meine Scham, meine Angst, meine Verzweiflung tief in den Grund meines Wagens verbergen. Bendel besann sich endlich für mich; er sprang von der andern Seite aus dem Wagen heraus, ich rief ihn noch zurück und reichte ihm aus meinem Kästchen, das mir eben zur Hand lag, eine reiche diamantene Krone, die die schöne Fanny hatte zieren sollen. Er trat vor und sprach im Namen seines Herrn, welcher solche Ehrenbezeugungen nicht annehmen könne noch wolle; es müsse hier ein Irrtum vorwalten; jedoch seien die guten Einwohner der Stadt für ihren guten Willen bedankt. Er nahm indes den

1. „viel Geld", viel Gold, korr. aus viel Geld, Hs. — 6. „machten", korr. aus „setzten", Hs. — 22. „seines Volkes", seiner Völker, korr. aus seines Volkes, Hs. — 35. „seien die ... bedankt", sey der ... gedankt, Hs.

dargehaltnen Kranz von seinem Ort und legte den brillantenen Reif an dessen Stelle; dann reichte er ehrerbietig der schönen Jungfrau die Hand zum Aufstehen und entfernte mit einem Wink Geistlichkeit, Magistratus und alle Deputationen. Niemand ward weiter vorgelassen. Er hieß den Haufen sich teilen und den Pferden Raum geben, schwang sich wieder in den Wagen, und fort ging's weiter in gestrecktem Galopp, unter einer aus Laubwerk und Blumen erbauten Pforte hinweg, dem Städtchen zu. — Die Kanonen wurden immer frischweg abgefeuert. — Der Wagen hielt vor meinem Hause; ich sprang behend in die Thür, die Menge teilend, die die Begierde, mich zu sehen, herbeigerufen hatte. Der Pöbel schrie Vivat unter meinem Fenster, und ich ließ doppelte Dukaten daraus regnen. Am Abend war die Stadt freiwillig erleuchtet. —

Und ich wußte immer noch nicht, was das alles bedeuten sollte, und für wen ich angesehen wurde. Ich schickte Rascaln auf Kundschaft aus. Er ließ sich denn erzählen, wasmaßen man bereits sichere Nachrichten gehabt, der gute König von Preußen reise unter dem Namen eines Grafen durch das Land; wie mein Adjutant erkannt worden sei, und wie er sich und mich verraten habe; wie groß endlich die Freude gewesen, da man die Gewißheit gehabt, mich im Orte selbst zu besitzen. Nun sah man freilich ein, da ich offenbar das strengste Inkognito beobachten wolle, wie sehr man unrecht gehabt, den Schleier so zudringlich zu lüften. Ich hätte aber so huldreich, so gnadenvoll gezürnt, — ich würde gewiß dem guten Herzen verzeihen müssen.

Meinem Schlingel kam die Sache so spaßhaft vor, daß er mit strafenden Reden sein Möglichstes that, die guten Leute einstweilen in ihrem Glauben zu bestärken. Er stattete mir einen sehr komischen Bericht ab, und da er mich dadurch erheitert sah, gab er mir selbst seine verübte Bosheit zum besten. — Muß ich's bekennen? Es schmeichelte mir doch, sei es auch nur so, für das verehrte Haupt angesehen worden zu sein.

6. „schwang sich", sprang, Hs. — 17. „denn", dann, I. — „wasmaßen", weßmaßen, Hs., I. — 24. „zu lüften", aufzulüften, Hs. — 33. „das verehrte Haupt", Friedrich Wilhelm III. von Preußen (1797—1840). Chamisso citiert die Stelle selbst in dem „Tagebuch" seiner Reisebeschreibung (Hempel 3, 18) bei folgendem Vorfalle seines Hamburger Aufenthaltes von 1815: „Der Hausknecht [des Buchhändlers Friedrich Perthes], der seinen Herrn so freundlich vertraut mit mir umgehen sah und mich beim Globus von weiten Reisen erzählen hörte, fragte einen der Kommis, wer denn der schwarze ausländische Herr sei, für den er manche Gänge zu besorgen gehabt. — „Weißt du das nicht?"

Ich hieß zu dem morgenden Abend unter den Bäumen, die den Raum vor meinem Hause beschatteten, ein Fest bereiten und die ganze Stadt dazu einladen. Der geheimnisreichen Kraft meines Seckels, Bendels Bemühungen und der behenden Erfindsamkeit Rascals gelang es, selbst die Zeit zu besiegen. Es ist wirklich erstaunlich, wie reich und schön sich alles in den wenigen Stunden anordnete. Die Pracht und der Überfluß, die da sich erzeugten! Auch die sinnreiche Erleuchtung war so weise verteilt, daß ich mich ganz sicher fühlte. Es blieb mir nichts zu erinnern, ich mußte meine Diener loben.

Es dunkelte der Abend. Die Gäste erschienen und wurden mir vorgestellt. Es ward die Majestät nicht mehr berührt; aber ich hieß in tiefer Ehrfurcht und Demut: Herr Graf. Was sollt' ich thun? Ich ließ mir den Grafen gefallen und blieb von Stund' an der Graf Peter. Mitten im festlichen Gewühle begehrte meine Seele nur nach der Einen. Spät erschien sie, sie, die die Krone war und trug. Sie folgte sittsam ihren Eltern und schien nicht zu wissen, daß sie die Schönste sei. Es wurden mir der Herr Forstmeister, seine Frau und seine Tochter vorgestellt. Ich wußte den Alten viel Angenehmes und Verbindliches zu sagen; vor der Tochter stand ich wie ein ausgescholtener Knabe da und vermochte kein Wort hervorzulallen. Ich bat sie endlich stammelnd, dies Fest zu würdigen, das Amt, dessen Zeichen sie schmückte, darin zu verwalten. Sie bat verschämt mit einem rührenden Blick um Schonung; aber verschämter vor ihr als sie selbst, brachte ich ihr als erster Unterthan meine Huldigung in tiefer Ehrfurcht, und der Wink des Grafen ward allen Gästen ein Gebot, dem nachzuleben sich jeder freudig beeiferte. Majestät, Unschuld und Grazie beherrschten, mit der Schönheit im Bunde, ein frohes Fest. Die glücklichen Eltern Minas glaubten ihnen nur zu Ehren ihr Kind erhöht; ich selber war in einem unbeschreiblichen Rausch. Ich ließ alles, was ich noch von den Juwelen hatte, die ich damals,

antwortete ihm jener, „es ist Mungo Park." Und froh und stolz wie ein Zeitungsblatt, das einmal eine große Nachricht auszuposaunen hat, lief der litterarische Zwischenträger seine Gänge durch die Stadt, jeden, den er kannte, anhaltend, um ihm mitzuteilen, Mungo Park sei nicht umgekommen; er sei da, er sei bei seinem Herrn, er sehe so und so aus und erzähle viel von seinen Reisen. — Nun kamen einzeln und scharenweis die guten Hamburger zu Perthes in den Laden gelaufen und wollten Mungo Park sehen." — Mungo Park (1771—1805) durchforschte als erster das Nigergebiet und eröffnete vom Westen her den Weg durch den Sudan.

16f „sie, sie", sie, Hs. — 25. „brachte", bracht, Hs., I. — 29. „Grazie", korr. aus Größe, Hs. — 30. „Eltern ... nur", korr. aus „Eltern glaubten mir", Hs.

um beschwerliches Gold los zu werden, gekauft, alle Perlen, alles Edelgestein in zwei verdeckte Schüsseln legen und bei Tische, unter dem Namen der Königin, ihren Gespielinnen und allen Damen herumreichen; Gold ward indessen ununterbrochen über die gezogenen Schranken unter das jubelnde Volk geworfen.

Bendel am andern Morgen eröffnete mir im Vertrauen, der Verdacht, den er längst gegen Rascals Redlichkeit gehegt, sei nunmehr zur Gewißheit worden. Er habe gestern ganze Säcke Goldes unterschlagen. „Laß uns," erwidert' ich, „dem armen Schelmen die kleine Beute gönnen; ich spende gern allen, warum nicht auch ihm? Gestern hat er mir, haben mir alle neuen Leute, die du mir gegeben, redlich gedient, sie haben mir froh ein frohes Fest begehen helfen."

Es war nicht weiter die Rede davon. Rascal blieb der erste meiner Dienerschaft, Bendel war aber mein Freund und mein Vertrauter. Dieser war gewohnt worden, meinen Reichtum als unerschöpflich zu denken, und er spähte nicht nach dessen Quellen: er half mir vielmehr, in meinen Sinn eingehend, Gelegenheiten ersinnen, ihn darzuthun und Gold zu vergeuden. Von jenem Unbekannten, dem blassen Schleicher, wußt' er nur so viel: Ich dürfe allein durch ihn von dem Fluche erlöst werden, der auf mir laste, und fürchte ihn, auf dem meine einzige Hoffnung ruhe. Übrigens sei ich davon überzeugt, er könne mich überall auffinden, ich ihn nirgends, darum ich, den versprochenen Tag erwartend, jede vergebliche Nachsuchung eingestellt

Die Pracht meines Festes und mein Benehmen dabei erhielten anfangs die starkgläubigen Einwohner der Stadt bei ihrer vorgefaßten Meinung. Es ergab sich freilich sehr bald aus den Zeitungen, daß die ganze fabelhafte Reise des Königs von Preußen ein bloßes ungegründetes Gerücht gewesen. Ein König war ich aber nun einmal und mußte schlechterdings ein König bleiben, und zwar einer der reichsten und königlichsten, die es immer geben mag. Nur wußte man nicht recht, welcher. Die Welt hat nie Grund gehabt, über Mangel an Monarchen zu klagen, am wenigsten in unsern Tagen; die guten Leute, die noch keinen mit Augen gesehen, rieten mit gleichem Glück bald auf diesen, bald auf jenen — Graf Peter blieb immer, der er war. —

9. „Saß", Lasset, Hi., I. — 17. „Quellen", Quelle, Hi — 22. „laste", lastete, Hi. I. — „ruhe", ruhte, Hi., I. — 30. „bloßes", bloß, Hi.

Einst erschien unter den Badegästen ein Handelsmann, der Bankerott gemacht hatte, um sich zu bereichern, der allgemeiner Achtung genoß und einen breiten, obgleich etwas blassen Schatten von sich warf. Er wollte hier das Vermögen, das er gesammelt, zum Prunk ausstellen, und es fiel sogar ihm ein, mit mir wetteifern zu wollen. Ich sprach meinem Seckel zu und hatte sehr bald den armen Teufel so weit, daß er, um sein Ansehen zu retten, abermals Bankerott machen mußte und über das Gebirge ziehen. So ward ich ihn los. — Ich habe in dieser Gegend viele Taugenichtse und Müßiggänger gemacht!

Bei der königlichen Pracht und Verschwendung, womit ich mir alles unterwarf, lebt' ich in meinem Hause sehr einfach und eingezogen. Ich hatte mir die größte Vorsicht zur Regel gemacht; es durfte, unter keinen Vorwand, kein anderer als Bendel die Zimmer, die ich bewohnte, betreten. So lange die Sonne schien, hielt ich mich mit ihm darin verschlossen, und es hieß: der Graf arbeite in seinem Kabinett. Mit diesen Arbeiten standen die häufigen Kuriere in Verbindung, die ich um jede Kleinigkeit abschickte und erhielt. — Ich nahm nur am Abend unter meinen Bäumen oder in meinem, nach Bendels Angabe geschickt und reich erleuchteten Saale Gesellschaft an. Wenn ich ausging, wobei mich stets Bendel mit Argusaugen bewachen mußte, so war es nur nach dem Förstergarten und um der Einen willen; denn meines Lebens innerlichstes Herz war meine Liebe.

O, mein guter Chamisso, ich will hoffen, du habest noch nicht vergessen, was Liebe sei! Ich lasse dir hier vieles zu ergänzen. Mina war wirklich ein liebewertes, gutes, frommes Kind. Ich hatte ihre ganze Phantasie an mich gefesselt; sie wußte in ihrer Demut nicht, womit sie wert gewesen, daß ich nur nach ihr geblickt, und sie vergalt Liebe um Liebe mit der vollen jugendlichen Kraft eines unschuldigen Herzens. Sie liebte wie ein Weib, ganz hin sich opfernd, selbstvergessen, hingegeben den nur meinend, der ihr Leben war, unbekümmert, solle sie selbst zu Grunde gehen, das heißt, sie liebte wirklich. —

Ich aber — o, welche schrecklichen Stunden — schrecklich! und würdig dennoch, daß ich sie zurückwünsche — hab' ich oft an Bendels Brust verweint, als nach dem ersten bewußtlosen

10. „Taugenichtse", Taugenichts, Hs., I—III. — 32. „opfernd", korr. aus „gebend", Hs.

Rausch ich mich besonnen, mich selbst scharf angeschaut, der ich, ohne Schatten, mit tückischer Selbstsucht diesen Engel verderbend, die reine Seele an mich gelogen und gestohlen! Dann beschloß ich, mich ihr selber zu verraten; dann gelobt' ich mit teuren Eidschwüren, mich von ihr zu reißen und zu entfliehen; dann brach ich wieder in Thränen aus und verabredete mit Bendeln, wie ich sie auf den Abend im Förstergarten besuchen wolle. —

Zu andern Zeiten log ich mir selber vom nahe bevorstehenden Besuch des grauen Unbekannten große Hoffnungen vor und weinte wieder, wenn ich daran zu glauben vergebens versucht hatte. Ich hatte den Tag ausgerechnet, wo ich den Furchtbaren wieder zu sehen erwartete; denn er hatte gesagt, in Jahr und Tag, und ich glaubte an sein Wort.

Die Eltern waren gute, ehrbare, alte Leute, die ihr einziges Kind sehr liebten; das ganze Verhältnis überraschte sie, als es schon bestand, und sie wußten nicht, was sie dabei thun sollten. Sie hatten früher nicht geträumt, der Graf Peter könne nur an ihr Kind denken; nur liebte er sie gar und ward wieder geliebt. — Die Mutter war wohl eitel genug, an die Möglichkeit einer Verbindung zu denken und darauf hinzuarbeiten; der gesunde Menschenverstand des Alten gab solchen überspannten Vorstellungen nicht Raum. Beide waren überzeugt von der Reinheit meiner Liebe — sie konnten nichts thun, als für ihr Kind beten.

Es fällt mir ein Brief in die Hand, den ich noch aus dieser Zeit von Mina habe. — Ja, das sind ihre Züge! Ich will dir ihn abschreiben.

„Bin ein schwaches, thörichtes Mädchen, könnte mir einbilden, daß mein Geliebter, weil ich ihn innig, innig liebe, dem armen Mädchen nicht weh thun möchte. — Ach, Du bist so gut, so unaussprechlich gut; aber mißdeute mich nicht. Du sollst mir nichts opfern, mir nichts opfern wollen; o Gott! ich könnte mich hassen, wenn Du das thätest. Nein — Du hast mich unendlich glücklich gemacht, Du hast mich Dich lieben gelehrt. Zeuch hin! — Weiß doch mein Schicksal, Graf Peter gehört nicht mir, gehört der Welt an. Will stolz sein, wenn ich höre: das ist er gewesen, und das war er wieder, und das hat er vollbracht; da haben sie ihn angebetet, und da haben sie ihn vergöttert. Siehe, wenn ich das

4 f. „teuren Eidschwüren", teurem Eidschwur, Hi. — 8. „nahe", torr. aus noch, Hi. — 37. „wenn", wann, Hi.

denke, zürne ich Dir, daß Du bei einem einfältigen Kinde Deiner hohen Schicksale vergessen kannst. — Zeuch hin, sonst macht der Gedanke mich noch unglücklich, die ich, ach! durch Dich so glücklich, so selig bin. — Hab' ich nicht auch einen Ölzweig und eine Rosenknospe in Dein Leben geflochten, wie in den Kranz, den ich Dir überreichen durfte? Habe Dich im Herzen, mein Geliebter, fürchte nicht, von mir zu gehen — werde sterben, ach! so selig, so unaussprechlich selig durch Dich." —

Du kannst dir denken, wie mir die Worte durchs Herz schneiden mußten. Ich erklärte ihr, ich sei nicht das, wofür man mich anzusehen schien; ich sei nur ein reicher, aber unendlich elender Mann. Auf mir ruhe ein Fluch, der das einzige Geheimnis zwischen ihr und mir sein solle, weil ich noch nicht ohne Hoffnung sei, daß er gelöst werde. Dies sei das Gift meiner Tage; daß ich sie mit in den Abgrund hinreißen könne, sie, die das einzige Licht, das einzige Glück, das einzige Herz meines Lebens sei. Dann weinte sie wieder, daß ich unglücklich war. Ach, sie war so liebevoll, so gut! Um eine Thräne nur mir zu erkaufen, hätte sie, mit welcher Seligkeit, sich selbst ganz hingeopfert.

Sie war indes weit entfernt, meine Worte richtig zu deuten; sie ahnete nur in mir irgend einen Fürsten, den ein schwerer Bann getroffen, irgend ein hohes, geächtetes Haupt, und ihre Einbildungskraft malte sich geschäftig unter heroischen Bildern den Geliebten herrlich aus.

Einst sagte ich ihr: „Mina, der letzte Tag im künftigen Monat kann mein Schicksal ändern und entscheiden — geschieht es nicht, so muß ich sterben, weil ich dich nicht unglücklich machen will." — Sie verbarg weinend ihr Haupt an meiner Brust. „Ändert sich dein Schicksal, laß mich nur dich glücklich wissen, ich habe keinen Anspruch an dich. — Bist du elend, binde mich an dein Elend, daß ich es dir tragen helfe."

„Mädchen, Mädchen, nimm es zurück, das rasche Wort, das thörichte, das deinen Lippen entflohen — und kennst du es, dieses Elend, kennst du ihn, diesen Fluch? Weißt du, wer dein Geliebter — — was er —? — Siehst du mich nicht krampfhaft zusammenschaudern und vor dir ein Geheimnis haben?" Sie fiel schluchzend mir zu Füßen und wiederholte mit Eidschwur ihre Bitte. —

Ich erklärte mich gegen den hereintretenden Forstmeister,

meine Absicht sei, am Ersten des nächstkünftigen Monats um die Hand seiner Tochter anzuhalten — ich setzte diese Zeit fest, weil sich bis dahin manches ereignen dürfte, was Einfluß auf mein Schicksal haben könnte. Unwandelbar sei nur meine Liebe zu seiner Tochter. —

Der gute Mann erschrak ordentlich, als er solche Worte aus dem Munde des Grafen Peter vernahm. Er fiel mir um den Hals und ward wieder ganz verschämt, sich vergessen zu haben. Nun fiel es ihm ein, zu zweifeln, zu erwägen und zu forschen; er sprach von Mitgift, von Sicherheit, von Zukunft für sein liebes Kind. Ich dankte ihm, mich daran zu mahnen. Ich sagte ihm, ich wünsche in dieser Gegend, wo ich geliebt zu sein schien, mich anzusiedeln und ein sorgenfreies Leben zu führen. Ich bat ihn, die schönsten Güter, die im Lande ausgeboten wurden, unter dem Namen seiner Tochter zu kaufen und die Bezahlung auf mich anzuweisen. Es könne darin ein Vater dem Liebenden am besten dienen. — Es gab ihm viel zu thun, denn überall war ihm ein Fremder zuvorgekommen; er kaufte auch nur für ungefähr eine Million.

Daß ich ihn damit beschäftigte, war im Grunde eine unschuldige List, um ihn zu entfernen, und ich hatte schon ähnliche mit ihm gebraucht; denn ich muß gestehen, daß er etwas lästig war. Die gute Mutter war dagegen etwas taub und nicht, wie er, auf die Ehre eifersüchtig, den Herrn Grafen zu unterhalten.

Die Mutter kam hinzu, die glücklichen Leute drangen in mich, den Abend länger unter ihnen zu bleiben; ich durfte keine Minute weilen, ich sah schon den aufgehenden Mond am Horizonte dämmern. — Meine Zeit war um. —

Am nächsten Abend ging ich wieder nach dem Förstergarten. Ich hatte den Mantel weit über die Schulter geworfen, den Hut tief in die Augen gedrückt, ich ging auf Mina zu; wie sie aufsah und mich anblickte, machte sie eine unwillkürliche Bewegung; da stand mir wieder klar vor der Seele die Erscheinung jener schaurigen Nacht, wo ich mich im Mondschein ohne Schatten gezeigt. Sie war es wirklich. Hatte sie mich aber auch jetzt erkannt? Sie war still und gedankenvoll — mir lag es zentnerschwer auf der Brust

10. „Sicherheit, von Zukunft", korr. aus Sicherheit für Zukunft. Hi — 15 f. „er kaufte ... Million", er konnte auch nur für einige hundert tausend Dukaten auftreiben. Hi — 32 „unwillkürliche", korr. aus unerklärliche. Hi.

— ich stand von meinem Sitz auf. Sie warf sich stille weinend an meine Brust. Ich ging.

Nun fand ich sie öfters in Thränen; mir ward's finster und finsterer um die Seele, — nur die Eltern schwammen in überschwenglicher Glückseligkeit; der verhängnisvolle Tag rückte heran, bang und dumpf wie eine Gewitterwolke. Der Vorabend war da — ich konnte kaum mehr atmen. Ich hatte vorsorglich einige Kisten mit Gold angefüllt; ich wachte die zwölfte Stunde heran. — Sie schlug. —

Nun saß ich da, das Auge auf die Zeiger der Uhr gerichtet, die Sekunden, die Minuten zählend wie Dolchstiche. Bei jedem Lärm, der sich regte, fuhr ich auf; der Tag brach an. Die bleiernen Stunden verdrängten einander; es ward Mittag, Abend, Nacht; es rückten die Zeiger, welkte die Hoffnung; es schlug elf, und nichts erschien; die letzten Minuten der letzten Stunde fielen, und nichts erschien; es schlug der erste Schlag, der letzte Schlag der zwölften Stunde, und ich sank hoffnungslos in unendlichen Thränen auf mein Lager zurück. Morgen sollt' ich — auf immer schattenlos, um die Hand der Geliebten anhalten; ein banger Schlaf drückte mir gegen den Morgen die Augen zu.

V.

Es war noch früh, als mich Stimmen weckten, die sich in meinem Vorzimmer, in heftigem Wortwechsel, erhoben. Ich horchte auf. — Bendel verbot meine Thür; Rascal schwur hoch und teuer, keine Befehle von seinesgleichen anzunehmen und bestand darauf, in meine Zimmer einzudringen. Der gütige Bendel verwies ihm, daß solche Worte, falls sie zu meinen Ohren kämen, ihn um einen vorteilhaften Dienst bringen würden. Rascal drohte, Hand an ihn zu legen, wenn er ihm den Eingang noch länger vertreten wollte.

Ich hatte mich halb angezogen; ich riß zornig die Thür auf und fuhr auf Rascal zu — „Was willst du, Schurke — —" er trat zwei Schritte zurück und antwortete ganz kalt: „Sie unter-

5. „verhängnisvolle", korr. aus schicksalige, Hs.; schicksalig auch Werke 5², 175 im Briefe an Varnhagen vom 28. Sept. 1806. — 15. „der .. Stunde", korr. aus „die .. Stunden", Hs. — 23. „Vorzimmer", korr. aus Wohnzimmer, Hs. — 27f. „meinen Ohren", meinem Ohre, Hs.

thänigst bitten, Herr Graf, mich doch einmal Ihren Schatten sehen zu lassen, — die Sonne scheint eben so schön auf dem Hofe." —

Ich war wie vom Donner gerührt. Es dauerte lange, bis ich die Sprache wieder fand. — „Wie kann ein Knecht gegen seinen Herrn —?" Er fiel mir ganz ruhig in die Rede: „Ein Knecht kann ein sehr ehrlicher Mann sein und einem Schattenlosen nicht dienen wollen; ich ford're meine Entlassung." Ich mußte andere Saiten aufziehen. „Aber Rascal, lieber Rascal, wer hat dich auf die unglückliche Idee gebracht? wie kannst du denken — —?" Er fuhr im selben Tone fort: „Es wollen Leute behaupten, Sie hätten keinen Schatten — und kurz, Sie zeigen mir Ihren Schatten oder geben mir meine Entlassung."

Bendel, bleich und zitternd, aber besonnener als ich, machte mir ein Zeichen; ich nahm zu dem alles beschwichtigenden Golde meine Zuflucht, — auch das hatte seine Macht verloren — er warf's mir vor die Füße: „Von einem Schattenlosen nehme ich nichts an." Er kehrte mir den Rücken und ging, den Hut auf dem Kopf, ein Liedchen pfeifend, langsam aus dem Zimmer. Ich stand mit Bendel da wie versteint, gedanken- und regungslos ihm nachsehend.

Schwer aufseufzend und den Tod im Herzen, schickt' ich mich endlich an, mein Wort zu lösen und, wie ein Verbrecher vor seinen Richtern, in dem Förstergarten zu erscheinen. Ich stieg in der dunklen Laube ab, welche nach mir benannt war, und wo sie mich auch diesmal erwarten mußten. Die Mutter kam mir sorgenfrei und freudig entgegen. Mina saß da, bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt und gleich in bittres Wasser zerfließen wird. Der Forstmeister, ein geschriebenes Blatt in der Hand, ging heftig auf und ab und schien vieles in sich zu unterdrücken, was, mit fliegender Röte und Bläße wechselnd, sich auf seinem sonst unbeweglichen Gesichte malte. Er kam auf mich zu, als ich hereintrat, und verlangte mit oft unterbrochenen Worten, mich allein zu sprechen. Der Gang, auf den er mich ihm zu folgen einlud, führte nach einem freien, besonnten Teile des Gartens — ich ließ mich stumm auf einen Sitz nieder, und es erfolgte ein langes Schweigen, das selbst die gute Mutter nicht zu unterbrechen wagte.

8. „aufziehen", korr. aus „aufspannen", Hs. — 9. „unglückliche", unglückselige, Hs. — 32. „verlangte ... zu sprechen", begehrte ... sprechen zu wollen, Hs. — 36 „unterbrechen", korr. aus „brechen", Hs.

Der Forstmeister stürmte immer noch ungleichen Schrittes die Laube auf und ab; er stand mit einem Mal vor mir still, blickte ins Papier, das er hielt, und fragte mich mit prüfendem Blick: „Sollte Ihnen, Herr Graf, ein gewisser Peter Schlemihl wirklich nicht unbekannt sein?“ Ich schwieg — „Ein Mann von vorzüglichem Charakter und von besonderen Gaben —“ Er erwartete eine Antwort. — „Und wenn ich selber der Mann wäre?“ — „Dem,“ fügte er heftig hinzu, „sein Schatten abhanden gekommen ist!!“ — „O, meine Ahnung, meine Ahnung!“ rief Mina aus, „ja, ich weiß es längst, er hat keinen Schatten!“ und sie warf sich in die Arme der Mutter, welche erschreckt, sie krampfhaft an sich schließend, ihr Vorwürfe machte, daß sie zum Unheil solch ein Geheimnis in sich verschlossen. Sie aber war, wie Arethusa, in einen Thränenquell gewandelt, der beim Klang meiner Stimme häufiger floß und bei meinem Nahen stürmisch aufbrauste

„Und Sie haben,“ hub der Forstmeister grimmig wieder an, „und Sie haben mit unerhörter Frechheit diese und mich zu betrügen keinen Anstand genommen; und Sie geben vor, sie zu lieben, die Sie so weit heruntergebracht haben? Sehen Sie, wie sie da weint und ringt. O schrecklich, schrecklich!“ —

Ich hatte dergestalt alle Besinnung verloren, daß ich, wie irre redend, anfing: Es wäre doch am Ende ein Schatten nichts als ein Schatten, man könne auch ohne das fertig werden, und es wäre nicht der Mühe wert, solchen Lärm davon zu erheben. Aber ich fühlte so sehr den Ungrund von dem, was ich sprach, daß ich von selbst aufhörte, ohne daß er mich einer Antwort gewürdigt. Ich fügte noch hinzu: was man einmal verloren, könne man ein andermal wieder finden.

Er fuhr mich zornig an. — „Gestehen Sie mir's, mein Herr, gestehen Sie mir's, wie sind Sie um Ihren Schatten gekommen?“ Ich mußte wieder lügen: „Es trat mir dereinst ein ungeschlachter Mann so flämisch in meinen Schatten, daß er ein großes Loch darein riß — ich habe ihn nur zum Ausbessern gegeben, denn Gold vermag viel; ich habe ihn schon gestern wieder bekommen sollen.“ —

„Wohl, mein Herr, ganz wohl!“ erwiderte der Forstmeister, „Sie werben um meine Tochter, das thun auch andere, ich habe

12. „machte“, korr. aus „that“, Hs. — 15. „Nahen“, Namen, Hs. — 24. „das“, korr. aus „dies“, Hs.

als ein Vater für sie zu sorgen, ich gebe Ihnen drei Tage Frist, binnen welcher Sie sich nach einem Schatten umthun mögen; erscheinen Sie binnen drei Tagen vor mir mit einem wohlangepaßten Schatten, so sollen Sie mir willkommen sein; am vierten Tage aber — das sag' ich Ihnen — ist meine Tochter die Frau eines andern." — Ich wollte noch versuchen, ein Wort an Mina zu richten; aber sie schloß sich, heftiger schluchzend, fester an ihre Mutter, und diese winkte mir stillschweigend, mich zu entfernen. Ich schwankte hinweg, und mir war's, als schlösse sich hinter mir die Welt zu.

Der liebevollen Aufsicht Bendels entsprungen, durchschweifte ich in irrem Lauf Wälder und Fluren. Angstschweiß troff von meiner Stirne, ein dumpfes Stöhnen entrang sich meiner Brust, in mir tobte Wahnsinn. —

Ich weiß nicht, wie lange es so gedauert haben mochte, als ich mich auf einer sonnigen Heide beim Ärmel anhalten fühlte. — Ich stand still und sah mich um — — es war der Mann im grauen Rock, der sich nach mir außer Atem gelaufen zu haben schien. Er nahm sogleich das Wort:

„Ich hatte mich auf den heutigen Tag angemeldet, Sie haben die Zeit nicht erwarten können. Es steht aber alles noch gut; Sie nehmen Rat an, tauschen Ihren Schatten wieder ein, der Ihnen zu Gebote steht, und kehren sogleich wieder um. Sie sollen in dem Förstergarten willkommen sein, und alles ist nur ein Scherz gewesen: den Rascal, der Sie verraten hat und um Ihre Braut wirbt, nehm' ich auf mich; der Kerl ist reif."

Ich stand noch wie im Schlafe da. — „Auf den heutigen Tag angemeldet —?" Ich überdachte noch einmal die Zeit — er hatte Recht, ich hatte mich stets um einen Tag verrechnet. Ich suchte mit der rechten Hand nach dem Seckel auf meiner Brust, — er erriet meine Meinung und trat zwei Schritte zurück.

„Nein, Herr Graf, der ist in zu guten Händen, den behalten Sie." — Ich sah ihn mit stieren Augen, verwundert fragend an; er fuhr fort: „Ich erbitte mir bloß eine Kleinigkeit zum Andenken: Sie sind nur so gut und unterschreiben mir den Zettel da." — Auf dem Pergament standen die Worte:

„Kraft dieser meiner Unterschrift vermache ich dem Inhaber dieses meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leibe."

Ich sah mit stummem Staunen die Schrift und den grauen Unbekannten abwechselnd an. — Er hatte unterdessen mit einer neu geschnittenen Feder einen Tropfen Bluts aufgefangen, der mir aus einem frischen Dornenriß auf die Hand floß, und hielt sie mir hin. —

„Wer sind Sie denn?" frug ich ihn endlich. „Was thut's," gab er mir zur Antwort, „und sieht man es mir nicht an? Ein armer Teufel, gleichsam so eine Art von Gelehrten und Physikus, der von seinen Freunden für vortreffliche Künste schlechten Dank erntet, und für sich selber auf Erden keinen andern Spaß hat als sein bißchen Experimentieren — aber unterschreiben Sie doch. Rechts, da unten: Peter Schlemihl."

Ich schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, das unterschreibe ich nicht." — „Nicht?" wiederholte er verwundert, „und warum nicht?" —

„Es scheint mir doch gewissermaßen bedenklich, meine Seele an meinen Schatten zu setzen." — — „So, so!" wiederholte er, „bedenklich," und er brach in ein lautes Gelächter gegen mich aus. „Und, wenn ich fragen darf, was ist denn das für ein Ding, Ihre Seele? Haben Sie es je gesehen, und was denken Sie damit anzufangen, wenn Sie einst tot sind? Seien Sie doch froh einen Liebhaber zu finden, der Ihnen bei Lebenszeit noch den Nachlaß dieses X, dieser galvanischen Kraft oder polarisierenden Wirksamkeit, und was alles das närrische Ding sein soll, mit etwas Wirklichem bezahlen will, nämlich mit Ihrem leibhaftigen Schatten, durch den Sie zu der Hand Ihrer Geliebten und zu der Erfüllung aller Ihrer Wünsche gelangen können. Wollen Sie lieber selbst das arme junge Blut dem niederträchtigen Schurken, dem Rascal, zustoßen und ausliefern? — Nein, das müssen Sie doch mit eigenen Augen ansehen; kommen Sie, ich leihe Ihnen die Tarnkappe hier" (er zog etwas aus der Tasche), „und wir wallfahrten ungesehen nach dem Förstergarten." —

Ich muß gestehen, daß ich mich überaus schämte, von diesem Manne ausgelacht zu werden. Er war mir von Herzensgrunde verhaßt, und ich glaube, daß mich dieser persönliche Widerwille mehr als Grundsätze oder Vorurteile abhielt, meinen Schatten, so

13. „Verzeihen", korr. aus „Schreiben", Hs. — 21. „wenn Sie einst", wann Sie erst, Hs. — 23. „polarisierenden", korr. aus „palatisierenden", dann „galvanisierenden", Hs.

notwendig er mir auch war, mit der begehrten Unterschrift zu erkaufen. Auch war mir der Gedanke unerträglich, den Gang, den er mir antrug, in seiner Gesellschaft zu unternehmen. Diesen häßlichen Schleicher, diesen hohnlächelnden Kobold, zwischen mich und meine Geliebte, zwei blutig zerrissene Herzen, spöttisch hintreten zu sehen, empörte mein innigstes Gefühl. Ich nahm, was geschehen war, als verhängt an, mein Elend als unabwendbar, und mich zu dem Manne kehrend, sagte ich ihm:

„Mein Herr, ich habe Ihnen meinen Schatten für diesen an sich sehr vorzüglichen Säckel verkauft, und es hat mich genug gereut. Kann der Handel zurückgehen, in Gottes Namen!" Er schüttelte mit dem Kopf und zog ein sehr finsteres Gesicht. Ich fuhr fort: — „So will ich Ihnen auch weiter nichts von meiner Habe verkaufen, sei es auch um den angebotenen Preis meines Schattens, und unterschreibe also nichts. Daraus läßt sich auch abnehmen, daß die Verkappung, zu der Sie mich einladen, ungleich belustigender für Sie als für mich ausfallen müßte; halten Sie mich also für entschuldigt, und da es einmal nicht anders ist, — laßt uns scheiden!" —

„Es ist mir leid, Monsieur Schlemihl, daß Sie eigensinnig das Geschäft von der Hand weisen, das ich Ihnen freundschaftlich anbot. Indessen, vielleicht bin ich ein andermal glücklicher. Auf baldiges Wiedersehen! — A propos, erlauben Sie mir noch, Ihnen zu zeigen, daß ich die Sachen, die ich kaufe, keineswegs verschimmeln lasse, sondern in Ehren halte, und daß sie bei mir gut aufgehoben sind." —

Er zog sogleich meinen Schatten aus seiner Tasche, und ihn mit einem geschickten Wurf auf der Heide entfaltend, breitete er ihn auf der Sonnenseite zu seinen Füßen aus, so, daß er zwischen den beiden ihm aufwartenden Schatten, dem meinen und dem seinen, daher ging; denn meiner mußte ihm gleichfalls gehorchen und nach allen seinen Bewegungen sich richten und bequemen.

Als ich nach so langer Zeit einmal meinen armen Schatten wieder sah, und ihn zu solchem schnöden Dienst herabgewürdigt fand, eben als ich um seinetwillen in so namenloser Not war, da brach mir das Herz, und ich fing bitterlich zu weinen an. Der Verhaßte stolzierte mit dem mir abgejagten Raube und erneuerte unverschämt seinen Antrag:

16. „einladen", gefälligst einladen, Hi. — 27. „sogleich", korr. aus zugleich, Hi.

„Noch ist er für Sie zu haben; ein Federzug, und Sie retten damit die unglückliche Mina aus des Schuftes Klauen in des hochgeehrten Herrn Grafen Arme — wie gesagt, nur ein Federzug.“ Meine Thränen brachen mit erneuerter Kraft hervor; aber ich wandte mich weg und winkte ihm, sich zu entfernen.

Bendel, der voller Sorgen meine Spuren bis hieher verfolgt hatte, traf in diesem Augenblicke ein. Als mich die treue, fromme Seele weinend fand und meinen Schatten — denn er war nicht zu verkennen — in der Gewalt des wunderlichen grauen Unbekannten sah, beschloß er gleich, sei es auch mit Gewalt, mich in den Besitz meines Eigentums wieder herzustellen, und da er selbst mit dem zarten Dinge nicht umzugehen verstand, griff er gleich den Mann mit Worten an, und ohne vieles Fragen gebot er ihm stracks, mir das Meine unverzüglich verabfolgen zu lassen. Dieser, statt aller Antwort, kehrte dem unschuldigen Burschen den Rücken und ging. Bendel aber erhob den Kreuzdornknüttel, den er trug, und ihm auf den Fersen folgend, ließ er ihn schonungslos unter wiederholtem Befehl, den Schatten herzugeben, die volle Kraft seines nervichten Armes fühlen. Jener, als sei er solcher Behandlung gewohnt, bückte den Kopf, wölbte die Schultern und zog stillschweigend ruhigen Schrittes seinen Weg über die Heide weiter, mir meinen Schatten zugleich und meinen treuen Diener entführend. Ich hörte lange noch den dumpfen Schall durch die Einöde dröhnen, bis er sich endlich in der Entfernung verlor. Einsam war ich, wie vorher, mit meinem Unglück.

VI.

Allein zurückgeblieben auf der öden Heide, ließ ich unendlichen Thränen freien Lauf, mein armes Herz von namenloser, banger Last erleichternd. Aber ich sah meinem überschwenglichen Elend keine Grenzen, keinen Ausgang, kein Ziel, und ich sog besonders mit grimmigem Durst an dem neuen Gifte, das der Unbekannte in meine Wunden gegossen Als ich Minas Bild vor meine Seele rief, und die geliebte, süße Gestalt bleich und in Thränen mir erschien, wie ich sie zuletzt in meiner Schmach gesehen, da trat frech und höhnend Rascals Schemen zwischen sie und mich;

19. „Kraft“, Gewalt, Hs.

ich verhüllte mein Gesicht und floh durch die Einöde; aber die scheußliche Erscheinung gab mich nicht frei, sondern verfolgte mich im Laufe, bis ich atemlos an den Boden sank und die Erde mit erneuertem Thränenquell befeuchtete.

Und alles um einen Schatten! Und diesen Schatten hätte mir ein Federzug wieder erworben. Ich überdachte den befremdenden Antrag und meine Weigerung. Es war wüst in mir, ich hatte weder Urteil noch Fassungsvermögen mehr.

Der Tag verging. Ich stillte meinen Hunger mit wilden Früchten, meinen Durst im nächsten Bergstrom; die Nacht brach ein, ich lagerte mich unter einem Baum. Der feuchte Morgen weckte mich aus einem schweren Schlaf, in dem ich mich selber wie im Tode röcheln hörte. Bendel mußte meine Spur verloren haben, und es freute mich, es zu denken. Ich wollte nicht unter die Menschen zurückkehren, vor welchen ich schreckhaft floh, wie das scheue Wild des Gebirges. So verlebte ich drei bange Tage.

Ich befand mich am Morgen des vierten auf einer sandigen Ebene, welche die Sonne beschien, und saß auf Felsentrümmern in ihrem Strahl; denn ich liebte jetzt, ihren lang' entbehrten Anblick zu genießen. Ich nährte still mein Herz mit seiner Verzweiflung. Da schreckte mich ein leises Geräusch auf; ich warf, zur Flucht bereit, den Blick um mich her, ich sah niemand: aber es kam auf dem sonnigen Sande an mir vorbei geglitten ein Menschenschatten, dem meinigen nicht unähnlich, welcher, allein daher wandelnd, von seinem Herrn abgekommen zu sein schien.

Da erwachte in mir ein mächtiger Trieb: Schatten, dacht' ich, suchst du deinen Herrn? der will ich sein. Und ich sprang hinzu, mich seiner zu bemächtigen; ich dachte nämlich, daß, wenn es mir glückte, in seine Spur zu treten, so, daß er mir an die Füße käme, er wohl daran hängen bleiben würde und sich mit der Zeit an mich gewöhnen.

Der Schatten, auf meine Bewegung, nahm vor mir die Flucht, und ich mußte auf den leichten Flüchtling eine angestrengte Jagd beginnen, zu der mich allein der Gedanke, mich aus der furchtbaren Lage, in der ich war, zu retten, mit hinreichenden Kräften ausrüsten konnte. Er floh einem freilich noch entfernten Walde zu, in dessen Schatten ich ihn notwendig hätte verlieren müssen; —

2 „scheußliche", Manuskript, korr. aus „fürchterliche". — 10 „bange", korr. Hi — 18 „Leichnam", Hall beiden, Hi

ich sah's, ein Schreck durchzuckte mir das Herz, fachte meine Begierde an, beflügelte meinen Lauf — ich gewann sichtbarlich auf den Schatten, ich kam ihm nach und nach näher, ich mußte ihn erreichen. Nun hielt er plötzlich an und kehrte sich nach mir um. Wie der Löwe auf seine Beute, so schoß ich mit einem gewaltigen Sprunge hinzu, um ihn in Besitz zu nehmen — und traf unerwartet und hart auf körperlichen Widerstand. Es wurden mir unsichtbar die unerhörtesten Rippenstöße erteilt, die wohl je ein Mensch gefühlt hat.

Die Wirkung des Schreckens war in mir, die Arme krampfhaft zuzuschlagen und fest zu drücken, was ungesehen vor mir stand. Ich stürzte in der schnellen Handlung vorwärts gestreckt auf den Boden; rückwärts aber unter mir ein Mensch, den ich umfaßt hielt, und der jetzt erst sichtbar erschien.

Nun ward mir auch das ganze Ereignis sehr natürlich erklärbar. Der Mann mußte das unsichtbare Vogelnest, welches den, der es hält, nicht aber seinen Schatten, unsichtbar macht, erst getragen und jetzt weggeworfen haben. Ich spähete mit dem Blick umher, entdeckte gar bald den Schatten des unsichtbaren Nestes selbst, sprang auf und hinzu und verfehlte nicht den teuern Raub. Ich hielt unsichtbar, schattenlos das Nest in den Händen.

Der schnell sich aufrichtende Mann, sich sogleich nach seinem beglückten Bezwinger umsehend, erblickte auf der weiten sonnigen Ebene weder ihn, noch dessen Schatten, nach dem er besonders ängstlich umher lauschte. Denn daß ich an und für mich schattenlos war, hatte er vorher nicht Muße gehabt zu bemerken, und konnte es nicht vermuten. Als er sich überzeugt, daß jede Spur verschwunden, kehrte er in der höchsten Verzweiflung die Hand gegen sich selber und raufte sich das Haar aus. Mir aber gab der errungene Schatz die Möglichkeit und die Begierde zugleich, mich wieder unter die Menschen zu mischen. Es fehlte mir nicht an Vorwand gegen mich selber, meinen schnöden Raub zu beschönigen, oder vielmehr, ich bedurfte solches nicht, und jedem Gedanken der Art zu entweichen, eilte ich hinweg, nach dem Unglücklichen nicht zurückschauend, dessen ängstliche Stimme ich mir

2 f. „ich gewann ... auf den Schatten", Gallicismus: gagner sur ...; in der Hs. wiederhergestellt nach einer Korrektur: „ich gewann dem Schatten den Vorsprung ab." — 3. „nach und nach näher", nah und näher, Hs. — 16. „Vogelnest". Über das unsichtbare Vogelnest vgl. „Das wunderbare Vogelnest" von Grimmelshausen D. N.-L. 35, 139. — 33. „ſolches", solchen, Hs.

noch lange nachschallen hörte. So wenigstens kamen mir damals alle Umstände dieses Ereignisses vor.

Ich brannte, nach dem Försteregarten zu gehen und durch mich selbst die Wahrheit dessen zu erkennen, was mir jener Verhaßte verkündigt hatte; ich wußte aber nicht, wo ich war; ich bestieg, um mich in der Gegend umzuschauen, den nächsten Hügel; ich sah von seinem Gipfel das nahe Städtchen und den Försteregarten zu meinen Füßen liegen. — Heftig klopfte mir das Herz, und Thränen einer andern Art, als die ich bis dahin vergossen, traten mir in die Augen: ich sollte sie wiedersehen. — Bange Sehnsucht beschleunigte meine Schritte auf dem richtigsten Pfad hinab. Ich kam ungesehen an einigen Bauern vorbei, die aus der Stadt kamen. Sie sprachen von mir, Rascaln und dem Förster; ich wollte nichts anhören, ich eilte vorüber.

Ich trat in den Garten, alle Schauer der Erwartung in der Brust — mir schallte es wie ein Lachen entgegen, mich schauderte, ich warf einen schnellen Blick um mich her; ich konnte niemanden entdecken. Ich schritt weiter vor, mir war's, als vernähme ich neben mir ein Geräusch wie von Menschentritten; es war aber nichts zu sehen: ich dachte mich von meinem Ohre getäuscht. Es war noch früh, niemand in Graf Peters Laube, noch leer der Garten; ich durchschweifte die bekannten Gänge, ich drang bis nach dem Wohnhause vor. Dasselbe Geräusch verfolgte mich vernehmlicher. Ich setzte mich mit angstvollem Herzen auf eine Bank, die im sonnigen Raume der Hausthür gegenüber stand. Es ward mir, als hörte ich den ungesehenen Kobold sich hohnlachend neben mich setzen. Der Schlüssel ward in der Thür gedreht, sie ging auf, der Forstmeister trat heraus, mit Papieren in der Hand. Ich fühlte mir wie Nebel über den Kopf ziehn, ich sah mich um, und — Entsetzen! — der Mann im grauen Rock saß neben mir, mit satanischem Lächeln auf mich blickend. — Er hatte mir seine Tarnkappe mit über den Kopf gezogen, zu seinen Füßen lagen sein und mein Schatten friedlich neben einander; er spielte nachlässig mit dem bekannten Pergament, das er in der Hand hielt, und indem der Forstmeister mit den Papieren beschäftigt im Schatten der Laube auf- und abging — beugte er sich vertraulich zu meinem Ohr und flüsterte mir die Worte:

19 „Menschentritten", korr. aus Mannestritten. Hi

„So hätten Sie denn doch meine Einladung angenommen, und da säßen wir einmal zwei Köpfe unter einer Kappe. — Schon recht! schon recht! Nun geben Sie mir aber auch mein Vogelnest zurück; Sie brauchen es nicht mehr und sind ein zu ehrlicher Mann, um es mir vorenthalten zu wollen — doch keinen Dank dafür, ich versichere Sie, daß ich es Ihnen von Herzen gern geliehen habe." — Er nahm es unweigerlich aus meiner Hand, steckte es in die Tasche und lachte mich abermals aus, und zwar so laut, daß sich der Forstmeister nach dem Geräusch umsah. — Ich saß wie versteinert da.

„Sie müssen mir doch gestehen," fuhr er fort, „daß so eine Kappe viel bequemer ist. Sie deckt doch nicht nur ihren Mann, sondern auch seinen Schatten mit und noch so viele andere, als er mitzunehmen Lust hat. Sehen Sie, heute führ' ich wieder ihrer zwei." — Er lachte wieder. „Merken Sie sich's, Schlemihl, was man anfangs mit Gutem nicht will, das muß man am Ende doch gezwungen. Ich dächte noch, Sie kauften mir das Ding ab, nähmen die Braut zurück, — denn noch ist es Zeit — und wir ließen den Rascal am Galgen baumeln; das wird uns ein Leichtes, so lange es uns am Stricke nicht fehlt. — Hören Sie, ich gebe Ihnen noch meine Mütze in den Kauf."

Die Mutter trat heraus, und das Gespräch begann. — „Was macht Mina?" — „Sie weint." — „Einfältiges Kind! Es ist doch nicht zu ändern!" — „Freilich nicht; aber sie so früh einem andern zu geben — — O Mann, du bist grausam gegen dein eigenes Kind." — „Nein, Mutter, das siehst du sehr falsch. Wenn sie, noch bevor sie ihre doch kindischen Thränen ausgeweint hat, sich als die Frau eines sehr reichen und geehrten Mannes findet, wird sie getröstet aus ihrem Schmerze wie aus einem Traum erwachen und Gott und uns danken; das wirst du sehen!" — „Gott gebe es!" — „Sie besitzt freilich jetzt sehr ansehnliche Güter; aber nach dem Aufsehen, das die unglückliche Geschichte mit dem Abenteurer gemacht hat, glaubst du, daß sich sobald eine andere, für sie so passende Partie als der Herr Rascal finden möchte? Weißt du, was für ein Vermögen er besitzt, der Herr Rascal? Er hat für sechs Millionen Güter hier im Lande, frei von allen Schulden, bar bezahlt. Ich habe die Dokumente in Händen gehabt! Er war's, der mir überall das Beste vorweg genommen hat; und außerdem im Portefeuille Papiere

auf Thomas John für circa viertehalb Millionen." — „Er muß sehr viel gestohlen haben." — „Was sind das wieder für Reden! Er hat weislich gespart, wo verschwendet wurde." — „Ein Mann, der die Livree getragen hat." — „Dummes Zeug! Er hat doch einen untadeligen Schatten" — „Du hast recht; aber — —"

Der Mann im grauen Rock lachte und sah mich an. Die Thüre ging auf, und Mina trat heraus. Sie stützte sich auf den Arm einer Kammerfrau; stille Thränen flossen auf ihre schönen blassen Wangen. Sie setzte sich in einen Sessel, der für sie unter den Linden bereitet war, und ihr Vater nahm einen Stuhl neben ihr. Er faßte zärtlich ihre Hand und redete sie, die heftiger zu weinen anfing, mit zarten Worten an:

„Du bist mein gutes, liebes Kind, du wirst auch vernünftig sein, wirst nicht deinen alten Vater betrüben wollen, der nur dein Glück will; ich begreife es wohl, liebes Herz, daß es dich sehr erschüttert hat; du bist wunderbar deinem Unglücke entkommen! Bevor wir den schändlichen Betrug entdeckt, hast du diesen Unwürdigen sehr geliebt; siehe, Mina, ich weiß es, und mache dir keine Vorwürfe darüber. Ich selber, liebes Kind, habe ihn auch geliebt, so lange ich ihn für einen großen Herrn angesehen habe. Nun siehst du selber ein, wie anders alles geworden. Was! ein jeder Pudel hat ja seinen Schatten, und mein liebes einziges Kind sollte einen Mann — — Nein, du denkst auch gar nicht mehr an ihn. — Höre, Mina, nun wirbt ein Mann um dich, der die Sonne nicht scheut, ein geehrter Mann, der freilich kein Fürst ist, aber zehn Millionen, zehnmal mehr als du im Vermögen besitzt, ein Mann, der mein liebes Kind glücklich machen wird. Erwidere mir nichts, widersetze dich nicht, sei meine gute, gehorsame Tochter, laß deinen liebenden Vater für dich sorgen, deine Thränen trocknen. Versprich mir, dem Herrn Rascal deine Hand zu geben — Sage, willst du mir dies versprechen?" —

Sie antwortete mit erstorbener Stimme: „Ich habe keinen Willen, keinen Wunsch fürder auf Erden. Geschehe mit mir, was mein Vater will." Zugleich ward Herr Rascal angemeldet und trat frech in den Kreis. Mina lag in Ohnmacht. Mein verhaßter Gefährte blickte mich zornig an und flüsterte mir die schnellen Worte: „Und das könnten Sie erdulden! Was fließt Ihnen denn statt des Blutes in den Adern?" Er ritzte mir mit einer raschen

Bewegung eine leichte Wunde in die Hand, es floß Blut, er fuhr fort: „Wahrhaftig! rotes Blut! — So unterschreiben Sie!“ Ich hatte das Pergament und die Feder in Händen.

VII.

Ich werde mich deinem Urteile bloßstellen, lieber Chamisso, und es nicht zu bestechen suchen. Ich selbst habe lange strenges Gericht an mir selber vollzogen; denn ich habe den quälenden Wurm in meinem Herzen genährt. Es schwebte immerwährend dieser ernste Moment meines Lebens vor meiner Seele, und ich vermocht' es nur zweifelnden Blickes, mit Demut und Zerknirschung anzuschauen. — Lieber Freund, wer leichtsinnig nur den Fuß aus der geraden Straße setzt, der wird unversehens in andere Pfade abgeführt, die abwärts und immer abwärts ihn ziehen; er sieht dann umsonst die Leitsterne am Himmel schimmern, ihm bleibt keine Wahl, er muß unaufhaltsam den Abhang hinab und sich selbst der Nemesis opfern. Nach dem übereilten Fehltritt, der den Fluch auf mich geladen, hatt' ich durch Liebe frevelnd in eines andern Wesens Schicksal mich gedrängt; was blieb mir übrig, als, wo ich Verderben gesäet, wo schnelle Rettung von mir geheischt ward, eben rettend blindlings hinzuzuspringen? denn die letzte Stunde schlug. — Denke nicht so niedrig von mir, mein Adelbert, als zu meinen, es hätte mich irgend ein geforderter Preis zu teuer gedünkt, ich hätte mit irgend etwas, was nur mein war, mehr als eben mit Gold gekargt. — Nein, Adelbert; aber mit unüberwindlichem Hasse gegen diesen rätselhaften Schleicher auf krummen Wegen war meine Seele angefüllt. Ich mochte ihm unrecht thun, doch empörte mich jede Gemeinschaft mit ihm. — Auch hier trat, wie so oft schon in mein Leben und wie überhaupt so oft in die Weltgeschichte, ein Ereignis an die Stelle einer That. Später habe ich mich mit mir selber versöhnt. Ich habe erstlich die Notwendigkeit verehren lernen, und was ist mehr als die gethane That, das geschehene Ereignis, ihr Eigentum! Dann hab' ich auch diese Notwendigkeit als eine weise Fügung verehren lernen, die durch das gesamte große Getrieb' weht, darin wir bloß als mitwirkende, getriebene treibende Räder eingreifen; was

11. „nur den Fuß“, den Fuß nur, Hs. — 22. u. 24. „Adelbert“, Adalbert, Hs.

sein soll, muß geschehen, was sein sollte, geschah, und nicht ohne jene Fügung, die ich endlich noch in meinem Schicksale und dem Schicksale derer, die das meine mit angriff, verehren lernte.

Ich weiß nicht, ob ich es der Spannung meiner Seele unter dem Drange so mächtiger Empfindungen zuschreiben soll, ob der Erschöpfung meiner physischen Kräfte, die während der letzten Tage ungewohntes Darben geschwächt, ob endlich dem zerstörenden Aufruhr, den die Nähe dieses grauen Unholdes in meiner ganzen Natur erregte; genug, es befiel mich, als es an das Unterschreiben ging, eine tiefe Ohnmacht, und ich lag eine lange Zeit wie in den Armen des Todes.

Fußstampfen und Fluchen waren die ersten Töne, die mein Ohr trafen, als ich zum Bewußtsein zurückkehrte; ich öffnete die Augen, es war dunkel; mein verhaßter Begleiter war scheltend um mich bemüht. „Heißt das nicht wie ein altes Weib sich aufführen! — Man raffe sich auf und vollziehe frisch, was man beschlossen, oder hat man sich anders besonnen und will lieber greinen?“ — Ich richtete mich mühsam auf von der Erde, wo ich lag, und schaute schweigend um mich. Es war später Abend, aus dem hell erleuchteten Försterhause erscholl festliche Musik, einzelne Gruppen von Menschen wallten durch die Gänge des Gartens. Ein paar traten im Gespräche näher und nahmen Platz auf der Bank, worauf ich früher gesessen hatte. Sie unterhielten sich von der an diesem Morgen vollzogenen Verbindung des reichen Herrn Rascal mit der Tochter des Hauses. — Es war also geschehen.

Ich streifte mit der Hand die Tarnkappe des sogleich mir verschwindenden Unbekannten von meinem Haupte weg und eilte stillschweigend, in die tiefste Nacht des Gebüsches mich versenkend, den Weg über Graf Peters Laube einschlagend, dem Ausgange des Gartens zu. Unsichtbar aber geleitete mich mein Plagegeist, mich mit scharfen Worten verfolgend. „Das ist also der Dank für die Mühe, die man genommen hat, Monsieur, der schwache Nerven hat, den langen lieben Tag hindurch zu pflegen. Und man soll den Narren im Spiele abgeben. Gut, Herr Trotzkopf, fliehn Sie nur vor mir, wir sind doch unzertrennlich. Sie haben mein Gold und ich Ihren Schatten; das läßt uns beiden keine Ruhe. — Hat man je gehört, daß ein Schatten von seinem Herrn

3. „angriff“, ergriff, Hi. — 28. „versenkend“, korr. aus versiechend, Hi. — 30. „aber mich“, mich aber, Hi.

gelassen hätte? Ihrer zieht mich Ihnen nach, bis Sie ihn wieder zu Gnaden annehmen und ich ihn los bin. Was Sie versäumt haben, aus frischer Lust zu thun, werden Sie, nur zu spät, aus Überdruß und Langeweile nachholen müssen; man entgeht seinem Schicksale nicht." Er sprach aus demselben Tone fort und fort; ich floh umsonst, er ließ nicht nach, und immer gegenwärtig, redete er höhnend von Gold und Schatten. Ich konnte zu keinem eigenen Gedanken kommen.

Ich hatte durch menschenleere Straßen einen Weg nach meinem Hause eingeschlagen. Als ich davor stand und es ansah, konnte ich es kaum erkennen; hinter den eingeschlagenen Fenstern brannte kein Licht. Die Thüren waren zu, kein Dienervolk regte sich mehr darin. Er lachte laut auf neben mir: „Ja, ja, so geht's! Aber Ihren Bendel finden Sie wohl daheim; den hat man jüngst vorsorglich so müde nach Hause geschickt, daß er es wohl seitdem gehütet haben wird." Er lachte wieder. „Der wird Geschichten zu erzählen haben! — Wohlan denn! für heute gute Nacht, auf baldiges Wiedersehen!"

Ich hatte wiederholt geklingelt, es erschien Licht; Bendel frug von innen, wer geklingelt habe. Als der gute Mann meine Stimme erkannte, konnte er seine Freude kaum bändigen; die Thür flog auf, wir lagen weinend einander in den Armen. Ich fand ihn sehr verändert, schwach und krank; mir war aber das Haar ganz grau geworden.

Er führte mich durch die verödeten Zimmer nach einem innern, verschont gebliebenen Gemach; er holte Speise und Trank herbei, wir setzten uns; er fing wieder an zu weinen. Er erzählte mir, daß er letzthin den grau gekleideten dürren Mann, den er mit meinem Schatten angetroffen hatte, so lange und so weit geschlagen habe, bis er selbst meine Spur verloren und vor Müdigkeit hingesunken sei; daß nachher, wie er mich nicht wieder finden gekonnt, er nach Hause zurückgekehrt, wo bald darauf der Pöbel, auf Rascals Anstiften, herangestürmt, die Fenster eingeschlagen und seine Zerstörungslust gebüßt. So hatten sie an ihrem Wohlthäter gehandelt. Meine Dienerschaft war aus einander geflohen. Die örtliche Polizei hatte mich als verdächtig aus der Stadt verwiesen und mir eine Frist von vierundzwanzig Stunden festgesetzt, um deren

7. „redete er", redete, Hs., I. — 25. „verödeten", korr. aus öden, Hs.

Gebiet zu verlassen. Zu dem, was mir von Rascals Reichtum und Vermählung bekannt war, wußte er noch vieles hinzuzufügen. Dieser Bösewicht, von dem alles ausgegangen, was hier gegen mich geschehen war, mußte von Anbeginn mein Geheimnis besessen haben; es schien, er habe, vom Golde angezogen, sich an mich zu drängen gewußt und schon in der ersten Zeit einen Schlüssel zu jenem Goldschrank sich verschafft, wo er den Grund zu dem Vermögen gelegt, das noch zu vermehren er jetzt verschmähen konnte.

Das alles erzählte mir Bendel unter häufigen Thränen und weinte dann wieder vor Freuden, daß er mich wiedersah, mich wieder hatte, und daß, nachdem er lang gezweifelt, wohin das Unglück mich gebracht haben möchte, er mich es ruhig und gefaßt ertragen sah. Denn solche Gestaltung hatte nun die Verzweiflung in mir genommen. Ich sah mein Elend riesengroß, unwandelbar vor mir, ich hatte ihm meine Thränen ausgeweint, es konnte kein Geschrei mehr aus meiner Brust pressen, ich trug ihm kalt und gleichgiltig mein entblößtes Haupt entgegen.

„Bendel," hub ich an, „du weißt mein Los. Nicht ohne früheres Verschulden trifft mich schwere Strafe. Du sollst länger nicht, unschuldiger Mann, dein Schicksal an das meine binden; ich will es nicht. Ich reite die Nacht noch fort; sattle mir ein Pferd, ich reite allein; du bleibst, ich will's. Es müssen hier noch einige Kisten Goldes liegen, das behalte du. Ich werde allein unstät in der Welt wandern; wann mir aber je eine heitere Stunde wieder lacht und das Glück mich versöhnt anblickt, dann will ich deiner getreu gedenken; denn ich habe an deiner getreuen Brust in schweren, schmerzlichen Stunden geweint."

Mit gebrochenem Herzen mußte der Redliche diesem letzten Befehle seines Herrn, worüber er in der Seele erschrak, gehorchen, ich war seinen Bitten, seinen Vorstellungen taub, blind seinen Thränen; er führte mir das Pferd vor. Ich drückte noch einmal den Weinenden an meine Brust, schwang mich in den Sattel und entfernte mich unter dem Mantel der Nacht von dem Grabe meines Lebens, unbekümmert, welchen Weg mein Pferd mich führen werde; denn ich hatte weiter auf Erden kein Ziel, keinen Wunsch, keine Hoffnung.

21. „sattle", torr. aus hole, Hs.

VIII.

Es gesellte sich bald ein Fußgänger zu mir, welcher mich bat, nachdem er eine Weile neben meinem Pferde geschritten war, da wir doch denselben Weg hielten, einen Mantel, den er trug, hinten auf mein Pferd legen zu dürfen; ich ließ es stillschweigend geschehen. Er dankte mir mit leichtem Anstand für den leichten Dienst, lobte mein Pferd, nahm daraus Gelegenheit, das Glück und die Macht der Reichen hoch zu preisen, und ließ sich, ich weiß nicht wie, in eine Art von Selbstgespräch ein, bei dem er mich bloß zum Zuhörer hatte.

Er entfaltete seine Ansichten von dem Leben und der Welt und kam sehr bald auf die Metaphysik, an die die Forderung erging, das Wort aufzufinden, das aller Rätsel Lösung sei. Er setzte die Aufgabe mit vieler Klarheit aus einander und schritt fürder zu deren Beantwortung.

Du weißt, mein Freund, daß ich deutlich erkannt habe, seitdem ich den Philosophen durch die Schule gelaufen, daß ich zur philosophischen Spekulation keineswegs berufen bin, und daß ich mir dieses Feld völlig abgesprochen habe; ich habe seither vieles auf sich beruhen lassen, vieles zu wissen und zu begreifen Verzicht geleistet, und bin, wie du es mir selber geraten, meinem geraden Sinn vertrauend, der Stimme in mir, so viel es in meiner Macht gewesen, auf dem eigenen Wege gefolgt. Nun schien mir dieser Redekünstler mit großem Talent ein fest gefügtes Gebäude aufzuführen, das in sich selbst begründet sich emportrug und wie durch eine innere Notwendigkeit bestand. Nur vermißt' ich ganz in ihm, was ich eben darin hätte suchen wollen, und so ward es mir zu einem bloßen Kunstwerk, dessen zierliche Geschlossenheit und Vollendung dem Auge allein zur Ergötzung diente; aber ich hörte dem wohlberedten Manne gerne zu, der meine Aufmerksamkeit von meinen Leiden auf sich selbst abgelenkt, und ich hätte mich ihm willig ergeben, wenn er meine Seele wie meinen Verstand in Anspruch genommen hätte.

Mittlerweile war die Zeit hingegangen, und unbemerkt hatte schon die Morgendämmerung den Himmel erhellt; ich erschrak, als ich mit einem Mal aufblickte und im Osten die Pracht der

23. „auf dem eigenen Wege", auf den eigenen Weg, Hs. — 32. „willig", korr. aus völlig, Hs.

Farben sich entfalten sah, die die nahe Sonne verkünden, und gegen sie war in dieser Stunde, wo die Schlagschatten mit ihrer ganzen Ausdehnung prunken, kein Schutz, kein Bollwerk in der offenen Gegend zu ersehn! und ich war nicht allein! Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter und erschrak wieder. — Es war kein anderer als der Mann im grauen Rock.

Er lächelte über meine Bestürzung und fuhr fort, ohne mich zum Wort kommen zu lassen: „Laßt doch, wie es einmal in der Welt Sitte ist, unsern wechselseitigen Vorteil uns auf eine Weile verbinden; zu scheiden haben wir immer noch Zeit. Die Straße hier längs dem Gebirge, ob Sie gleich noch nicht daran gedacht haben, ist doch die einzige, die Sie vernünftigerweise einschlagen können; hinab in das Thal dürfen Sie nicht, und über das Gebirge werden Sie noch weniger zurückkehren wollen, von wo Sie hergekommen sind — diese ist auch gerade meine Straße. — Ich sehe Sie schon vor der aufgehenden Sonne erblassen. Ich will Ihnen Ihren Schatten auf die Zeit unsrer Gesellschaft leihen, und Sie dulden mich dafür in Ihrer Nähe; Sie haben so Ihren Beutel nicht mehr bei sich; ich will Ihnen gute Dienste leisten. Sie lieben mich nicht, das ist mir leid. Sie können mich darum doch benutzen. Der Teufel ist nicht so schwarz, als man ihn malt. Gestern haben Sie mich geärgert, das ist wahr; heute will ich's Ihnen nicht nachtragen, und ich habe Ihnen schon den Weg bis hierher verkürzt, das müssen Sie selbst gestehen. — Nehmen Sie doch nur einmal Ihren Schatten auf Probe wieder an."

Die Sonne war aufgegangen, auf der Straße kamen uns Menschen entgegen; ich nahm, obgleich mit innerlichem Widerwillen, den Antrag an. Er ließ lächelnd meinen Schatten zur Erde gleiten, der alsbald seine Stelle auf des Pferdes Schatten einnahm und lustig neben mir hertrabte. Mir war sehr seltsam zu Mut. Ich ritt an einem Trupp Landleute vorbei, die vor einem wohlhabenden Mann ehrerbietig mit entblößtem Haupte Platz machten. Ich ritt weiter und blickte gierigen Auges und klopfenden Herzens seitwärts vom Pferde herab auf diesen sonst meinen Schatten, den ich jetzt von einem Fremden, ja von einem Feinde, erborgt hatte.

Dieser ging unbekümmert nebenher und pfiff eben ein Lied-

8. „Laßt doch", Laßt uns doch, Hi. — 9. „unsern wechselseitigen Vorteil", unsere wechselseitige Vorteile, Hi. (korr. aus der Lesart des Textes). — 12. „ist doch", ist, Hi

chen. Er zu Fuß, ich zu Pferd', ein Schwindel ergriff mich, die Versuchung war zu groß, ich wandte plötzlich die Zügel, drückte beide Sporen an, und so in voller Karriere einen Seitenweg eingeschlagen; aber ich entführte den Schatten nicht, der bei der Wendung vom Pferde glitt und seinen gesetzmäßigen Eigentümer auf der Landstraße erwartete. Ich mußte beschämt umlenken, der Mann im grauen Rocke, als er ungestört sein Liedchen zu Ende gebracht, lachte mich aus, setzte mir den Schatten wieder zurecht und belehrte mich, er würde erst an mir festhangen und bei mir bleiben wollen, wenn ich ihn wiederum als rechtmäßiges Eigentum besitzen würde. „Ich halte Sie," fuhr er fort, „am Schatten fest, und Sie kommen mir nicht los. Ein reicher Mann, wie Sie, braucht einmal einen Schatten, das ist nicht anders; Sie sind nur darin zu tadeln, daß Sie es nicht früher eingesehen haben." —

Ich setzte meine Reise auf derselben Straße fort; es fanden sich bei mir alle Bequemlichkeiten des Lebens und selbst ihre Pracht wieder ein; ich konnte mich frei und leicht bewegen, da ich einen, obgleich nur erborgten Schatten besaß, und ich flößte überall die Ehrfurcht ein, die der Reichtum gebietet; aber ich hatte den Tod im Herzen. Mein wundersamer Begleiter, der sich selbst für den unwürdigen Diener des reichsten Mannes in der Welt ausgab, war von einer außerordentlichen Dienstfertigkeit, über die Maßen gewandt und geschickt, der wahre Inbegriff eines Kammerdieners für einen reichen Mann; aber er wich nicht von meiner Seite und führte unaufhörlich das Wort gegen mich, stets die größte Zuversicht an den Tag legend, daß ich endlich, sei es auch nur, um ihn los zu werden, den Handel mit dem Schatten abschließen würde. — Er war mir eben so lästig als verhaßt. Ich konnte mich ordentlich vor ihm fürchten. Ich hatte mich von ihm abhängig gemacht. Er hielt mich, nachdem er mich in die Herrlichkeit der Welt, die ich floh, zurückgeführt hatte. Ich mußte seine Beredsamkeit über mich ergehen lassen und fühlte schier, er habe recht. Ein Reicher muß in der Welt einen Schatten haben, und sobald ich den Stand behaupten wollte, den er mich wieder geltend zu machen verleitet hatte, war nur ein Ausgang zu ersehen. Dieses aber stand bei mir fest, nachdem ich meine Liebe hingeopfert, nachdem mir das Leben verblaßt war, wollt' ich meine

9. „an mir", korr. aus an mich, Hs. — 16. „ihre", die, Hs. — 37. „verblaßt", korr. aus verhaßt, Hs.

Seele nicht, sei es um alle Schätze der Welt, dieser Kreatur verschreiben. Ich wußte nicht, wie es enden sollte.

Wir saßen einst vor einer Höhle, welche die Fremden, die das Gebirg' bereisen, zu besuchen pflegen. Man hört dort das Gebrause unterirdischer Ströme aus ungemessener Tiefe heraufschallen, und kein Grund scheint den Stein, den man hineinwirft, in seinem hallenden Fall aufzuhalten. Er malte mir, wie er öfters that, mit verschwenderischer Einbildungskraft und im schimmernden Reize der glänzendsten Farben sorgfältig ausgeführte Bilder von dem, was ich in der Welt, kraft meines Säckels ausführen würde, wenn ich erst meinen Schatten wieder in meiner Gewalt hätte. Die Ellenbogen auf die Knie gestützt, hielt ich mein Gesicht in meinen Händen verborgen und hörte dem Falschen zu, das Herz zwiefach geteilt zwischen der Verführung und dem strengen Willen in mir. Ich konnte bei solchem innerlichen Zwiespalt länger nicht ausdauern und begann den entscheidenden Kampf:

„Sie scheinen, mein Herr, zu vergessen, daß ich Ihnen zwar erlaubt habe, unter gewissen Bedingungen in meiner Begleitung zu bleiben, daß ich mir aber meine völlige Freiheit vorbehalten habe." — „Wenn Sie befehlen, so pack' ich ein." Die Drohung war ihm geläufig. Ich schwieg; er setzte sich gleich daran, meinen Schatten wieder zusammenzurollen. Ich erblaßte; aber ich ließ es stumm geschehen. Es erfolgte ein langes Stillschweigen. Er nahm zuerst das Wort:

„Sie können mich nicht leiden, mein Herr, Sie hassen mich, ich weiß es; doch warum hassen Sie mich? Ist es etwa, weil Sie mich auf öffentlicher Straße angefallen und mir mein Vogelnest mit Gewalt zu rauben gemeint? Oder ist es darum, daß Sie mein Gut, den Schatten, den Sie Ihrer bloßen Ehrlichkeit anvertraut glaubten, mir diebischerweise zu entwenden gesucht haben? Ich meinerseits hasse Sie darum nicht; ich finde ganz natürlich, daß Sie alle Ihre Vorteile, List und Gewalt geltend zu machen suchen; daß Sie übrigens die allerstrengsten Grundsätze haben und wie die Ehrlichkeit selbst denken, ist eine Liebhaberei, wogegen ich auch nichts habe. — Ich denke in der That nicht so streng als Sie; ich handle bloß, wie Sie denken. Oder hab' ich Ihnen etwa irgend wann den Daumen auf die Gurgel gedrückt,

4. „hört", horte, Hi.

um Ihre werteste Seele, zu der ich einmal Lust habe, an mich zu bringen? Hab' ich von wegen meines ausgetauschten Säckels einen Diener auf Sie losgelassen? Hab' ich Ihnen damit durchzugehen versucht?" Ich hatte dagegen nichts zu erwidern; er fuhr fort: „Schon recht, mein Herr, schon recht! Sie können mich nicht leiden; auch das begreife ich wohl und verarge es Ihnen weiter nicht. Wir müssen scheiden, das ist klar, und auch Sie fangen an, mir sehr langweilig vorzukommen. Um sich also meiner ferneren beschämenden Gegenwart völlig zu entziehen, rate ich es Ihnen noch einmal: Kaufen Sie mir das Ding ab." — Ich hielt ihm den Säckel hin: „Um den Preis." — „Nein!" — Ich seufzte schwer auf und nahm wieder das Wort: „Auch also. Ich dringe darauf, mein Herr, laßt uns scheiden, vertreten Sie mir länger nicht den Weg auf einer Welt, die hoffentlich geräumig genug ist für uns beide." Er lächelte und erwiderte: „Ich gehe, mein Herr; zuvor aber will ich Sie unterrichten, wie Sie mir klingeln können, wenn Sie je Verlangen nach Ihrem unterthänigsten Knecht tragen sollten: Sie brauchen nur Ihren Säckel zu schütteln, daß die ewigen Goldstücke darinnen rasseln; der Ton zieht mich augenblicklich an. Ein jeder denkt auf seinen Vorteil in dieser Welt; Sie sehen, daß ich auf Ihren zugleich bedacht bin: denn ich eröffne Ihnen offenbar eine neue Kraft. — O, dieser Säckel! — Und hätten gleich die Motten Ihren Schatten schon aufgefressen, der würde noch ein starkes Band zwischen uns sein. Genug, Sie haben mich an meinem Gold, befehlen Sie auch in der Ferne über Ihren Knecht; Sie wissen, daß ich mich meinen Freunden dienstfertig genug erweisen kann, und daß die Reichen besonders gut mit mir stehen; Sie haben es selbst gesehen. — Nur Ihren Schatten, mein Herr, — das lassen Sie sich gesagt sein — nie wieder als unter einer einzigen Bedingung."

Gestalten der alten Zeit traten vor meine Seele. Ich frug ihn schnell: „Hatten Sie eine Unterschrift vom Herrn John?" — Er lächelte. — „Mit einem so guten Freund hab' ich es keineswegs nötig gehabt." — „Wo ist er? Bei Gott, ich will es wissen!" Er steckte zögernd die Hand in die Tasche, und daraus, bei den Haaren hervorgezogen, erschien Thomas Johns bleiche entstellte Gstalt, und die blauen Leichenlippen bewegten sich zu den schweren

16 f. „mir klingeln", mich herbeiklingeln, Hs. — 28. „haben", korr. aus haben wieder, Hs.

Worten: „Justo judicio Dei judicatus sum: justo judicio Dei condemnatus sum.“ Ich entsetzte mich, und schnell den klingenden Säckel in den Abgrund werfend, sprach ich zu ihm die letzten Worte: „So beschwör' ich dich im Namen Gottes, Entsetzlicher! hebe dich von dannen und lasse dich nie wieder vor meinen Augen blicken!“ Er erhob sich finster und verschwand sogleich hinter den Felsenmassen, die den wild bewachsenen Ort begrenzten.

IX.

Ich saß da ohne Schatten und ohne Geld; aber ein schweres Gewicht war von meiner Brust genommen, ich war heiter. Hätte ich nicht auch meine Liebe verloren, oder hätt' ich mich nur bei deren Verlust vorwurfsfrei gefühlt, ich glaube, ich hätte glücklich sein können — ich wußte aber nicht, was ich anfangen sollte. Ich durchsuchte meine Taschen und fand noch einige Goldstücke darin; ich zählte sie und lachte. — Ich hatte meine Pferde unten im Wirtshause; ich schämte mich, dahin zurückzukehren, ich mußte wenigstens den Untergang der Sonne erwarten; sie stand noch hoch am Himmel. Ich legte mich in den Schatten der nächsten Bäume und schlief ruhig ein.

Anmutige Bilder verwoben sich mir im luftigen Tanze zu einem gefälligen Traum. Mina, einen Blumenkranz in den Haaren, schwebte an mir vorüber und lächelte mich freundlich an. Auch der ehrliche Bendel war mit Blumen bekränzt und eilte mit freundlichem Gruße vorüber. Viele sah ich noch, und wie mich dünkt, auch dich, Chamisso, im fernen Gewühl; ein helles Licht schien, es hatte aber keiner einen Schatten, und was seltsamer ist, es sah nicht übel aus, — Blumen und Lieder, Liebe und Freude, unter Palmenhainen. — — Ich konnte die beweglichen, leicht verwehten, lieblichen Gestalten weder festhalten noch deuten; aber ich weiß, daß ich gerne solchen Traum träumte und mich vor dem Erwachen in acht nahm; ich wachte wirklich schon und hielt noch die Augen zu, um die weichenden Erscheinungen länger vor meiner Seele zu behalten.

18. „in den Schatten“, im Schatten, Hi

Ich öffnete endlich die Augen; die Sonne stand noch am Himmel, aber im Osten; ich hatte die Nacht verschlafen. Ich nahm es für ein Zeichen, daß ich nicht nach dem Wirtshause zurückkehren sollte. Ich gab leicht, was ich dort noch besaß, verloren und beschloß, eine Nebenstraße, die durch den waldbewachsenen Fuß des Gebirges führte, zu Fuß einzuschlagen, dem Schicksal es anheimstellend, was es mit mir vorhatte, zu erfüllen. Ich schaute nicht hinter mich zurück und dachte auch nicht daran, an Bendel, den ich reich zurückgelassen hatte, mich zu wenden, welches ich allerdings gekonnt hätte. Ich sah mich an auf den neuen Charakter, den ich in der Welt bekleiden sollte. Mein Anzug war sehr bescheiden. Ich hatte eine alte schwarze Kurtka an, die ich schon in Berlin getragen, und die mir, ich weiß nicht wie, zu dieser Reise erst wieder in die Hand gekommen war. Ich hatte sonst eine Reisemütze auf dem Kopf und ein Paar alte Stiefel an den Füßen. Ich erhob mich, schnitt mir an selbiger Stelle einen Knotenstock zum Andenken und trat sogleich meine Wanderung an.

Ich begegnete im Wald einem alten Bauer, der mich freundlich begrüßte, und mit dem ich mich in Gespräch einließ. Ich erkundigte mich, wie ein wißbegieriger Reisender, erst nach dem Wege, dann nach der Gegend und deren Bewohnern, den Erzeugnissen des Gebirges und derlei mehr. Er antwortete verständig und redselig auf meine Fragen. Wir kamen an das Bette eines Bergstromes, der über einen weiten Strich des Waldes seine Verwüstung verbreitet hatte. Mich schauderte innerlich vor dem sonnenhellen Raum; ich ließ den Landmann vorangehen. Er hielt aber mitten im gefährlichen Orte still und wandte sich zu mir, um mir die Geschichte dieser Verwüstung zu erzählen. Er bemerkte bald, was mir fehlte, und hielt mitten in seiner Rede ein: „Aber wie geht denn das zu? Der Herr hat ja keinen Schatten!“ — „Leider! leider!“ erwiderte ich seufzend. „Es sind mir während einer bösen langen Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen. Seht, Vater, in meinem Alter, die Haare, die ich wieder gekriegt habe, ganz weiß, die Nägel sehr kurz, und der Schatten, der will noch nicht wieder wachsen.“ — „Ei! ei!“ versetzte der alte Mann kopfschüttelnd, „keinen Schatten, das ist

5. „hinter mich“, hinter mir, Hs. — 10 f. „Ich sah ... Charakter“, Ich sah mich auf den neuen Charakter an, Hs. — 28. „die Geschichte“, die Jahrzahl und die Geschichte, Hs.

bös! das war eine böse Krankheit, die der Herr gehabt hat." Aber er hob seine Erzählung nicht wieder an, und bei dem nächsten Querweg, der sich darbot, ging er, ohne ein Wort zu sagen, von mir ab. — Bittere Thränen zitterten aufs neue auf meinen Wangen, und meine Heiterkeit war hin.

Ich setzte traurigen Herzens meinen Weg fort und suchte ferner keines Menschen Gesellschaft. Ich hielt mich im dunkelsten Walde und mußte manchmal, um über einen Strich, wo die Sonne schien, zu kommen, stundenlang darauf warten, daß mir keines Menschen Auge den Durchgang verbot. Am Abend suchte ich Herberge in den Dörfern zu nehmen. Ich ging eigentlich nach einem Bergwerk im Gebirge, wo ich Arbeit unter der Erde zu finden gedachte; denn, davon abgesehen, daß meine jetzige Lage mir gebot, für meinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen, hatte ich dieses wohl erkannt, daß mich allein angestrengte Arbeit gegen meine zerstörenden Gedanken schützen könnte

Ein paar regnichte Tage förderten mich leicht auf dem Weg, aber auf Kosten meiner Stiefel, deren Sohlen für den Grafen Peter, und nicht für den Fußknecht berechnet worden. Ich ging schon auf den bloßen Füßen. Ich mußte ein Paar neue Stiefel anschaffen. Am nächsten Morgen besorgte ich dieses Geschäft mit vielem Ernst in einem Flecken, wo Kirmeß war, und wo in einer Bude alte und neue Stiefel zu Kauf standen. Ich wählte und handelte lange. Ich mußte auf ein Paar neue, die ich gern gehabt hätte, Verzicht leisten; mich schreckte die unbillige Forderung. Ich begnügte mich also mit alten, die noch gut und stark waren, und die mir der schöne, blondlockige Knabe, der die Bude hielt, gegen gleich bare Bezahlung freundlich lächelnd einhändigte, indem er mir Glück auf den Weg wünschte. Ich zog sie gleich an und ging zum nördlich gelegenen Thor aus dem Ort.

Ich war in meinen Gedanken sehr vertieft und sah kaum, wo ich den Fuß hinsetzte; denn ich dachte an das Bergwerk, wo ich auf den Abend noch anzulangen hoffte, und wo ich nicht recht wußte, wie ich mich ankündigen sollte. Ich war noch keine zweihundert Schritte gegangen, als ich bemerkte, daß ich aus dem Wege gekommen war: ich sah mich danach um; ich befand mich in einem wüsten, uralten Tannenwalde, woran die Axt nie gelegt

3. „Querweg", korr. aus Ausweg, Hs. — 4. „auf", in, Hs. — 19. „worden", worden waren, Hs. — „ging", trat, Hs., I.

worden zu sein schien. Ich drang noch einige Schritte vor; ich sah mich mitten unter öden Felsen, die nur mit Moos und Steinbrucharten bewachsen waren, und zwischen welchen Schnee- und Eisfelder lagen. Die Luft war sehr kalt, ich sah mich um, der Wald war hinter mir verschwunden. Ich machte noch einige Schritte — um mich herrschte die Stille des Todes, unabsehbar dehnte sich das Eis, worauf ich stand, und worauf ein dichter Nebel schwer ruhte; die Sonne stand blutig am Rande des Horizontes. Die Kälte war unerträglich. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war; der erstarrende Frost zwang mich, meine Schritte zu beschleunigen; ich vernahm nur das Gebrause ferner Gewässer: ein Schritt, und ich war am Eisufer eines Oceans. Unzählbare Herden von Seehunden stürzten sich vor mir rauschend in die Flut. Ich folgte diesem Ufer, ich sah wieder nackte Felsen, Land, Birken- und Tannenwälder, ich lief noch ein paar Minuten gerade vor mir hin. Es war erstickend heiß, ich sah mich um, ich stand zwischen schön gebauten Reisfeldern und Maulbeerbäumen. Ich setzte mich in deren Schatten, ich sah nach meiner Uhr, ich hatte vor nicht einer Viertelstunde den Marktflecken verlassen, — ich glaubte zu träumen, ich biß mich in die Zunge, um mich zu erwecken; aber ich wachte wirklich. — Ich schloß die Augen zu, um meine Gedanken zusammen zu fassen. — Ich hörte vor mir seltsame Silben durch die Nase zählen; ich blickte auf: zwei Chinesen, an der asiatischen Gesichtsbildung unverkennbar, wenn ich auch ihrer Kleidung keinen Glauben beimessen wollte, redeten mich mit landesüblichen Begrüßungen in ihrer Sprache an; ich stand auf und trat zwei Schritte zurück. Ich sah sie nicht mehr, die Landschaft war ganz verändert: Bäume, Wälder, statt der Reisfelder. Ich betrachtete diese Bäume und die Kräuter, die um mich blühten; die ich kannte, waren südöstlich-asiatische Gewächse; ich wollte auf den einen Baum zugehen, ein Schritt — und wiederum alles verändert. Ich trat nun an, wie ein Rekrut, der geübt wird, und schritt langsam, gesetzt einher. Wunderbar veränderliche Länder, Fluren, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüsten entrollten sich vor meinem staunenden Blick: es war kein Zweifel, ich hatte Siebenmeilenstiefel an den Füßen.

X.

Ich fiel in stummer Andacht auf meine Knie und vergoß Thränen des Dankes — denn klar stand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. Es war nicht ein Entschluß, den ich faßte. Ich habe nur seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu mit stillem, strengem, unausgesetztem Fleiß darzustellen gesucht, und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehangen.

Ich raffte mich auf, um ohne Zögern mit flüchtigem Überblick Besitz von dem Felde zu nehmen, wo ich künftig ernten wollte. — Ich stand auf den Höhen des Tibet, und die Sonne, die mir vor wenigen Stunden aufgegangen war, neigte sich hier schon am Abendhimmel; ich durchwanderte Asien von Osten gegen Westen, sie in ihrem Lauf einholend, und trat in Afrika ein. Ich sah mich neugierig darin um, indem ich es wiederholt in allen Richtungen durchmaß. Wie ich durch Ägypten die alten Pyramiden und Tempel angaffte, erblickte ich in der Wüste, unfern des hundertthorigen Theben, die Höhlen, wo christliche Einsiedler sonst wohnten. Es stand plötzlich fest und klar in mir: hier ist dein Haus. — Ich erkor eine der verborgensten, die zugleich geräumig, bequem und den Schakalen unzugänglich war, zu meinem künftigen Aufenthalte und setzte meinen Stab weiter.

Ich trat bei den Herkules-Säulen nach Europa über, und nachdem ich seine südlichen und nördlichen Provinzen in Augenschein genommen, trat ich von Nordasien über den Polargletscher nach Grönland und Amerika über, durchschweifte die beiden Teile dieses Kontinents, und der Winter, der schon im Süden herrschte, trieb mich schnell vom Kap Horn nordwärts zurück.

30. „Nordasien", korr. aus Nordosten, Hs. — 33. „zurück". In der Hs. sind folgende Zeilen durchstrichen: „Ich entdeckte gegen den südlichen Wendekreis in einer Menschen unbewohnten Gegend des Gebirges eine bequeme Felsenhöhle in einem anmutigen Thale, und beschloß sie mir zu einem Absteige . . . zu umwandeln, wo ich auch im Fall der Not einen südlichen Winter zubringen konnte, um mir den . . . über ganz durch den nördlichen Winter über die Behringstraße zu ersparen, wenn ich hier die Natur studieren

Ich verweilte mich, bis es im östlichen Asien Tag wurde, und setzte erst nach einiger Ruh' meine Wanderung fort. Ich verfolgte durch beide Amerika die Bergkette, die die höchsten bekannten Unebenheiten unserer Kugel in sich faßt. Ich schritt langsam und vorsichtig von Gipfel zu Gipfel, bald über flammende Vulkane, bald über beschneite Kuppeln, oft mit Mühe atmend; ich erreichte den Eliasberg und sprang über die Behringstraße nach Asien. — Ich verfolgte dessen westliche Küsten in ihren vielfachen Wendungen und untersuchte mit besonderer Aufmerksamkeit, welche der dort gelegenen Inseln mir zugänglich wären. Von der Halbinsel Malacca trugen mich meine Stiefel auf Sumatra, Java, Bali und Lamboc; ich versuchte, selbst oft mit Gefahr und dennoch immer vergebens, mir über die kleinern Inseln und Felsen, wovon dieses Meer starrt, einen Übergang nordwestlich nach Borneo und andern Inseln dieses Archipelagus zu bahnen. Ich mußte die Hoffnung aufgeben. Ich setzte mich endlich auf die äußerste Spitze von Lamboc nieder, und das Gesicht gegen Süden und Osten gewendet, weint' ich wie am festverschlossenen Gitter meines Kerkers, daß ich doch so bald meine Begrenzung gefunden. Das merkwürdige, zum Verständnis der Erde und ihres sonnengewirkten Kleides, der Pflanzen- und Tierwelt, so wesentlich notwendige Neuholland und die Südsee mit ihren Zoophyten-Inseln waren mir untersagt, und so war, im Ursprunge schon, alles, was ich sammeln und erbauen sollte, bloßes Fragment zu bleiben verdammt. — O mein Adelbert, was ist es doch um die Bemühungen der Menschen!

Oft habe ich im strengsten Winter der südlichen Halbkugel vom Kap Horn aus jene zweihundert Schritte, die mich etwa vom Land Van Diemen und Neuholland trennten, selbst unbekümmert um die Rückkehr, und sollte sich dieses schlechte Land über mich, wie der Deckel meines Sarges, schließen, über den Polargletscher westwärts zurückzulegen versucht, habe über Treibeis mit thörichter Wagnis verzweiflungsvolle Schritte gethan, der Kälte und dem Meere Trotz geboten. Umsonst, noch bin ich auf Neuholland

wollte. Ich genoß dort den Rest eines Straußen ... den ich von drüben aus ... mir genommen und da ich erwarten mußte." Das folgende lautete ursprünglich: „daß es im östlichen Asien Tag war, setzte ich nach einiger Ruh" u. s. w. Die Hs. korrigiert: „Ich erwartete dort, daß" u. s. w ; für „war" werde, und; für „ich" erst.

7. „Eliasberg". Der Vulkan Mount St. Elias ist der höchste Punkt des St. Elias gebirges im Territorium von Alaska U. S. — 11 f. „Sumatra ... Lamboc", durchaus im hinterindischen Archipel.

nicht gewesen — ich kam dann jedesmal auf Lamboc zurück und setzte mich auf seine äußerste Spitze nieder und weinte wieder, das Gesicht gen Süden und Osten gewendet, wie am fest verschlossenen Gitter meines Kerkers.

Ich riß mich endlich von dieser Stelle und trat mit traurigem Herzen wieder in das innere Asien; ich durchschweifte es fürder, die Morgendämmerung nach Westen verfolgend, und kam noch in der Nacht in die Thebais zu meinem vorbestimmten Hause, das ich in den gestrigen Nachmittagsstunden berührt hatte.

Sobald ich etwas ausgeruht und es Tag über Europa war, ließ ich meine erste Sorge sein, alles anzuschaffen, was ich bedurfte. — Zuvörderst Hemmschuhe; denn ich hatte erfahren, wie unbequem es sei, seinen Schritt nicht anders verkürzen zu können, um nahe Gegenstände gemächlich zu untersuchen, als indem man die Stiefel auszieht. Ein Paar Pantoffeln, übergezogen, hatten völlig die Wirkung, die ich mir davon versprach, und späterhin trug ich sogar deren immer zwei Paar bei mir, weil ich öfters welche von den Füßen warf, ohne Zeit zu haben, sie aufzuheben, wenn Löwen, Menschen oder Hyänen mich beim Botanisieren aufschreckten. Meine sehr gute Uhr war auf die kurze Dauer meiner Gänge ein vortreffliches Chronometer. Ich brauchte noch außerdem einen Sextanten, einige physikalische Instrumente und Bücher.

Ich machte, dieses alles herbeizuschaffen, etliche bange Gänge nach London und Paris, die ein mir günstiger Nebel eben beschattete. Als der Rest meines Zaubergoldes erschöpft war, bracht' ich leicht zu findendes afrikanisches Elfenbein als Bezahlung herbei, wobei ich freilich die kleinsten Zähne, die meine Kräfte nicht überstiegen, auswählen mußte. Ich ward bald mit allem versehen und ausgerüstet, und ich fing sogleich als privatisierender Gelehrter meine neue Lebensweise an.

Ich streifte auf der Erde umher, bald ihre Höhen, bald die Temperatur ihrer Quellen und die der Luft messend, bald Tiere beobachtend, bald Gewächse untersuchend; ich eilte von dem Äquator nach dem Pole, von der einen Welt nach der andern, Erfahrungen

21. „außerdem" ist in der Hs. korrigiert aus hauptsächlich; sie bietet ferner die folgenden Zeilen getrieben: „einen Sextant, eine Magnetnadel, einen Barometer als Höhenmesser, ein elektrisches Apparat, ein Vergrößerungsglas, anatomische Messer, eine botanische Kapsel, Papier, einige Bücher und Schreibmaterialien". An Stelle der getr. Zeilen setzt sie ein: „einige physikalische Instrumente und Bücher". — 25. „dieses ... herbeizuschaffen" in der Hs. korr. aus nach diesen und wenigen andern Bedürfnissen.

mit Erfahrungen vergleichend. Die Eier der afrikanischen Strauße oder der nördlichen Seevögel und Früchte, besonders der Tropen-Palmen und Bananen, waren meine gewöhnlichste Nahrung. Für mangelndes Glück hatt' ich als Surrogat die Nicotiana, und für menschliche Teilnahme und Bande die Liebe eines treuen Pudels, der mir meine Höhle in der Thebais bewachte und, wenn ich mit neuen Schätzen beladen zu ihm zurückkehrte, freudig an mich sprang und es mich doch menschlich empfinden ließ, daß ich nicht allein auf der Erde sei. Noch sollte mich ein Abenteuer unter die Menschen zurückführen.

XI.

Als ich einst auf Nordlands Küsten, meine Stiefel gehemmt, Flechten und Algen sammelte, trat mir unversehens um die Ecke eines Felsens ein Eisbär entgegen. Ich wollte, nach weggeworfenen Pantoffeln, auf eine gegenüberliegende Insel treten, zu der mir ein dazwischen aus den Wellen hervorragender nackter Felsen den Übergang bahnte. Ich trat mit dem einen Fuß auf den Felsen fest auf und stürzte auf der andern Seite in das Meer, weil mir unbemerkt der Pantoffel am anderen Fuß haften geblieben war.

Die große Kälte ergriff mich, ich rettete mit Mühe mein Leben aus dieser Gefahr; sobald ich Land hielt, lief ich, so schnell ich konnte, nach der libyschen Wüste, um mich da an der Sonne zu trocknen. Wie ich ihr aber ausgesetzt war, brannte sie mir so heiß auf den Kopf, daß ich sehr krank wieder nach Norden taumelte. Ich suchte durch heftige Bewegung mir Erleichterung zu verschaffen und lief mit unsichern, raschen Schritten von Westen nach Osten und von Osten nach Westen. Ich befand mich bald in dem Tag und bald in der Nacht, bald im Sommer und bald in der Winterkälte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich so auf der Erde herumtaumelte. Ein brennendes Fieber glühte durch meine Adern, ich fühlte mit großer Angst die Besinnung mich verlassen. Noch wollte das Unglück, daß ich bei so unvorsichtigem Laufen jemanden auf den Fuß trat. Ich mochte ihm weh gethan haben; ich erhielt einen starken Stoß, und ich fiel hin. —

4. „Nicotiana". Chamissos Verehrung der Pfeife ist bekannt; sie hatte ihn sogar mit Fr. v. Staël in Konflikt gebracht. — 31. „starken Stoß", korr. aus Stock-Stoß, Hs.

Als ich zuerst zum Bewußtsein zurückkehrte, lag ich gemächlich in einem guten Bette, das unter vielen andern Betten in einem geräumigen und schönen Saale stand. Es saß mir jemand zu Häupten; es gingen Menschen durch den Saal von einem Bette zum andern. Sie kamen vor das meine und unterhielten sich von mir. Sie nannten mich aber Numero Zwölf, und an der Wand zu meinen Füßen stand doch ganz gewiß, es war keine Täuschung, ich konnte es deutlich lesen, auf schwarzer Marmortafel mit großen goldenen Buchstaben mein Name

PETER SCHLEMIHL

ganz richtig geschrieben. Auf der Tafel standen noch unter meinem Namen zwei Reihen Buchstaben; ich war aber zu schwach, um sie zusammen zu bringen, ich machte die Augen wieder zu. —

Ich hörte etwas, worin von Peter Schlemihl die Rede war, laut und vernehmlich ablesen; ich konnte aber den Sinn nicht fassen; ich sah einen freundlichen Mann und eine sehr schöne Frau in schwarzer Kleidung vor meinem Bette erscheinen. Die Gestalten waren mir nicht fremd, und ich konnte sie nicht erkennen.

Es verging einige Zeit, und ich kam wieder zu Kräften. Ich hieß Numero Zwölf, und Numero Zwölf galt seines langen Bartes wegen für einen Juden, darum er aber nicht minder sorgfältig gepflegt wurde. Daß er keinen Schatten hatte, schien unbemerkt geblieben zu sein. Meine Stiefel befanden sich, wie man mich versicherte, nebst allem, was man bei mir gefunden, als ich hierher gebracht worden, in gutem und sicherem Gewahrsam, um mir nach meiner Genesung wieder zugestellt zu werden. Der Ort, worin ich krank lag, hieß das SCHLEMIHLIUM: was täglich von Peter Schlemihl abgelesen wurde, war eine Ermahnung, für denselben, als den Urheber und Wohlthäter dieser Stiftung, zu beten. Der freundliche Mann, den ich an meinem Bette gesehen hatte, war Bendel, die schöne Frau war Mina.

Ich genas unerkannt im Schlemihlio und erfuhr noch mehr: ich war in Bendels Vaterstadt, wo er aus dem Überrest meines sonst nicht gesegneten Goldes dieses Hospitium, wo Unglückliche mich segneten, unter meinem Namen gestiftet hatte, und er führte über dasselbe die Aufsicht. Mina war Witwe; ein unglücklicher Kriminalprozeß hatte dem Herrn Rascal das Leben und ihr selbst ihr mehrstes Vermögen gekostet. Ihre Eltern waren

nicht mehr. Sie lebte hier als eine gottesfürchtige Witwe und übte Werke der Barmherzigkeit.

Sie unterhielt sich einst am Bette Numero Zwölf mit dem Herrn Bendel: „Warum, edle Frau, wollen Sie sich so oft der bösen Luft, die hier herrscht, aussetzen? Sollte denn das Schicksal mit Ihnen so hart sein, daß Sie zu sterben begehrten?“ — „Nein, Herr Bendel, seit ich meinen langen Traum ausgeträumt habe und in mir selber erwacht bin, geht es mir wohl; seitdem wünsche ich nicht mehr und fürchte nicht mehr den Tod. Seitdem denke ich heiter an Vergangenheit und Zukunft. Ist es nicht auch mit stillem innerlichen Glück, daß Sie jetzt auf so gottselige Weise Ihrem Herrn und Freunde dienen?“ — „Sei Gott gedankt, ja, edle Frau. Es ist uns doch wundersam ergangen; wir haben viel Wohl und bittres Weh unbedachtsam aus dem vollen Becher geschlürft. Nun ist er leer; nun möchte einer meinen, das sei alles nur die Probe gewesen, und, mit kluger Einsicht gerüstet, den wirklichen Anfang erwarten. Ein anderer ist nun der wirkliche Anfang, und man wünscht das erste Gaukelspiel nicht zurück und ist dennoch im ganzen froh, es wie es war, gelebt zu haben. Auch find' ich in mir das Zutrauen, daß es nun unserm alten Freunde besser gehen muß als damals.“ — „Auch in mir,“ erwiderte die schöne Witwe, und sie gingen an mir vorüber.

Dieses Gespräch hatte einen tiefen Eindruck in mir zurückgelassen; aber ich zweifelte im Geiste, ob ich mich zu erkennen geben oder unerkannt von dannen gehen sollte. — Ich entschied mich. Ich ließ mir Papier und Bleistift geben und schrieb die Worte:

„Auch Eurem alten Freunde ergeht es nun besser als damals, und büßet er, so ist es Buße der Versöhnung.“

Hierauf begehrte ich mich anzuziehen, da ich mich stärker befände. Man holte den Schlüssel zu dem kleinen Schrank, der neben meinem Bette stand, herbei. Ich fand alles, was mir gehörte, darin. Ich legte meine Kleider an, hing meine botanische Kapsel, worin ich mit Freuden meine nordischen Flechten wiederfand, über meine schwarze Kurtka um, zog meine Stiefel an, legte den geschriebenen Zettel auf mein Bett, und sowie die Thür' aufging, war ich schon weit auf dem Wege nach der Thebais.

11. „nicht auch“, auch nicht, Hs.

Wie ich längs der syrischen Küste den Weg, auf dem ich mich zum letztenmal vom Hause entfernt hatte, zurücklegte, sah ich mir meinen armen Figaro entgegenkommen. Dieser vortreffliche Pudel schien seinem Herrn, den er lange zu Hause erwartet haben mochte, auf der Spur nachgehen zu wollen. Ich stand still und rief ihm zu. Er sprang bellend an mich mit tausend rührenden Äußerungen seiner unschuldigen, ausgelassenen Freude. Ich nahm ihn unter den Arm, denn freilich konnte er mir nicht folgen, und brachte ihn mit mir wieder nach Hause.

Ich fand dort alles in der alten Ordnung und kehrte nach und nach, so wie ich wieder Kräfte bekam, zu meinen vormaligen Beschäftigungen und zu meiner alten Lebensweise zurück; nur daß ich mich ein ganzes Jahr hindurch der mir ganz unzuträglichen Polarkälte enthielt.

Und so, mein lieber Chamisso, leb' ich noch heute. Meine Stiefel nutzen sich nicht ab, wie das sehr gelehrte Werk des berühmten Tieckius, de rebus gestis Pollicilli, es mich anfangs befürchten lassen. Ihre Kraft bleibt ungebrochen; nur meine Kraft geht dahin; doch hab' ich den Trost, sie an einen Zweck in fortgesetzter Richtung und nicht fruchtlos verwendet zu haben. Ich habe, so weit meine Stiefel gereicht, die Erde, ihre Gestaltung, ihre Höhen, ihre Temperatur, ihre Atmosphäre in ihrem Wechsel, die Erscheinungen ihrer magnetischen Kraft, das Leben auf ihr besonders im Pflanzenreiche, gründlicher kennen gelernt als vor mir irgend ein Mensch. Ich habe die Thatsachen mit möglichster Genauigkeit in klarer Ordnung aufgestellt in mehreren Werken, meine Folgerungen und Ansichten flüchtig in einigen Abhandlungen niedergelegt. — Ich habe die Geographie vom Innern von Afrika und von den nördlichen Polarländern, vom Innern von Asien und von seinen östlichen Küsten festgesetzt. Meine Historia stirpium plantarum utriusque orbis steht da als ein großes Fragment der Flora universalis terrae und als ein Glied meines Systema naturae. Ich glaube darin nicht bloß die Zahl der bekannten Arten müßig um mehr als ein Drittel

17. „Tieckius ... Pollicilli". In Tiecks dreiaktigem dramatisierten Märchen „Leben und Thaten des kleinen Thomas, gen. Daumchen" bemerkt der Arzt beiläufig, daß die Siebenmeilenstiefel nach jeder Reparatur eine Meile weniger weit reichen. — 28. „niedergelegt", in Hi. folgt: „Ich lege meinen Erfahrungen über den Magnetismus der Erde einen besonderen Wert bei." — 29 f. „vom Innern von Asien ... Küsten", gestr., Hi. — 34. „Arten", Species, Hi.

vermehrt zu haben, sondern auch etwas für das natürliche System und für die Geographie der Pflanzen gethan zu haben. Ich arbeite jetzt fleißig an meiner Fauna. Ich werde Sorge tragen, daß vor meinem Tode meine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt werden.

Und dich, mein lieber Chamisso, hab' ich zum Bewahrer meiner wundersamen Geschichte erkoren, auf daß sie vielleicht, wenn ich von der Erde verschwunden bin, manchen ihrer Bewohner zur nützlichen Lehre gereichen könne. Du aber, mein Freund, willst du unter den Menschen leben, so lerne verehren zuvörderst den Schatten, sodann das Geld. Willst du nur dir und deinem bessern Selbst leben, o, so brauchst du keinen Rat.

Explicit.

3. „fleißig", rührig, Hs. — 8. „ihrer", seiner, Hs. — 10. „so lerne", lerne, Hs. — 13. „Explicit", mittelalterliche Abkürzung aus explicitus est liber, das Buch ist zu Ende.

Nachträge.

Als die ersten Bogen des Textes bereits gesetzt waren, erfuhr ich durch Prof. Erich Schmidt von Max Kalbecks unschätzbarer Sammlung Chamissoscher Autographen. S. 183 und 576 konnten die Kollationen noch verwertet werden, die Kalbeck mit größter Liebenswürdigkeit gestattete. Nachzutragen habe ich den kritischen Bericht über die Urschriften der beiden Cyklen „Thränen" und „Lebenslieder und -Bilder".

„Thränen" (oben S. 19): Ein Heft von 7 Blättern 12°. — 6. „Über mich" — „mich" gestrichen, darüber „mir". — 13. Das zweite Lied wird eingeleitet durch eine gestrichene Strophe:

„Am Sonntag sah' ich den Liebsten
Von fern vorübergeh'n,
Sechs Tage leb' ich der Hoffnung
Am Sonntag ihn mir zu seh'n."

Hitzig korrigiert am Rande: V. 3 „lebt'" für „leb'". — 4. „Ihn heute doch zu". — 33. „blut'gem" — blut'gen. — 40. „Ring, mein Ring, du" — Ring des Liebsten. — 50. „Dich zu lieben, Dir" — Ganz nur für dich; gestrichen und verbessert nach Hitzigs Korrektur am Rande. — 59. „Und" — korrigiert aus „schon" — 62. „Der in" — korrigiert aus „Den der". — 70. „Des" — korrigiert aus „Dir". — 71. Korrigiert aus „Allvater dieser Welt". — 87. „zerrissen" — korrigiert aus „abgerissen".

„Lebenslieder und -Bilder" (oben S. 25): Gebundenes Heft von 22 Oktavblättern aus Franz Kuglers Nachlaß. Der Titel ist auf Bl. 1a oben links hingeschrieben; Hitzig bemerkt am Rande: „In — Bildern oder etwas ähnliches. Die Bilder scheinen mir gut." Chamisso wollte ursprünglich jedem Liede einen Untertitel geben; das erste führt die gestrichene Überschrift „Der Kampf mit dem Drachen", das zweite den gleichfalls gestrichenen Titel „Die Puppe"; beide Titel sind durch die jetzigen Überschriften ersetzt. — N. 3 ist faksimiliert in Franzos' „Deutscher Dichtung" 1888, 4, 309.

22. Korrigiert aus „Und wenn der Wurm so nach mir gehet". 24. „aufgehäuften" — korrigiert aus „hier gehäuften". — „hier" korrigiert aus „seht". — 70. „erwach' ich gleich" — korrigiert aus „so bin ich wa . . .". — 102. „betrübet" — korrigiert aus „verdrossen"; Hitzig bemerkt am Rande: „besser". — 104. „liebe" — lieben. — 152. Hitzig bemerkt zu „Kämpen": „besser wohl Streiter". — 156. „nieder" — korrigiert aus „wieder". — „Tie", überaeschrieben. — 167. Hitzig skandiert: „Ich ward so ein sanftes Kind" und bemerkt: „nicht gut". — 193. 194. Korrigiert aus: „Es hegen nun meine Lose Zwei Knospen am Zweig und die Rose". — 203. „Noch Knospen im grünen Laube. Die Hoffnung . . ." — 210. Zuerst schreibt Chamisso: „Will ernst ich und schweigsam mich weih'n" und notiert am Rande: „fromm". Hitzig bemerkt am Rande: „Der Vers muß mit Dem anfangen. Dem will ich schweigsam mich weih'n oder still mich weih'n". Jetzt stellt Chamisso die Fassung des Textes her. — 225. Das zehnte Lied wurde durch die gestrichene Strophe eröffnet:

„Hör' ich seine Stimme wieder?!
Weh mir, weh mir! seine Lieder?!
Ach was gab ihm die Gewalt,
Muß ich lauschen, immer lauschen,
Gier'gen Ohres mich berauschen
Bis der letzte Ton verhallt?"

224. „welcher" — seine. — 233. „Heimlich schreckhaft mich berauschen"; am Rande: „schmerzhaft?"; Hitzig bemerkt: „Es giebt wohl ein drittes noch besseres"; Chamisso korrigiert dann zu „schmerzlich". — 236. „Nach" — korrigiert aus „Noch". — 247. 248. Korrigiert aus „Und hättest auch geahndet, wen ich meinte Und dich zu Schmerz und Lust mit mir vereint". — 257. Korrigiert aus „Des Glaubens Sternenkranz, des Zweifels Kralle?"; die jetzige Lesart ist unten am Rande beigefügt; Hitzig bemerkt: „Besser die Lesart 2". — 274. „sonst" — korrigiert aus „einst". — 286. Korrigiert aus „Geblendet sinkt mein feuchter Blick zurück". Am Rande: „Beglückt", gestrichen. — 289. Zuerst: „Ach sollte flammend mich so mächt'ger Strahl verzehren". Dann: „Mag flammend mich so mächt'ger Strahl verzehren". — 290. „und sterbe" — korrigiert aus „beglückt und". — 296. Korrigiert aus „Der Wilde, er liegt besänftigt"; nach Hitzigs Frage: „Wenn nicht der Hiatus dich stört". — 311. „reinem" — korrigiert aus „rotem". — 341. „Liebchen" — korrigiert aus „Feinlieb" auf Hitzigs Bemerkung: „würde ich nur im Diminutivum gebrauchen und hier klingt es metrisch schlecht". — 352. „Beharrlich, besonnen" — korrigiert aus „beständig, bedächtig". — 355. 356. Korrigiert aus „Im Anschau'n deiner Augen Der Gegenwart nur bewußt". — 356. „himmlischer" — korrigiert aus „unendlicher". — 371. „Herzen" — korrigiert aus „Brüsten". — 379. Zuerst: „Mit Lieb' und Haß eingreifend". Hitzigs Bemerkung: „muß — — gelesen werden und geht darum nicht" läßt Chamisso (für „eingreifend"), „bewaffnet" und „gerüstet" setzen; jenes ist gestrichen, ebenso ein Lösungsversuch „Gerüstet mit Liebe und Haß". — 397. Korrigiert aus „Und stiller wird es und stiller". — 400. „minniglich" — korrigiert aus „wonniglich". — 406. Korrigiert aus „Des Blickes milder Glanz". — 445. „lieben" — korrigiert aus „sanften". — 461. Zu „Männin" moniert Hitzig: „Klingt mir sehr affektiert".

Auf dem letzten Umschlagblatte ist ein Zettel Hitzigs aufgeklebt:

„Sehr, sehr brav und neu.
Nichts weniger als über-
flüssig geworden durch den
älteren Cyklus.

Eduard."

Den Anmerkungen bitte ich ferner einzufügen:

S. 42. „Der Klapperstorch" — Handschrift im Besitze der Verlagshandlung Velhagen & Klasing (Bielefeld und Leipzig), faksimiliert in Robert Königs „Deutscher Litteraturgeschichte". 2564ff. — 7. „freudig" — korrigiert aus „fröhlich". — 9. „euer" — eurer (wie im Musenalmanach).

S. 74. „Das Dampfroß" — Berliner Musenalmanach für 1831. Herausgegeben von Moritz Veit. S. 154.

S. 133. „Die Kartenlegerin" — ebenda. S. 152.

S. 138. „Böser Markt" — Quelle gleichen Namens in Hebels „Schatzkästlein" („Deutsche National-Litteratur 142, 2, 162).

S. 156. „Ein Lied von der Weibertreue" — Berliner Musenalmanach für 1831. S. 157.

S. 47, Vers 1. Für „Wir sind Schwestern" lies „Wir sind drei Schwestern".

Verzeichnis der Versanfänge.

Abdallah liegt behaglich am Quell 225.
Als Anno 83 sich zum Krieg 308.
Als einst in Knabenjahren 65.
Als von Samos du uns brachtest 250.
Am Rosenhag im Thal, am Quell 34.
Am Sonntag Abend auf dem 360.
An meinem Herzen, an meiner 15.
Auf hohen Burgeszinnen 214.
Auf wach' auf, entsetzlich müssen 248.
Bald legt sich der Alte 206.
Bestreut mit Eichenlaub die Bahre 11.
Burg Riedeck ist im Elsaß 217.
Byron ist erschienen, der Kamönen 244.
Da fällt nun deine Schrift nach 481.
Da kam vom heiligen Vater 168.
Da nachts wir uns küßten 98.
Das ist der Schein nicht 422.
Das ist die Not der schweren Zeit 77.
Da, wo Chios einst gewesen 264.
Dein Vater hält dich im Arme 37.
Dem Söldner zahlt den ausgeruf'nen 201.
Denke, denke, mein Geliebter 20.
Den heim sie bringen 384.
Den Säugling an der Brust, den 125.
Der erste Hohenstaufen 224.
Der Frühling ist kommen, die Erde 53.
Der Gang war schwer, der Tag war 56.
Der heil'gen Kirche waren zwei 306.
Der Himmel wölbt sich rein und 129.
Der ich zuerst das Freiheitswort 310.
Der Jugend kurze Jahre sind 433.
Der leise schleichend euch 52.
Der Muse folgt nach 406.
Der Pharisäer trat im Tempel 291.
Der Pilger, der die Höhen 297.
Der Regen fällt, die Sonne 94.
Der Regen strömt, die Sonne 56.
Der Vater ging auf die Jagd 97.
Der Vater kam, der Vater frug 43.
Der Unhold, der im Schlaf mich 421.
Der Wandrer eilt das Thal 207.
Des Liebers Glut hat ausgetobt 429.
Die alle freien Stimmen ihr 282.
Die Alte wacht und betet 78.
Die Blitze erhellen die finstere Nacht 257.
Die Boten sind kommen 165.
Die, deren Schoß geboren 21.
Die echten Korsen, welche selten 371.
Die Lieder, die mir unter 5.
Die Mühle, die dreht ihre Flügel, der Sturm 119.
Die Mühle, die dreht ihre Flügel, der Wind 119.
Die Muse führt euch in das Schloß 357.
Die Mutter betet herzig und 130.
Die öffentliche Meinung schreit 279.
Die Sänger saßen in dem Saal 180.
Diesen Martin, rief der Satan 230.
Dies hier der Block und dorten 199.
Dies Lied, mein Freund 183.
Die zwölfte Stunde war beim 289.
Dir ist der alte Müller bekannt 190.
Dir ist sonst der Mund verschlossen 54.
Drei Thaler erlegen für meinen 183.
Du arme, arme Kerse 96.
Du hast an meinen Liedern 308.
Du hast Ghiberti, scharf und 376.
Du liebst mich wohl, ich zweifle 38.
Du meine liebe deutsche Heimat 7.
Du mein Schmerz und meine 25.
Du öffnetest zu heiterm Spiel die 455.
Du Ring an meinem Finger 12.
Du sangest sonst von Frauenlieb 420.
Du schlummerst, seiner Knabe 37.
Du siehst geschäftig bei dem Linnen 48.
Du sinkest, Missolunghi, und liegst 245.
Einer kam vom Königsmahle 138.
Ein Reich des Winters starrt 311.
Ein Rosenzweig doch schmücken 31.
Er, der Herrlichste von allen 11.
Es fliegt ein Vogel in dem Hain 96.
Es geht bei gedämpfter Trommel 130.
Es grüßt dich aus der Ferne 56.
Es hat die Zeit gegeben 22.
Es hat euch anvertrauen wohl 50.
Es ist ja Sommer, wie die Leute 421.
Es ragt am alten Gemäuer 211.
Es ragt umkrönt von Türmen 218.
Es ritt ein Reiter die Straße 118.
Es schallen gut im Liede 233.
Es schallten muntre Lieder 114.
Es schimmerten in reichlich heller 287
Es schwingt in der Sonne sich 92.
Es steh'n in unserm Garten 91.
Es überfiel mich Müden einst 341
Es wallt das Gewölk herüber 39.

Es wallte so silbernen Scheines 59.
Es ward von unsern Vätern 222.
Es war ein König im Norden 213.
Es wiegte die alte Linde 107.
Es wird aus trägen Stunden 395.
Es wird vom Zobtenberge 220.
Es wütet der Sturm mit 122.
Fernher aus geheimem Schreine 176.
Franzesko Francia war zu seiner 379.
Freund, noch einen Kuß mir gieb 17.
Füllt die Becher bis zum Rand 75.
Fünf Jahre zur See! Das sechste 160.
Fürwahr, der Frühling ist 59.
Geduld! Die Sonne steigt 393.
Gehört vom Lindwurm 25.
Geläute schallt vom Turm herab 198.
Gemächlich in der Werkstatt saß 188.
Gendarmen, ausgesendet 192.
Georgis, Held Georgis, hast oft 241.
Gestalten hab' ich, wie der Geist 177.
Großmutter, schläfst du? 112.
Hab' oft im Kreise der Lieben 64.
Halt an den schnaubenden 103.
Hans Jürgen, läßt du 135.
Hegst im Herzen du die Stunden 174.
Heimkehret fernher aus den 6.
Heiter blick' ich, ohne Reue 62.
Helft mir, ihr Schwestern 13.
Herr Huldreich, der Herzog 104.
Herr Roland, ein seltsamer 133.
Her zogen die Schwäne mit 116.
Hilf Bruder, lieber Bruder 149.
Hör' ich seine Stimme wieder 32.
Hört, ihr Herren, und laßt euch 70.
Ich bin schon alt, es mahnt 356.
Ich fühle mehr und mehr 420.
Ich habe, bevor der Morgen 19.
Ich hab' ihn im Schlafe zu sehen 21.
Ich hab' in den Klüften 30.
Ich hab' in dieser Mühle 131.
Ich kann's nicht fassen, nicht 12.
Ich muß den Zweig, den 31.
Ich muß in diesen Mauern 14.
Ich saß vor Sonnenaufgang 391.
Ich schweifte rastlos auf den 299.
Ich trank in schnellen Zügen 101.
Ich träum' als Kind mich 58.
Ich trinke meist nur Wasser 425.
Ich war auch jung und bin 53.
Ich werde nicht mit dir, du 39.
Ich will in dieser Rinne 126.
Ich will mich für das Faktum 329.
Ich wollte wie gerne dich 55.
Ihn wird der Zorn des Himmels 317.
Ihr, die den Garten mir 259.
Ihr, die mir das Haar bekränzet 2.
Ihr wollt zurück uns führen 279.
Im Rat der Creek-Indianer 338.
Im Städtchen giebt es des Jubels 131.
In alten Büchern stöbr' ich 332.
In den Grund des Brunnens 43.
In den jungen Tagen 63.
In meiner Mutter Hütte 295.
In Purpur pranget der Abend 197.
Jammernd sinn' ich und sinn' 23.
Ja, überhand nimmt 277.
Juchhei, das war ein Schlagen 71.
Kraft der Erde, Licht der Sonne 29.
Laß, Graf, die Jagd und wende 204.
Laß Kind, laß meinen Weg mich 63.
Laßt das Wort uns geben heute 67.
Leipzig, Leipzig, arger Boden 185.
Liebe Tochter, was klagst du 85.
Mein Aug' ist trüb', mein 54.
Meine teuren Eltern, habt 83.
Mein Gott, mein Gott, so hast du 383.
Mein güt'ger Herr, du willst 35.
Mir ward als Kind im 64.
Mir ward von Freud' und Stolz 389.
Mißtrauest, Liebchen, du der 86.
Mit der Myrte geschmückt und 182.
Mit Ingrimm mochte nur sein 381.
Möchte doch einer die Fäuste sich 28.
Möchtest du den Jungen haben 81.
Mondlos ist die Nacht, im 256.
Müßig plaudernd vor dem 455.
Mutter, Mutter, meine Puppe 27.
Mutter, Mutter, unsre Schwalben 28.
Nacht war es, wo ich festen 291.
Nicht der Tau, und nicht der 19.
Niedrig schleicht blaß hin die 57.
Nimm mich verirrten Jäger 99.
Noch ein Abenteuer 120.
Noch hallt nur aus der Ferne 56.
Noch hatte der Rabbiner nicht 363.
Noch war zu Toledo in 161.
Nun hast du mir den ersten 16.
O, lasset uns in dieser düstern 414.
O, laßt mich schlafen, o ruft 51.
Pomares hohe Witib ist 320.
Rosen in dem Maien 91.
Rose, Rose, Knospe gestern 30.
Salas y Gomez raget aus den 386.
Sang der sonderbare Greise 215.
Schlief die Mutter endlich ein 129.
Schnell, schnell, mein Schmied 74.
Schon ordnen sie den Zug im 303.
Schreibt Nostradamus, der die 128.
Sei mir gegrüßt, o mein 111.
Sei stark, du meine Männin 40.
Seit ich ihn gesehen 11.
Senkt sich die Sonn' in klarer 278.
Sie haben mich geheißen 114.
Sie haben zwei Tote zur Ruhe 156.
So still das Thal geworden 34.
Stellt willig euch nicht taub 328.
Stolz, mein Stolz, wohin 22.
Süßer Freund, du blickest 14.
's war einer, dem's zu Herzen 69.
's war 'mal 'ne Katzenkönigin 79.
Traum der eig'nen Tage 16.
Und als das Kind geboren war 43.
Und als die Schneider revoltiert 73.
Und bald sprang auf 171.
Und sitz' ich am Tische beim Glase 71.
Und soll ich nach Philisterart 110.
Und überlaßt dem Höchsten das 286.
Unsre Quelle kommt im Schatten 98.
Von des Nordens kaltem Wehen 61.
Von wessen Rufe hört man 366.

Vor der Wiege lieget blutig 253.
Während dort im hellen Saale 87.
Wahrlich aus mir hätte vieles 66.
Wann einer ausgegangen ist 80.
Was dieser mächt'ge Stein 277.
Was ist's, o Vater, was ich 19.
Was klappert im Hause so laut 42.
Was mir im Busen schwoll 415.
Was pressen sich die dichten 240.
Welche nicht gewohnte Klänge 251.
Wen birgt da unten tief die 411.
Wer den gestirnten Himmel 413.
Wer doch durch des Festes Hallen 92.
Wer hat zum Schreier also dich 280.
Wer klopft so stark, wer 186.
Wer nennt mir diesen Flüchtling 281.
Wer sollte fragen, wie's geschah 89.
Wer stört der stillen Gegend 284.
Wessen ist die Burg, die dort 259.
Wie der Mai du anzuschauen 210.
Wie hat mir einer Stimme 23.
Wie jetzt der Baum im kalten 417.
Wie klang aus deinem Munde 35.
Wie noch in seinem Stolz 34.
Wie so bleich ich geworden bin 21.
Wie stürmte der Knab' in das 34.
Wie trag' ich's doch zu leben 24.
Wie ward zu solchem Jammer 109.
Wie wohlgefällig hat auf mir 41.
Willst deines Hauses Glanz 280.
Willst ein Schlechter unter 195.
Willst zurück zu deiner Mutter 142.
Windbraut tobet unverdrossen 95.
Wir sind drei Schwestern 47.
Wir tragen gar im Herzen 419.
Wir wollten mit Rosen und 54.
Wo durch die Ebnen in der 324.
Woher, Alte, deine schönen 84.
Wohl wandert' ich aus in 55.
Wohl war der Winter ein 90.
Zehn Zentner schwer aus 411.
Zornig war Thor 447.
Zu Holten bei der Burg 331.
Zum Unheil hat uns nur 308.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

I. Jugendjahre. (1781—1805.) I
II. „Adelberts Fabel" und „Fortunat". (1806.) XIX
III. Unstätes Leben. (1806—1812.) XXXIV
IV. „Peter Schlemihl" XLIV
V. Die Weltreise. (1815—1818.) LXIV
VI. Vollendung. (1818—1848.) LXXIV
a. Äußeres Leben LXXIV
b. Arbeit der Höhezeit LXXXIV
VII. Lyrik der Blütezeit XCII

Gedichte.

Erste Abteilung.

Der Dichter.

1. Aus der Behringsstraße. (Im Sommer 1816.) 5
2. Bei der Rückkehr. (Swinemünde im Oktbr. 1818.) 6
3. Berlin. (Im Jahre 1831.) 7

Lieder und lyrisch-epische Gedichte.

1. Frauen-Liebe und -Leben. (1830.) 11
2. Küssen will ich, ich will küssen. (1829.) 17
3. Thränen. (1830.) 19
4. Die Blinde. (1832.) 22
5. Lebens-Lieder und -Bilder. (1831.) 25
6. Die Braut. (1831.) 41
7. Der Klapperstorch. (1832.) 42
8. Die kleine Liese am Brunnen. (1833.) 43
9. Die Klage der Nonne. (1833.) 44
10. Die drei Schwestern. (1838.) 47

Seite

11. Die alte Waschfrau. (1833.) 48
12. Zweites Lied von der alten Waschfrau. (1838.) 50
13. Heimweh. (1837.) 51
14. Der erste Schnee. (1837.) 52
15. Frühling. (1822.) 53
16. Geh' du nur hin! (1818.) 53
17. Was soll ich sagen? (1819.) 54
18. Morgentau. (1822.) 54
19. Zur Antwort. (1821.) 54
20. Zur Unzeit. (1820.) 55
21. Auf der Wanderschaft. (1823—24.) 55
22. Gern und gerner. (1827.) 56
23. Im Herbst. (1832.) 57
24. Das Schloß Boncourt. (1827.) 58
25. Frühling und Herbst. (1826.) 59
26. Die drei Sonnen. (1829.) 59
27. Nacht und Winter. (1803.) 61
28. Blauer Himmel. (1810.) 62
29. Winter. (1811.) 63
30. Abend. (1822.) 63
31. Frisch gesungen! (1829.) 64
32. Es ist nur so der Lauf der Welt. (1829.) 65
33. Geduld! (1828.) 65
34. Pech. (1828.) 66
35. Mäßigung und Mäßigkeit. (1834.) 67
36. Tragische Geschichte. (1822.) 69
37. Nachtwächterlied. (1826.) 70
38. Josua. (1829.) 71
39. Ein französisches Lied. (1827.) 71
40. Kleidermacher-Mut. (1831.) 73
41. Das Dampfroß. (1830.) 74
42. Die goldene Zeit. (1822.) 75
43. Kanon. (1828.) 77
44. Das Gebet der Witwe. (1831.) 78
45. Katzennatur. (1806.) 79
46. Sternschnuppe. (1834.) 80
47. Der Frau Base kluger Rat. (1827.) 81
48. Recht empfindsam. (1828.) 83
49. Polterabend. (1826.) 84
50. Der vortreffliche Mantel. (1831.) 85
51. Eid der Treue. (1827.) 86
52. Minnedienst. (1830.) 87
53. Lebe wohl. (1826.) 89

Seite
54. Frühlingslied. (1830.) 91
55. Hochzeitlieder. (1829. 1828. 1813.) 92
56. In malayischer Form. (1821.)
1. Genug gewandert. 92
2. Die Korbflechterin. 94
3. Totenklage. 95
57. Das Kind an die erloschene Kerze. (1822.) 96
58. Der Glücksvogel. (1810.) 96
59. Familienfest. (1827.) 97
60. Verratene Liebe. (1827.) 98
61. Die Quelle. (1827.) 98
62. Der Gemsenjäger und die Sennerin. (1828.) 99
63. Die Jungfrau von Stubbenkammer. (1828.) 101
64. Das Burgfräulein von Windeck. (1831.) 103
65. Herzog Huldreich und Beatrix. (1829.) 104
66. Liebesprobe. (1832.) 107
67. Die Mutter und das Kind. (1830.) 109
68. Der Kranke. (1829.) 111
69. Die Großmutter. (1829.) 112
70. Die Waise. (1828.) 114
71. Treue Liebe. (1826.) 114
72. Der Sohn der Witwe. (1826.) 116
73. Laß reiten! (1826.) 118
74. Die Müllerin. (1822.) 119
75. Der Müllerin Nachbar. (1822.) 119
76. Don Quixote. (1826.) 120
77. Der alte Müller. (1822.) 122
78. Vier Lieder von Béranger.
1. Die Kartenlegerin. (1828.) 123
2. Die rote Hanne. (1833.) 125
3. Der Bettler. (1833.) 126
4. Prophezeiung des Nostradamus. (1833.) 128
79. Nach dem Dänischen von Andersen.
1. Märzveilchen. (1832.) 129
2. Muttertraum. (1832.) 130
3. Der Soldat. (1832.) 130
4. Der Spielmann. (1831.) 131
80. Der Müllergesell. (1834.) 131
81. Roland ein Roßkamm. (1832.) 135
82. Hans Jürgen und sein Kind. (1830.) 135
83. Böser Markt. (1833.) 138
84. Der rechte Barbier. (1833.) 140
85. Hans im Glücke. (1831.) 142

Seite

86. Das Urteil des Schemjáka. (1832.) 149
87. Ein Lied von der Weibertreue. (1830.) 156
88. San Vito. (1838.) 160
89. Vetter Anselmo. (1832.) 161
90. Der neue Ahasverus. (1828.) 174
91. Der Schatz. (1806.) 176
92. Herein! (1827.) 177
93. Liederstreit. (1827.) 180
94. Die Löwenbraut. (1827.) 182
95. Der Bettler und sein Hund. (1829.) 183
Dies Lied mein Freund . . . . . 183, Anm
96. Der Invalid im Irrenhaus. (1827.) 185
97. Des Gesellen Heimkehr. (1829.) 186
98. Die Sonne bringt es an den Tag. (1827.) 188
99. Das Auge. (1833.) 190
100. Des Basken Etchehons Klage. (1829.) 192
101. Das Mädchen zu Cadix. (1828.) 195
102. Nächtliche Fahrt. (1828.) 197
103. Die Sterbende. (1822.) 198
104. Die Giftmischerin. (1828.) 199
105. Der Tod des Räubers. (1829.) 201
106. Der Graf und der Leibeigene. (1830.) 204
107. Der Waldmann. (1827.) 207
108. Vergeltung. (1829.) 210
109. Der König im Norden. (1831.) 213
110. Laß ruh'n die Toten. (1827.) 214
111. Ungewitter. (1826.) 214
112. Der alte Sänger. (1833.) 215
113. Deutsche Volkssagen. 1831.
1. Das Riesen-Spielzeug 217
2. Die versunkene Burg 218
3. Die Männer im Zobtenberge 220
4. Der Birnbaum a. d. Walserfelde 222
5. Die Weiber von Winsperg 224
114. Abdallah. (1828.) 225
115. Der heilige Martin, Bischof von Tours. (1830.) 230
116. Abba Gloit Leczeka. (1832.) 233
117. Der neue Diogenes. (1828.) 240
118. Georgis. (1827.) 244
119. Lord Byrons letzte Liebe. (1827.) 244
120. Sophia Kondulimo und ihre Kinder. (1828.) 245
121. Chios. (1829.)
1. Der Dichter 248

Seite
2. Die Brüder 250
3. Die Märtyrer 251
4. Die Geretteten 253
5. Die Leichen 254
6. Kanaris 256
122. Korsische Gastfreiheit. (1830.) 257
123. Der arme Heinrich. (1837.) 259

Zweite Abteilung.

Sonette und Terzinen.

1. Der Blücherstein. (1834.) 277
2. An die Apostolischen. (1821—22.) 277
3. Mahnung. (1838.) 280
4. Memento. (1830.) 281
5. Der vertriebene König. (1831.) 282
6. Aus der Vendée
1. Im Jahre 1832. 284
2. Im Jahre 1833. 286
7. Deutsche Barden. (1829.) 287
8. Erscheinung. (1828.) 289
9. Evangelium St. Lucä 18, 10. (1838.) 291
10. Traum. (1828.) 291
11. *ΘΑΝΑΤΟΣ.* (1832.) 294
12. Die Kreuzschau. (1834.) 297
13. Die Ruine. (1832.) 299
14. Der Republikaner. (1834.) 303
15. Chassané und die Waldenser. (1833.) 306
16. Die Predigt des guten Briten. (1833.) 308
17. Bisson vor Stampalin. (1828.) 308
An Fouqué . . . . . 308, Anm.
18. Don Raphaels letztes Gebet. (1827.) 310
19. Die Verbannten. (1831.)
1. Woinarowski. 311
2. Bestujeff. 317
20. Ein Gerichtstag auf Huahine. (1832.) 320
21. Der Stein der Mutter. (1828.) 324
22. Verbrennung der türkischen Flotte zu Tschesme. (1832.) . . . 328
23. Der Szekler Landtag. (1831.) 329
24. Thue es lieber nicht. (1838.) 331
25. Sage von Alexandern. (1833.) 332

Seite
26. Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange 1829. . . . 338
27. Das Mordthal. (1830. 341
28. Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes. (1832. . . 349
29. Das Vermächtnis. (1831. Zur Zeit der Cholera . . . 356
30. Der Geist der Mutter. 1833. 357
31. Die Retraite. 1832.) 360
32. Ein Baal Teichuba. 1832. 361
33. Mateo Falcone, der Korse. (1830.) 361
34. Die Versöhnung. (1830.) 371
35. Ein Kölner Meister. (1833.) 376
36. Francesco Francias Tod. (1834. 379
37. Das Krusifix. (1830. 384
38. Salas y Gomez. (1829.) 386
39. Das Malerzeichen. (1830.) 395
40. Die stille Gemeinde. (1838. 406

Gelegenheits-Gedichte.

1. Der jungen Freundin ins Stammbuch (1822. 411
2. Auf den Tod von Otto von Pirch. 1833. 411
3. Stimme der Zeit. (1834.) 413
4. Trinkspruch. (1831. 414
5. Zur Einleitung des deutschen Musenalmanachs 1833. (1832 . 415
6. Nachhall. (1833.) 417
7. Dichters Unmut. (1832.) 419
8. Die letzten Sonette. (1834.) 420
9. An Trinius. (1835.) 421
10. Es ist ja Sommer. (1836.) 421
11. Traum und Erwachen. (1837.) 422
12. Wer hat's gethan? (1838.) 423

In dramatischer Form.

1. Der Tod Napoleons. (1827. 429
2. Faust. 1803. 433

Übersetzungen.

1. Das Lied von Thrym. Aus dem Isländischen. (1821.) . . 447
2. Idylle. Aus der Tonga-Sprache. 1827. 455
An Ottilie von Goethe. . . . . 455, Anm.
Zu Seite 311, Anmerkung (Ermans Bericht) 459

Peter Schlemihls wundersame Geschichte.

Seite
Jul. Ed. Hitzigs Vorrede zu Peter Schlemihl 467
An Julius Eduard Hitzig von Adelbert von Chamisso . . . 475
An ebendenselben von Fouqué 477
An Fouqué von Hitzig 479
An meinen alten Freund Peter Schlemihl 481
Peter Schlemihls wundersame Geschichte 483

Nachträge 541
Verzeichnis der Versanfänge 543
Inhalt 546

BINDING DEPT. NOV 13 1956

38407

LG
C4485W

Chamisso, Adelbert von
Werke; hrsg. von O.F.Walzel.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 17 01 008 8